
Völkerkunde in Charakterbildern des Lebens, Treibens und ...
Leo Frobenius





Völkerkunde
in Charakterbildern



in Charakterbildern des

Lebens, Treibens und Denkens der Wilden und der reiferen Menschheit

Von

Leo Frobenius

Mit über 700 Abbildungen im Text und auf Tafeln von
C. Arriens, A. Graatz, A. Thiele, M. Zimmermann, Preine,
Kosters, Martens, Borta und nach authentischen Vorlagen

I. Band

Aus den Flegeljahren der Menschheit

II. Band

Die reifere Menschheit



Hannover
Verlag von Gebrüder Jänecke
1902

Vorwort

Es könnte gar leicht passieren, daß einer dies Buch in die Hand nimmt, der dem Titel zufolge etwas anderes darin erwartet, als in ihm enthalten ist. Dies Werk heißt wohl eine Völkerkunde, aber eigentlich sind Völker darin nicht beschrieben. Wenn also jemand glaubt, hier von schwarzen und weißen Menschen und Schädelformen und Rassen und Völkerverwandtschaft etwas zu finden, der irrt sich.

Die Bedeutung des Wortes „Völkerkunde" hat sich im Laufe der letzten 20 Jahre sehr merklich geändert. Sobald nämlich unsere Wissenschaft einigermaßen herangewachsen war und sich auf sich selbst zu besinnen, sich eine eigene Welt zu gestalten, begonnen hatte, da zeigte es sich, daß in der Beschreibung der Völker d. h. der Menschen als solcher doch nur ein einziger Zweig von einem mächtig und gewaltig ausgedehnten Baume zu suchen und zu finden sei. Der Baum unserer Wissenschaft und unserer Erkenntnis ist viel zu verzweigt, um heute schon vollkommen bekannt zu sein und das Menschenkind, das in seinen Zweigen herumklettern will, das kann sich in dem Geäst gar jämmerlich verirren.

Wenn ich nun mit diesen beiden Bänden, mit dieser Völkerkunde alle jungen und alten kletterlustigen Leute einlade, an einer Fahrt durch das Blätterwerk der Menschheit teilzunehmen, dann will ich nur gleich sagen, daß ich mich bemüht habe, in meinem Baedeker alle möglichen fröhlichen Ausblicke zu eröffnen, daß ich

aber den Zweig der eigentlichen Völkerbeschreibung nicht in die Reiserute aufgenommen habe.

Auch wolle man nicht erwarten, daß diese Fahrt eine dogmatisch schwerfällige werde. Ich habe es so eingerichtet, daß wir unterwegs einmal herzlich lachen, ein andermal wieder ernst und melancholisch dreinschauen und zum dritten wohl auch einmal ein betrübtes Gesicht machen können, — just so, wie es Wetter und Laune, Stimmung und Genußfähigkeit gebieten.

Abgeleierte Lieder kann ich zudem nicht leiden, und wenn wir auf unserer Fahrt einmal singen wollen, dann habe ich für weniger bekannte und neue Noten gesorgt. Das ist ja auf unserem Baume so leicht, denn da rauscht ja jedes Blättlein, jedes Zweiglein und jeder Ast eine andere Melodei und wenn es nur einer versteht, aus dem Blätterrauschen etwas mehr heraus zu lesen, als die Richtung des Windes, dann kann er ja so viele Lieder und Gedichte und Märchen und auch Gebete lernen, wie nur sonst wo.

Es geht bei uns gar nicht systematisch zu. Haben wir auf einem Aste genug geruht, dann schauen wir zu, wo uns von oben oder von der Seite ein anderes Geäst entgegenschaut. Ein Griff, ein Schwung, hurra! wir sind wieder auf einem neuen Boden.

Es ist drollig, daß wir der alten Gewohnheit gemäß gezwungen sind, ein Buch wie das vorliegende eine Völkerkunde zu nennen. Richtig erfaßt ist es viel eher ein Stück Kulturgeschichte wie eine Völkerkunde. Überhaupt sollte man den Namen umtaufen. Wunderlicherweise versteht fast ein jeder heute unter der Völkerkunde eine Wissenschaft, die nur schwarze und rote, dazu obendrein höchstens noch einige gelbe Menschen als ihre Studienobjekte anerkennt und betrachtet. Typisch ist es, daß der Zweig der Wissenschaft, der sich mit unseren eigenen und nächsten Brüdern und Vettern beschäftigt, — daß der sich Volkskunde nennt. Jüngst hat ein merkwürdiger Mensch ein Buch geschrieben, das er Menschenkunde nannte. Der Gedanke des Titels war gut. Der Autor erscheint mir nur deswegen so wunderlich, weil er so merkwürdiges

Material beim „Zusammenschreiben“ seines Opus verwendete und weil er es überhaupt wagte, ein Buch zu schreiben, ohne von dem Stoffe mehr zu verstehen, als eben die Technik des Abschreibens. Dafür hatte jener Mann eine großartige Systematik, die uns ja leider fehlt. Wir würden unser Buch Menschenkunde nennen, wenn der Titel nicht eben durch unseren Vorgänger in einen so schlechten Geruch gekommen wäre.

In Wahrheit lehre ich also in dieser kleinen populären Völkerkunde Kulturgeschichte. Es ist nicht jene Kulturgeschichte, die von den Griechen, vor Langweile, gähnend bis zu den Ägyptern und Babyloniern zurück- und hochnäsig, hochmütig grinsend über die Römer hinweg bis zu uns vorschaut, jene Kulturgeschichte, die überall, wo sie hinblickt, Jahreszahlen und Schlachttage aus dem toten Erdreiche lockt; es ist nicht die Kulturgeschichte, welche mit Zeiten rechnet, sondern diejenige, welche Form und Inhalt, Raum und Zeit, die Menschen und die Erde verbindet. Unsere Kulturgeschichte fängt an, sagen wir bei der Köchin, die in meiner Küche steht und die just eben ein wertvolles ostpreußisches Bauernlied singt, oder bei dem Negerjungen, der bei Bruno Antelmann emsig die Fibel studiert, bei dem japanischen Jünglinge, der sich den Kopf zerbricht, wie die Europäer nur darauf gekommen sein können, das Küssen hübsch zu finden; meine Kulturgeschichte betrachtet das Rad an einem Landwagen, den alten Pflug eines badischen Bauernhofes, den Spieß eines Negerhäuptlings und den Schneeschuh eines Indianers mit gleichem Interesse, denn jedes einzelne Stücklein, jeder Nagel, jeder Papierfetzen, jeder Ziegelstein sind geschaffen worden, sind Schöpfungen einer riesenhaften Arbeit der Menschheit, sind Kultursymptome, die einen langen, langen Weg entwicklungsgeschichtlich durchgemacht haben.

Und eben jener Negerjunge bei Bruno Antelmann oder der Japaner an der Berliner Universität oder mein masurisches Dienstmädchen, von denen kann jeder einzelne als ein Träger derartig fremder Kulturmerkmale betrachtet werden und jeder abergläubische Gedanke, der ihm durch den Kopf zuckt, jeder Vers eines Heimats-

liedes, der ihn leise gesungen entschlüpft, jedes einzelne derartige Sympton ist ein Belegstück für eine enorme Entwicklungsgeschichte, an sich eine nichtige Kleinigkeit, im Rahmen des ganzen Kulturbildes vielleicht ein Juwel.

Und mit einem Strahlenkranz solcher Juwelen ist jedes einzelnen Menschen Stirne geschmückt. Denn jeder trägt als Krone die Kultur.

Die Kulturgeschichte, die ich meine, die soll Euch die Kunst lehren, die Juwelenkronen auf den Häuptern der Menschen zu schauen, — auf den Häuptern des kleinen Negerbuben und des japanischen Studenten ebenso wie auf dem meiner masurischen Köchin.

Leo Frobenius

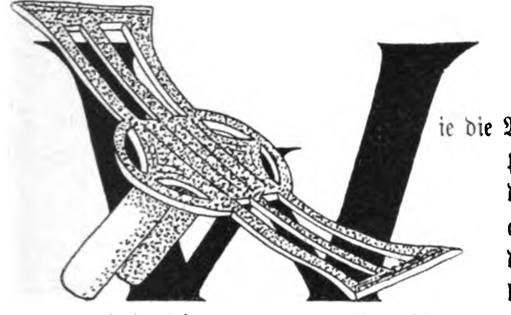
I. Teil

Aus den Flegeljahren der Menschheit

Inhalt des I. Bandes

Das Verzeichnis der Abbildungen und die Beschreibung der Kapitelinitialen befinden sich am Ende des I. Bandes.

Der Schmuck des Menschen.



Wie die Wildlinge dem ersten Europäer entgegentreten, — wie die wenig gebildeten Völker aussehen, wenn sie erst mit dem Europäer in Verbindung getreten sind, — da habt Ihr den ganzen Unterschied des äußeren Daseins zwischen den beiden Lebensformen der Naturvölker.

Der ursprüngliche Wilde in seiner wilden Pracht, das Haar gekrönt von einem mächtigen Federschmuck, prunkende Muschelschalen um Hals und Arm an Schnüren aufgereiht, gekrönt von einem

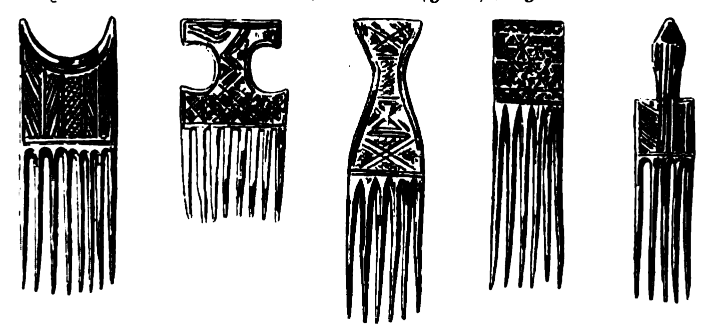


Fig. 1—5. Afrikanische Kämme (vom Kassai). Im Besitze des Verfassers.

kecken Kamm, Wange und Stirn, Arm und Brust mit zierlichen Einschnitten oder klumpigen Narben bedeckt, das ist der Mensch der Natur, der Mensch einer selbständigen Auffassung. Es liegt etwas Einheitliches darin. Unsere Begriffe von Schönheit verlieren hier ihre Urteilskraft. Und ich selbst, der Autor, der ich ein zweifaches

Leben führe, eines im Genusse unserer eigenen Kultur, — eines in der Vergangenheit, im Sichvertiefen, Sichversenken in die Ursprünglichkeit des Wildlingslebens, — ich will es ehrlich gestehen, daß mir die äußere Erscheinung jener fremden, untergehenden Menschen eine eigenartige Art der Achtung abzwingt, — denn es liegt eben etwas außerordentlich Selbständiges darin, es hat so viele, so unendlich viele verschiedene Typen dieser fremden Menschen gegeben; denn jeder Volksstamm hat sich in ein eigenes Äußeres geformt, hat ein so eigenartiges Bild gewonnen, daß man erstaunen muß über die unendliche Fülle selbständiger Erscheinungen.



Fig. 6.
„König“ von der westafrikanischen Küste.

Man denke: der Brasilianer in der herrlichen Federpracht, der Afrikaner im Eisenschmuck starrend, der Sibirier im verbrämten Pelzwerk, — wer möchte sie verwechseln? Dabei ist es sicherlich, daß, wer sie kennt, wohl zu unterscheiden vermag die Hunderte von afrikanischen Stämmen, die Hunderte von amerikanischen Völkern, die Tausende von Asiaten und Ozeaniern. Und das gerade nach der äußeren selbstgeschaffenen Form, — ich meine also nach Schmuck und Kleidung im Gegensatz zu Gesichtsbildung, Schädelform, Körperbau, also im Gegensatz zu den natürlichen, den Rasseneigentümlichkeiten.

Wenn also die Anthropologie, die Lehre von den Rassen anfängt mit der Gliederung der Menschheit nach Hautfarbe und Schädeltypus, so hebe ich an mit einer Betrachtung derjenigen äußeren Gestalt, die der Mensch sich selbst gegeben hat. Und mein erster

Spruch ist daher: ich erstaune über die Mannigfaltigkeit selbständiger Erscheinungen.

Wenn der Wildling mit dem Europäer in Beziehung tritt, dann pflegt er wohl in den meisten Fällen von einer gewissen Sucht befallen zu werden, sein Äußeres dem des Fremden, des Vielbewunderten möglichst gleichartig zu gestalten. Am charakteristischsten ist hier der afrikanische Neger. Möglichst schnell erwirbt er einen Cylinder, einen Frack, eine Brille und ein Paar Lackstiefel. Da die Hose nicht so notwendig erscheint und an die Stelle des alten selbstgewebten Lendentuches ein Stück buntgedruckten schlechten Kattunes tritt, so entsteht ein Zerrbild, das in den widerlichsten Gegensatz tritt zu dem natürlichen alten einheitlichen Habit. Es ist, als verliere der Wilde plötzlich alle Kritik, alles Formgefühl. Das stößt ab. Aber wer dies Bild einmal gesehen hat, der mag für den selbständigen alten Typus ein besseres Verständnis gewinnen, der wird leicht einsehen, daß die Entwicklung des Schmuckes bei den Naturvölkern nach bestimmten Gesetzen vor sich gegangen ist. (Vergl. Fig. 6 und 7.)



Fig. 7.
Innerafrikanischer Häuptling vom Aruwinis.
Nach Originalskizze von Ward.

Der Körper des Menschen bot ganz einfache Möglichkeiten der Ausschmückung. Da sind zuerst die Haare, die in jeder Weise eine Umgestaltung gestatten, indem Zöpfe geflochten, indem Teile herausgeschoren, Knoten gebunden werden. Aber das genügt noch nicht. Indem Stäbe und Stuhlrohrstreifen eingezogen werden, entstehen Kronen, Kuppeln, ganze Prachtbauten. Man schmiert auch wohl Thon hinein, um dem Ganzen mehr Halt zu bieten, man färbt die Haare. Wenig sympathisch wirkt das präparierte Haar der Dinkaneger im Nilgebiet. Bei diesen ist die rötliche Färbung das Resultat fortgesetzter Waschungen mit Kuhharn; in einigen Fällen soll eine Kompresse von Mist und Asche, welcher der Betreffende sich 14 Tage lang unterzieht, ein gleiches Resultat erzielen. Das sagt Schweinfurt!

Die Brasilianer dagegen haben eine entschieden stolzere Verzierung. Die herrlichen Federn der Papageien sind in deren Haar zu einer farbenprangenden Krone vereinigt. — Im übrigen werden gerade bei diesen Völkern die Haare häufig entfernt. Ich füge hier einen Bericht Carl von den Steinens an, der diese Handhabung gut beleuchtet. Er beschreibt die Haartracht der Völker am Schingu, einem südlichen Nebenflusse des Amazonas.

Die Haartracht der Männer ist eine Kalotte mit Tonsur, das Haar wird von dem Wirbel aus radienförmig nach allen Seiten gekämmt, fällt vorn auf die Stirn, reicht seitlich bis an das Loch des Gehöreinganges und hinten nicht ganz bis zum Halsansatz. Während die Suyá das Vorderhaupt kahl zu scheren pflegen und die Tonsur des Apostel Paulus besitzen, haben die Kulisehu-Indianer sämtlich die Tonsur des Apostel Petrus, eine kreisförmige Glatze auf dem Scheitel bis zu 7 cm Durchmesser. Wenn der junge Bakairi Luchu in Vogels braunem Lodenponcho stolzierte, sah er aus wie der Klosterschüler aus dem Eccehardt. — Es scheint so, als sei diese Tonsur nicht erst von den Mönchen eingeführt. Ist doch das Vernichten der Haare auch sonst eine häufige Erscheinung und wurde doch gerade bei diesen Stämmen alles übrige Körperhaar mit Ausnahme der Augenbrauen rasiert oder frischweg ausgerupft. Dabei wurden die Wimperhaare nicht, wie bei den Yuruna am untern Schingu, auf einen Tukumfaden gelegt und dann mit einem

Ruck gleichzeitig ausgerissen, sondern Stück für Stück den Kindern im frühesten Alter ausgezogen. —

Brown hat mir erzählt, welch heitere Bilder eines drolligen Familienlebens man zuweilen in den südwestlichen Mobali-Dörfern, nördlich des Kongo beabachten könne. Rings im Kreise um ein wärmendes Feuer sitzen Papa, Mama, Söhne, Töchter und Enkel, einer hinter dem andern und rupfen sich mit einer kleinen primitiven Eisenpinzette die Haare aus. Brown meint, das hätte den Leuten eher gut als weh gethan und das Ganze habe dreingeschaut, wie eine in Behaglichkeit sich ergehende Affenfamilie. — Ja, die Sache habe sogar noch eine peinliche Ähnlichkeit dadurch gewonnen, daß, wenn eines der Familienmitglieder das Glück gehabt hätte, ein Läuslein zu entdecken, dieses dann außerordentlich schnell unter gemütlichem Schmunzeln zwischen die Zähne des glücklichen Sammlers gefahren sei. — NB. sind die Mobali nicht die einzigen Liebhaber dieser Leckerbissen. Der verstorbene Professor Joest hat in einer sehr schönen und sehr gelehrten Abhandlung bewiesen, daß die Feinschmecker gar vieler Völker diese bei uns recht wenig beliebten Geschöpfchen sehr zu schätzen wissen. — Gottlob hat die Wissenschaft aber wichtigere Beweise der Vetternschaft von Mensch und Affen gefunden!

Um Ketten, Schnüre, Ringe anzulegen, ist mannigfaltige Gelegenheit, die auch in reichlichem Maßstabe ausgenutzt wird. Die Gegenstände, die zu solchem Putz verwendet werden, sind aber im allgemeinen nicht so ohne weiteres aus der Luft gegriffen. Im allgemeinen mögen ja irgend welche natürlichen, zierlichen, niedlichen, farbenprächtigen Funde, wie bunte Steine und bei den alten Amerikanern, die des Glanzes wegen geschätzten Goldstückchen, dann Schnecken, Muscheln ꝛc. als Schmuckketten aufgereiht werden. Aber im besonderen haben diese Gegenstände doch nicht selten noch einen anderen Wert. Der Jäger, der stolz auf seine Jagdbeute ist, hängt

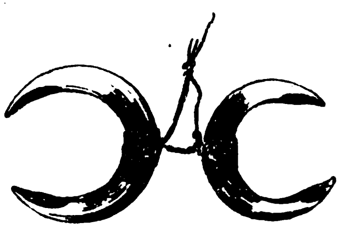


Fig. 8.
Eberhauerschmuck vom Ubangi, nördlich des Kongo.
(Im Besitze des Dr. Brandt.)

sich die Hauer wilder Eber um (Fig. 8). Es ist aber garnicht selten, daß die diktatorische Gewalt eines afrikanischen Häuptlings dem geschickten Fallensteller die ihm zukommende Ehre entzieht. So ist es weit verbreiteter Gebrauch im Innern des dunklen Erdteiles, daß die Reißzähne der erbeuteten Leoparden und Löwen an den Herrscher des Stammes abgeliefert werden müssen und von diesem auf einer Schnur aufgereiht dann als Kollier getragen werden — ein würdiges Zeichen nicht seiner selbst, wohl aber der Jagdtüchtigkeit der ihm untergebenen Leute (Fig. 9). Sehr scherzhaft hierbei ist es, wie die gewissermaßen ihrer Beute Beraubten sich doch einen Ersatz sozusagen zu verschaffen verstehen. Ein Recke vom Ssanga, ein sehr berühmter Leoparden-Jäger, wußte sich z. B. so zu helfen, daß er jedesmal, wenn er ein Tier erlegt und seine Jagdtrophäen dem Häuptling überliefert hatte, zwei Holzzähne schnitzte, mit diesen zum Schmied ging und sie mit Messing umgeben ließ. So rettete er sich dennoch ein äußeres Zeichen seiner Jagdkunst (siehe Fig. 10).

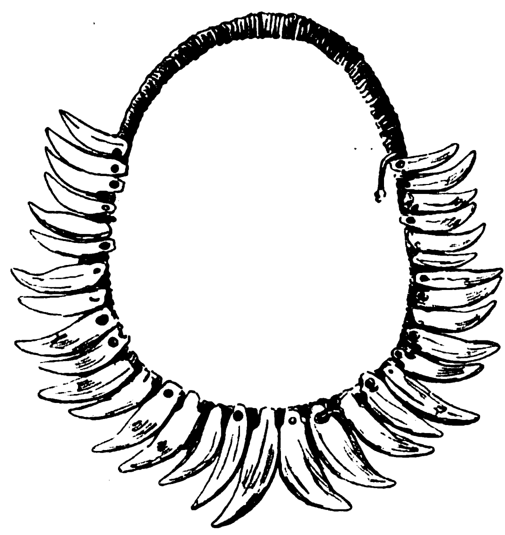


Fig. 9. Schmuck von Leopardenzähnen. Balolo. Innerafrika. (Im Besitze von Dr. Brandt.)

Wieder ein anderes gewichtiges Material der Halsgehänge stellt der Ahnendienst dar. Die braven Söhne der Abanza tragen die Fingerglieder von der Leiche der verstorbenen Eltern aufgereiht um den Hals; ein Walonga vom Mongala trug zur Erinnerung an seine drei erschlagenen Brüder drei holzgeschnitzte Köpfe an einer Lederschnur. Dies Kollier sollte ihn stets daran erinnern, daß er



Fig. 10. Schmuck aus imitierten Leopardenzähnen vom Ssanga. Innerafrika.
(Im Besitze von Dr. Brandt.)

diese Geschwister noch zu rächen habe. Das ist so Sitte im Walongadorfe. Ein jeder derartige Holzkopf bedingt ein Sühneopfer, den Mord eines Mannes von jenem Stamme, der den Verwandten erschlug. Ist das Sühneopfer ermordet, so giebt es ein großes Fest im Walongadorfe. Der Erschlagene wird aufgegessen und das Holzköpfchen verbrannt. Auf diese Weise kann ein solches harmlos dreinschauendes Halsband das Zeugnis einer langen, sehr traurigen Geschichte sein. (Fig. 11.)

Ein anderes Bild: Als Stanley auf seiner ersten berühmten Durchquerung Afrikas von Osten her den Stanleypool erreichte, fand er, daß von Westen aus das Messing durch den Zwischenhandel der verschiedenen Stämme schon bis hierher vorgedrungen war. Aber wie! Dies gelbe Metall galt hier als das wertvollste Gut und der reiche König Tschumbiri hatte es seinen Frauen als Ringe von 20 bis 40 Kilo Gewicht (!) um den Hals schmieden lassen. Es wurde die Frage



Fig. 11. Halsschmuck vom Mongala. Innerafrika.
(Im Besitze des Verfassers.)

aufgeworfen, ob denn, wenn die Frauen stürben, das Metall mit in das Grab wandere?

I wo!

Eine bezeichnende Linie mit dem Finger um den Hals war die Antwort: Mein Gott, ob die Frau mit oder ohne Kopf im Grabe liegt — brrrr!

Hier haben wir schon den Schmuck als Geld, als Kapitalanlage. Hier reiht sich ein ganzes großes Kapitel der Kulturgeschichte an, das ich in einem eigenen Abschnitte nachgehend behandeln muß.

Soweit der äußere Schmuck. Nun aber wollen wir sehen, wie der Mensch mit diesen äußeren, leicht vergänglichen Zeichen nicht zufrieden, seine Zierde, seine Symbole, die Sprache seines Schmuckes als unvergänglich in den Körper eingräbt, auf daß sie bestehen möge, solange er lebt!

Das Tätowieren.

Im Jahre 1895 drang ein französischer Kaufmann mit einer kleinen Expedition auf eigene Kosten vom mittleren Kongo auf, um den südlichen Teil des Lac Leopold zu erreichen und daselbst einen Handel zu eröffnen. Ich sah den jungen Herrn, als er auszog, fröhlich, siegesbewußt und mit großen Hoffnungen, und ich sah ihn, wie er wiederkam. Welcher Unterschied! Die roten Wangen gebleicht, die Augen tief in den Höhlen, der Mut verschwunden; vor allen Dingen aber auf jeder der beiden Schläfen einen kleinen dicken Knoten, über jede Wange einen schrägen Strich. Es war dem armen Kerl drollig ergangen.

Ohne große Schwierigkeiten war er durch die Wangata- und Balolodistrikte vorgedrungen, hatte sich mit dem Buschmesser immer als vorderster seiner Karawane tapfer einen Weg durch das Urwald-dickicht gehauen und hatte dann bei einem kleinen Mongo-Stamme,

irgendwo in der Nähe des Bussera, Halt gemacht. Es war hier ganz behaglich, vor allem schien Elfenbein und Kautschuk reichlich vorhanden und die guten Eingeborenen so liebenswürdig, daß es nur einiger weniger Zinnlöffel, Brillen und Taschenspiegel zu bedürfen schien, um in aller Eile Reichtümer zusammenraffen zu können. Einige Tage ging das ganz schön, sodaß mein Krämerlein beschloß, eine feste Station anzulegen. Doch kaum war die Axt an den ersten Baum gelegt, so lag auch schon die Hand des Dorfchefs auf der Schulter des Holzhackers und die andere deutete mit nicht mißzuverstehender Klarheit an, daß das nicht so ohne weiteres ginge. Das Parlamentieren hub also an. Und siehe da, die guten Mongos verlangten nur, daß der Kaufmann Mitglied des Stammes werden müsse.



Fig. 12. Tätowierung der Bahumbu am Quango.



Fig. 13. Tätowierung der Stämme am Bussera.



Fig. 14. Tätowierung der Stämme im Quellgebiet der Äquatorströme.

Der Mann jubelte. Weiter nichts? Er nickte und ließ durch seinen Wangata-Dolmetsch die Frage stellen, wie dies zu bewerkstelligen sei. Mit Erstaunen sah er, wie die Bakongo-Träger in ein hämisches Grinsen verfielen, mit Schrecken hörte er die übersetzte Antwort:

„Du mußt unsere Stammesnarben nehmen."

Ein langes Gesicht!

Doch was halfs? — Rechts und links Elfenbein und Kautschuk, — weiter nichts als die paar Narben, — die Gelegenheit schnell reich zu werden, — also los!

Am nächsten Morgen fand sich der Ganga, d. h. der Priester des Stammes bei unserm Freunde ein. Er breitete auf einem Leder alle möglichen kleinen Sachen aus, ein Paar Hörnchen, schwarze



Fig. 16. Tätowierung der Mongo am Maringa.



Fig. 15. Tätowierung der Mongostämme am Maringa.

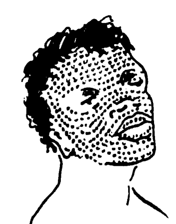


Fig. 17. Tätowierung der Gombe im Osten der Äquatorströme.

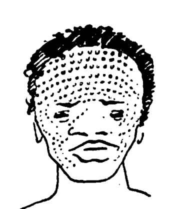


Fig. 19. Tätowierung der Malema im Aruwimidistrikt.



Fig. 18. Tätowierung der Sukuru im Aruwimidistrikt.

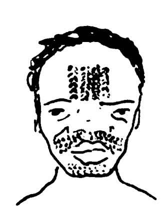


Fig. 20. Tätowierung der Lokele im Aruwimidistrikt.



Fig. 22. Tätowierung der Jalelima am Lukenje.

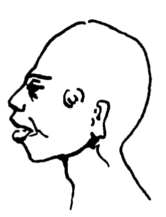


Fig. 21. Schläfentätowierung der Niumba am Lac Leopold.



Fig. 23. Tätowierung der Moliro westl. des Tanganika.



Fig. 24. Tätowierung der Wemba westl. des Tanganika.

Asche, rote Farbe, einige kleine Eisengeräte und vier zusammengebundene kleine Holzfigürchen. Gleichzeitig gab es draußen einen sehr vergnügten Radau und fröhliches Gejohle.

Kurz und gut, der weiße Stammesbruder ward zunächst auf den Schläfen operiert, mit einer schwarzen Mixtur eingerieben und sein Kopf mit allen möglichen roten Strichen versehen. Dazu feierte die Menge draußen, tanzte, aß gute Sachen, trank Palmwein, — alles auf seine Kosten. Doch damit nicht genug. Die Wunden entzündeten sich und eiterten, — als der Kranke sich von seinem Träger Hühnersuppe herstellen lassen wollte, legte der Ganga ein Veto ein.





Fig. 25 und 26. Baschilange, obere Kassai.
Nach Zeichnungen von Prof. Dr. Max Büchner.

Vier Wochen lang fastete also unser Krämer, vier Wochen hatte er Fieber, war krank und leidend, vier Wochen war an keinen Kauf zu denken, denn die Mongos gingen ihm und seinen Leuten konstant aus dem Wege.

Nach vier Wochen war es, als der Ganga wieder in die Hütte kam. Befreiung! — dachte unser Kaufmann. Doch o weh! Ehe der junge Mann es sich versah, waren ihm auch die Schnitte beigebracht, — er blutete wieder fürchterlich, draußen jubelte wieder die Menge, — natürlich auf seine Kosten.

O weh! Da lag er nun wieder krank, da galt es nun wieder fasten, nichts thun, ein thatenloses Leben verschlafen. Doch damit riß ihm auch die Geduld. Nach einigen Tagen schnürte er sein Bündel und zog von dannen nach Europa zurück.

Die Geschichte hatte ihr trauriges Nachspiel. Der arme Kerl ist daran gestorben, als er versuchte, sich von einem Arzte die häßlichen Fleischklumpen auf den Schläfen wegschneiden zu lassen. Der arme Tätowierte!



Fig. 27. Neuseeländer (Tupai Kupas) Nach altem Holzschnitt.

Diese Geschichte belegt uns als merkwürdiges Beispiel einen interessanten Vorgang, der sich im Leben einer außerordentlich großen Anzahl der Naturvölker abspielt. Das, worum es sich handelt, ist ein fest eingeprägtes Merkmal der Stammeszusammengehörigkeit. Ich gebe in diesem Kapitel und auch an anderen Stellen dieses Buches eine große Anzahl von Typen der Stämme des Kongogebietes. Da wird man sehen, daß jedes Volk, ja oft sogar jedes Dorf seine eigenen Wappenzeichen, wenn man so will, am Kopfe sichtbar zur Schau trägt und das ist nicht nur im Kongogebiet so, das ist Brauch auf einem großen Teile der Erde, außer in Afrika, zumal in der Region des großen Ozeans und auf den ihn umgrenzenden Küsten. Ist doch Japan das klassische Land der Tätowierung!

Es giebt die verschiedensten Arten, die verschiedensten Methoden. Doch die schönste Entwicklung bei den Naturvölkern hat diese Kunst in Polynesien erfahren. Hier vermögen wir auch viele Züge der

Entwicklungsgeschichte am klarsten zu verfolgen. Nehmen wir das Beispiel von Neu-Seeland.



Fig. 28. Neuseeländer (Tupai Kupa). Nach eigener Zeichnung.

Ich bilde hier einige Beispiele der neu-seeländischen Tätowierung ab, zumal diejenige Tupai Kupas, wie er sie selbst vor einem Jahrhundert in Liverpool seinen Freunden aufgezeichnet hat. Als dieser Maori von seinem Freunde John Sylvester gemalt wurde, sah er ihm sehr interessiert zu, schüttelte nach einiger Zeit den Kopf und erklärte, daß das gar nicht er, Tupai Kupa, wäre.

Die Umstehenden und Dazutretenden waren sehr erstaunt. Alle waren sich einig darüber, daß die Gesichtszüge ganz selten gut getroffen wären.

Tupai Kupa aber lächelte hoheitsvoll und überlegen. Er wies mit dem Finger auf die Stirn der Abbildung und sagte lakonisch:

„Das nicht ich!"

Doch das Erstaunen wuchs noch, als der Maori sich den Stift geben ließ



Fig. 29. Neuseeländer. Nach moderner Photographie.

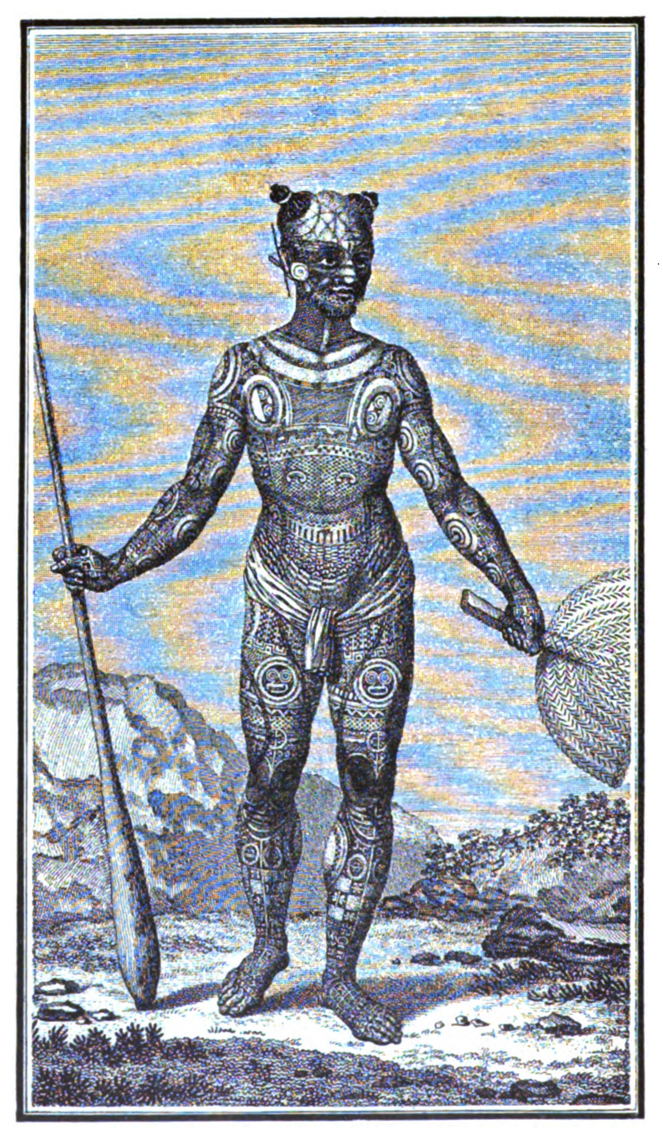


Fig. 30. Tätowierter Markesaner. (Nach v. Langsdorff)

und mit außerordentlicher Geschicklichkeit sein Bild, wie er es auffaßte, wie es ihm wichtig war und wie ich (Fig. 28) es hier wiedergegeben habe, zeichnete. Dies war allerdings nicht sein Bild, sondern das der Ziernarben, der Tätowierung seines Antlitzes. — Man war damals erstaunt, einige Wochen lang mußte der arme Tupai Kupa allen seinen Freunden und Bekannten seine Tätowierung aufmalen, aber leider hatte damals die Wissenschaft noch nicht die genügende Tiefe erreicht, um die Bedeutung dieses großen Ereignisses zu würdigen. Tupai Kupa gab die Namen und die Bedeutung eines jeden Zeichens, erzählte die Gelegenheit, bei welcher dies oder jenes angewandt werde, skizzierte die Tätowierungswappen aller ritterlichen Familien, aber leider haben alle Berichterstatter dieses Ereignisses nur die Thatsache als solche, nicht aber die Einzelheiten und Tupai Kupas Angaben abgedruckt.

Wir wissen aber mit Bestimmtheit, daß es auf centralen Inseln Polynesiens Sitte war, den Schutzgeist, resp. das heilige Tier jedem auf den Körper zu tätowieren, — wir wissen, daß gelegentlich fröhlicher Feste die Erinnerungsmale den Teilnehmern auf die Brust gebucht wurden. Wir haben denselben Ritus in Afrika, z. B. bei den westlichsten Azande. Hier trägt der Jüngling die Anzeichen, wenn er unter die Männer des Stammes als Krieger aufgenommen wurde, daß Ehepaar statt der Eheringe Tätowierungsmerkmale und die Mutter die Zahl der Kinder als beständige Notiz, die für jeden Kundigen lesbar ist.

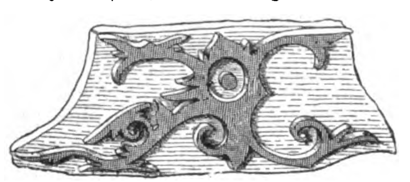


Fig. 31. Stempel zum Körperbemalen. Dajak; Borneo. (Nach Ling Roth.)

Und damit sind wir bei einem wichtigen Abschnitte angelangt, d. h. nämlich bei den Anfängen einer Schrift und einer Geschichtsschreibung.

Sicher ist es übrigens, daß der Tätowierung die Bemalung des Körpers vorangegangen ist. Noch heute werden die Muster mit schwarzer oder roter Farbe auf die Haut gemalt, ehe die Punktiernadel hineingetrieben oder das Messer zum Schnitt angesetzt wird. Ja, die Dajak auf Borneo benutzen hierzu sogar einen regelrechten geschnitzten Stempel, wie nebenstehende Abbildung zeigt.

Proben der Mannhaftigkeit.



Es wird jetzt Zeit, uns daran zu erinnern, daß wir von den Flegeljahren der Menschheit sprechen. Eine rechte Rüpelei ist es, mit der ich mich jetzt beschäftigen will. Das Kollier und das Armband sind Eigenarten auch *unserer* Lebensform; die Hautverzierung und Bemalung treffen wir auch bei unseren Matrosen, bei den Soldaten und auf unseren Bühnen an; was aber nun kommt, das zeugt von einem Übersprudeln der Kraft, das wir in dieser ungeregelten und unbegrenzten Form nur in den Flegeljahren der Menschheit antreffen. Wir lachen heute zum Teil schon über das zierliche Nadelloch im Ohrläppchen, durch das ein niedlicher Ring gezogen ist. Wir entsetzen uns aber beim Anblick eines Ohrloches, das bis herab auf die Schulter gezogen ist — bis auf die Schulter! Ich staune darüber, daß die Menschheit so zäh an gewaltthätigem Schmuck hängt, wie etwa am Ausbrechen der Zähne, dem sich keiner entziehen darf, der als Mann im Stamme ein Wort mitreden will. Ihr mögt auch über den Geschmack erstaunen, der sich darin äußert, daß der Kopf der Kinder, solange er noch weich ist, durch Binden und Gestelle deformiert, verunstaltet wird. Und doch sind solche Erscheinungen gerade bei kräftigen Völkern nicht selten — und gerade das Kopfpressen, das zwangsweise Zurückbinden der Stirn treffen wir bei hochstehenden Völkern, den alten Peruanern, den Mangbattu, die ein Mann wie Schweinfurt bereit ist, für die intelligentesten aller Neger zu halten. Ich bilde hier einige Holzschnitzereien dieser Mangbattu ab, aus denen man ersehen mag, für wie schön die zurückgebundene Stirn gehalten wird. (Fig. 32 u. 33.)

Gerade diese Sitten, die einerseits das Stammesmerkmal bedeuten und andererseits die Jugend erproben, deren Mannesmut

stärken sollen, gerade sie müssen fesseln. Also einige Beispiele. Zuerst die tiefstehenden Neu=Holländer (Australier), dann die Mexikaner.

Zwischen dem 12. und 15. Jahre galten früher die neu=holländischen Bengel unter den Eingeborenen von Neu=Süd=Wales als reif, unter die Zahl der kriegerischen Männer aufgenommen zu

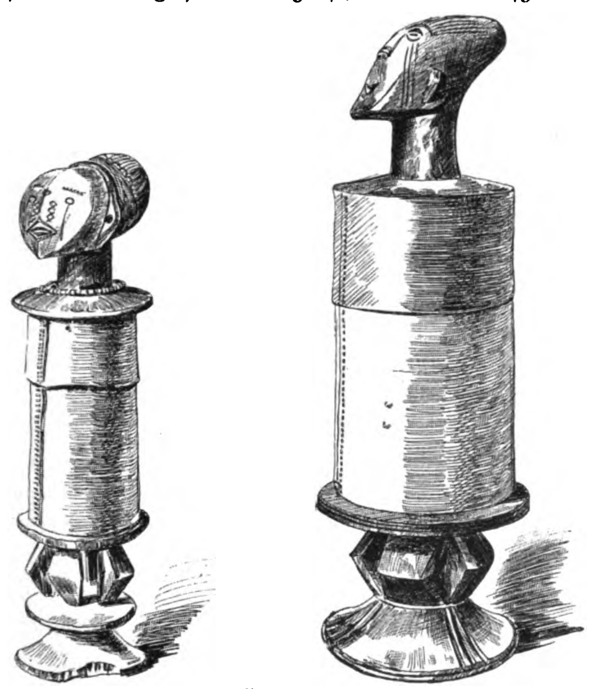


Fig. 32 und 33.
Zwei Schachteln der Mangbattu im Ubangi-Uelle-Gebiet.
Beide in etwa $1/8$ der natürlichen Größe.
(Im Besitze des Verfassers.)
Man beachte die zurückgebogenen Stirnen, die bei den Kindern durch Pressen erzeugt werden.

werden. Sie mußten sich dann einer Operation unterziehen, die den Namen Gua=nung führte. Diese bestand darin, daß die Nasen=scheidewand durchstochen und ein Stück Schilfrohr oder Knochen als ständige Zierde durchgeführt wurde. Gleichzeitig wurde ihnen ein Zahn ausgeschlagen. Mit dem Verluste des Zahnes traten sie in

die Reihe der Männer ein; d. h. sie erhielten auch deren Rechte, die nicht nur in kriegerischen Zügen bestanden, sondern auch in der Känguruhjagd und Ähnlichem. Im Jahre 1795 beobachtete Collins eine solche Ceremonie auf der Spitze von Farm-Cove.

Einige Tage vor Beginn der Ceremonien war ein Platz von ovaler Gestalt, ca. 20 Fuß lang und 16 Fuß breit, You-Lang genannt, von Gras, Gestrüpp und Baumästen gereinigt worden. Als Collins ankam, fand er die Hauptteilnehmer des Vorganges, welche vom Kemmiraistamme waren, in voller Rüstung am einen Ende des Schauplatzes und die jungen Leute, die ihren Zahn verlieren sollten, am anderen.

Die Ceremonie begann. Die bewaffneten Männer traten singend oder vielmehr schreiend hervor, schlugen mit den Lanzen und Wurfhölzern gegen die Schilde und wirbelten mit den Füßen Staub in die Höhe, der die Umstehenden bedeckte. In dem Augenblick, als sie sich den Knaben näherten, trat ein Mann aus dem Trupp der Tanzenden und Bewaffneten, ging einige Schritte vorwärts, ergriff einen Knaben und wandte sich gegen seine Kameraden. Diese begrüßten den Vorgezeigten mit Geschrei und erwiesen durch ihre Gesten ihre Bereitwilligkeit, den Jungen sowohl als Opfer zu empfangen, als auch ihn zu schützen. Auf diese Weise wurde ein jeder der vorhandenen 15 Jungen der Reihe nach ergriffen und zu dem Chore der Männer auf die andere Seite hinübergetragen. Hier blieben sie mit gekreuzten Füßen, gesenktem Kopfe und verschlungenen Händen sitzen. So beschwerlich diese Lage auch ist, so versicherte man Collins doch, daß die Burschen die ganze Nacht sich weder rühren, noch die Augen aufheben, noch, bis die Ceremonie beendet sei, die geringste Nahrung erhalten würden.

Die Carrahdis (Priester) verrichteten hierauf einige mysteriöse Gebräuche. Einer derselben warf sich plötzlich zu Boden, wälzte sich in wunderlichen Zuckungen und Verdrehungen auf der Erde herum, imitierte fürchterliche Leibschmerzen und schien dann zum Schluß von einem Knochen, der zur folgenden Ceremonie dienen sollte, befreit zu werden. Dabei sangen und schrieen die anderen Wilden um ihn herum und einige schlugen ihn solange auf den

Rücken, bis er den wunderbaren Knochen von sich gab. Damit schien er von seinem Leiden befreit.

Kaum war der eine erschöpft und in Schweiß gebadet aufgestanden, als ein zweiter dieselbe Rolle spielte. Wieder kam der Knochen zum Vorschein. Man erklärte, die fingierten Schmerzen der Carrahdis sollten die Jungen davon überzeugen, daß die am nächsten Tage vorzunehmende Operation ihnen nur wenig Schmerzen verursachen werde, da sie desto weniger zu leiden hätten, je mehr die Priester litten. Damit waren die Ceremonien dieses Tages abgeschlossen.

Bald nach Sonnenaufgang rückten am zweiten Tage die Carrahdis einer hinter dem andern in langer Reihe mit schnellen Schritten auf den You-Lang zu, erhoben ein gewaltiges Gebrüll und liefen dreimal darin rund herum. Alsdann wurden die Knaben mit gebeugten Knieen und verschlungenen Händen auf den Platz geführt, und nun ging in fröhlicher Abwechslung eine Ceremonie nach der anderen vor sich, eine jede etwas Besonderes darstellend, jede grotesk und eigenartig. Von diesen lasse ich hier acht Scenen abbilden.

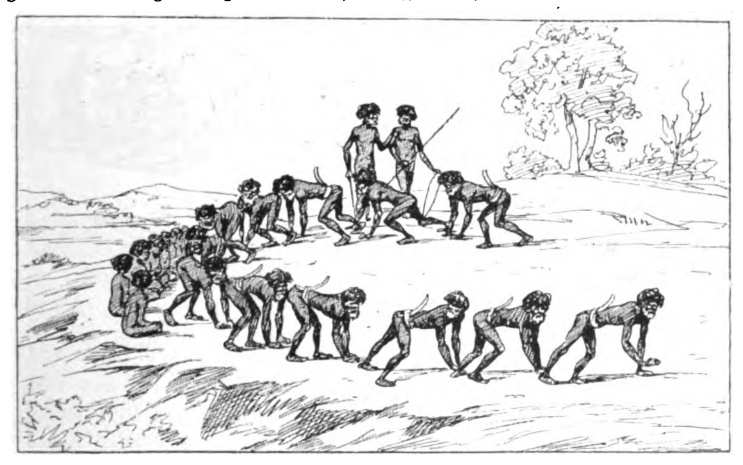


Fig. 34.

Fig. 34. Die Jünglinge, 15 an der Zahl, saßen am oberen Ende des You-Lang, während die, welche die Operation vornehmen sollten, mehrmals auf allen Vieren um den Platz herumliefen, auf

diese Weise die Hunde im Gang nachahmend. Um dieses Vorbild möglichst ähnlich wiederzugeben, war der Bumerang hinten in den Gürtel gesteckt, sodaß er wie ein Hundeschwanz emporragte. Jedesmal, wenn sie an dem Orte vorbeikrochen, wo die Buben saßen, warfen sie Sand und Staub mit den Händen auf. Während der ganzen Zeit blieben die Knaben mit jämmerlicher Miene mucksmäuschenstill und unbeweglich sitzen; sie thaten so, als sähen sie die komische Kavalkade der Männer gar nicht. — Angeblich sollte diese lächerliche Hundeparade dazu dienen, den Knaben die Herrschaft über die Hunde einzuräumen und ihnen alle nützlichen Eigenschaften dieser Tiere vorzuführen.

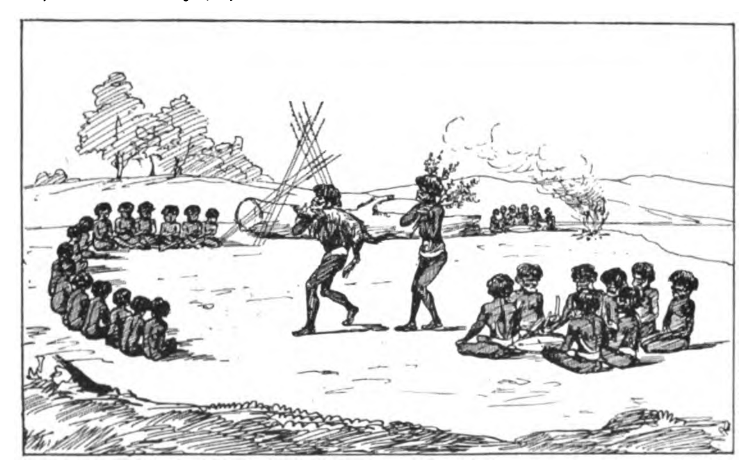


Fig. 35.

Fig. 35. Die Jungen saßen wie eben. In der Mitte rückte ein kräftiger Wilder heran, der auf seiner Schulter ein aus Gras nachgemachtes Känguruh trug, während ein zweiter ein Bündel Reiser auf der Schulter schleppte. Die übrigen saßen in einiger Entfernung, sangen und schlugen den Takt, nach welchem die zwei Carrahdis ihre Schritte maßen. Die beiden schienen unter der Last fast zusammenzubrechen. Sie standen einen Augenblick still, dann marschierten sie aber stark hinkend wieder vorwärts, bis sie bei den

Jungen anlangten. Sie legten diesen ihre Beute zu Füßen und zogen sich dann, wie von schwerem Frondienste befreit, von dem You-Lang zurück. — Derjenige, der das Gesträuch trug, sah um so sonderbarer aus, als er durch das Loch in der Nasenscheidewand zwei kleine Ästchen mit Blumen gesteckt hatte. — Das Känguruh deutete auf die Erlaubnis hin, von nun ab diese Tiere töten zu dürfen — das Gesträuch auf den Ort, wo diese Tiere sich gewöhnlich aufhalten.

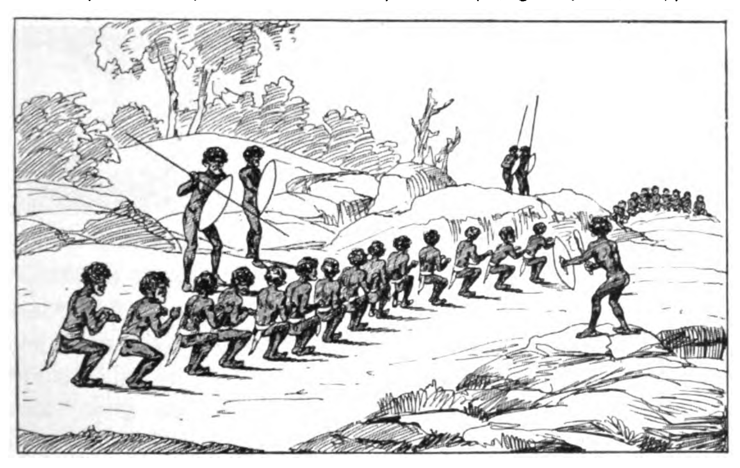


Fig. 36.

Fig. 36. Die Knaben blieben am Ende des Platzes eine ganze Stunde lang sitzen. Während dessen zogen sich die darstellenden Männer in ein benachbartes Thälchen zurück und steckten statt des Bumerangs nunmehr ein langes Kräuterbüschel in den Gürtel, setzten sich wie ein Trupp Känguruhs in Bewegung, bald wie diese auf den Hinterfüßen hüpfend, bald sich aufrichtend, bald mit den Pfoten kratzend. Dazu schlug ein abseits Stehender immer mit einer Keule gegen den Schild. Zwei andere bewaffnete Männer folgten, wie wenn sie sich auf der Jagd befänden, den Tieren auf der Fährte wären und sie erlegen, überfallen und durchbohren wollten. — Es war dies natürlich das Sinnbild einer Känguruhjagd, der männlichen und wichtigen zukünftigen Beschäftigung der zuschauenden Knaben.

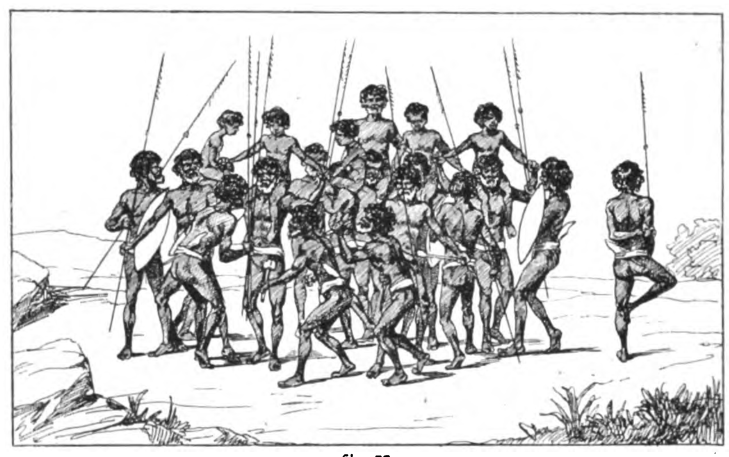


Fig. 37.

Fig. 37. Auf den Platz wieder angelangt, zog die Gesellschaft der drolligen Känguruhspieler wie eine kleine Herde an den Buben vorbei. Plötzlich aber rissen sie die Kräuterschwänze heraus und warfen sie weg; jeder ergriff einen Knaben, setzte ihn sich auf die Schultern und trug ihn an den Ort, wo die große, letzte Ceremonie der ganzen Komödie von statten gehen sollte.

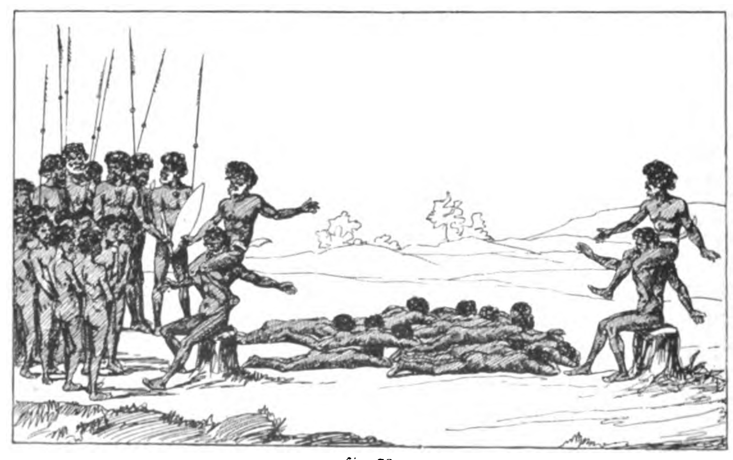


Fig. 38.

Fig. 38. Nach einigen Schritten wurden die Knaben von den Schultern der Männer genommen und in einer Gruppe aufgestellt. Mit verschlungenen Händen und auf die Brust gesenktem Haupte harrten sie des weiteren. Während sich einige der Hauptdarsteller auf ungefähr 10 Minuten entfernten, um eine weitere Scene vorzubereiten, ward Collins gebeten, den Schauplatz zu verlassen, so daß er einen Teil der Ceremonien nicht zu beobachten vermochte. Gerade diese Scene betrachteten die Leute als ein tiefes Geheimnis und als eine für die folgenden Vorgänge notwendige Vorbereitung.

Als er zurückkehrte, fand er die ganze Stellung vor, wie sie in Fig. 38 abgebildet ist. In der linken Gruppe standen die Knaben und ihre Begleiter; vor ihnen auf jeder Seite zwei Männer, deren einer auf einem Baumstamm saß, während der andere auf den Schultern desselben hockte. Beide streckten die Arme aus. Hinter ihnen lagen am Fuße eines Baumstammes die anderen Männer am Boden, das Gesicht gegen die Erde gewendet, so dicht nebeneinander, wie es nur irgend möglich. Als sich die Knaben und ihre Führer den beiden Männern auf dem ersten Baumstamme näherten, drehten diese sich bald auf die eine, bald auf die andere Seite und huben an, die Zunge herauszustecken, fürchterliche Gesichter zu schneiden, ihre Augen zu öffnen, so weit sie konnten und dieselben wild zu rollen, so daß ihnen das ein schreckliches Aussehen gab. Nachdem diese Grimassenschneiderei einige Minuten gewährt hatte, wurden die Knaben über die auf der Erde liegenden Körper geführt. Da fingen diese an sich zu regen, wanden sich und krümmten sich, wie wenn sie in den letzten Zügen lägen; dabei verursachten sie einen dumpfen Lärm, dem in weiter Ferne rollenden Donner ähnlich; das sollte Schmerzen und Angst ausdrücken. Nach Vollendung dieses sonderbaren Marsches wurden die Knaben den beiden Männern auf dem zweiten Baumstamme vorgestellt; die schnitten dieselben Grimassen wie die ersten. Dann aber setzte sich der ganze Zug in Bewegung.

Diese Ceremonie wurde Buru-Murung genannt, die eigentliche Bedeutung aber nicht verraten. Auf die Erkundigung nach ihr war die Antwort gegeben: es sei sehr gut und geschehe, auf daß zukünftighin die Jünglinge tapfere und kampfesfeste Männer würden.

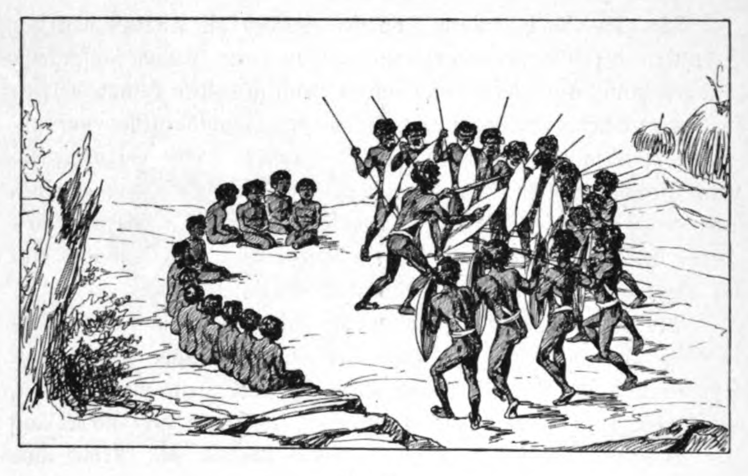


Fig. 39.

Fig. 39. In einiger Entfernung machte der ganze Trupp Halt. Die Knaben mußten sich in eine Reihe nebeneinander setzen; die Männer, mit Lanzen und Schilden bewaffnet, bildeten vor ihnen einen Halbzirkel. In der Mitte stand, das Gesicht gegen die Männer gewendet, Budirro, der Leiter des Ganzen. In der einen Hand hielt er den Schild, in der anderen die Keule; im Takte schlug er mit der Keule auf den Schild, beim dritten Taktschlage aber richteten die anderen die Lanze gegen ihn und stachen auf die Mitte seines Schildes. — Damit endeten die der Zahnoperation vorangehenden Darstellungen, deren letzte daraufhin zu deuten scheint, daß die Burschen in Zukunft die Lanze als ihre vornehmste Waffe betrachten sollten.

Fig. 40. Jetzt wurden Anstalten gemacht, den Knaben die Zähne herauszuschlagen.

Der erste Bursch war 10 Jahr alt; er ward einem Manne, der auf dem Boden kniete, auf die Achseln gehoben. Jetzt wies man dem Knaben den Knochen, den am vorhergehenden Abend der erste Carrahdi bei seinen Gaukeleien aus dem Innern hervorgewürgt haben wollte. Dieser Knochen war vorn scharf abgeschliffen, um

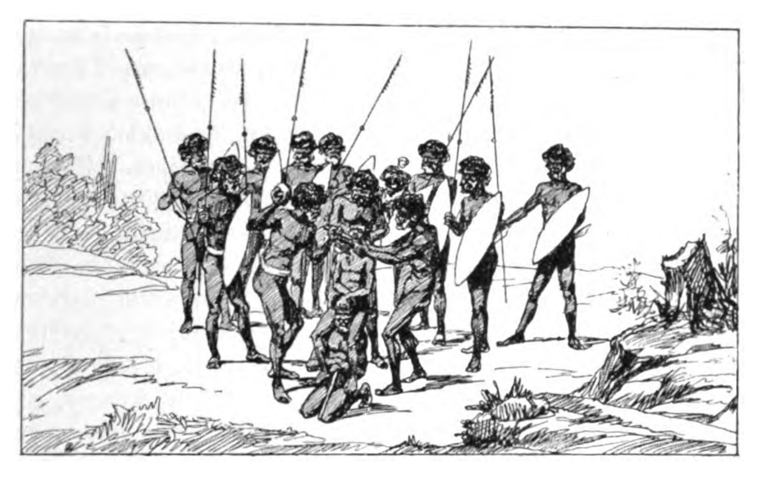


Fig. 40.

damit das Zahnfleisch zu durchschneiden; thäte man das nicht, so würde man beim Schlage leicht den Kiefer zertrümmern. Weiterhin ward unter vielen Umständlichkeiten ein Womera von 8—10 Zoll Länge zugeschnitten; der sollte als Meißel dienen. Nachdem das Zahnfleisch vom Knochen gelöst war, ward das Holz auf den Zahn gesetzt. Dann ein Lufthieb — noch ein Lufthieb — noch ein Lufthieb, dann erst prallte der schwere Stein im starken Schwunge gegen den Holzkeil. Es waren immer drei Schläge in die Luft vor jedem eigentlichen Streiche. Beim ersten Knaben dauerte die Operation 10 Minuten, denn unglücklicherweise hielt der Zahn sehr fest. Armer Bube!

Endlich sprang er weg. Seine Freunde nahmen den kleinen Patienten bei Seite; sie drückten ihm das Zahnfleisch zusammen. Dann kleideten sie ihn in die Tracht, die ihn nunmehr etliche Tage schmücken sollte. Es war ein Gürtel und der Bumerang, dazu um den Kopf eine Binde, deren Weiß eine nicht häßliche Verzierung darstellte. Der Patient hielt die linke Hand gegen den Mund; der Mund mußte geschlossen bleiben; das Essen und das Reden war ihm für den ganzen Tag verboten. — Jeder Jüngling fügte von dieser Stunde an dem Namen seines Trägers dem seinigen bei.

Auf diese Weise wurden alle vorhandenen Knaben behandelt und nur ein einziger, der 8 Jahre alt war, wurde vom Schmerze so überwältigt, daß er davonlief. Während der ganzen Operation schrieen die umstehenden Zuschauer um die Wette, um die Knaben zu zerstreuen resp. ihre Schmerzensschreie zu übertönen. Es lag aber in den Buben offenbar ein ziemlich starkes Ehrgefühl, denn sie verkniffen sich das Stöhnen und Seufzen nach Möglichkeit.

Zu den weiteren Sonderbarkeiten gehörte, daß man das Blut nicht abwischte, sondern auf die Brust und dem unten sitzenden Manne auf den Kopf träufeln ließ. Das geronnene Blut verblieb für mehrere Tage auf dem Kopfe des Mannes resp. der Brust des Buben. — Später gab man dem Jüngling den Titel Kebarra, ein Name, der sich offenbar auf das Instrument bezieht, dessen man sich bei dieser Ceremonie bedient; Kebah bedeutet ein Stein oder ein Felsen.

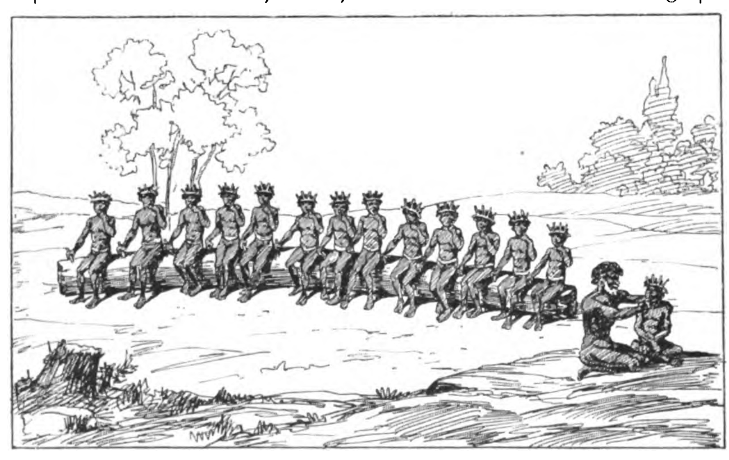


Fig. 41.

Fig. 41. Nun sind die sämtlichen Jünglinge vereinigt, sie haben die Ceremonie überstanden und sitzen nebeneinander auf einem Holzstamme. Nur einer der Buben, Nanbarry mit Namen, hat allzusehr gelitten. So ist denn sein Vetter, ein Mann Namens Kolbi, zu ihm getreten und hält einen gerösteten Fisch gegen das Zahnfleisch. Das soll den Schmerz lindern.

Auf ein gegebenes Zeichen springen aber alle von den Sitzen auf und jagen alles, Männer und Weiber, Zuschauer und Operateure vor sich her in die Stadt; und was nicht schnell genug fliehen kann, macht ehrfurchtsvoll Platz.

Diese Einweihung zu Männern giebt den Jungen das Recht, Keulen und Lanzen zu führen und zu heiraten. — Der ausgebrochene Zahn wird als Kostbarkeit um den Hals getragen.

Solange solche Sitten nur bei Völkern wie den Neu-Holländern, die als tiefstehend allgemein bekannt und verschrieen sind, vorkommen, begnügt sich der Europäer mit einem Achselzucken:

„Na ja, das sind eben Wilde!“

Wie nun aber, wenn wir genau die gleiche Brutalität, die gleiche Gewaltthätigkeit, das menschliche Antlitz, die natürliche Gestalt zu entstellen, bei den vielberühmten und vielgerühmten Azteken und Inkas antreffen?

Und dies ist in der That so. Gomara berichtet von einem allerhöchsten Ehrengrade, gewissermaßen einem Ritterorden, der sich aus den tapfersten und vornehmsten Männern Mexikos zusammensetzte, die man Tecuitles nannte. Der Herrscher selbst war in diesem Verbande. Wollte einer ein solcher Ritter werden, so hatte er eine lange Probezeit, ein Jahr härtester Strapazen und körperlicher Mißhandlungen mit mannhaftem Mute und ausdauernd zu überstehen. Im Anfange dieser Zeit gab es eine festliche Veranstaltung und die ganze Ceremonie ward damit eingeleitet, daß der angehende Ritter vor einem Altare niederkniete, daß ihm mit einem spitzen Knochen oder einer Adlersklaue die Nase durchbohrt und ein Stück Obsidian durch die Öffnung gesteckt wurde. Dann kamen die



Fig. 42. Gobu-Bubu vom Ubangi, westl. von Mokoangay, mit einfachem Lippenpflock.



Fig. 43 Gobu-Bubu mit Lippenpflöcken in Ober- und Unterlippe.

weiteren Martern, Beschimpfung, jederlei Entsagung und Blutabzapfung; das alles mußte er ertragen, ohne mit der Wimper zu zucken. Wenn diese Zeit nun überstanden war, dann nahm man das härene Gewand von den Schultern und band das Haar mit einem roten Bande und krönte ihn mit vielfarbigen Federn. Dann ward sein Mut gepriesen und dann ward er ermahnt, alle Zeit als ein echter Tecuitle tapfer und streitbar für Vaterland und Religion einzutreten, dann ward er daran erinnert, daß er die höchste Ehre erfahren, daß seine Nase mit einem Knochen und mit einer Adlersklaue durchbohrt sei.

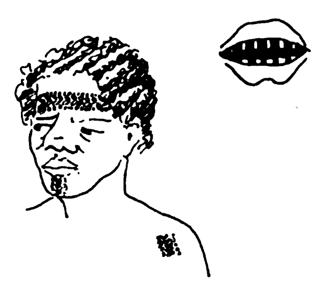


Fig. 44. Tätowierung und Zahnfeilung der Sakara am Ubangi.



Fig. 45. Tätowierung, Ohrläppchenerweiterung und Zahnfeilung der Völker am Knie des Ubangi.

Und wenn die Jünglinge des Inkareiches ihre schwere Erziehung in Arbeit und Waffenführung überstanden hatten, dann verlieh ihnen der Inka selbst das hohe Ehrenzeichen der Männlichkeit, — dann durchbohrte er in eigener Person mit einer goldenen Nadel ihre Ohren.



Fig. 46. Tätowierung und Zahnfeilung der Bakuba zwischen Sankuru und Kassai.

Es ist also sicher, daß wir es nicht mit einer Brutalität zu thun haben, der lediglich die „ganz Wilden" fröhnen. Und in der That steckt auch noch mehr darin. An Beispielen aus ozeanischen Gebieten läßt sich mit Leichtigkeit der tiefere Wert dieser Sittengruppe erkennen. Man höre:

Riedel giebt an, auf Babar, eine der kleinen Sundainseln, hinge die Ausweitung der Ohrlöcher mit der Vorstellung zusammen, daß der Zutritt in das Totenland nach dem Tode nur denen

gestattet werde, die diese Verschönerung des Ohrläppchens in gehörigem Maße im Leben erzielt hätten. — Einige Stämme der Australier auf Neu-Holland behaupten, daß diejenigen, die nicht die Nasenscheidewand durchbohrt hätten und durch die Öffnung einen Knochen, ein Schilfrohr oder etwas Ähnliches trügen, im Jenseits gestraft würden. — Bei den Motu, einem Stamme des englischen Neu-Guinea, giebt es eine eigentliche Strafe nach dem Tode nicht. Im Volksglauben giebt es nur die eine peinliche Bestimmung, daß die

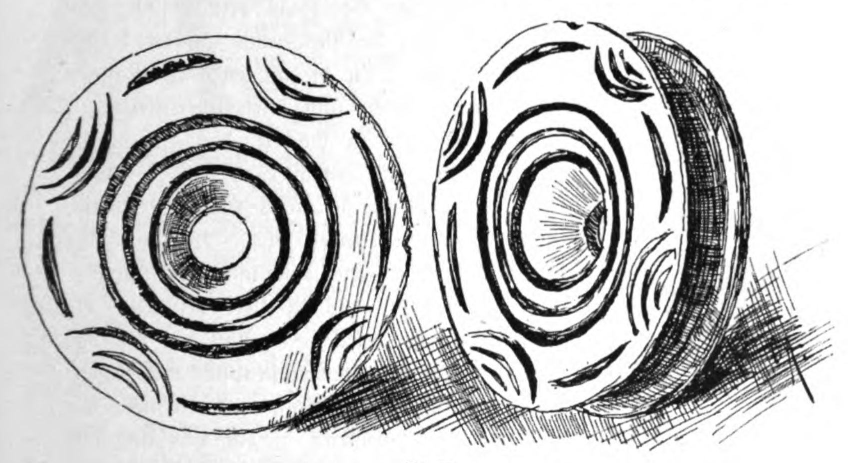


Fig. 47.
„Pelele", d. h. Lippenpflock (Elfenbeinscheibe) vom Rubi, nördlich vom Kongo, in natürlicher Größe. (Im Besitze von Dr. Brandt.)

Seelen solcher, deren Nase nicht durchbohrt ist, an einen bösen Ort kämen, wo es wenig Nahrungsmittel und keine Betelnuß gäbe. — Nach dem Glauben derer von Maevo (einer Insel im Neu-Hebriden-Archipel) dürfen alle, deren Ohren nicht durchbohrt sind, kein Wasser trinken, — dürfen alle, die nicht tätowiert sind, nicht gute Speisen genießen. — Nach dem Tode beginnt für die Seelen der Bewohner Floridas eine Wanderschaft, in deren Verlauf sie am Ufer der Seeleninsel einen gewissen Tindalo (Geist) antreffen. Dieser prüft, ob die Nase durchbohrt ist, in welchem Falle sie leicht in das Reich der Glücklichen gelangen, wogegen andernfalls eine Zeit der Pein

und Mühsal anhebt. — Schlimmer geht es auf Mota (Banks-Inseln) denen, deren Ohren nicht vor dem Totenrichter Paget durchbohrt gefunden werden, und auf den Gilbert-Inseln gelangen nur die Tätowierten in das Land der Seligen. — Im Seelenlande der Fidschier werden alle, deren Ohren nicht durchbohrt sind, aufs ärgste verhöhnt, Frauen, die nicht tätowiert sind, von den Seelen des eigenen Geschlechts niedergeschlagen und zum Brote der Götter.

Nun muß man wissen, daß die Völker der letzten Sitten- und Anschauungswelt von einem so starken Egoismus erfüllt sind, daß sie in ihr Totenland auf keinen Fall die Mitglieder anderer Völker aufnehmen, daß sie auf der anderen Seite die Tugend des Mannes in der strengsten Befolgung aller Sitten und alten Überlieferungen erkennen. Es gilt fernerhin, sich klar zu machen, daß ein durchbohrtes Ohr, eine Tätowierung, ein Nasenstab oder ein Lippenpflock feststehende Merkmale, unauslöschliche Urkunden sind. Was also bei uns die städtische Verwaltung mit einem Apparat von Standesamt und Polizei besiegelt, die „Familienzugehörigkeit“, — genau das Analoge erreicht der Wildling mit Lippenpflock und Nasenring, nämlich Beleg, Paß und Urkunde der „Stammeszugehörigkeit“, — ein Paß und wie wir sehen eine Eintrittskarte für die Seligkeit.



Fig. 48.
Geborenes Wahokoweib, naturalisierte Wawirafrau.
(Nach Stuhlmann.)

Eventuell läßt sich eine solche Urkunde auch noch ändern. Nebenstehend gebe ich die Abbildung einer Frau (Fig. 48) aus dem Innersten Afrikas. Sie ward geboren als ein Weib aus dem Stamme der Wahoko. So empfing sie sieben Schnitte in die Oberlippe. Dann geriet sie in die Hände der Wawira und ein Mann dieses Stammes heiratete sie. Als Zeichen der neuen Stammeszugehörigkeit empfing sie eine Scheibe in die Oberlippe. So ist ihre Wanderung und ihr Umzug bis an ihr Ende urkundlich und unauslöschlich festgestellt.

Keine europäische Polizei würde das haben besser machen können.

Vom Ursprunge der Arbeit.

Also die Menschen haben immer daran gedacht, sich zu schmücken, alle, die allerniedrigsten, und wenn es nur mit einer bunten Feder war, die in das Haar gesteckt wurde, mit einem Strohring, der den Hals umgab, einem Farbenstrich über die Stirn, sie alle haben sich geschmückt, soweit wir sie kennen. Das aber ist ganz natürlich, daß die einen sich der kleinsten Kleinigkeit erfreuen, während andere nicht genug thun können im Sichbeladen. Wie viel sie für ihre Schönheit thun — das kann man bei den Naturvölkern mit ziemlicher Bestimmtheit sagen —, das läßt darauf schließen, ob sie reich, ob sie arm, d. h. wie reich sie sind. Denn man ist wohl berechtigt, von armen und reichen Naturvölkern zu reden.

Eins dabei ist gar vergnüglich zu beobachten, wie nämlich der Mensch in fröhlicher Laune sich schmückte und schmückte — er dachte gar nicht daran, daß es etwas geben könne wie Arbeit — denn die beglückende ihn umgebende Natur läßt ihm ja vielfach Speise und Trank in den Mund wachsen, — wie sollte er also überhaupt auf den Gedanken kommen, daß es etwas gebe wie Arbeit, Zwang einer Thätigkeit? — wie er sich also schmückte und schmückte und mit einem Male — arbeitete. Er brauchte es gar nicht, um sich zu nähren, — nein, die Arbeit entstand ihm, weil er eben noch nicht genug des Schmuckes hatte.

Es giebt natürlich mehrere Quellen der Entstehung der Arbeit, aber diese hier ist wohl die eigenartigste und sie wollen wir daher einmal beobachten.

Ein Material, das mit am meisten zum Schmucke verwendet wird, ist die Muschel. Daß dies in Ländern, die am Meere liegen, der Fall ist, ist nichts Erstaunliches. Bemerkenswert aber ist es,

daß die Muscheln von den Küsten aus weit, weit über die Länder gewandert sind, — nicht nur über Länder, nein, über einen ganzen Erdteil, nämlich über Afrika. Dies ist bekanntlich mit der kleinen, zierlichen Kauri-Muschel der Fall. Sie stammt aus den Meeren zwischen Indien und der Ostküste, ist aber im Besitze fast aller Völker des schwarzen Erdteiles anzutreffen. Bald schmückt sie ein Käppchen, ein Stirnband, bald ziert sie einen Messergriff oder einen Lendenschurz.

Aber mit der einfachen Muschel begnügten sich die Wildlinge nicht. Vielmehr wurden die Schalen in Stücke geschnitten, zu runden Scheiben poliert und auf Schnüre gezogen. Es ergaben sich so die berühmten Muschel-Perlschnüre, die wir aus allen Erdteilen kennen. In Amerika werden wir sie im nächsten Abschnitte in den berühmten Wampuns wiedertreffen, in Afrika habe ich sie in Sammlungen aus fast allen Teilen des Kongo-Gebietes aufgefunden und vor allen Dingen sind sie ungeheuer artenreich und vielverwendet in den Inseln der Südsee, zumal auf den nordöstlich und östlich von Neuguinea gelegenen Archipelen. Vor allem berühmt sind die Muschelschmucke, die als Dewarra aus Neupommern (Neubritannien) in unsere Museen gewandert sind. In alten Zeiten mag das Dewarra als zierliche Muschelkette den Hals dieser Leute geschmückt haben, dann aber kam eine Epoche, in der die zierliche Schnur zu einem gewaltigen Kragen auswuchs (Fig. 49). Als die Europäer sich nun auf Neupommern niederließen, war dieser Kragen gerade im Verschwinden begriffen, weil nämlich das Dewarra als Geld sich umgestaltet und einen viel zu großen Wert angenommen hatte, um noch zur Leibesverschönerung „vergeudet“ werden zu können. Daß diese Schmucksorten zu Geld werden, zu einem Wertschätzungsmittel, das können wir allerorts beobachten. Ist doch auch die Kauri-Muschel in Afrika, zumal im Westen, heute ein Geld geworden, giebt es doch in Ozeanien hunderte von Muschelgeldsorten. Aber die



Fig. 49.
Mann von Neupommern mit Dewarra-Kragen.
(Nach Photographie.)

Erscheinung des Dewarra ist die eigenartigste von allen und die wollen wir hier an der Hand Parkinsons betrachten.

Die Muscheln, welche als Dewarra, auch Tabu genannt, verwendet werden, sind etwa 9 mm lang und in natürlichem Zustande schwarzbraun. Zu Dewarra werden diese präpariert, indem man ihre obere gewölbte Schale durchbohrt, sie auf dünne Rohrstäbchen aneinanderreiht, dann mit Sand abscheuert und von der Sonne weiß bleichen läßt.

Dewarra steht bei den Bewohnern der Gazelle-Halbinsel (im Norden Neupommerns) in hohem Werte. Dewarra zu erwerben und einen möglichst großen Schatz davon zu sammeln, ist daher das eifrigste Bestreben der Eingeborenen, denn für Dewarra kann er sich alles verschaffen. Mit Dewarra kauft er seinen Schmuck, seine Frauen, mit Dewarra kauft er sich aus allen Verlegenheiten und Verwicklungen los, mit Dewarra besänftigt er seinen erbitterten Feind — selbst wenn er dessen nächsten Verwandten erschlagen hat.

In einigen an der Blanchebucht gelegenen Distrikten stellt sich der Wert der Ware etwa folgendermaaßen; man bezahlt:

1	Faden	Dewarra für	60 Yamswurzeln — 80 kg,
10	„	„ „	ein Schwein im Gewicht von 60 kg.
20	„	„ „	eine ältere Frau,
50—100	„	„ „	ein junges Mädchen,
20— 50	„	„	als Sühne an die Hinterlassenen eines Erschlagenen.

Das Dewarra stellt in Neupommern eine ungeheure Macht dar. Wer am meisten davon besitzt, genießt das höchste Ansehen, übt den größten Einfluß aus. Die Frauen müssen ihr Lebelang von morgens früh bis Sonnenuntergang arbeiten, um Dewarra für den Mann zu erwerben; die Männer sinnen und trachten, wie sie dem Nachbar seinen Schatz entwenden können.

Zur Bestreitung der täglichen kleinen Ausgaben pflegt der Mann $^1/_2$—4 Faden von dem Muschelgeld bei sich zu tragen; das übrige hat er im Dewarrahaus, eine Hütte, die eigens bestimmt ist, das Vermögen aller Bewohner eines Dorfes, sowohl die Tausende von Faden der Reichen, wie die kleinen Ersparnisse der Armen darin

aufzubewahren. 50, 100 und bis zu 250 Faden werden zusammengerollt und die Rollen mit bunten Blättern umwickelt. Geringere Beträge liegen lose in kleinen Körben. Das Dewarrahaus ist stets von mehreren Wächtern umstellt, die sofort Lärm machen, wenn demselben Gefahr droht. Männer, Weiber und Kinder eilen dann herbei, und beladen sich mit einer Last Dewarra, um sie in Sicherheit zu bringen. Es wird gesagt, daß eine vom Feinde verfolgte Frau eher ihr Kind fallen läßt und preisgiebt, ehe sie das Dewarrageld von sich wirft.

Seinen im Dewarrahaus verwahrten Schatz greift der Eigentümer nur bei ganz besonders wichtigen Gelegenheiten an, etwa, wenn er den Kaufpreis für eine Frau bezahlt. Sonst wird derselbe erst nach dem Tode des Eigentümers herausgenommen, um beim Begräbnis ganz oder teilweise verteilt zu werden. In der Wohnhütte behält jeder nur soviel Dewarra, wie er zum gewöhnlichen täglichen Bedarf nötig zu haben glaubt.

Hat aber ein Eingeborener einmal mehr gesammelt, so ist es sein Stolz, wenn er eine Rolle von 50 oder mehr Faden in das Dewarrahaus niederlegen kann. Dann wird die Trommel geschlagen: das ruft die Nachbaren zusammen; neidisch sehen sie zu, wie der Glückliche den mit Stäben wohlversperrten Eingang öffnet und seine Rolle hineinträgt. Ist es die erste Rolle, die er so dort deponiert, dann mag er sich auf arge Spottreden seitens der neidischen Zuschauer gefaßt machen.

„Warte doch bis morgen“ — sagt der eine. „Du könntest ja hungrig werden und hast dann kein Dewarra, Dir Essen zu kaufen.“

„Kommt schnell, wir wollen unsere Hütten sehen, ob uns nicht etwa Dewarra gestohlen worden ist“ — ruft ein anderer.

Damit haben wir aber den Gipfelpunkt der habgierigen Erscheinungen, die aus dem Schmucke entsprangen, noch nicht erwähnt. Vielmehr muß ich zu meinem Leidwesen konstatieren, daß, wenn auf der einen Seite diese Habsucht die Arbeitsthätigkeit des Stammes erhöht, daß doch leider auf der anderen die Begriffe von mein und dein und von der Berechtigung des Besitzes in sehr häßlicher Weise verwischt werden. Denn der Neupommeraner ist so erpicht auf sein



Fig. 50
Kinakinau, Diebsamulett von Neupommern.
Von vorn und von der Seite.
(Ethnographisches Museum in Leiden.)

Dewarra, daß er keine Gelegenheit vorübergehen läßt, es — zu stehlen. Ja, diese Diebstahlsmanie ist so ausgebildet, daß sie heutzutage handwerksmäßig betrieben wird, daß sich ein eigener kleiner Anschauungskreis und eine Art Kultus ausgebildet hat, der keinen anderen Zweck hat, als den Dieb zu schützen. Der, der einen Schlafenden bestehlen will, nimmt ein sehr merkwürdiges Zauberwerkzeug zu Hülfe, den Kinakinau (Fig. 50—52). Dies ist ein am oberen Ende eines hölzernen Stabes befestigter Unterkiefer, der mit einem grotesken Antlitz bemalt und die Verkörperung des Geistes Taun ist. Taun besitzt die schöne Macht, den Schlaf fest zu bannen. Wenn nun einer also auf einem Diebszuge an dem schlafenden Besitzer des erstrebten Dewarra vorbei muß, so schwingt er den Kinakinau über ihn hin und her, damit er nicht erwache. Oft mag dies ja glücken, häufig genug passiert es freilich, daß der Schläfer trotz Tauns und Kinakinaus erwacht. — Doch das thut dem Glauben an die Macht des Taun keinen Abbruch; man meint dann, Kaiia, ein Geist, der noch mächtiger ist als Taun, habe den Schläfer



Fig. 51.
Kinakinau.
(Ethnographisches Museum in Leiden.)

Fig. 52.
Kinakinau.
(Ethnograph. Museum in Dresden.)

beschützt! — Der Geisterglaube ist ja immer praktisch gewesen. Hat man sich im Glauben an die Macht des einen getäuscht, so ist es nicht schwierig, einen noch mächtigeren dafür verantwortlich zu machen.

Wenn hier die Triebkraft des Schmuckes, entwickelnd, nicht aber gerade fördernd das Geld hervorbrachte, so soll auch ein Beispiel folgen, das klarere und wertvollere Kulturregungen ins Leben gerufen hat.

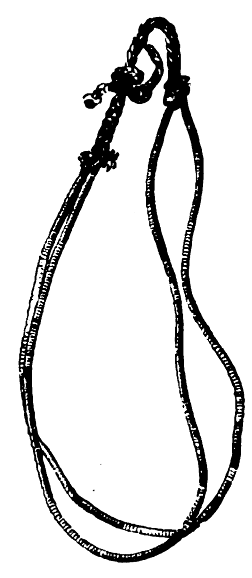


Fig. 53. Eisenperlkette, Geld aus Yimbagere. (Im Besitze von Dr. Brandt.)

In Yimbagere, einem Dorfe zwischen Rubi und Aruwimi im nordöstlichen Kongobecken, findet sich im Gegensatze zu den umliegenden Landstrichen eine Menge guter und leichtlöslicher Eisenerze. Daher sind die Bewohner dieses Dorfes reich mit Eisen geschmückt, daher zeichnen sie sich auch ganz besonders durch schöne Eisenwaffen vor allen Nachbaren aus. Während nun jeder Dörfler in den öffentlichen Schmieden seine Waffen arbeitet und repariert, ist die Kunst einiger weniger, die herrlichen, zierlichen Eisenperlen, die wie das Muschelgeld auf Schnüren aufgezogen und um den Hals getragen werden, zu fabrizieren. Diese Leute nun thun weiter nichts, als Eisenperlen herstellen. Die Eisenperlen haben auf diese Weise bestimmten Wert angenommen. Eine Kette — eine Ziege. 20 Ketten — eine Frau. Das heißt also, die Eisenperlen haben Sinn und Wert des Geldes angenommen. Während keinerlei Waffen an die Nachbarvölker abgegeben werden, wandern die Eisenperlen weit über das Land zum Aruwimi und zum Rubi, und zwar immer eine Kette — eine Ziege; 20 Ketten — eine Frau. Derart also wurde ein Beruf geschaffen und derart entstand aus dem Schmuckbedürfnis die Arbeit.

Das war aber nicht nur in Yimbagere so. Auch in Polynesien gab es Meister der Schmuckfabrikation, Leute, die davon lebten und sich davon ernährten, was sie an Schmuckarbeit für andere leisteten. So gut wie es auf Hawai Bootsbauer gab, so gut gab es Meister

der Federarbeiten (Federmäntel und Federkragen), und so gab es auch Meister des Tätowierens, die zwar keinen Stundenlohn erhielten, die aber die einzelnen Arbeiten an den verschiedenen Körperteilen nach bestimmten Sätzen honoriert erhielten.

Einen scherzhaften Vorgang will ich hier nicht zu erwähnen vergessen. Bei den Benabendi am Kassai in der Nähe der Baschilange (vergl. Fig. 25 und 26), — welche letzteren Wißmann und Pogge seinerzeit als die ersten kennen lernten und über deren reiche Tätowierung diese beiden Reisenden sehr erstaunt waren —, hatte jeder Mann im Gegensatz zu allen umwohnenden Völkern nur eine Frau. Diese Frau hatten sie sehr lieb, dies bewiesen sie dadurch, daß sie sie tätowieren ließen. (Man sieht, nicht nur in Europa beweist man seiner Frau seine Liebe, indem man sie schmückt!) Nun gab es drei Meister, die derartige Arbeiten ausführten und zwar nach althergebrachten Sätzen hierfür bezahlt wurden. Da tauchte eines Tages ein neuer Meister dieser Kunst auf. Da aber die Herren Kollegen sehr schön in der Kundschaft saßen und er aus einer sehr wenig einflußreichen Familie stammte (er war zudem noch der Sohn eines Sklaven), so konnte er nicht recht vorwärts kommen. Doch siehe da, er wußte sich zu helfen. Er erklärte eines Tages öffentlich, er wolle die Arbeiten zu halben Preisen machen. Sogleich gab es einen großen Skandal. Die Bürgerschaft trat zusammen und in einem Palaver ward feierlich bestimmt, so etwas ginge nicht. Es ward nicht weiter davon gesprochen, aber der junge Mann reüssierte. Offiziell durfte er nur für volle Preise arbeiten, in Wahrheit aber gab er die Hälfte jeden derartigen Geschenkes sogleich wieder zurück; und siehe da, die anderen Meistet bequemten sich dem an und binnen ganz kurzer Zeit stellte sich folgender Brauch ein: einen Frauenarm tätowieren kostet zwei Doppelmatten. Diese empfängt der Meister nach vollendeter Arbeit, damit geht er nach Hause. Am nächsten Tage aber kommt er wieder und bringt dem splendiden Ehegatten eine Matte und ein Körbchen voll Erdnüssen als Gegengeschenk.

Daraus ist zu ersehen, daß es im Schmuckhandel der Naturvölker auch schon die Konkurrenz gegeben hat.



Schmucksprache.

Brüder, mit diesem Gürtel öffne ich Eure Ohren, damit Ihr höret; ich nehme Kummer und Sorge von Euerm Herzen; ich ziehe die Dornen aus Euern Füßen, die Ihr Euch eingestochen habt, als Ihr her reistet; ich reinige die Sitze des Versammlungs-hauses, damit Ihr bequem sitzet; ich wasche Euer Haupt und Euern Körper, damit Ihr erfrischt werdet; ich beklage mit Euch den Verlust der Freunde, die gestorben, seit wir zum letzten Male zusammen waren; ich wische alles Blut ab, das zwischen uns geflossen sein mag. —

Derartige feierliche Reden hielt der empfangende Häuptling, wenn zwei Indianerstämme zusammentraten, um Frieden zu schließen, zu beraten oder irgend welche Verträge abzuschließen.

„Brüder, mit diesem Gürtel öffne ich Eure Ohren, damit Ihr höret," das sind die ersten Worte, das ist eine Redewendung, die sich auf einen der merkwürdigsten Gebräuche der Indianer, eines ihrer eigenartigsten Geräte, das Wampum, bezieht. Das Wampum ist wohl hervorgegangen aus Schnüren, auf denen Muschelperlen verschiedener Farben aufgereiht waren, die Hals und Arme zierten, die erst nur als Schmuck, später aber als richtiges Geld im Lande kursierten. Die verschiedenen Farben der Muschelschalen mögen zuerst dazu geführt haben, persönliche Merkmale, sozusagen Eigentums-zeichen in den Gürteln, aus ihnen zusammenzusetzen. Es ist denkbar, daß bei den Indianern ein kleiner Tausch zur Be-siegelung der Freundschaft oder eines Vertrages stattfand. Sicher ist, daß der Wampum-Gürtel eine außerordentlich große Bedeutung angenommen hat, daß in den Wampum-Gürteln eine gewisse Urkunden-Schriftart sich seinerzeit ausgebildet hat und die allerdings unter-gegangen sein dürfte, noch ehe die Europäer daran dachten, derartige seltsame Kulturäußerungen zu beobachten.

Unsere beifolgende Abbildung nach Lafitau (Fig. 54) zeigt eine sehr konventionelle Darstellung, aber im allgemeinen wohl nicht falsche



Fig. 54. Vertragsabschluß oder Wampumvorführung bei nordamerikanischen Rothäuten. (Nach Lafitau.)

Verwendung des Wampum-Gürtels. In einer Ebene sind auf zwei Seiten in je einer Reihe zwei vertragsabschließende Parteien, in der Mitte im Hintergrunde zwischen beiden der sprechende Häuptling zu

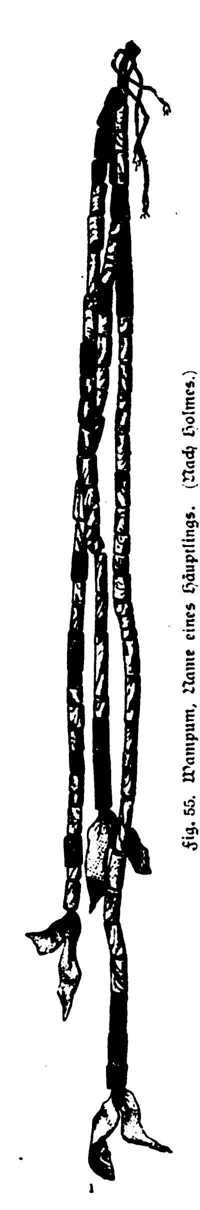


Fig. 55. Wampum, Name eines Häuptlings. (Nach Holmes.)

sehen. Dieser hält in der einen Hand einen solchen Gürtel. Drei andere Wampum-Gürtel liegen zu seinen Füßen, während ein fünfter im vergrößerten Maßstabe im Vordergrunde zu erblicken ist, ohne daß man seine Ornamente des Näheren erkennen könnte.

Wenn zwei Völker einen Vertrag abschlossen, so tauschten sie, wie gesagt, Wampums, die an Stelle einer Urkunde das Ereignis ornamental eingeflochten enthielten. Nach Morgan gab es unter den Irokesen einen Häuptling, der das erbliche Amt eines Wampum-Bewahrers hatte und dessen Aufgabe es war, nicht nur selbst den Sinn eines jeden Gürtels zu behalten, sondern auch dafür zu sorgen, daß diese Kenntnis im Volke erhalten und bewahrt blieb. Zu diesem Zwecke wurden in einer bestimmten Jahreszeit die Gürtel dem Schatzhause entnommen und dem ganzen Volke ausgestellt. Dann wurde öffentlich die Geschichte und die Bedeutung eines jeden wiederholt. Die Sitte hat sich bis heute erhalten.

Es waren nicht immer nur Gürtel, die diese Inschriften und Bedeutung hatten. Zuweilen kamen auch nur einfache Stränge, Perlschnuren zur Anwendung. So ward, wenn ein neuer Häuptling eingesetzt wurde, diesem als Bestallungs-urkunde eine Wampumschnur von zehn weißen Perlketten übergeben. Unsere Abbildung zeigt drei Stränge, meist weißer Perlen, die den Namen eines Häuptlings darstellen. Wenn dagegen ein Häuptling gestorben war, so betrauerte man ihn, indem man zehn Stränge von schwarzem Wampum trug. War es ein Häuptling außer Diensten, so genügten zehn kurze Schnuren.

Das Wampum hatte aber wohl auch noch andere Bedeutung. Es ist bekannt, daß Hiawátha, ein Stammesheros, dessen Lied Longfellows eine große Berühmtheit erlangt hat, einst gegen Perlfeder, den Zauberer Megissogwon zu Felde zog und mit ihm kämpfte, daß Perlfeder von Kopf bis zu Fuß mit Wampum bedeckt war, daß Hiawathas Pfeile an diesem Kettenpanzer absprangen, bis der Heros endlich auf die unbedeckten Haarwurzeln zielte. — So hatte der Wampum wohl auch allerhand Zauberkraft.

Es ist allerdings nicht nötig, auf den Wampum zurückzugreifen, um gewisse Schriftzeichen resp. eine Art Sprache des Schmuckes an das Tageslicht zu befördern. Ich will hier noch ein anderes Beispiel derartiger Merkmale des Schmuckes bieten.

Bei den Hidatsa-Indianern bedeuten Adlerfedern und ihre Ausschmückung bestimmte hervorragende Thaten des Trägers. Eine Feder, an deren Spitze ein Bündel von Daunfedern oder einige Pferdehaare angebracht sind (Fig. 57), besagt, daß der Träger einen Feind getötet hat und zwar, daß er der erste war, der in diesem Kampfe jenem zu Leibe gerückt war. Siehe Abbildung! Demjenigen dagegen, dem es als zweiten Kämpfer gelungen war, den Feind zu Boden zu strecken, stand nur eine Feder zu, an deren breiterem unteren Ende ein wagerechter Strich gezogen war. (Fig. 58.) Wer als dritter im Bunde den Feind

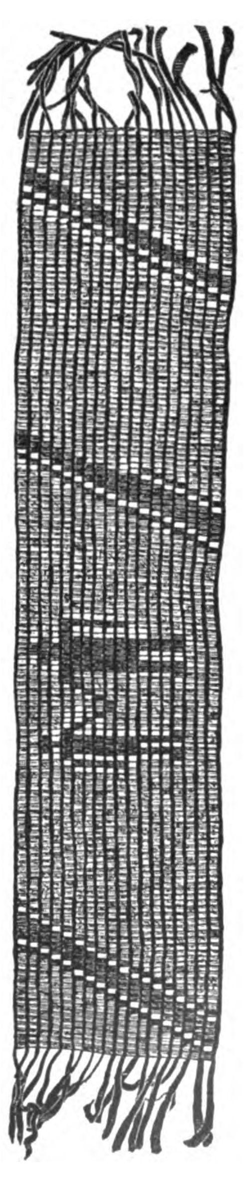


Fig. 56. Wampum aus alter Zeit. Früher im Besitze des Mr. Penn, Enkels des Gründers von Pennsilvania und also wahrscheinlich eine Urkunde, die auf einen Vertrag Bezug hat, der in den ersten Zeiten mit den Indianern geschlossen wurde. (Nach Holmes.)

endgültig vernichtete, hatte Anspruch auf eine solche mit zwei roten Querstrichen (Fig. 59), der vierte auf eine solche mit drei roten Querstrichen. (Fig. 60.)



Fig. 57—60 Federzeichen der Hidatsa. (Nach Mallery.)

Weitere Ehrenzeichen vermochte allerdings nicht einmal der indianische Ehrgeiz zu verleihen.



Fig. 61—64. Federzeichen der Dakota (Nach Mallery.)

Verwandte Zeichen wendete das Volk der Dakota an. Ein Fleck aus der breiteren Seite der Feder (Fig. 61) zeigt an, daß der Träger einen Feind getötet hat, während ein Einschnitt und schwarze Umrandung desselben (Fig. 62) beweist, daß die Kehle des Feindes durchschnitten und sein Skalp gewonnen worden ist. Wurde nur die Kehle des Feindes durchschnitten, so konnte man das an einer Feder erkennen, die oben abgeschnitten und deren Rand an der Schnittkante dunkel gefärbt wurde. (Fig. 63.) Eine gespaltene Feder (Fig. 64) besagt: viele Wunden.

Bei den Hidatsa gab es noch andere allgemein verständliche Merkmale in der Tracht, solche, die auf der Kleidung, häufig sogar auf den Zehen in blauer oder roter Farbe aufgemalt waren, obgleich dies eigentlich nur bei festlichen Gelegenheiten oder bei Tänzen der Fall ist.

Vier in einem Quadrat sich schneidende Linien (Fig. 65) bedeuten, daß der Träger sich mit Erfolg und Geschick, den Körper hinter einen aufgeworfenen Erdhügel verbergend, gegen den Feind verteidigt hatte. Die Verdoppelung (Fig. 66) dieser Figur besagt, daß das Ereignis zweimal stattfand. Eine hufeisenförmige Figur erinnert daran, daß es dem, der sie auf den Beinkleidern, dem Ruderblatt oder auf sonst einem Teile seines Eigentums abgebildet hat, gelang, dem Feinde ein Pferd zu stehlen.

Fig. 65 und 66. Ehrenzeichen auf Gewändern.

Nun, der indianische Ehrgeiz verlangt nicht allzuhohe Thaten, um mit ihnen zu prunken.

Zeichensprache.

Lange bevor der Mensch es gelernt hatte, sich durch Schriftzeichen auf weitere Entfernungen zu verständigen, verfügte er schon über die verschiedentlichsten Methoden, ohne Benutzung der Sprachwerkzeuge etwas zu verstehen zu geben. Wir verließen soeben das Kapitel Schmucksprache. Nicht nur der Indianer drückt durch eine Feder, ein gemaltes Ornament ein großes Ereignis seines Lebens aus. Auch wir unterscheiden Männer-



Fig. 67. Wegzeichen in Alaska für Jäger.

und Frauentracht, Frauen- und Mädchentracht. Unser Soldatentum hat beinahe ein eigenes Uniformsignalwesen geschaffen. Also auch wir haben eine Art Schmucksprache.

Eine neue Ausdrucksweise haben wir dagegen in der Zeichensprache zu suchen, ohne übrigens behaupten zu wollen, daß diese Zeichensprache Naturvölkern allein eigen sei. In mancher Schule und in mancher Quarta und Tertia „grassiert" eine ganz ausgeprägte Zeichensprache, die den ausgesprochenen Zweck hat, sich hinter dem Rücken des Lehrers mitten im Schweigen eines göttlichen Extemporales, durch die feierliche Stille hindurch geräuschlos zu unterhalten. Ein jeder, der den Cäsar kennt und dem bellum gallicum einige Schweißtropfen gewidmet hat, weiß, wie sich Cäsar geärgert hat, wenn die Nachrichten der „Wilden" schneller durch Feuersignale und Winken über die Berge hin sich fortpflanzten, als die seinen. Da sind wir bei den Zeichensprachen angelangt, die ich meine.

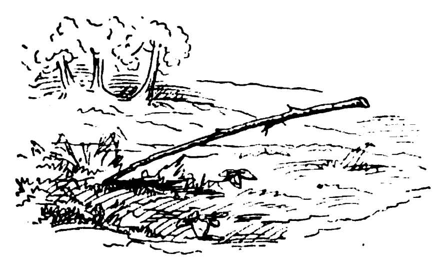


Fig. 68. Stab, welcher für Nachkommende die Richtung angiebt. — Abnaki-Indianer.

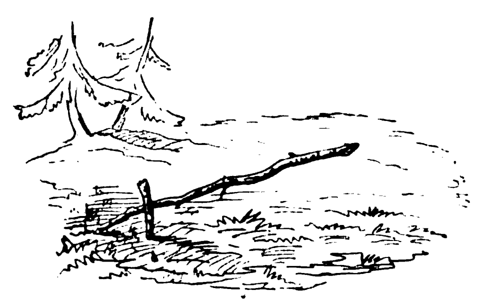


Fig. 69. Der lange Stab giebt die Richtung der Wanderschaft an. Da der kurze Stab nahe am Fußende in die Erde gesteckt ist, sagt das Zeichen: „Ich bin in der und der Richtung, aber nicht weit gegangen". — Abnaki-Indianer.

Es giebt ganz allgemeine, man möchte sagen, sich aus der Natur der Sache ergebende Zeichen des täglichen Umgangs. Man winkt mit dem Taschentuch, — auch der Knoten im Taschentuch ist ein Zeichen. Man schüttelt mit dem Kopf, man nickt, das heißt ja und nein. Die Weichensteller unserer Eisenbahnen winken mit roten und weißen Fähnchen.

Aber es giebt auch ferner liegende Zeichen. Auf folgende Weise z. B. drücken die Kameruner den Morgen aus: Sie fahren mit der flachen Hand von der Stirn über Augen, Nase und Mund. Hutter meint, es sei dies die Bewegung, die man am Morgen beim Erwachen oft instinktiv mache. — Ohr und Wangen unter seitlichem Kopfneigen auf die flache Hand legen — bedeutet Schlafen u. s. w.

In solchen Zeichen scheint sich nun kein Volk interessanter entwickelt zu haben als die Nordamerikaner, welche oftmals in der Zeichensprache sich zu unterhalten vermögen, wenn sie auch die eigentliche Sprache des Partners nicht verstehen oder zu sprechen vermögen. Ich will hierfür ein interessantes Beispiel geben, einen Satz, den der Häuptling Tce-caq-a-daq-a-qic, das ist der „dürre Wolf", ein Häuptling der Hidadsa-Indianer im Dakotagebiet, dem amerikanischen Forscher Dr. Hoffman auseinandergesetzt hat. Der ganze Satz lautet:

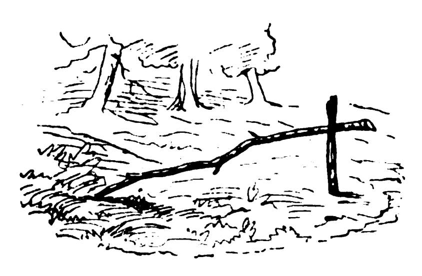


Fig. 70. Wie das Vorige. Da aber der kurze Stock weit vom Fußende fortgesteckt ist, sagt das Zeichen: „Ich bin in der und der Richtung weit weggegangen". — Abnaki-Indianer.

„Vor vier Jahren vereinbarte das amerikanische Volk mit uns Freundschaft; aber sie logen. Fertig."

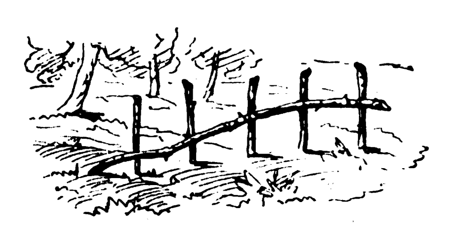


Fig. 71. Wie das Vorige. Da aber fünf kurze Stöcke quer gesteckt sind, so sagt das Zeichen: „Ich bin in der und der Richtung (die der lange Stab angiebt) gegangen und werde fünf Tage fortbleiben". — Abnaki-Indianer.

Um dies auszudrücken, gebrauchte der Indianer die folgenden sechs Bewegungen:

Fig. 72. Er legte die geschlossenene Hand mit dem Daumen, der über der Mitte des Zeigefingers ruhte, auf die linke Seite der Stirn, Handfläche nach unten und zog dann den Daumen rechts eine kleine Strecke über den Kopf hinaus. — D. h. „Weißer Mann“.



Fig. 72.



Fig. 73

Fig. 73. Er legte die natürlich ausgebreitete Hand, deren Finger und Daumen leicht getrennt und nach links gerichtet waren, ungefähr 15 Zoll vor die rechte Seite des Körpers und bewegte sie in eine kurze Entfernung von sich. — D. h. „Mit uns“.



Fig. 74.

Fig. 74. Er streckte die flache rechte Hand so aus, als wolle er die Hand irgend eines anderen Wesens ergreifen. — D. h. „Freunde“.

Fig. 75. Er führte die rechte Hand, deren Finger mit Ausnahme des Daumens ausgestreckt waren, zur Vorderseite des Körpers zurück bis auf 18 Zoll vor die rechte Schulter. — D. h. „4“.



Fig. 75.

Fig. 76. Er schloß die rechte Hand, Zeige- und Mittelfinger leicht getrennt und ausgestreckt lassend. Er legte sie mit dem Handrücken nach außen ungefähr 8 Zoll vor die rechte Seite des Körpers und führte sie schnell in einem leicht nach unten zeigenden Bogen. — D. h. „Lügen“.



Fig. 76.

Fig. 77. Er legte die geschlossenen Fäuste zusammen vor die Brust mit den Handflächen nach unten und trennte sie alsdann in einem Bogen nach außen nach beiden Seiten fahrend. — D. h. „Fertig“.



Fig. 77.

Es genügt wohl, wenn ich noch eine Abbildung (Fig. 78) bringe, welche zeigt, wie solche Zeichen auf weite Entfernungen Verständigungen ermöglichen.

Im Übrigen ist es bemerkenswert, daß gerade in dem Fernverkehr die Naturvölker großartige Unterhaltungsmittel geschaffen haben. Besonders bemerkenswert ist die Trommelsprache, der ich ein eigenes Kapitel widmen will.

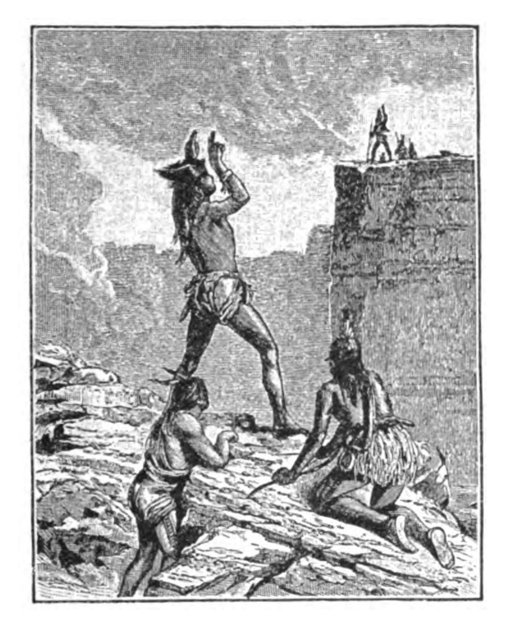


Fig. 78. Frage: „Wer seid Ihr?“ Antwort: „Pani“. (Nach Hoffmann.)

Die Trommelsprache.

Zunächst eine Scene aus dem fürchterlichsten aller afrikanischen Kriege!

Vor mir liegt das Manuskript eines jener Männer, die in dem blutigen Wettbewerb im östlichen Kongogebiet ihr Leben verloren. Es war drüben im Aruwimigebiet. Unser Mann marschierte an der Spitze einer Abteilung von Haussa-Soldaten hinter einem Araberchef her. Es ging durch den Urwald, weiter immer weiter durch den Urwald; auf schlechten Wegen so eilig als möglich, aber fruchtlos. Der Araber ließ sich nicht fassen.

Wer kennt den afrikanischen Urwald nicht aus Stanleys Schilderungen? Ödes Schweigen, Hunger, Krankheit und sonstige Not lauern hier ihrer Opfer. Unser Freund war bald schachmatt. Er blieb in einem Dorfe liegen — in einem verlassenen Dorfe mitten im Urwalde. Seine Leute, die bis dahin ziemlich marode und matt waren, fingen nun aber mit einem Male an, hier aufzuleben und während der Chef selbst immer mehr zusammenfiel, begannen sie schon, abends fröhliche Tänze aufzuführen.

„Wie kommt es, daß es Euch mit einem Male so viel besser geht?"

Keine Antwort, sie grinsten nur, es war ein verlegenes Grinsen. Sie sagten auch nichts, bis der Führer selbst eines Tages eine Entdeckung machte, eine fürchterliche Entdeckung: Die Leute hatten sich auf die Lauer gelegt, hatten von den Einwohnern, die dem eigenen Dorfe entflohen und nunmehr im weiten Walde versprengt und flüchtig waren, dann und wann einen gefangen, gebraten und verspeist. Der Chef kam gerade dazu, als sie einen Burschen geknebelt hatten und ihn eben zu ihrem in einem entlegenen Winkel versteckten kannibalischen Kochplatze schleifen wollten. Der Offizier brauste auf, riß den Jüngling an sich, nahm ihn mit in seine Hütte. Wenn sein eigener Vorrat auch kärglich war, so gab er ihm doch einige Bissen davon ab, dann ließ er ihn laufen. In der nächsten Nacht wachte er von einem Geräusch auf. Der Bursch war herangeschlichen und hatte ihm einige Bananen und ein Huhn gebracht, die nächste Nacht wiederholte sich das. Da hielt ihn der Offizier fest und hängte ihm ein zerbrochenes Opernglas als Geschenk um den Hals. Nun war dessen zurückhaltender Sinn erschlossen. Es begann ein eifriges Pantomimenspiel. Und siehe, eine Verständigung gelang. So viel war dem Chef klar geworden, daß der Neger seine Stammesgenossen veranlassen wollte, mit dem Europäer einen Lebensmittelhandel zu eröffnen. Aber das Wie, das konnte er nicht verstehen. Aber siehe, da erhob sich der Bursch plötzlich und zog den Weißen an seinen Kleiderfetzen hinter sich her. Sie schritten bis zu einem Baume, der quer vor dem Versammlungshaus in der Mitte des Dorfes lag, der nur an einer Stelle, nämlich am Ende aufgeschlitzt

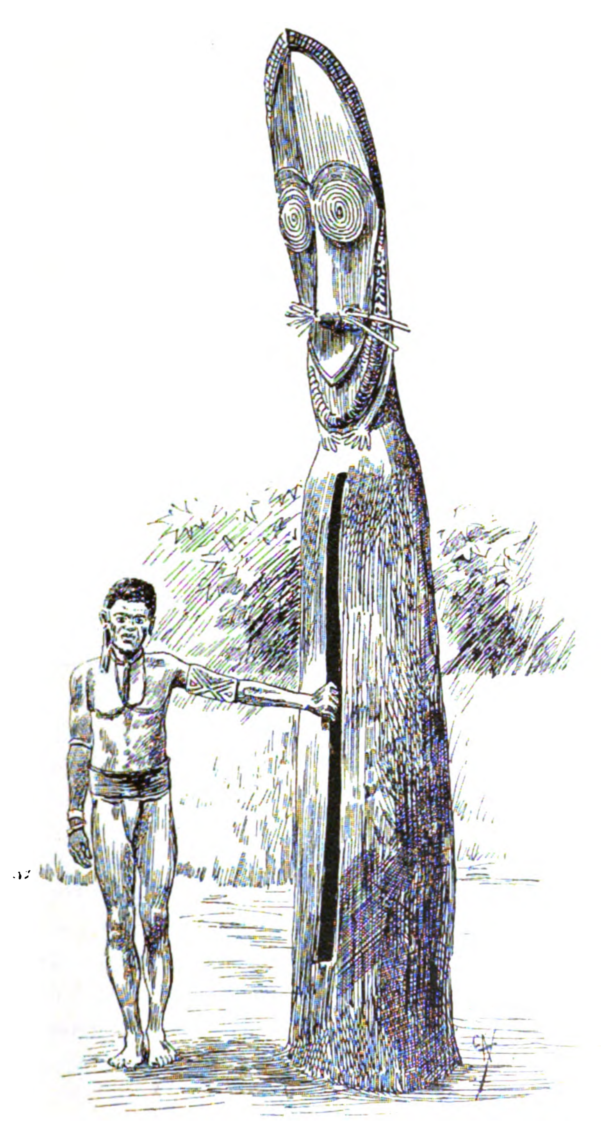


Fig. 79. Ausgehöhlter und geschnitzter Baumstamm als Pauke. Malicolo. Neuhebriden.
(Nach Photographie.)

und ausgehöhlt war. Er ergriff zwei Hölzer, die im Innern der trogartigen Höhle ruhten und begann auf den Schlitzrändern zu trommeln, bald lang trillernd, bald kurz abgesetzt, bald mehr reibend, bald mehr hackend. Sofort hatte der Offizier den Sinn ergriffen.



Fig. 80. Fidschiinsulaner die Signalpauke schlagend. (Nach Wilkes.)

„Es war mir in diesem Momente, als sänken die Fesseln dieser öden Einsamkeit", so schreibt er selbst, „von meinen Gliedern. In dieser Öde, in der jeder Vogelschrei, jedes gesprochene Wort wie ein fremder Laut verklingt, da dröhnte mit einem Male ein Vokalkonzert an meine Ohren, das ich sofort als die angeborene, oder aus dem Wesen des Waldes entspringende Sprache begriff, wenn ich sie auch noch nicht verstand. Ich hatte wochenlang mit meinen nordischen Negern diese Straße durchzogen. Im Norden hatte ich ihr Wesen verstanden. Hier im Süden waren sie mir fremd geworden. Mir war das Ganze fremd geblieben, diese wilde Einsamkeit, dieses dumpfe Schweigen, die scheuen, immer flüchtigen Eingeborenen. Aber in diesem Augenblicke, als Rufiros Paukenschläge erschallten, da begriff ich mit einem Male den Geist dieser Scenerie, da löste sich das vordem unendlich erscheinende Schweigen in einer halbmelancholischen Klappersprache auf.

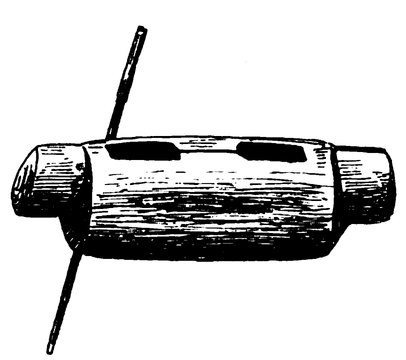


Fig. 81. Signalpauke von Neupommern mit Schlagstock. (Ethnographisches Museum in Leiden.)

„Und als nun aus den verschiedenen Windrichtungen die verschiedensten Klappertöne antworteten, bald aus jener Ecke ein Spruch,

bald von dieser Seite ein Gemurmel, da stieg das beseeligende Gefühl in mir auf, daß ich selbst in diese Umgebung jetzt hineingewachsen sei, daß ich ihr Verständnis gewonnen habe, daß ich vor meinen eigenen kannibalischen Leuten sozusagen gerettet wäre."

In der That änderte sich die Situation mit diesem Momente. Am nächsten Morgen kamen die Eingeborenen in ihr Dorf zurück, schleppten von den entlegenen und verborgenen Feldern Bananen und Hühner herbei, ja, sie schafften sogar Teile eines am vorigen Tage in einer Falle gefangenen Elephanten heran, — und alle Not war fürs erste gehoben.

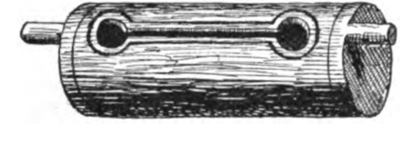


Fig. 82. Signalpauke von Neupommern. (Nach Parkinson.)

Als in demselben Kriege der Gouverneur Fivé einst spät abends auf der Rückkehr in sein Lager in einem entlegenen Dorfe des Basako-Gebietes die Mitteilung auf dem Trommeltelegraphen aufgegeben hatte, man möchte ihm sein Abendessen aufbewahren, traf er, als er dann nach einigen Stunden daheim anlangte, die gedeckten Tische. Die Nachricht war schon lange vor seiner Ankunft und kurze Zeit nach der Aufgabe des „Telegrammes" angelangt. Die Nachricht hatte gelautet:

„Abend Bula Matadi ankommen, nicht alles aufessen!"

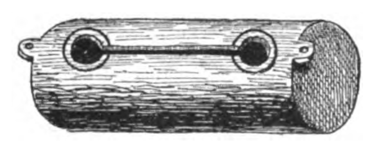


Fig. 83. Signalpauke der Baluba im südöstlichen Kongobecken. (Nach Cameron.)

In meinem Verkehr mit Beamten, Reisenden und Missionaren im Kongogebiete habe ich festgestellt, daß diese eigenartige Tonsprache fast im ganzen centralen Afrika östlich der Seenkette gehandhabt wird. Vordem war es aber schon lange bekannt, daß die Dualla in unserer deutschen Kolonie Kamerun ebenfalls eine derartige außerordentlich ausgeprägte Signalsprache besitzen und bei den verschiedensten Fällen zur Anwendung bringen. Durch den Kilometer weit reichenden Klang der Pauke unterhalten die Dörfer sich über die intimsten Angelegenheiten. Man neckt sich, man

erklärt sich den Krieg, man macht sich Mitteilungen über Gesundheitszustand, Palaver und Gerichtssitzungen, — ja, man schimpft sich sogar. Es ist jedoch bemerkenswert, daß jede Beschimpfung durch den Trommeltelegraphen stärker bestraft wird, als eine solche durch Wort oder That. Die Sprache selbst wird hervorgebracht und differenziert durch Schläge an verschiedenen Stellen der Pauke. Es giebt vier verschiedene Töne. Diese Töne kann man auch mit dem Munde



Fig 84. Dualla in Kamerun auf der Signalpauke sich unterhaltend. (Nach Photographie)

nachahmen und ergeben dann eine Sprache, die von der des alltäglichen Lebens absolut abweicht. Beispiele:

to-go-lo-gu-lo-go-lo-gu-lo = madiba (im Dualla) = Wasser, Meer, Fluß;

ko-lo-gu-lo-go-lo oder to-lo-gu-lo-go-lo = Bwambo ba Mutumba (im Dualla) = Prozeß, Verhandlung.

Man kann das Getrommelte nicht nur leise bei geöffnetem Munde auf die Wange klopfen, sondern man vermag es auch zu pfeifen und das erinnert uns daran, daß die Hornbläser der Aschanti in ihren Signalen ebenfalls bestimmten Sinn haben. So bläst das Horn des Königs selbst: „Ich übertreffe alle Könige der

Welt!“ Das Motto des Chefs der Stadtpolizei lautet: „Bobie schläft nicht, er wacht für den Reichserhalter, in der Hand des Reichserhalter wacht etwas.“

Und diese Sprache, eine selbständig entwickelte Silbensprache, bedeutet einen großartigen Schatz im Kulturbesitze der allerdings nicht sehr zahlreichen Naturvölker, welche sie besitzen. Am ausgebildetsten dürfte sie in den westlichen Gegenden des äquatorialen Afrika sein, doch ist sie kaum weniger verbreitet in Ozeanien, das



Fig. 85. Musikbande aus Urua im südöstlichen Kongobecken. Die beiden Mittelsten bearbeiten die Signaltrommel. Rechts und links davon zwei Schläger der Marimba, eines Holzklavieres. Rechts vorn eine gewöhnliche Trommel. (Nach Photographie.)

heißt in den Inselländern, welche nordwestlich und nordöstlich von Neuguinea liegen. Geben sich doch auch auf Neupommern die einzelnen Dörfer auf solchen Trommeltelegraphen Nachricht über weite Strecken hin. Ein weiteres Gebiet der Trommeltelegraphie ist das Thal des Amazonenstromes und Mexiko. Ähnliche Instrumente besitzen auch die Nordwestamerikaner.

Das Instrument, das einen solchen Verkehr ermöglicht, hat in Afrika ein sehr verschiedenartiges Aussehen. Schon die Stellung ist sehr unterschiedlich. Im südlichen Kongogebiet wird es im allgemeinen umgehängt oder getragen. Im nördlichen dagegen steht es auf der Erde auf vier Beinen oder es ruht auf untergelegten

Hölzern. Im Süden kommen zwei Formen nebeneinander vor. Ein walzenförmiges Instrument (Fig. 83) und ein kastenartiges, dessen Basis jedoch breiter ist als die nach oben gerichtete Schlitzfläche (Fig. 85). Im Norden liegen die runden, ausgehöhlten Baumstämme in den Dörfern und unter dem Dach des Versammlungshauses direkt auf der Erde. Sie sind bis $1^1/_2$ m lang. Im Rubigebiet müht man sich erst gar nicht lange damit ab, den Schallkörper von dem umgehauenen Baume loszulösen. Es kommt vor, daß die Trommel weiter nichts ist, als der untere Teil eines 15—20 m langen gefällten Baumes. Die Abanza dagegen, die im Knie des Ubangi wohnen, geben ihren Signalpauken oftmals zierliche Gestalt, z. B. die von Tieren oder Menschen.

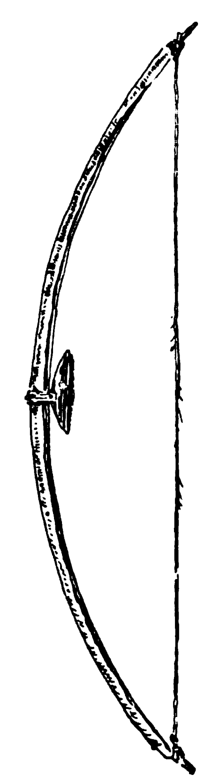


Fig. 86. Bogen der Madi am Ubangi mit Stuhlrohrsehne und Signaltrömmelchen. Ca. 1/10 der natürlichen Größe. (Im Besitze des Verfassers.)

Aber der gefällte Baum ist gar nicht notwendig; einige Stämme nordöstlich der Bakuba begnügen sich damit, einen stehenden Baum ein wenig auszuhöhlen. In vielen Stellen des Waldes trifft man derartig vorgerichtete Riesen. Überall, wo eine Elephantenfalle, eine gute Jagdposition ist, wo auf der anderen Seite ein Fährmann zum Überholen antelegraphiert werden kann, sind derartige Signalstationen angelegt. Im Gegensatz zu diesen Rieseninstrumenten, zu diesem etwas naturwüchsigen Signalwesen stehen allerliebste und zierliche kleine Instrumente des Nordens. Da ich selbst der glückliche Besitzer einiger dieser sehr seltenen Instrumente bin, so möchte ich hier des näheren auf sie eingehen.

Als der verdienstreiche Professor Schweinfurth im Jahre 1870 zu den berühmten Mangbattu als erster vorgedrungen war, beschrieb er den Bogen derselben folgendermaßen:

„Der Bogen derselben ist im allgemeinen 1 m lang, hat zur Sehne einen Strang von einfach gespaltenem spanischen Rohr, der

an Spannkraft jede Schnur übertrifft. Ein eigentümlicher Apparat zeichnet indes diese Bogen vor allen anderen mir bekannten aus, indem zum Schutze der Finger gegen den Zurückprall der Sehne

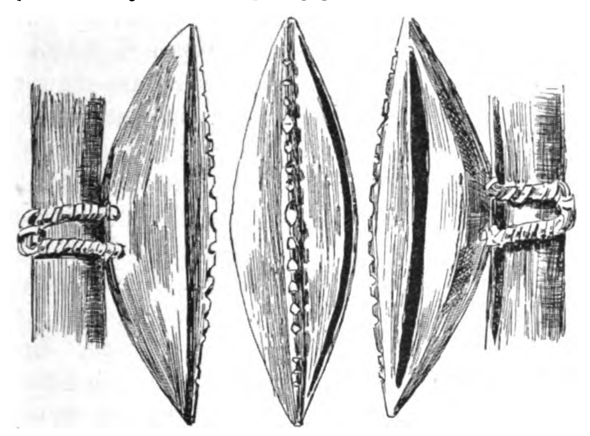


Fig. 87. Signaltrömmelchen des Bogens Fig. 86 der Madi in ca. 1/2 der natürlichen Größe von drei Seiten.

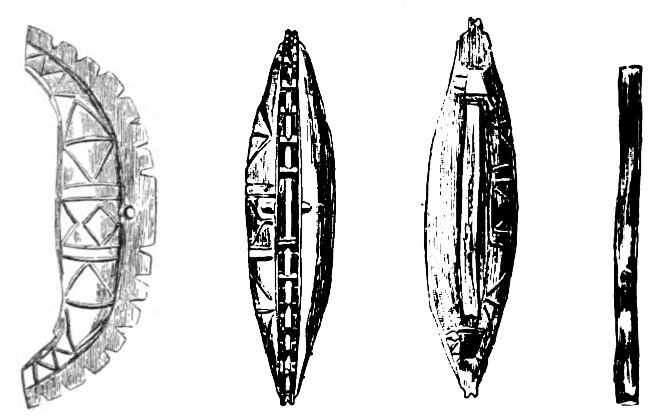


Fig. 88. Signaltrömmelchen von einem Bogen der Sango am Ubangi von drei Seiten, sowie ein kleiner Schlagstock. (Im Besitze des Verfassers.)

in Gestalt eines Weberschiffchens ein ausgehöhltes Hölzchen in der Mitte am Bogen befestigt ist. Der Pfeil gleitet beim Zielen stets durch die mittleren Finger hindurch."

In seiner Arbeit über die afrikanischen Bogen schrieb 1891 Professor Ratzel:

„Würde nicht die Autorität Schweinfurths für die Bezeichnung Bogen stehen, so würde dieses Anhängsel an ein Musikinstrument wie die Gorra denken lassen.“ — Diese Gorra ist ein im südlichen Afrika gebräuchliches Saiteninstrument, bestehend aus einem einfachen Bogen, auf dessen Sehne eine Kürbisschale hin- und hergezogen und die von der Sehnenansatzstelle aus geblasen wird. (Siehe: „Die reifere Menschheit“.)

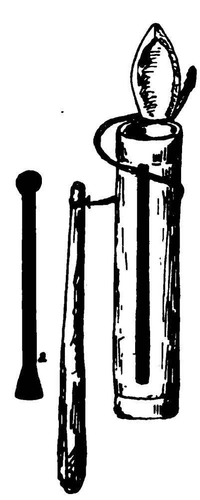
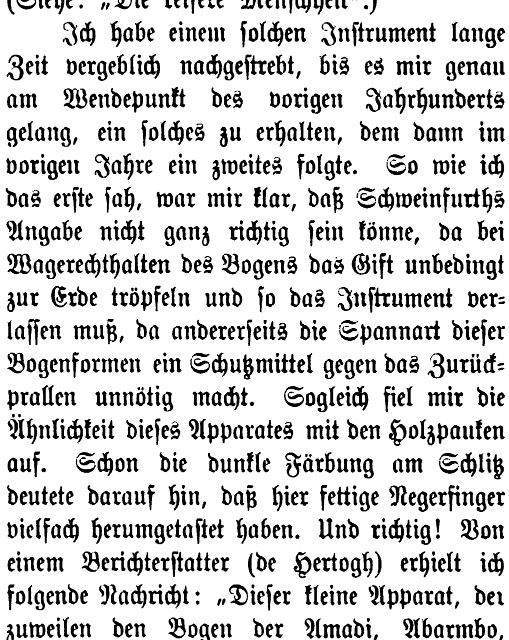


Fig. 89. Bambustrommel mit Holzknüppel von Sumbawa, ostindischer Archipel. (Ethnographisches Reichsmuseum.) — a ist der Schlitz eines ähnlich. Instrumentes von Celebes, das sich im Berliner Museum befindet.



Ich habe einem solchen Instrument lange Zeit vergeblich nachgestrebt, bis es mir genau am Wendepunkt des vorigen Jahrhunderts gelang, ein solches zu erhalten, dem dann im vorigen Jahre ein zweites folgte. So wie ich das erste sah, war mir klar, daß Schweinfurths Angabe nicht ganz richtig sein könne, da bei Wagerechthalten des Bogens das Gift unbedingt zur Erde tröpfeln und so das Instrument verlassen muß, da andererseits die Spannart dieser Bogenformen ein Schutzmittel gegen das Zurückprallen unnötig macht. Sogleich fiel mir die Ähnlichkeit dieses Apparates mit den Holzpauken auf. Schon die dunkle Färbung am Schlitz deutete darauf hin, daß hier fettige Negerfinger vielfach herumgetastet haben. Und richtig! Von einem Berichterstatter (de Hertogh) erhielt ich folgende Nachricht: „Dieser kleine Apparat, der zuweilen den Bogen der Amadi, Abarmbo, Mangbattu, Asande, Bangbas, angefügt ist, dient dazu, sich z. B. im hohen Grase zu verständigen; die Eingeborenen haben eine Sprache, die durch leichte Schläge, welche mit dem Pfeil oder einem kleinen Stöckchen gegen den Apparat geführt werden, ausgedrückt wird. Sie benutzen diese gleiche Sprachart auf ihren großen Holzpauken.“

Wir haben also hier ganz kleine Apparate der Trommelsprache vor uns (Fig. 86 bis 88).

Die ozeanischen Instrumente sind verschiedenartiger als die afrikanischen. Da sind zunächst diejenigen von Java und Sumbawa, die aus Bambusstücken bestehen. Diese sind außerhalb eines Gliedes derart von Halme abgetrennt, daß ein durch zwei Knotenscheidewände geschlossener Raum erhalten wird, der nun durch Längsaufschlitzen zu einer Bambuspauke gestaltet wird. Diese Instrumente werden in den Bäumen aufgehängt. Auf Java werden durch Schläge gegen sie die Affen zur Futterstelle zusammengerufen. — Ich nehme diese Form als ursprüngliche in Anspruch (Fig. 89).

Ihre Nachbildung aus Holz haben die Jesuiten auf den nördlichen Philippinen als Kirchenglocken zur Anwendung gebracht (Fig. 90).



Fig. 90. Dorfglocke, alte Signalpauke, hängend. Auf den nördlichen Philippinen. (Nach Jagor.)

Ich nehme an, daß dieses der Weg der Entwicklung ist: Anfangs gaben diese Völker Mitteilungen durch Schläge gegen Bambushalme. Dann schnitt man einzelne Glieder heraus und hängte sie auf. Diese hängenden Formen wurden zunächst durch hängende Holzpauken ersetzt. Dies ist die Philippinenart. Dann kam die Holzpauke in liegende Form. Wie diese Instrumente entstanden sind, lehrt uns ein kleines Merkmal: die Griffsform an den Enden. Da ist zunächst das Instrument von Borneo (siehe Fig. 91). Es ist noch ein „Ohr" erhalten. Das ist ein Ausläufer jener Hängevorrichtung, die man bei der Bambuspauke von Sumbawa erkennt. Die nächste Form der Entwicklung (siehe die Holzpauke von Java, Fig. 92) hat nun schon zwei Ohren oder Griffe. Diese beiden bleiben auf den Admiralitätsinseln und auf Neuguinea, wo es entzückend geschnitzte Instrumente dieser Art giebt, bis nach Neupommern hin. Dann verschwinden die Griffe dem Osten zu. (Vergl. Fig. 93.)

Einige seltsame Formen giebt es noch in der Südsee. Da ist die Pahu, die Kriegsglocke von Neuseeland, die in den Wachttürmen der Festungswerke aufgehängt war und deren dumpfe Klänge zur Nachtzeit dem Feind verkündeten, daß die Dorfbewohner auf ihrer Hut und den Dorfbewohnern selbst, daß ihre Wachen in eifriger Umschau begriffen

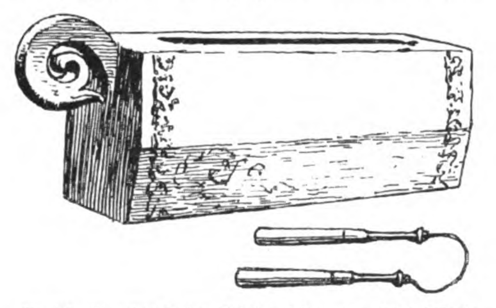


Fig. 91. Signalpauke der Dajak auf Borneo nebst Schlägeln. (Nach Ling Roth.)

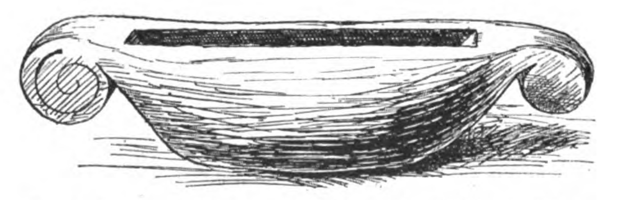


Fig. 92. Signalpauke von Java. (Ethnographisches Museum in Leiden.

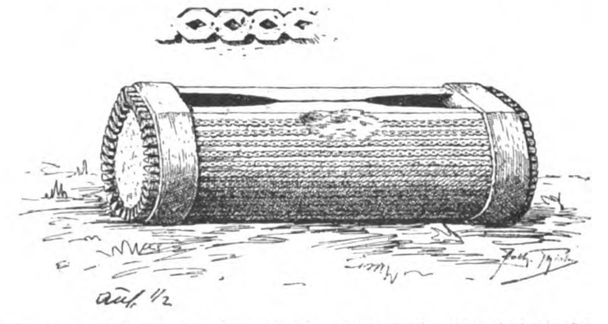


Fig. 93. Signalpauke von den Hervey-Inseln. (Museum für Völkerkunde in Leipzig.)

wären. Ihr Klang war sehr melancholisch; die starken schweren Streiche unterbrachen mit einer feierlichen Einförmigkeit die Ruhe der Nacht, als ob sie verkünden wollten, daß sie das Totengeläute



Fig. 94. Signalpauken, eingegrabene Baumstämme von den Neuhebriden. (Nach Photographie.)

wären für manchen, der am kommenden Morgen sein ehrliches Soldatenende finden würde. (Fig. 95.)

Ferner sind da die mächtigen stehenden Holzpauken der Neuhebriden zu erwähnen, die aus ganzen Baumstümpfen bestehen, welche in die Erde gelassen sind und weit über Mannesgröße haben. Ganze Wälder von solchen Baumtrommeln giebt es. Oft sind sie oben hübsch geschnitzt, stellen Vögel, Menschen und Reliefs von Schiffen dar. (Fig. 79 und 94.)

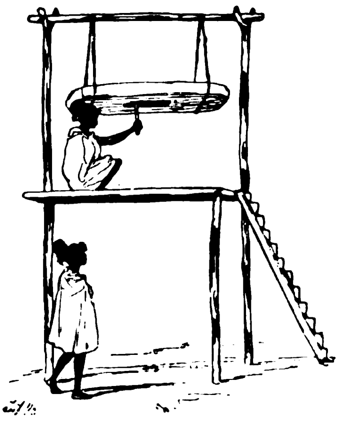


Fig. 95. Kriegspauke von Neuseeland. (Nach Angas.)

Amerikanische Instrumente dieser Verwandtschaft habe ich in europäischen Museen nur sehr wenige aufzutreiben vermocht. Besonders

zu beachten ist das Teponaztli der alten Mexikaner. Bei festlichen Gelegenheiten wird es noch heute in der Stadt Tepoztlan in der Provinz von Morelos gebraucht. Zwei alte Instrumente dieser Art habe ich vor einigen Jahren in dem ethnographischen Museum zu Basel aus einem verborgenen Winkel aufgegraben, eines befindet sich in Wien. Sie sind von den bisher besprochenen Formen insofern unterschieden, als in den Schlitz hinein von den Seiten aus zwei Zungen ragen. (Fig. 96.)

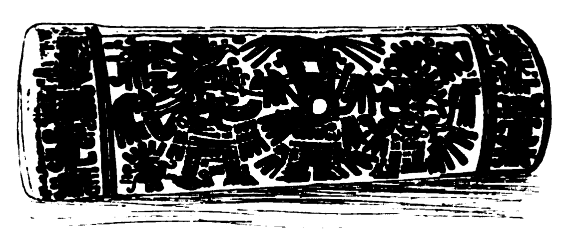


Fig. 96. Teponaztli der alten Mexikaner. (Ethnographisches Museum in Basel.)

Dagegen ist die Verwandtschaft afrikanischer und ozeanischer Formen geradezu überraschend (siehe Fig. 82 und 83).

Trommeln und Trommeltänze.

Einige sagen, daß im Anfange, ehe noch die Sonne ihr Kind zur Welt gebracht hätte, ein Kampf zwischen der Sonne und dem Monde stattgefunden hätte. Nachdem es aber erschienen sei, rief sie den Mond, daß er ihre Tochter bis zu ihrer Rückkehr hielte. Sie wollte nämlich gerade waschen. Der Mond nahm denn auch die Tochter der Sonne auf seine Arme; aber er war nicht imstande, das Kind des Glutballes lange zu halten, denn wenn er es ergriff, brannte es ihn, und wenn er die Hitze fühlte, ließ er es fallen und es fiel auf die Erde, und das ist auch der Grund, weshalb es den

Menschen auf der Erde so heiß ist. Als nun die Sonne umkehrte und zurückkam und den Mond wiedersah, fragte sie:

„Wo ist meine Tochter?“

Der Mond antwortete:

„Deine Tochter? Ja, die hat mich so sehr verbrannt, darum ließ ich sie los und da fiel sie auf die Erde.“

Da wollte die Sonne den Mond packen.

Nun sagen aber einige, der Weg des Mondes wäre voll Dornen und derjenige der Sonne voll Sand und das ist auch der Grund, weshalb der Mond nicht so schnell wie die Sonne reisen könne. Wenn er nun des Wanderns müde, so pflege er auf den Weg der Sonne zu gehen, die dann den Mond zu fangen suche.



Fig. 97. Trommel der Somali, welche mit folgender Aufschrift eingeliefert worden ist: „Holzmörser als Trommel“. (Museum für Völkerkunde in Leipzig.)



Fig. 98. Thönerne Trommel aus der Stadt Fees, Marokko. (Museum für Völkerkunde in Berlin.)

Hat nun die Sonne den Mond gefangen, dann nehmen die Leute ihre Mörser, binden ein Fell über die Öffnung des Mörsers und schlagen die Trommel und bitten die Sonne und sagen:

„O Sonne, Sonne, stell es ein oder laß den Mond fallen!“

So ist in unserem Lande der Brauch, wenn die Sonne mit dem Monde kämpft.

So ist es und es ist fertig.

Diese kleine Mythe hat Schön von einem Haussamanne gelernt. Was uns in diesem Momente an ihr interessiert, daß ist die Herstellung der Trommeln. Es handelt sich hier offenbar darum, wie die Haussa sich bei einer Mondfinsternis benehmen. Sie ergreifen nämlich ihre Mörser, ziehen ein Leder darauf und trommeln. Als Ergänzungsstück zu dieser Mythe befindet sich im Leipziger Museum

eine Trommel mit der Aufschrift: „Holzmörser als Trommel: Dulban, Somali.“ (Siehe Fig. 97.) Haben wir hier den Mörser als Resonanzboden, so dient anderweitig zu demselben Zwecke eine Kallebasse (Kürbisschale), ein Thontopf (Fig. 99) oder auch ein Biertrog. Ja, ich kann sogar hier eines der berühmten, zierlichen Ziergefäße der Bakuba vorführen, das als Trömmelchen durch Überzug eines Leders hergerichtet ist (Fig. 100).



Fig. 99. Trommel aus einem Topf hergestellt. Tumba-See südlich des Kongo. (Museum in Tervüren.)



Fig. 100. Trommel aus einem Zierbecher hergestellt. Lukenje-Fluß südlich des Kongo. (Museum in Tervüren.)

Nun hat uns Bücher berichtet, wie die verschiedenen Gesänge an der Hand verschiedener Thätigkeiten entstanden wären, wie der Ruderer im Takte des Ruderns dichtet und singt, wie der Weber in seiner klingenden Kunst sich an den Rhythmus des Webens hält, wie in gleicher Weise der dreschende Bauer, der hämmernde Zimmermann singt und dichtet. Daß in dieser Weise aus der Thätigkeit des Hirsestampfens bei den Negern aus dem Mörser ein Musikinstrument werden konnte — das liegt auf der Hand. Wie aber das Trommelfell sich entwickelte, das möchte ich hier noch kurz beweisen.

Die Kürschner der Hottentotten nehmen die frischen und noch rauchenden Häute, reiben sie stark mit Fett ein, bis dasselbe recht eingedrungen ist. Darauf ergreifen sie zu zweien die Haut, gleichwie zwei Dienstmädchen einen staubigen Teppich und klopfen sie vermittels starker Stöcke und großer Stärke ꝛc.

Die Marutse schließen den Prozeß der Fellbearbeitung, nachdem mit Schabbeilchen oder anderen Kratzinstrumenten die Fleischrestchen, Sehnenfasern ꝛc. entfernt sind, das Fell beiderseits mit öligen oder fettigen Substanzen gut eingerieben ist, damit, daß zwei bis sechs Männer in hockender Stellung im Takt und unter Gesang das Fell mit ihren Händen pressen, Stelle um Stelle aneinander reiben, bis sich das Fell trocken und geschmeidig anfühlt.

Die besten Lederfabrikanten Süd-Afrikas sind nach Fritsch die Betschuana. Bei ihnen wird die Prozedur des Präparierens, obwohl dabei heftige Körperbewegung auch unvermeidlich ist, doch mit einem Eifer und mit einer Energie ausgeführt, die den Eingeborenen bei keiner anderen Gelegenheit eigen zu sein pflegen. Die anstrengende Arbeit, an der sich bei größeren Häuten mehrere Personen zu beteiligen pflegen, wird ihnen zu einem geselligen Vergnügen und das taktmäßige Walken mittelst der Hände oder Füße begleiten sie mit eigentümlichem, einförmigem Summen, wodurch das Vergnügen noch wesentlich erhöht zu werden scheint.

Dieselben Betschuanen, denen das taktmäßige Walken mit Händen und Füßen in der geselligen Arbeit zum Vergnügen wird, erlangen bei den Mannbarkeits-Ceremonieen ein Takt- und Schlaginstrument dadurch, daß ihrer mehrere eine Ochsenhaut gespannt halten und mit Stöcken gehörig bearbeiten. Dazu erklingt wieder dasselbe Summen.

Die Sache ist also sehr einfach. Die Trommel ist ein Zwitterinstrument, dessen einer Teil, der Schallkasten, dem Getreidestampfen, dessen anderer, das Fell, der Lederwalkerei seinen Ursprung verdankt. Bei dieser Gelegenheit mag die Schilderung eines Stammes nordwestlich des Ubangi-Knies Platz finden, die ich Herrn Charles Roland verdanke, der sie seinerseits dem Tagebuche seines Neffen entnommen hat.

Es ist Nacht. Der Vollmond ist heute zum ersten Male in voller Klarheit aufgegangen. Ach, es ist so schön, so klar, — der Himmel so prangend, — die Welt so weit, so weit! Wir in unserm Lager auf dem Hügel haben einen entzückenden Ausblick über die liebliche Ebene, die Büsche an den Ufern des sich dahinschlängelnden Flusses, — die Dörfer.

Das ist eine herrliche Nacht.



Fig. 101. Große Trommel von Tahiti. (Sammlung Cook im historischen Museum in Bern.)

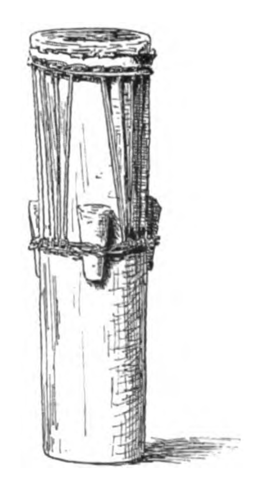


Fig. 102. Trommel der Dajak auf Borneo. (Ethnograph. Museum in Leiden.)

Ich sitze hier oben am Lagerfeuer und kritzele mit steifen Fingern in mein Tagebuch. Wie kann einem so kalt sein, wenn die Welt so schön dreinschaut. Aber es ist kalt, sehr kalt.

Und alles schweigt!

Jetzt geht aber unten im Dorfe etwas los, es ist wie ein leises Murmeln, wie ein aus der Ferne gehörtes Meeresrauschen. Ob die Schwarzen da unten wieder einmal ihre Geister um Rat fragen und beten? — Oder ob sie wohl der Schönheit der Welt einen Lobgesang darbringen?

Ah! — jetzt wird es interessant. In zwei Reihen ziehen sie aus dem Dorfe auf das Feld. Jeder vierte oder fünfte trägt etwas. Rechts sind es die Männer, geschmückt mit einem tollen Haarputz, links die kurzgeschorenen Weiber. Was die Weiber tragen, kann ich erkennen: ihre Mörser. Jetzt machen die Frauen Halt. Sie ziehen im weiten Kreise umher und schließen einen Kreis um die Männer. Zu zweien und dreien stehen sie immer an einem Mörser. Und innen breiten sich jetzt die Männer aus. Aha, jetzt kann ich erkennen, was sie haben: ihre Ledermäntel. Zu dreien und vieren fassen sie sie an.

O weh! und nun ist es losgegangen; ein Spektakel, man möchte meinen, der Teufel wäre auf dem Umzuge begriffen. Das klopft und stampft und randaliert, das trampelt und singt, — all das liebliche Schweigen ist hin.

Omakiruko ist eben herzugetreten. Bei dem Lärm kann er ebensowenig schlafen, wie alle anderen. In diesem Falle hat seine Freundschaft für mich Wert. Er kann mir den Sinn dessen da unten erklären, die Worte der Gesänge übersetzen. Er steht neben mir und flüstert mir ins Ohr.



Fig. 103. Trommler von der Loangoküste. (Nach Photographie.)

Dumpf dröhnen die Mörserschläge.

„Viel Hirse, viel Hirse; gute Ernte, gute Ernte!
Ich will den Eßkorb meines Mannes füllen,
Meine Kinder will ich ernähren.
Viel Hirse, viel Hirse; gute Ernte, gute Ernte!“

So singen die Weiber.

Klatschend fallen die Schläge auf die Ledermäntel.

„Im Flußthale Antilopen, daß ich sie nicht zählen kann.
Antilopen, Antilopen, Antilopen.

Elephanten mit schweren weißen Zähnen für die Weiß-
lichen (Europäer).
Antilopen, Antilopen, Antilopen.“

Daß den Leuten gar nicht die Kraft vergeht! — Sie tanzen und brummeln nun schon zwei geschlagene Stunden, ich werde müde. Aber ich weiß nicht, ob ich bei dem Skandal werde schlafen können. Omakiruko meint, das ginge so fort bis zum nächsten Morgen. Wenn der Morgen anbräche, dann bänden die Frauen ihrer Männer Lederwämse auf die Mörser und trommelten gemütlich



Fig. 104. Korriborri, nächtlicher Festtanz der Neuholländer Queenslands, bei welchem der Takt im Zusammenschlagen von Bumerang und Wurfkeule gegeben wird. (Nach Lumholtz.)

weiter, während die Herren der Schöpfung sich einer wüsten Trinkerei hingeben. Um das letztere zu sehen, braucht man nicht in Afrika die Nacht durchzuwachen. Ich beschließe also wie die anderen, mich wieder hinzulegen.

Doch halt, da macht mich Omakiruko auf etwas aufmerksam, das ich Dir noch schnell aufschreiben muß.

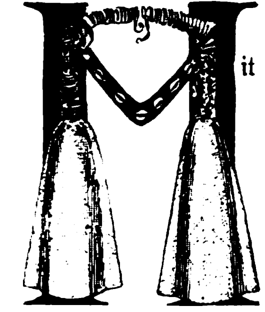
Abseits vom großen Kreise stehen drei Frauen um einen Mörser. Sie sind anders gekleidet, wie die anderen Weiber, denn weiße Perlschnüre hängen vom Nacken tief auf die Brust herab. Sie stoßen ihren Mörser taktmäßig gleich den anderen; sie murmeln auch wie die anderen.

Aber höre, — ihr Murmeln hat nicht einen Sinn. Sie können und dürfen nichts erflehen, denn es sind Witwen, die ein Jahr ausgeschlossen vom Kreise der Fröhlichen ein tristes Witwendasein, eine Zeit harter Entbehrungen an Speise und Trank verleben müssen.

Und wenn sie schlummern, schlummern sie auf dem Grabe des Mannes, der mitten in ihrer Hütte bestattet ist.

Das war kein hübscher Schluß, den mir da Omakiruko versetzt hat. Die Nacht war vordem so schön, nun sind dunkle Gedanken über die Ebene gewandert.

Bilderschrift und Ornamentieren.



it diesem Kapitel treten wir an die Stufe der reiferen Menschheit, denn die Bilderschrift bedeutet die Vorstufe einer eigentlichen wirklichen allgemein verständlichen Schrift. Der Unterschied der Schrift und der Bilderschrift besteht darin, daß letztere stets einer engeren oder weiteren Auslegungsmöglichkeit unterworfen ist, während die erstere mit ein für allemal festgelegten Zeichen arbeitet, daß letztere den Laut unberücksichtigt läßt und nur Ereignisse, Thatsachen &c. fixiert, während erstere den Laut, jeden Laut oder wenigstens den größten Teil der Laute wiederzugeben vermag. Es ist bekannt, daß aber auch andere Völker, wie Chinesen und Ägypter, eine Bilderschrift hatten, ehe sie zu einer Lautschrift kamen.

Wir wollen uns nun diese Bilderschrift einmal näher ansehen, und dies werden wir am besten können, wenn wir uns an die indianischen Texte halten. Da ist zunächst der Lebenslauf der rennenden Antilope, eines Häuptlings der Uncpapa Dakota, den dieser im Jahre 1873 in folgenden 11 Bildern für Dr. W. J. Hoffman zu Papier gebracht hat. Diese 11 Bilder, welche mit

Wasserfarben in das Buch des Gelehrten gemalt wurden, stellen die wichtigsten Ereignisse in dem Leben des Häuptlings dar.



Fig. 105.

Fig. 105. Zwei Arikara-Indianer wurden an einem Tage getötet. Die Lanze in seiner Hand, mit der er nach dem vordersten Feinde zielt, bedeutet, daß er die Person mit jener Waffe tötete. Die Person zur linken Hand wurde, wie man sieht, durch das losgehende Gewehr getötet und mit der Lanze niedergeschlagen.

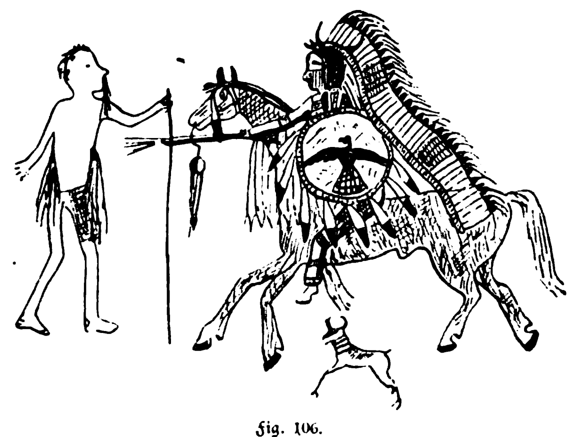


Fig. 106.

Fig. 106. Ein Arikara erschossen und skalpiert. Es scheint, daß dieser versuchte, die rennende Antilope darauf aufmerksam zu machen, daß er unbewaffnet sei, denn seine rechte Hand zeigt mit ausgebreiteten Fingern nach außen, um die Bewegung der Verneinung zu markieren.

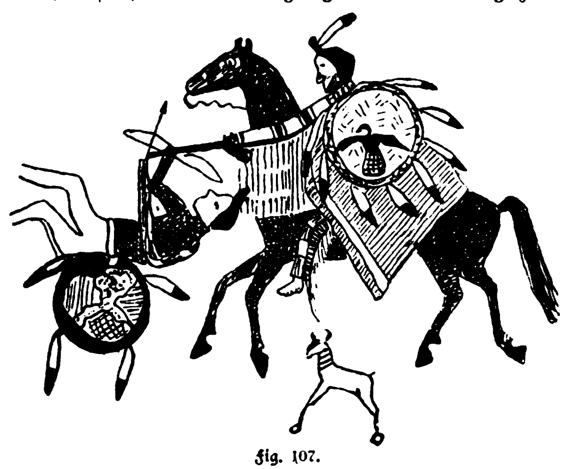


Fig. 107.

Fig. 107. Ein Arikara geschossen und getötet.



Fig. 108.

Fig. 108. Zwei Arikara an einem Tage getötet.

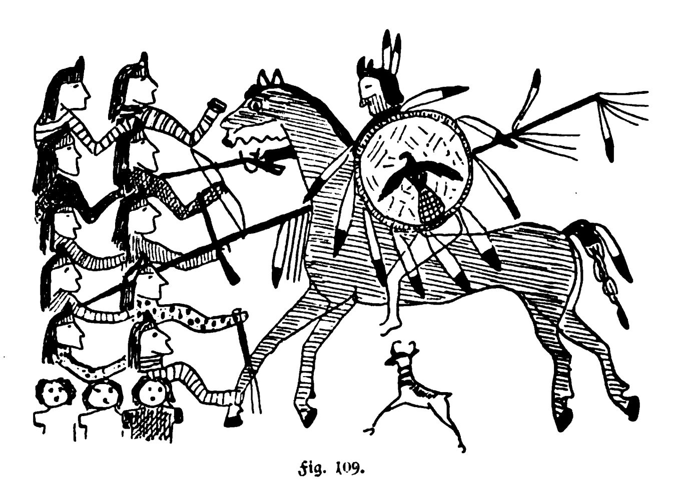


Fig. 109.

Fig. 109. Zehn Männer und drei Frauen getötet.

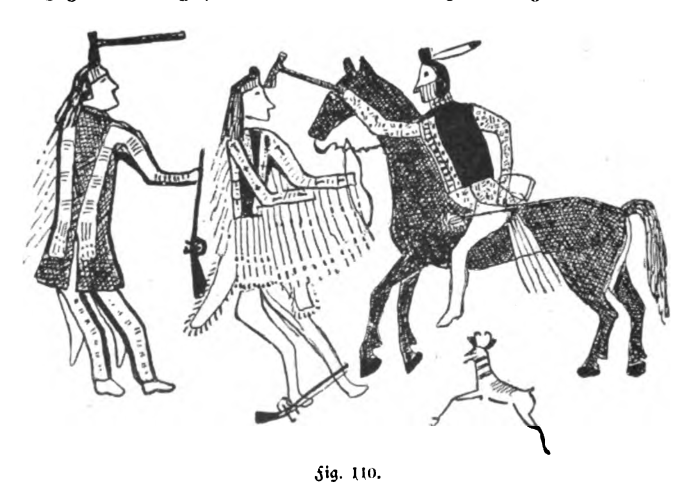


Fig. 110.

Fig. 110. Zwei arikarische Anführer getötet. Ihr Rang wird durch Anhängsel an den Ärmeln, die aus Wieselfell gefertigt sind, bezeichnet. Der Pfeil an der linken Seite des Berichterstatters zeigt, daß er verwundet ward. Die Narben waren übrigens an dem Häuptling noch deutlich erkennbar.

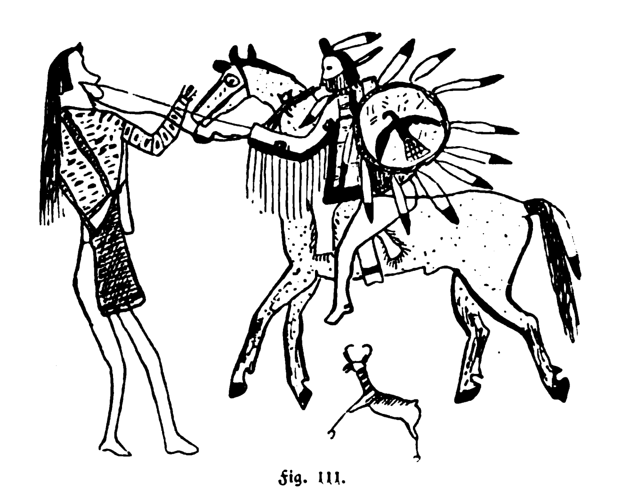


Fig. 111.

Fig. 111. Ein Arikara getötet und zwar mit dem Bogen erschlagen, was man als die größte Schmach, die einem Krieger widerfahren kann, ansieht, eine That, deren der Held des Ereignisses sich andererseits sehr zu rühmen weiß.

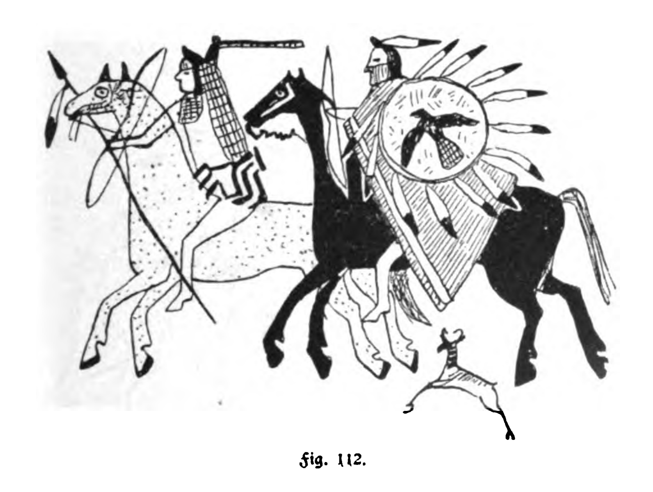


Fig. 112.

Fig. 112. Ein Arikara getötet und ein Pferd eingefangen.

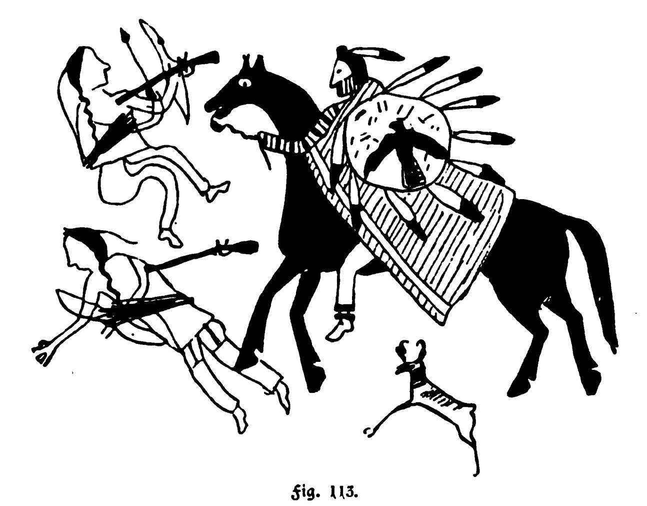


Fig. 113.

Fig. 113. Zwei arikarische Jäger getötet und zwar mit der Flinte, wie dies zu ersehen ist. Jeder der beiden Fremden ist mit der Flinte dargestellt. Die Striche über den Feinden zeigen das Losgehen der Flinte an und die Stelle, an der die Kugel traf. Die obere Person wollte gerade einen Pfeil abschießen, als sie getötet ward.

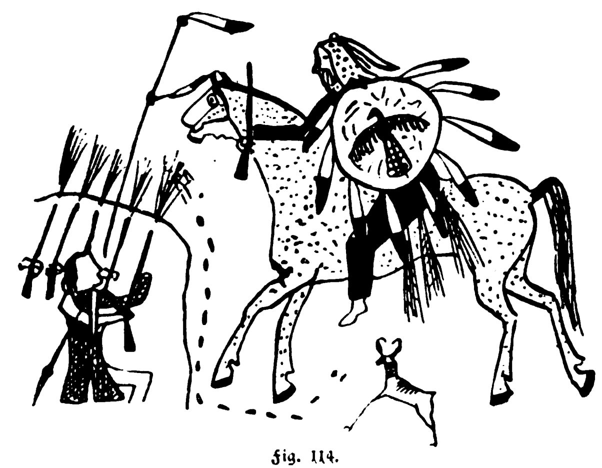


Fig. 114.

Fig. 114. Fünf Arikaren an einem Tage getötet. Die punktierte Linie bezeichnet die Spur, welche die rennende Antilope verfolgte. Als die Indianer entdeckten, daß sie verfolgt wurden, flüchteten sie hinter einen vereinzelt stehenden Busch. So wurden sie mit Muße getötet. Die fünf umrahmten Flinten stellen die fünf bewaffneten Personen dar.

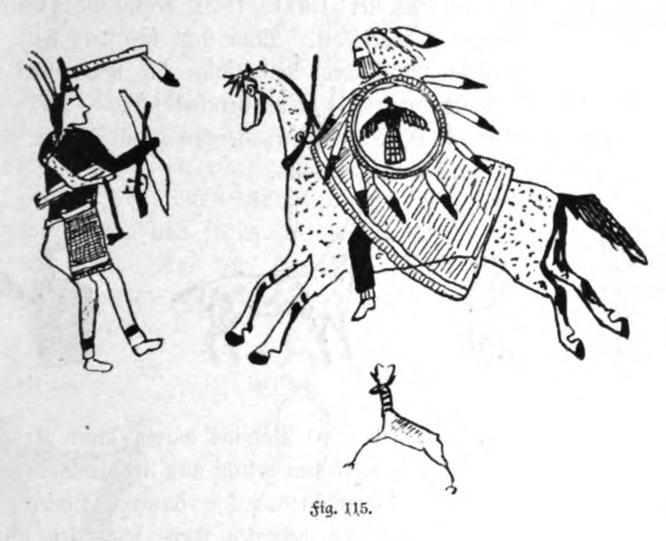


Fig. 115.

Fig. 115. Ein Arikare getötet.

Auf den vorliegenden Zeichnungen, die sich sämtlich auf die Ereignisse eines Krieges zwischen zwei Stämmen beziehen und den Zeitraum von 1853—1865 umfassen, ist die rennende Antilope mit den charakteristischen Insignien abgebildet. Einerseits nämlich findet sich stets der Name des Kriegers unter das Pferd gezeichnet: die springende Antilope. Dieselbe ist eigentlich immer gleich, wie klischiert oder wie mit einem Stempel gedruckt gezeichnet, ein Beleg dafür, wie geläufig der Berichterstatter in dieser Unterschrift gewesen sein muß. Der Vogel auf dem Schilde bezieht sich auf das Geschlecht resp. das Totem (siehe das Kapitel „Heilige Tiere") der rennenden Antilope und drückt sozusagen den Familiennamen aus.

Dies ist ein charakteristischer Bericht. Die Sache ist ziemlich allgemein verständlich und naturalistisch gemalt. Um aber den Wert dieses Naturalismus, dieser Natürlichkeit zu prüfen, wollen wir noch andere Materiale herbeiziehen, ich will hier noch einige Bilder aus dem Winterbericht des Lone-Dog wiedergeben.

Ich habe die ganze Wintererzählung, die eine 71 Jahre umfassende und mit dem Winter 1800—1801 beginnende Chronik darstellt, auf der Tafel I abgebildet. Man sieht hier das Fell, ein Büffelfell, auf dem in spiralischer Reihenfolge die wichtigsten Ereignisse dieser 71 Jahre geschildert resp. vermerkt sind. Die ganze Sache fängt mit der die 30 Striche enthaltenden Figur in der Mitte an. Ich nehme einzelne Bilder heraus.


Fig. 116.


Fig. 117.

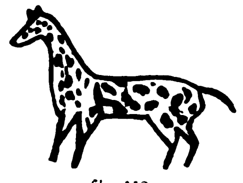

Fig. 118.


Fig. 119.

Fig. 116. 1800—1801. 30 Dakotas waren durch Krähenindianer getötet worden. Das Zeichen besteht aus 30 gleichlaufenden schwarzen Linien in drei Abteilungen. Die äußeren Linien sind zusammenhängend. In dieser Art bedeuten solche schwarzen Linien immer den Tot, der durch ihre Feinde niedergemachten Dakotas. — Die Absaroka oder Krähenindianer haben, trotzdem sie mit diesen gleichen Stammes sind und auch zur Sioux-Familie gehören, mit den Dakotas im Kriege gelegen, solange die Europäer von ihnen etwas wissen.

Fig. 117. 1801—1802. Viele starben durch Kinderblattern. Das Zeichen ist Kopf und Körper, die mit Blattern bedeckt sind.

Fig. 118. 1803—1804. Es wurden einige Pferde den Krähenindianern gestohlen.

Fig. 119. 1807—1808. „Der rote Rock", ein Häuptling wurde getötet. Die Figur zeigt den „roten Rock" von zwei Pfeilen durchbohrt und mit aus dem Munde tropfendem Blut.

Fig. 120. 1821—1822. Das Hauptereignis dieses Jahres war offenbar der Fall eines sehr schönen Meteores.

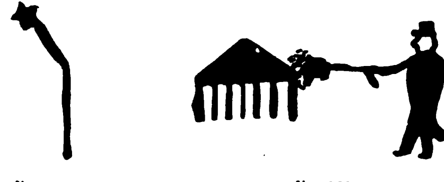


Fig. 120. Fig. 121. Fig. 122.

Fig. 121. 1823—1824. Soldaten der Vereinigten Staaten attakieren mit Hülfe der Dakotas die Arikara. Es ist eine Dorfbefestigung abgebildet, die ein Soldat anzündet.

Fig. 122. 1825—1826. Der Missouri hatte eine sehr starke Überschwemmung und so wurden einige Indianer ertränkt und mit fortgeschwemmt. Auf der Darstellung scheinen auf dem Wasser schwimmende Köpfe charakterisiert zu sein.

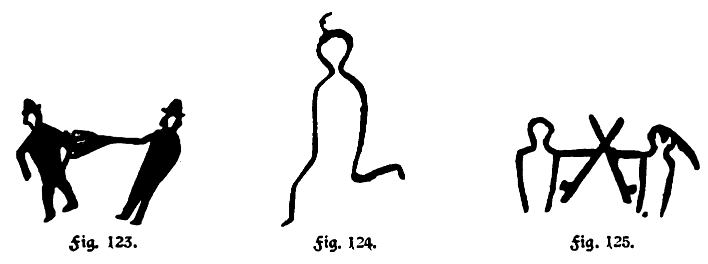


Fig. 123. Fig. 124. Fig. 125.

Fig. 123. 1831—1832. Le Beau, ein weißer Mann, tötete einen anderen Namens Kermel. Dieser le Beau lebte noch im Jahre 1877 bei Little Bend, 30 Meilen von Fort Sully.

Fig. 124. 1832—1833. „Lone-Horn", das einzelne Horn, hatte sein Bein „getötet", wie die Auslegung angiebt. Das einzelne Horn ist auf der Figur deutlich erkennbar. Ebenso ist das eine Bein wie gebrochen oder verzerrt angedeutet.

Fig. 125. 1851—1852. Friedensabschluß mit den Absaroka oder Krähenindianern. Zwei Indianer in verschiedener Haartracht, welche die Pfeife zwecks „Friedensrauchens" austauschen, repräsentieren die beiden Stämme.

Fig. 126. 1870—1871. (Das letzte Zeichen der Chronik.) Die Uncpapas hatten eine Schlacht mit den Kräheninbianern, in welcher die ersteren 14 verloren und 29 von den letzteren getötet

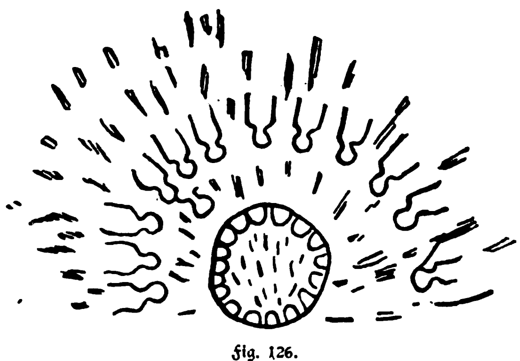


Fig. 126.

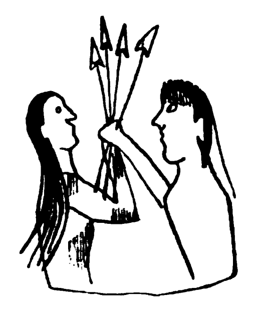
haben sollen. Es scheint in der Mitte ein verbarrikadiertes Fort zu sein und Flintenkugeln, nicht Pfeile oder Speere, durchschwirren die Luft.

Blicken wir über die hier wiedergegebenen Abbildungen, so fällt uns auf, daß wir es im allgemeinen lediglich mit Abbildungen von Ereignissen zu thun haben, daß also, wenn wir es ganz genau fassen, von einer „Schrift“ eigentlich nicht die Rede sein kann. Es sind eben einfach Bilder.

Immerhin deutet doch eine ganze Zahl von Merkmalen auf eine bestimmte Entwicklung der Schrift hin. Es sind Unterschiede in diesen Bilderzeichen. Wenn da ein Pferd abgebildet ist wie in Fig. 118, so kann das alles mögliche heißen, kann bedeuten, daß ein Pferd gestohlen ist, daß eine Krankheit unter den Pferden war, daß Pferde getötet sind, starben 2c., und es bleibt dem Gedächtnis des Chronisten resp. der Tradition überlassen, das Zeichen richtig auszulegen. Anders dagegen die Fig. 116 mit ihren 30 Strichen. Solche senkrechte Striche bedeuten immer Tod. Das Bild irgend eines Mannes, neben dem sich ein solcher Strich befindet, sagt aus, daß dieser Mann gestorben ist. Ein solches Zeichen hat schon eher das Recht, Schriftzeichen genannt zu werden. Das heißt also,

dieses letztere Zeichen hat sich von dem Begriff eines persönlichen Erinnerungsmerkmals bis zu einem allgemein verständlichen Schriftzeichen erweitert.

Unser Bild, Fig. 125, zeigt den Weg, auf dem diese Bildersprache zu einer richtigen Schrift sich hätte entwickeln können. Die beiden Friedenspfeifen, die hier abgebildet sind, sind allgemein verständlich. Die ganze Figur ist nicht mehr eine viele Einzelheiten enthaltende Schilderung, sondern die Darstellung eines Symbols. An der Hand einiger weiterer Beispiele soll gezeigt werden, wie ein solches Symbol einen höheren Wert als Schriftzeichen besitzt, als eine ganze Schilderung.



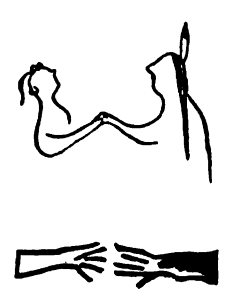


Fig. 127—129. Zeichen für „Frieden".

Fig. 127—129 stellen Friedensabschlüsse dar. Zuerst sind zwei Leute mit den Waffen repräsentiert, dann zwei verkümmerte Gestalten, die sich die Hände reichen, dann nur zwei Hände. Aus dem ersten kann man noch eine ganze Masse herauslesen, das zweite ist schon eindrucksvoller, das dritte Zeichen endlich ist knapp, einfach und eindrucksvoll. Weiterhin: In Fig. 125 wurde noch ziemlich viel von den beiden Männern um die Friedenspfeifen herumgezeichnet. In der folgenden Fig. 130 treten diese beiden Pfeifen schon selbstständiger auf. Und wenn nun in Fig. 131 lediglich ein allerdings



Fig. 130 und 131. Zeichen für „Frieden".

importiertes Zeichen, die Fahne, als Friedenssymbol dargestellt wird, so haben wir den Höhepunkt der Kürze und Verständlichkeit, die knappste Darstellung des Begriffes „Frieden“ erreicht.

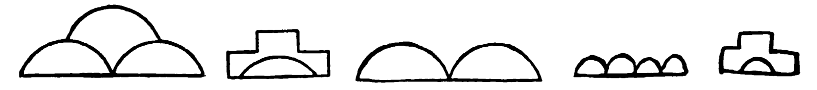


Fig. 132—136. „Wolken“. Zeichen der Moki.

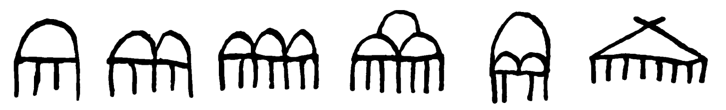


Fig. 137—142. „Regen“. Zeichen der Moki.

Was wir hier sehen, ist gewiß ein Weg der Entwicklung, ein Weg, den wir nach zwei Seiten verfolgen können. Die ersten eingehend schildernden Bilder sind durchaus die besseren, — vom Standpunkt des Kunstkritikers aus betrachtet. Die letzteren dagegen müssen als Kritzeleien bezeichnet werden. Mit dem Wachsen des Wertes als Schriftzeichen geht also der Verlust der natürlichen Schilderung Hand in Hand. Betrachten wir die nebenstehenden Abbildungen von diesem Standpunkte aus, so sehen wir dasselbe aufs Neue. Die inhaltreichsten und klarsten Zeichen vom Standpunkte der Schrift (Fig. 148—150) sind vom Standpunkte der Kunst aus betrachtet, die langweiligsten.

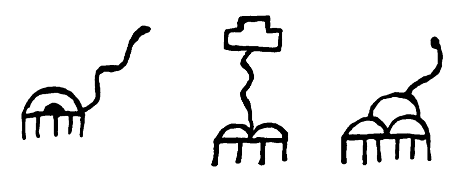


Fig. 143—145. „Blitze, Gewitter“. Zeichen der Moki.

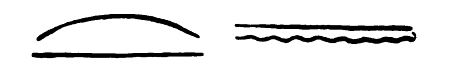


Fig. 146 „klar“, Fig. 147 „stürmisch“. Zeichen der Ojibwa.



Fig. 148 „Sonnenaufgang“. Fig. 149 „Mittag“. Fig. 150 „Sonnenuntergang“. Zeichen der Ojibwa. (Alle nach Mallery.)

Wir kommen nunmehr zu einer der interessantesten Thatsachen der Völkerkunde. Diejenigen Völker nämlich, welche kulturell am niedrigsten stehen, nämlich die Zwergvölker Afrikas und die Neuholländer Australiens sind bei weitem die geschicktesten Zeichenkünstler unter den Naturvölkern. Wie soll man das nun erkären? — Und steht dies wohl in irgend einer Beziehung zu dem eben behandelten Thema?

Um die Frage genügend würdigen zu können, muß der Leser schon so freundlich sein und die im nächsten Kapitel wiedergegebenen Buschmannszeichnungen beaugenscheinigen. Ich mache ihn ganz besonders auf die ersten desselben aufmerksam, den Hund in Fig. 155, die Jagdscene, Fig. 154, dann den Rinderdiebstahl 2c. Das alles sind ganz hervorragende Leistungen, sind kleine Kunstwerke, wie sie die anderen sonst so unendlich viel höher stehenden Centralafrikaner nicht geschaffen haben. Die Zeichnungen der so oft verachteten Neuholländer müssen als ebenso vortrefflich bezeichnet werden; diese haben ebenfalls eine Entwickelungsstufe erreicht, welche unbeschreiblich viel höher steht, als die der weltberühmten Polynesier.

Blicken wir nun auf Amerika selbst, so haben wir das Problem dieser Erscheinung klar aufgerollt und leicht lösbar vor uns. Im Norden haben wir die Eskimos, Völkerstämme, die in ihrem ganzen Kulturbesitz nicht nur, sondern vor allen Dingen auch in ihrer Kunstfertigkeit, in ihrem Kunstgeschick mit den Neuholländern und den Zwergvölkern Afrikas auf einer Stufe stehen. Da haben wir dieselben allerliebsten Zeichnungen — da haben wir aber auch denselben Mangel an Ornamenten, an verzierenden Schmucklinien. — Im Süden schließen sich nun an jene Indianerstämme, deren Bilderschrift wir soeben vorgeführt haben, bei denen also die naturalistische, natürliche Schilderung in eine Schrift überzugehen scheint, bei denen aber auch die eigentliche Kunst im Verlöschen ist. — Endlich die dritte Epoche im Süden. Hier haben wir die Mexikaner, welche bekanntlich über eine ziemlich voll entwickelte Bilderschrift verfügten, die außerordentlich viel Ornamente hatten, denen aber natürliches Schilderungsvermögen, Bildergewerk wie das der Buschmänner und Eskimos absolut fehlt. — Noch ein kleiner Schritt und wir sind

auf dem Gipfelpunkte bei den südlichen Maja angelangt. Für diese ist charakteristisch die ideal und voll entwickelte Bilderschrift, ein Überwiegen von Ornamenten und gänzliches Fehlen natürlicher Schilderei.

Auf vier verschiedenen Stufen versinkt und verschwindet also das eine vollständig, steigt aber eine neue große Sache aus dem Verschwinden empor. So stellt sich der Thatbestand ein. Wie aber sollen wir nun diesen Thatbestand beurteilen, wie sollen wir das verstehen?

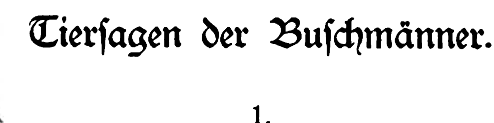
Um einen richtigen Maßstab zu finden für das sich hier aufdrängende Problem, braucht es nur der Erwähnung zweier Thatsachen.

1) Eine Eskimozeichnung wird jeder verstehen. Zur Auslegung brauchen wir einen Eskimo nicht.

2) Um die Maja-Schrift zu entziffern, quälen sich seit Jahrzehnten die größten Gelehrten ab. Denn die Majakultur starb aus und wir wissen sehr wenig von ihr.

Das sagt genug. Aus allen diesen Thatsachen spricht der große Satz, daß die Kultur im Geiste des Menschen lebt, daß der Mensch sich gänzlich nach innen gewandt hat, daß es eine gänzlich neue Welt ist, in der er lebt, nämlich die von ihm geschaffene Kultur. So wie er das Bild der Natur bis zum Schriftzeichen verzerrt, wie er stolz sich abwendet von den äußeren einfachen Naturformen, so ist er selbständig in allem, so ist er Mensch.

Jetzt aber wollen wir uns die Geisteseigentümlichkeiten der verschiedenen Epochen näher betrachten, wollen es verfolgen, wie der Mensch seine Interessen, sein Verständnis und Sehvermögen erweitert hat. Ich beginne bei den Künstlern der Urzeit, bei jenen Zwergen, die die zierlichen Zeichnungen herstellen.



Tiersagen der Buschmänner.

1.

Cagn war der erste auf der Welt, er gab Befehle und veranlaßte alle Dinge, zum Vorschein zu kommen; er machte die Sonne, den Mond, Sterne, Wind, Gebirge. Der Name seines Weibes war Coti. Er hatte zwei Söhne, der ältere war Führer und sein Name war Cogaz, der Name des zweiten war Gcwi. Es waren drei große Anführer, Cagn, Cogaz und Quanciqutschaa, welche große Kraft hatten, aber Cagn gab die Befehle durch die andern zwei.

2.

(Hierzu die nebenstehende Abbildung. Fig. 151.)

Cagns Weib, Coti, nahm ihres Mannes Messer und gebrauchte es, um einen Grabstock zu schärfen, und sie grub Wurzeln zum Essen. Als Cagn sie fand, hatte sie sein Messer



Fig. 151. Buschmannszeichnung. (Nach Orpen.)

verdorben; er schalt sie und sagte, es würde Unglück über sie kommen. Hierauf empfing sie und zog ein kleines Elendkälbchen in den Feldern auf und erzählte es ihrem Manne. Sie sagte, sie wüßte nicht, was

für eine Sorte Kind es wäre und er lief, es zu sehen, und als er zurückkam, befahl er Coti, Kanna zu reiben, damit er erfahren könne, was es wäre. So that sie und er ging und sprengte die Zaubermittel auf das Tier und fragte es:

„Bist Du dieses Tier? Bist Du das Tier?“

Aber es blieb schweigend bis er fragte:

„Bist Du ein Elend?“

Da sagte es:

„Ja.“

Dann schloß er es in seine Arme, ging hin und brachte eine Kallebasse, in welche er es setzte und trug es in eine abgeschlossene Felsspalte, die von Hügeln und Abgründen umgeben war. Hier ließ er es aufwachsen.

Er machte zur selben Zeit alle Tiere und Dinge und machte sie den Menschen dienstbar, und er machte Fallen und Waffen. Er schuf das Rebhuhn und die gestreifte Maus und machte den Wind, daß sich das Wild nach dem Winde richten könnte — denn sie liefen beständig nach dem Winde. Cagn nahm drei Stöcke, schärfte sie und warf einen nach dem Elend, und es lief fort, und er rief es zurück und fehlte mit jedem von ihnen, und jedesmal rief er es wieder zurück. Dann ging er zu seinem Neffen, um Gift für die Pfeile zu holen, und er war drei Tage fort.



Fig. 152. Buschmannszeichnung. (Nach Barrow.)

Während er fort war, gingen seine Söhne Cogaz und Gcwi mit jungen Leuten aus, um zu jagen und stießen auf das Elend, daß ihr Vater versteckt hatte; aber sie wußten nichts von ihm. Es war ihnen ein neues Tier. Seine Hörner waren eben gewachsen und sie versuchten, es zu umzingeln und hinterlistig zu erstechen. Es durchbrach aber immer wieder den Kreis und, nachdem es zurückgekommen war, legte es sich auf denselben Platz hin. Zuletzt, als es eingeschlafen war, durchstach es Gcwi, welcher gut werfen konnte, und sie zerlegten es und nahmen das Fleisch und Blut mit heim.

Aber nachdem sie es zerschnitten hatten, sahen sie die Schlingen und Fallstricke des Cagn und wußten, daß er sie gemacht hatte; da fürchteten sie sich.

Cagn aber kam am dritten Tage zurück, und er sah das Blut auf der Erde, wo es getötet war, und er wurde sehr zornig und als er nach Hause kam sagte er Gcwi, er würde ihm für seine Vermessenheit und seinen Ungehorsam strafen, riß ihm die Nase ab und schleuderte sie in das Feuer. Aber er sagte:

„Nein, ich werde das nicht thun“ — und er setzte ihm seine Nase wieder auf und sagte:

„Nun, versuch das Unglück wieder gut zu machen, welches Du gethan hast, denn Du hast die Elends verdorben, als ich sie zum Gebrauche passend machte.“

So befahl er ihm, von des Elends Blut zu nehmen, es in einen Topf zu thun und es mit einem kleinen heimischen Rührstock, welchen er in dem Blute durch Reiben des aufgerichteten Stockes zwischen den Händen drehte, zu schütteln und er verbreitete das Blut und es verwandelte sich in Schlangen und sie gingen weit fort. Doch Cagn sagte ihm, er sollte keine so schrecklichen Dinge machen; da schüttelte er wieder, versprengte das Blut und verwandelte es in Hartebeests, die fortliefen. Da sagte sein Vater:

„Ich bin nicht zufrieden, dieses ist noch nicht, was ich wünsche. Du kannst gar nichts machen. Wirf das Blut weg! Coti, mein Weib! reinige diesen Topf und bringe mehr Blut von diesem kleinen ausgeweideten Tier, wovon sie es nahmen und schüttle es.“

Sie that es und fügte das Fett von dem Herzen hinzu. Sie schüttelte es und sprengte es aus, da wurden die Tropfen zu männlichen Elends, die sie umringten und sie mit ihren Hörnern stießen, und er sagte:

„Du siehst, wie Du die Elends verdorben hast,“ und er trieb diese Elends fort. Dann schüttelten sie wieder und brachten eine Menge Elends hervor, und die Erde war von ihnen bedeckt.

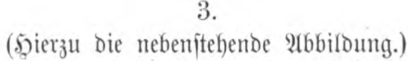
Da sagte er zu Gcwi:

„Geh und jage sie und versuche eins zu töten, das ist nun Deine Arbeit, weil Du es warst, der sie verdarb,“ und Gcwi lief

und that sein Bestes, kam aber keuchend mit wunden Füßen und abgezehrt. Und den nächsten Tag jagte er wieder und war unfähig, eins zu töten. Sie vermochten nämlich sehr schnell zu laufen, weil Cagn in ihnen war.

Dann schickte Cagn den Cogaz, die Elends ihm zuzutreiben und Cagn schrie und die Elends kamen dicht hinter ihm gelaufen und er warf Wurfspeere und tötete drei Bullen. Dann schickte er Cogaz zu jagen, und er gab ihm einen Segen, und er tötete zwei, dann schickte er Gcwi, und er tötete eins.

An dem Tage wurde den Menschen das Wild zu essen gegeben und das ist die Ursache, daß sie verdorben und wild wurden. Cagn sagte, er müßte sie bestrafen, weil sie die Dinge zu töten versuchten, die er gemacht hatte, welche sie nicht kannten, und er müßte sie quälen.



3.

(Hierzu die nebenstehende Abbildung.)



Fig. 153. Buschmannszeichnung. (Nach Orpen.)

Die großen, mit Entstellungen gemalten Leute sind die Obé, — sie trugen Streitäxte und sind so gekennzeichnet.

Diese waren Kannibalen, sie schnitten den Menschen die Köpfe ab, töteten die Frauen und sogen das Blut aus ihren Nasen.

Cagn schickte Cogaz nach ihrem Aufenthaltsorte, eine Frau von ihnen zu retten und lieh ihm seinen Zahn. Sein Zahnweh hatte ihn veranlaßt, Cogaz zu schicken. Cogaz ging und als er zurückkam, sah Cagn den Staub und schickte den kleinen Vogel,

welcher auffliegt und sagt: tee-tee, in Sesuto moti genannt wird und quoka in der Buschmannssprache, aber er sagte nichts. Dann sandte er einen andern Vogel, den tink-tinki oder tintinjane — qinqininja bei den Buschmännern — und er brachte keine Nachrichten. Dann sandte er einen dritten, den qeip, einen schwarz und weißen Vogel, welcher am frühen Morgen singt, genannt tswannafike in Sesuto und rieb Kanna auf seinen Schnabel und er flog in den Staub und kam mit der Nachricht zurück, daß die Riesen kämen.

Die Riesen griffen Cogaz verschiedene Male an, aber er brauchte nur den Zahn des Cagn anzulegen und wuchs zu einer großen Höhe auf, sodaß sie ihn nicht zu erreichen vermochten.

Er kochte gewöhnlich seine Nahrung da oben und dann pflegte er auf einer Rohrflöte zu blasen und dieses brachte sie in Schlaf; und so oft er fortging, wachten sie auf und folgten ihm. Dann legte er von neuem den Zahn an.

Zuletzt, als sie fortfuhren, ihn anzugreifen, tötete er einige von ihnen mit vergifteten Pfeilen, und Cagn sagte, er möchte diese Leute nicht haben und trieb sie weit fort und tötete sie, da sie Kannibalen wären, und er nahm seinen Kaross und die Sandalen ab und verwandelte sie in Hunde und wilde Hunde und hetzte diese auf die Oobé-Riesen und vernichtete sie.

4.

Owanciqutschaa, das Oberhaupt, pflegte allein zu leben. Er hatte kein Weib, weil ihn die Frauen nicht haben wollten. Ein Mann schickte eine Zahl kleiner Knaben aus, für die Frauen Stöcke zu schneiden, um Ameiseneier zu suchen. Eine dieser Frauen murrte, da sie herausgefunden hatte, daß ihr Stock krumm war und die der andern gerade.

In derselben Nacht träumte sie, daß ein Affe (Pavian) kam, ein junges Mädchen zur Frau zu nehmen, welches Owanciqutschaa ausgeschlagen hatte.

Als sie am nächsten Tage allein grub, kam der Affe in Wut zu ihr — er war zugegen gewesen und hatte die Bemerkung über

den krummen Stock gehört und dachte, sie spottete über die Krümmung seines Schwanzes — und er sagte:

„Warum schimpfst Du mich?“

Dabei warf er einen Stein nach ihr, und sie lief nach Hause und erzählte dem Mädchen von ihrem Traum und daß es so kommen würde und riet ihm, zu Qwanciqutschaa zu entschlüpfen. Das Mädchen sank darauf in die Erde und kam an einem andern Platze wieder heraus und es sank wieder. Sie sank dreimal und kam ebenso oft wieder herauf und gelangte so zu Qwanciqutschaas Wohnplatz.



Fig. 154. Buschmannszeichnung. (Nach Orpen.)

Qwanciqutschaa hatte einen roten Rehbock getötet und häutete ihn gerade, als er sah, daß die Elends umherliefen und wunderte sich, was sie plötzlich erschreckt haben könne. Er ließ das Fleisch liegen, nahm das Fell und ging heim, wo er das junge Mädchen vorfand und fragte, warum sie käme. Sie sagte, daß sie durch den Affen erschreckt worden wäre. Er befahl ihr, Wasser zu holen, um das Blut von seinen Händen abzuwaschen. Sie ging und kam rennend zurück in großer Furcht und vergoß etwas auf Qwancikutschaa. Er sagte:

„Was fehlt Dir?“

Sie entgegnete:

„Ich bin über den Affen erschrocken.“

Er sagte:

„Warum bist Du erschrocken: ist er Dein Gemahl und kommst Du von Deiner Wohnung?“

Sie antwortete:

„Nein, ich bin zu Dir gelaufen aus Furcht vor ihm.“

Dann hob er sie auf seinen Kopf und verbarg sie in seinem Haar.

Der Affe kam zur selben Zeit zu den Leuten, die sie verlassen hatte und fragte nach ihr, und sie sagten, sie wüßten nicht, wo sie wäre. Aber er roch, wo sie in die Erde gesunken war, und er gab sich Mühe, sie irgendwo aufzuspüren und als er zu Qwanciqutschaa kam, stutzten die Elends, liefen umher und starrten ihn an. Er kam zu Qwanciqutschaa mit seinen Kirris (Wurfkeulen) herauf und fragte:

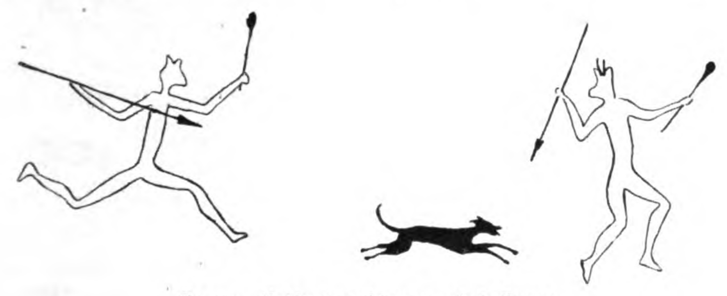


Fig. 155. Buschmannszeichnung. (Nach Orpen.)

„Wo ist mein Weib?“

Qwanciqutschaa sagte:

„Ich habe Dein Weib nicht!“

Er prallte gegen Qwanciqutschaa und focht mit ihm, aber Qwanciqutschaa überwand ihn und streckte ihn mit seinem eigenen Kirri nieder. Qwanciqutschaa verbannte ihn in die Berge, indem er sagte: „Geh! Iß Skorpionen und Rüben, wie es einem Pavian geziemt.“

Und er lief schreiend fort. Und der Schrei wurde von den Weibern an dem Orte, von dem er kam, gehört und alle Affen wurden verbannt.

Qwanciqutschaa tötete ein Elend, reinigte sich, weil der Affe ihn befleckt hatte, und befahl dem Mädchen nach Hause zu gehen, um den Leuten mitzuteilen, daß er noch am Leben sei. Die jungen Männer wünschten das Mädchen zu heiraten, sie aber sagte:

„Nein, ich liebe keinen, außer Owanciqutschaa, welcher mich von dem Affen errettet hat."

So begannen sie, Owanciqutschaa zu hassen und als er ein rotes Elend getötet und Fleisch zum Rösten auf das Feuer gelegt hatte, nahmen jene jungen Männer Fett von einer Schlange, die sie getötet hatten, und tröpfelten es auf das Fleisch. Als er nun ein Stück abschnitt und in den Mund steckte, fiel es heraus, als er ein anderes abschnitt, fiel es wiederum heraus und ebenso das dritte Mal. Dazu strömte das Blut aus seiner Nase. Da nahm er alle seine Sachen, seine Waffen und Kleider, und schleuderte sie in den Himmel hinein. Er selbst stürzte sich in den Fluß.

Es waren Dörfer dort unten und junge Frauen, welche Owanciqutschaa zu fangen suchten, aber er verwandelte sich in eine Schlange und sagte:

„Nein, durch Frauen wurde ich getötet."

Und er wich ihnen aus und drohte ihnen, sodaß sie alle fortliefen. Das einzige Mädchen, welches zurückblieb, war dasjenige, welches er gerettet hatte, und sie machte eine Hütte, ging und suchte allerhand zusammen, machte Kanna und legte Stücke in einer Reihe vom Flußufer bis zur Hütte. Und die Schlange kam heraus und verzehrte die Zaubermittel und kehrte in das Wasser zurück.

Den nächsten Tag that sie das Gleiche und die folgende Nacht kam er, ging zur Hütte, nahm eine Matte, er stieg in den Himmel herauf und holte seinen Karoß. Dann kam er herunter und schlief auf der Matte.

Als das Mädchen sah, daß er dagewesen war, stellte sie die Zaubermittel wieder auf und legte sich auf die Lauer. Da kam die Schlange aus dem Wasser, hob ihren Kopf in die Höhe, sah sich vorsichtig und mißtrauisch um und dann glitt er auf der Schlangenhaut aus und ging im Schlafe umher; indem er die Zaubermittel auflas, ging er zu der Hütte.

Als er eingeschlafen war, kam sie herein, ergriff ihn und nötigte ihn lebhaft, mehr Zaubermittel in seinen Mund zu nehmen und er suchte, sich heftig sträubend, ihr zu entrinnen. Aber sie hielt ihn fest, und als er erschöpft war, fragte er zitternd:

„Warum hälst Du mich, Du, welche die Ursache meines Todes bist?“

Sie sagte:

„Obgleich ich die Ursache war, so war es doch nicht mein Fehler, denn ich liebte Dich und keinen andern außer Dir!“

Und sie erstickte ihn in dem Karoß, lief zu der Haut, bespritzte sie mit Kanna und verbrannte sie. Und sie blieben drei Tage da. Und Cwancikutschaa tötete ein Elend, reinigte sich und sein Weib und



Fig. 156. Buschmannszeichnung. (Nach R. Andree.)
Die Buschmänner haben den Kaffern Vieh gestohlen und treiben es fort. Die Kaffern verfolgen sie.

befahl ihr, Kanna zu stoßen. Sie that es und er sprengte es auf die Erde und alle Elends, die tot waren, wurden wieder lebendig. Einige kamen mit Wurfspeeren im Leibe, welche sie von den Leuten empfangen hatten, die sie hatten töten wollen. Er zog die Wurfspeere heraus, es war ein ganzes Bündel und sie blieben an seinem Orte. Es war ein von Hügeln und Abgründen eingeschlossener Platz mit einem Paß, der beständig mit erstarrenden, kalten Nebeln angefüllt war, sodaß keiner hindurchgehen konnte, und jene Menschen blieben alle außerhalb, sie aßen zuletzt Ruten und starben vor

Hunger. Aber sein Bruder (oder ihr Bruder), welcher beim Jagen ein Elend verwundet hatte, verfolgte es auf seinen Fersen durch den Nebel hindurch und Owancikutschaa sah die Elends, erschrocken über das verwundete Elend und den Wurfspeer, welcher in ihm stak, umherlaufen. Er kam heraus, sah seinen Bruder und sagte:

„O, mein Bruder, ich bin gekränkt worden, Du siehst nun, wo ich bin."

Den nächsten Morgen tötete er ein Elend für seinen Bruder und bat ihn, er möchte zurückkehren, um seine Mutter und Freunde zu rufen, und er that es. Als sie kamen, erzählten sie ihm, wie die andern Leute außerhalb vor Hunger gestorben wären, und sie verweilten bei ihm, und der Platz roch nach Fleisch.

5.

Cagn sandte Cogaz, Stöcke zu schneiden, um Bogen zu machen. Als Cogaz in den Busch kam, fingen ihn die Paviane. Sie riefen alle anderen Paviane zusammen, ihn zu hören und fragten ihn, wer ihn geschickt habe. Er sagte, sein Vater habe ihn geschickt, Stöcke zu schneiden, um daraus Bogen zu verfertigen. Da sagten sie:

„Dein Vater dünkt sich klüger als wir sind; er braucht diese Bogen, um uns zu töten, deshalb werden wir Dich töten."

Sie töteten Cogaz, knüpften ihn an dem Gipfel eines Baumes auf, tanzten, einen unübersetzbaren Affengesang singend, um den Baum herum mit einem Chor, welcher sprach:

„Cagn denkt, er sei klug."

Cagn war im Schlaf, als Cogaz getötet wurde, aber als er erwachte, bat er Coti, ihm seine Zaubermittel zu geben, und er nahm einige an seine Nase und sagte, die Affen hätten Cogaz aufgehangen. So ging er hin, wo die Paviane waren, und, als diese ihn dicht herankommen sahen, änderten sie ihren Sang, indem sie die Stelle über Cagn ausließen. Aber ein kleines Affenmädchen sagte:

„Singt nicht diese Weise, singt so, wie Ihr vorher gesungen habt!"

Cagn sagte:

„Singt so, wie das kleine Mädchen es wünscht."

Da sangen und tanzten sie wie vorher. Und Cagn sagte:

„Das ist der Gesang, den ich hörte, das ist, was ich wollte, fahrt mit tanzen fort, bis ich zurückkehre.“

Er ging und holte einen Sack voller Holznägel, und ging hinter jeden von ihnen, wie sie da im Tanze waren und großen Staub verursachten und trieb einen Pflock in den Rücken eines jeden von ihnen, sodaß es einen Krach gab und schickte sie fort, daß sie zur Strafe in den Bergen von Wurzeln, Käfern und Skorpionen leben sollten.

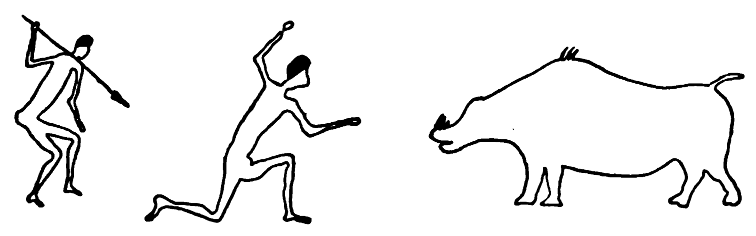


Fig. 157. Buschmannszeichnung. (Nach Orpen.)

Vorher waren die Affen Menschen, aber seitdem haben sie Schwänze und ihre Schwänze hängen krumm. — Dann nahm Cagn Cogaz herunter, gab ihm Kanna und machte ihn wieder lebendig.

6.

Die Dornen waren ein Volk; — sie werden Cagncagn genannt — es waren Zwerge und Cagn fand sie zusammen fechtend. Als er nun hinging, sie zu trennen, wendeten sie sich alle gegen ihn und töteten ihn. Die beißenden Ameisen halfen ihnen, und sie aßen Cagn auf.

Aber nach einer Weile sammelten sie und die Zwerge seine Knochen, legten sie zusammen und banden seinen Kopf daran, und diese (also seine Gebeine) gingen strauchelnd nach Hause.

Cogaz kurierte ihn, machte ihn wieder heil und fragte ihn, was ihm passiert sei. Er sagte es ihm und Cogaz gab ihm Rat und Macht, indem er sagte, wie er sie bekämpfen solle und riet

ihm zu folgender List: er solle anscheinend nach ihren Beinen schlagen und sie dann auf den Kopf treffen.

Und so ging er denn hin, tötete viele und trieb den Rest in die Berge.

Man hat die Buschmänner Zwerge genannt. Die Zwergvölker Afrikas stellen ein altes Problem dar. Man fabelte viel von ihnen, aber man glaubte nicht so recht an sie. Solange man die Buschmänner als große Menge, als eigenes Volk abseits der Zuluvölker im südlichen Afrika beobachtete, sprach niemand so recht von Zwergvölkern. Als aber nach der Mitte des vorigen Jahrhunderts von kleinen Völkerchen, von Menschen kleiner Statur, die mitten unter großwüchsigen Negern wohnten und eine kleine eigene Rasse darstellten, verlautete, da spitzte die Gelehrtenwelt die Ohren. Anfangs lächelte man ungläubig. Dann aber zog der große Schweinfurth südwärts zum Nil, zur Wasserscheide zwischen Nil und Kongo, und da hatte er sie, — da waren sie wissenschaftlich festgelegt. Seit dem Jahre 1871 giebt es afrikanische Zwergvölker, das ist eine Rasse von Menschen, die in reinem, unverfälschtem Zustande ca. 15—20 cm kleiner ist, als die eigentlichen Neger.

Natürlich darf man sich nicht etwa vorstellen, die afrikanischen Zwerge sähen irgendwie unseren Märchengestalten ähnlich. Sie haben weder einen übermäßigen Kopf, noch lange Bärte; sie tragen weder Zipfelmützen, noch verstehen sie sich irgendwie auf liebenswürdige oder boshafte Zaubermanipulationen, wenn sie auch in der That boshaft genug sind. Für den gewöhnlichen Sterblichen sieht einer vom Stamme der Akka, der Batua oder der Buschmänner ganz gerade so aus wie ein gewöhnlicher Neger, — die tieferen körperlichen Unterschiede sind nur sehr intimen Kennern sichtbar.

Auf der Südspitze wohnen die sogenannten Buschmänner in ziemlich einheitlicher Verbreitung, dem Norden zu werden sie immer sporadischer; sie treten hier nur noch in kleinen Trupps als scheue Flüchtlinge sozusagen in den Wäldern auf. Ihre Verbreitung ist so recht der Typus der „verdrängten“ Rasse. In den Wüsten, in

den Urwäldern, also an Örtlichkeiten, die für andere wenig Verlockendes haben, wohnen sie als Jäger. Sie stellen die charakteristischsten Jäger der ganzen Erde dar. Es sind die Freiheitliebenden, die Unabhängigen. Und wo sie im Kreise, im Gefolge, im Lager der Ansässigen auftreten, da stellen sie die Jägertrabanten dar. Wo sie den Ackerbauern zugesellt sind, da sind sie nicht etwa gewöhnliche Sklaven oder Hörige. Sie dienen den großen Fürsten der Mangbattu, der Bakuba, der Bateke oder wie die großen Ackerbaustämme heißen mögen, als freie Jäger, als unabhängige Pirschgesellen.

Das Jägertum, das ursprünglichste, urwüchsigste und kraftvollste Jägertum repräsentieren diese Zwergvölker. Frei von allem fesselnden Besitz, nie ansässig, nie an die Scholle gefesselt durch Gewerbe, Gewerkschaft oder Staatspflicht, durchstreicht der afrikanische Zwerg seine Jagdgründe. Er hat keine festgebaute Wohnstatt, er ist nicht gezwungen, an einer Stelle zu verweilen, etwa in der Nähe eines Eisenlagers — an der er sich das Material für seine Jagdwaffen schmiedet — nicht an eine Töpferstätte, denn seine Kochkunst kennt kein irdenes Geschirr. Überall findet er Büsche, die er als Laubdach über seiner und seines Weibes Schlafstätte zusammenflicht. Sein Pfeil hat eine Spitze von Holz oder Knochen oder einen zurechtgeschlagenen Stein. Wo er in der Nähe von eisenarbeitenden Negern haust, tauscht er von diesen die Spitzen von seinen Pfeilen ein. Kochen thut er überhaupt nicht. Er wirft das Fleisch in das Feuer, im Urwalde röstet er es auch wohl zwischen heißen Steinen, und hat er kein Feuer zur Hand, so verzehrt er es auch wohl roh.

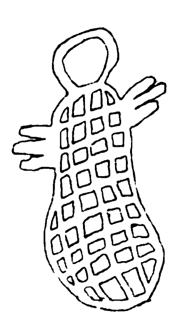


Fig. 158. Buschmannszeichnung, die nach Buschmannsaussage anscheinend einen ledernen Reisesack darstellen soll. (Nach Originalkopie im Besitze von Miss. Bleek.)

Das sind die Menschen, denen die obigen Mythen oder Fabeln oder Erzählungen, oder wie man sie nennen will, und die diesem Kapitel beigefügten Abbildungen entstammen. Aus dem Leben, aus ihrer Lebenseigenart, aus dem kulturellen Alter und Zustande heraus werden wir sie leicht verstehen. Was wir hier hören, das ist vielleicht das Wichtigste und Seltsamste, was wir in der Völkerkunde

an Dokumenten besitzen, denn es ist das letzte Lallen, das aus den Kindeszeiten der Menschheit zu uns herüberklingt. Wie wundersam berührt dies Stammeln, wie eigenartig klingt diese Sprache:

„Er, ein Buschmann, konnte keinen Unterschied zwischen dem Menschen und dem Tiere angeben, sondern wußte nicht anders, als daß ein Büffel ebensowohl als ein Mensch mit Bogen und Pfeil schießen könne, wenn er solche hätte."

Das ist die Erfahrung eines Reisenden, die den Aufschluß giebt über den Sinn der obigen Erzählungen. Wie sie da erzählt sind, wie sie Mr. Orpen von einem Buschmanne zur Erklärung der Gemälde im Maluti vorgetragen sind, bedeuten sie genau dasselbe, was der eben citierte Ausspruch eines anderen englischen Reisenden vervollständigt. Diese Zwerge haben den Unterschied von Mensch und Tier noch nicht erkannt. Wir müssen sie nehmen, müssen sie verstehen, wie sie in ihrer Eigenart, in ihrer Einsamkeit leben.

Die ursprüngliche Menschheit, die uns hier entgegentritt, kennt ja nichts anderes als die Natur und sich selbst. Sie selbst sind sich verhältnismäßig uninteressant; sie wollen nichts voneinander, sie kennen nicht den Begriff der Individualität. Es wird noch nicht lange her sein, daß die Zuluvölker in dies Gebiet wanderten. So sind sie nie dazu gekommen, mit anderen Rassen, mit höheren Kulturen sich zu vergleichen. Was soll man in solchen Verhältnissen am Menschen studieren? Was soll man von den anderen Menschen absehen?

Was immer wechselt, was nie gleich bleibt, das, was ständig und immerwährend die Sinneskraft des Menschen in Anspruch nimmt, das regt ihn an, das studiert er, das kennt er. Und in dieser weiten Natur, die so wild und so öde daliegt, in der diese Menschen täglich und stündlich, jahraus, jahrein um Nahrungssorgen ringen, da fesselt das Tier den Menschen mehr als der Mensch selbst. Es ist schade, daß der Raum mir nicht gewährt, Bilder aus dem Ringen zwischen Mensch und Tier bei diesem Volke zu schildern. Aber ich meine, es müßte sich schon jeder so vorstellen können, wie diese Eigenart des Daseins den menschlichen Geist zu solchen Schöpfungen wie die Buschmannserzählungen und die Buschmannszeichnungen zwingen mußte.

Man bedenke: auf der weiten Ebene oder im klüftigen Gebirge, im pfadlosen Urwalde oder in dem über mannshohen Kraut der Steppe, auf der einen Seite die flüchtig dahineilende Antilope oder den gewaltigen Elefanten, den tückischen Löwen und dem gegenüber das kleine, schwächliche Menschenkind, das Buschmännlein, mit seinen schlechten, miserabel schlechten Waffen. Hat doch der Buschmann auch heute noch nicht überall den Bogen, sondern nichts als eine Wurfkeule oder einen fast lächerlichen Wurfspeer. Und mit diesen jämmerlichen Waffen muß dieser arme Kerl nun diesen unglaublich geschwinden, listigen und gewaltig starken Tieren nach dem Leben trachten!

Er muß, — sage ich.

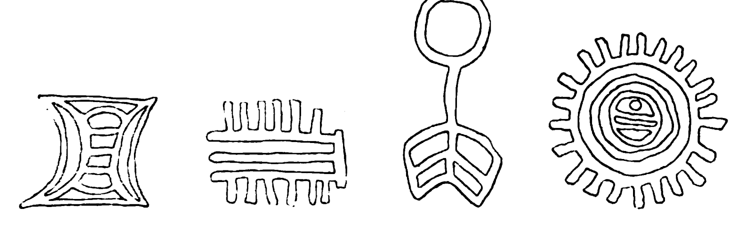


Fig. 159—162. Buschmannszeichnungen.
(Nach Originalkopieen im Besitze von Miß. Bleek.)

Die paar Wurzeln, die da wachsen, können ihn nicht ernähren, denn Südafrika ist merkwürdig arm an solchen schönen Dingen, und der Buschmann ist wunderbar unerfahren in der Verwendung der pflanzlichen Nahrungsstoffe. Also muß er fast täglich auf der Jagd liegen. Daß er da in diesem Ringen eine ganz unerhörte Erfahrung und Kenntnis der geistigen Eigenschaften seiner „Feinde“, der Tiere, hat, das ist ganz klar, — daß er die geistigen Kräfte jener sehr zu achten und zu schätzen weiß, das ist selbstverständlich, — daß sein eigenes, ganzes Interesse, sein eigenes Seelenleben sich immer wieder, beständig und ununterbrochen in dem Beachten, Studieren und Hochschätzen der Tiere konzentriert, das wird jedem einleuchten.

So steht die älteste Menschheit vor uns. Sicherlich sind sie nicht mehr Tiere, man kann nicht einmal sagen, daß sie mehr

Tierisches an sich haben als die höheren und höchsten Kulturen. Besitzen sie doch schon Schätze von allerhöchster Bedeutung. Sie wissen das Feuer zu erzeugen. Sie haben ein Familiengesetz. Sie haben Traditionen, wie wir sehen. Und sie haben eine Zeichenfertigkeit, die die der anderen Naturvölker bei weitem übertrifft.

Wir wollen festhalten, was sie aber an Eigenartigem der späteren Menschheit gegenüber besitzen. Das ist vor allen Dingen, daß sie den Unterschied zwischen Mensch und Tier noch nicht erfaßt haben. Sie haben sich noch nicht auf sich selbst besonnen. Daher kommt es, daß Mensch und Tier immer durcheinander gleiten. Daher kommt es, daß sich immer eines in das andere verwandeln kann.

„Verwandeln" — das ist die eigenartigste Sache dabei. Beim Lesen der obigen Erzählungen muß es aufgefallen sein, welch eigentümlichen Begriff vom Tode diese Leute haben. Die Leute sterben und siehe, mit einem Male sind sie wieder irgendwo anders. Sieht man genauer zu, so entdeckt man, daß dieses Sterben nichts weiter ist, als ein Verwandeltwerden, daß die gestorbenen Leute ganz gemütlich als umgewandelter Typus an einem anderweitigen Orte wieder zu Tage kommen. Es wird einem jeden aber auch auffallen, daß dieses Verwandeltwerden einen viel unangenehmeren Typus hat als wie das Verwandeltwerden in unserm Märchen. Es liegt eine tiefe Lebensüberzeugung in diesem Begriff.

Es lag mir viel daran, diese Weltanschauungsform möglichst verständlich zu machen, denn die gesamte spätere Menschheit lebt noch im Besitze von eigenartigen Anschauungen, deren Quelle in einem Zustande aufzuspüren ist, der der Lebensform der Buschmänner in Afrika entspricht. Aus diesem ursprünglichen Stadium, aus der Zeit, da der Mensch noch mit dem Tiere beständig um Leib und Leben rang, fließen die sämtlichen Zuthaten in Mythologie und Weltanschauung, soweit sie die Tiere betreffen. Wenn der Indianer behauptet, von einem Bären, einem Raben, einem Wolf abzustammen, wenn der alte Ägypter meinte, seine Seele werde als Schwein, als Hund oder als Krokodil wiederkehren, wenn der Polynesier seinen Sonnengott als Vogel strahlend und beglückend zum Himmel aufsteigen oder vernichtend zum Tode hinabfliegen läßt, wenn der

norddeutsche Bauer aus dem Fluge des Raben ein böses Omen liest — dann sind das alles Meinungen und Glaubensformen, die aus den Kinderjahren der Menschheit zu uns herüberklingen, aus jener Zeit, da der Mensch sich nicht weiter als dem Tiere gleich schätzte, da Mensch und Tier um Herrschaft rang.

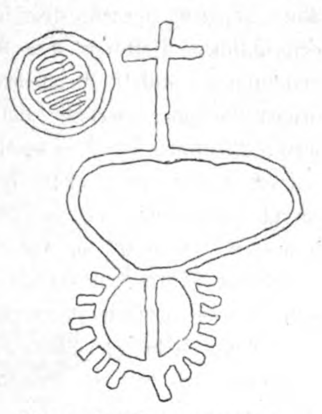
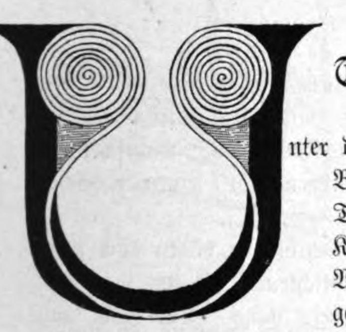


Fig. 163. Buschmannszeichnungen. (Nach Originalkopie im Besitze von Miss. Bleek.)

Diese Epoche der Weltanschauung trägt den Namen der animalistischen. Es ist die Weltanschauung, in der das Seelenleben des Tieres größere Rechte genießt als dasjenige des Menschen. Es ist das Zeitalter der Tierwertschätzung. Ich trete sogleich in die nächste Epoche über, in das Zeitalter des Manismus, in jene Weltanschauungsform, in der der Tod entdeckt worden ist und alle Anschauung in dem Abmessen des Einflusses der Totenseelen gipfelt.

Eine Totenfeier in Innerafrika.



Unter diesem Titel hat der Professor Dr. Max Buchner seinerzeit die Beschreibung einer Totenfeier des Bangalavolkes im südlichen Kongogebiet beschrieben, der er selbst am Weihnachtstage des Jahres 1880 beigewohnt hat und die zu dem Besten gehört, was jemals in der Beschreibung solcher Ereignisse unter den Wilden geleistet worden ist. Buchner schreibt:

Das vornehmste Ereignis während meines Aufenthaltes in Kassanje im Bangalagebiet am Kuangofluß bildete eine Totenfeier.

Plötzlich war Belenge, der älteste Sohn des Bansa, schwer erkrankt und innerhalb zweier Tage gestorben. Auch ich war als Arzt zu Rate gezogen worden, aber erst nachdem bereits die verschiedensten einheimischen Doktoren ihre Künste mittelst kalter und heißer Abwaschungen, mittelst Beschwörung, Zauber und Sympathie an dem armen Menschen versucht hatten. Ich hatte mich jedoch gehütet, meine Meinung offen auszusprechen und zu sagen, was mir schon auf der Zunge lag: „Laßt doch das ewige Abwaschen, euer Patient ist ja doch gleich tot.“ Denn hätte ich diese Unklugheit wirklich begangen, so wäre ich für das wenige Minuten später beendete Leben als Mörder in Strafe genommen worden. Das heißt, man hätte die Gelegenheit zu einer größeren Erpressung benutzt.

Denn selbst der zur Thatsache gewordene Tod eines freien Mannes darf bei den Bangala niemals direkt, sondern bloß nach einer darauf bezüglichen Frage mitgeteilt werden, und auch so darf der Mitteilende das verhängnisvolle Wort „oaffu“ (tot) nicht zuerst aussprechen, sondern muß warten, bis dies von dem Fragenden geschehen ist. Regelrecht hat also die traurige Mitteilung folgendermaßen zu verlaufen: A. kommt und fragt B.:

„Wie stehts mit dem Muhongo?“

A. zuckt die Achseln und sieht betrübt zur Erde.

B.: „Tot?“

A.: „Tot.“

In dem gegenwärtigen Falle lautete die alsbald verbreitete Erklärung des Geschehenen dahin, des Bansa Sohn sei durch den bösen Waldgeist Kosch ums Leben gekommen, aber wahrscheinlich hätte auch ein böser Zauberer in Menschengestalt seinen tückischen Einfluß dabei geltend gemacht.

Wie bei allen Menschen niedrigster Kultur, so bilden auch beim Neger Leichenbestattungen die größten Festlichkeiten, die um so länger dauern, je höher im Range der Verstorbene stand. Aus Nähe und Ferne kommen die Verwandten und die ganze Nachbarschaft ist versammelt, um sich manchmal wochenlang einem sonderbaren Seelenzustand hinzugeben, der dämonisch zwischen schmerzlicher Klage, dumpfem Hinbrüten und ausgelassenster Lustbarkeit auf- und ab-

springt. Alle Trommeln und sonstigen Lärminstrumente, die sich auftreiben lassen, werden da zusammengeschleppt, Schweine, Ziegen



Fig. 164. Leichen auf der Plattform. Begräbnisweise im südwestlichen Neuguinea. (Nach Photographie.)

und Rinder werden geschlachtet, Schmausereien, Gesänge und Tänze, in die sich hie und da ein lautes Schluchzen mischt, füllen Tag und Nacht, reichlich fließen Sorghumbier und Schnaps und wer nur ein

Gewehr besitzt, hat sich damit bewaffnet, um von Zeit zu Zeit einen dröhnenden Schuß über die tobende Menge abzufeuern. Wohl die Hälfte allen Pulvers aus Europa wird in Afrika zu solchen blinden Lärmereien aufgebraucht. Namentlich die Nacht hindurch, unterm flackernden Scheine großer Feuer bis zum Morgengrauen, steigert sich dieses höllische Getriebe zu dem heftigsten, tobsucht-ähnlichen Gebaren. Nur während des Vormittags tritt einige Ermattung ein, aber gegen Abend ist dann alles wieder auf den Beinen und derselbe Wahnwitz hebt von neuem an.

Nachdem auch hier das Trommeln, Heulen, Singen, Tanzen und Schießen zwei Nächte angedauert hatte, sollte am dritten Tage die Beerdigung erfolgen. Jedesmal, sobald die Sonne unterging, wurde der Tote vor die Thür seiner Hütte gebracht und in sitzender Stellung auf einem stuhlartigen Gerüst aus rohen Pfählen festgebunden, damit er gleichfalls an der Festlichkeit sein Teil genieße. Kurz vor Sonnenaufgang barg man ihn dann wieder in der Hütte.

Ganz wie gewöhnlich kam auch heute am 25. Dezember der alte Bansa zum Morgenbesuch und empfing bei uns, während wir Kaffee tranken, zwei berühmte Zauberärzte, um ihnen wegen der Bestattung Aufträge zu erteilen. Die Angelegenheit schien kitzlich zu sein. Die Ärzte wollten durchaus nichts mit dem Toten zu schaffen haben, es schien, als fürchteten sie sich, der böse Kosch möchte auch sie noch umbringen. Aber umsonst verschwendeten sie mit erregten Stimmen, doch ohne den Respekt zu verletzen, ihre Beredsamkeit. Sie mußten. Betrübt fügten sie sich dem Befehl und trollten leise scheltend von dannen.

Noch manche sonstige Angelegenheit gab es zu besprechen, und da das Haus des weißen Mannes wegen seiner größeren Räume dem alten Häuptling überhaupt als tägliche Börse diente, sehr zu unserem eigenen Unbehagen, so wurde alles hier verhandelt. Da kamen Boten, zu berichten, daß wieder eine neue Schaar Trauergäste eingetroffen sei, und wieviel jeder als Beisteuer zu dem Totenfeste mitgebracht habe. Da kamen junge Männer aus dem Dorfe selbst, um zu fragen, ob die zwanzig Hühner und sechs Ziegen und zwei Rinder, die geschlachtet werden sollten, reichen würden. Da kamen

dann auch Klagen wegen der Spenden für den Toten, die von den Verwandten gebracht, aber als zu geringwertig befunden und zurückgewiesen worden waren. So hatte Bansa Nguvu z. B. bloß ein Fäßchen Pulver und vier Ellen Zeug beigesteuert und der verstorbene Belenge sei doch sein künftiger Schwiegersohn gewesen und habe für die Tochter, seine Braut, schon mindestens zwei Stücke Zeug und sieben Ziegen an Geschenken für die Eltern ausgegeben, und die Eltern könnten nun die Tochter, die jetzt wieder frei sei, noch einmal verschachern und noch einmal Gewinn daraus erzielen. Für solche schmähliche Knickerigkeit dürfe Bansa Nguvu höchstens auf ein Huhn zum Essen rechnen.



Fig. 165. Leichenaussetzung in Australien; Neuholland. (Nach Wood.)

Etwa um 10 Uhr erschienen die Zauberärzte wieder, den Bansa zu holen, alles zum Begräbnis sei versammelt, und wir gingen mit. Auf dem freien Platz des Dorfes, der Hütte des Verstorbenen gegenüber, saß in Gruppen die Verwandtschaft des Häuptlings. Einige malerische Effekte bunter Gewänder, einige hübsche Frisuren, überall lautes, fröhliches Schwatzen, keine Spur von Ernst. Nur in und vor der weit aufgerissenen und schon halb zerstörten Totenhütte schluchzten und wimmerten die Klageweiber, darunter die Mutter und die beiden Frauen des Verstorbenen, dicht neben der Leiche zusammengekauert oder platt auf dem Boden ausgestreckt und über

und über schmutzig. Sie hatten Tage und Nächte hier gewacht, ohne sich waschen zu dürfen: Ein gar schrecklicher Dienst, da die Leiche bereits in Fäulnis übergegangen war und einen Gestank verbreitete, daß selbst die Gäste draußen im Freien ihre Nasen zuhielten und mit grünen Blättern verstopften. Es kostete mir Überwindung, die Leiche zu besichtigen. Die Züge des hübschen jungen Mannes waren schon vollkommen unkenntlich geworden, das ganze Gesicht nichts als eine ekelhaft aufgeschwollene, von Fliegen bedeckte Masse. Den Körper verhüllte eine rotblumige Schnupftuchtoga.

Wir setzten uns jenseits des Platzes neben dem Bansa auf Matten nieder, wechselten aber bald die Stelle, verjagt durch den Wind, der gerade von dem Toten herwehte. Einige große Trommeln, drei Marimbaklaviere und verschiedene Klapperinstrumente machten sich schüchtern bemerkbar. Aber es dauerte noch geraume Zeit, bis die eigentliche Feier begann.

Die zwei Zauberdoktoren von heute Morgen, ohne besonderen Schmuck, bloß mit dem Hüftentuch bekleidet, hatten mittlerweile in zwei gewöhnlichen Töpfen ein geheimnisvolles Dekokt aus Wurzeln und Kräutern zusammengebraut und nahten sich jetzt, um, Laubbüschel in die Töpfe tauchend, zuerst den Toten, dann alles rings herum von innen und außen mit der geweihten Brühe zu besprengen. Nachdem so die Desinfektion gegen die Einflüsse des bösen Kosch gründlich besorgt war, wurden vier Jünglinge angewiesen, die Leiche herauszuholen. Ein altes Weib stellte sich vor die Thür und verwehrte ihnen den Eintritt. Ebenso einer der Marimba-Musikanten, indem er sein Instrument quer davor setzte. Erst als der Bruder des Toten beide mit je einer Elle billigen Kattuns abgefunden, zogen sie sich zurück und ließen die Jünglinge passieren.

Die Leiche erschien. Es herrschte einige Minuten lang wieder Unklarheit, was mit ihr zunächst geschehen sollte. Nach einigem Hin- und Herzerren, nach einigem Hin- und Herzanken (glatt und ernst geht ja niemals etwas bei den Negern vor sich) wurde den Trägern bedeutet, ihre Last hinter die Hütte zu tragen und an die Strohwand anzulehnen. Dort sollte erst eine Zahnextraktion an ihr verübt werden. Belenge war nämlich ein großer Jäger gewesen, und

damit sein Talent nicht mit ihm verlorenging, mußte man einen Schneidezahn von ihm haben und zu einer Jagdmedizin zubereiten. Und zwar handelte es sich da nicht etwa um eine rohe manuelle Operation, sondern um einen sublimen zauberkräftigen Vorgang. Man brauchte nur, so wurde allgemein versichert, eine gewisse Wurzel auf den Zahn zu legen und er fiel von selber heraus.



Fig. 166. Ausdörren resp. Mumifizieren der Leichen in Australien; Neuholland. (Nach Wood.)

Die beiden Ärzte nahten sich abermals mit standesgemäßen wichtigen Mienen. Ein Rudel neugieriger Jungen und Weiber, der sogleich herbeidrängte, wurde zurückgejagt. Nur wenige Männer durften als Zeugen des nun folgenden merkwürdigen Aktes bleiben, darunter auch ich, nachdem ich den Bansa um Erlaubnis gefragt hatte. Das Doktorpaar schien indes damit nicht einverstanden und umgab den Schauplatz seiner Künste mit einem Vorhang, indem es zwei Gehülfen anwies, ihre weiten Obergewänder als Vorhänge emporzuheben, worauf dasselbe, solchermaßen halb verborgen, murmelnd zu manipulieren begann. Da ich kein übergroßes Interesse verraten wollte, weil das würdelos gewesen wäre, so sah ich nicht alles, was in der Verhüllung drinnen vorging. Doch gewährte der Spalt

zwischen den beiden Tüchern und das öftere Niederdrücken der Verhüllung durch andere Zuschauer genügende Einblicke. Ganz deutlich machte sich ein leises Hämmern hörbar und wirklich sah ich durch den Spalt hindurch, wie der eine Doktor den Unterkiefer des Toten festhielt, während der andere mit einem Holzkeil und einem Stein daran herumklopfte und sich abquälte, offenbar ohne seinen Zweck zu erreichen. Das Hämmern wurde immer lauter und ungenierter. Die außen herumstehenden Zuschauer aber nahmen davon nur insofern Notiz, als sie sagten, das sei ja gar nicht nötig, diese Stümper von Ärzten verständen nichts, denn wenn sie eine gute Arznei hätten, müsse ja der Zahn von selbst herausfallen. Bald hieß es, der Zahn sei endlich heraus, dann wieder nein, der Belenge sei ein Mulosch, ein Hexer gewesen und besitze noch im Tode die Kraft, der ärztlichen Wissenschaft zu spotten.

Auf einmal fällt der Vorhang. Die Ärzte tragen mit blutigen Händen ein kleines Paket aus Krautwerk und Blättern eilig hinweg. Die Lippen des Kadavers sind geschunden. Kischinta, der ältere Bruder des Verstorbenen, feuert einen kräftigen Schuß von 20 g Pulver in die Luft ab. Es heißt, die Zahnextraktion sei gelungen.

Ich glaubte, mir das Wahrgenommene folgendermaßen erklären zu dürfen: Die Doktoren waren wirklich Stümper. Dessen sich selbst bewußt und zugleich für ihren unberechtigten Ruf besorgt, hatten sie heute Morgen so hartnäckig den Auftrag des Bansa abzuwenden gesucht. Da ihnen dies nicht gelungen war, wollten sie die Zahnherauslockungsmedizin, an deren Existenz sie ebenso unerschütterlich, wie alle andern glaubten, die sie jedoch nicht besaßen, auf mechanischem Wege umgehen, verfuhren aber auch hierin zu ungeschickt und nahmen schließlich zu dem radikalsten und einfachsten Betrug ihre Zuflucht, indem sie in das eilig weggetragene Blätterpaket erst später einen fremden Zahn steckten. Nicht ein Einziger der Umstehenden, die alles ebenso gut wie ich hatten beobachten können, äußerte Argwohn.

Die Leiche wurde auf den Boden gelegt, etwas Zeug darunter gebreitet, dieses dann mit Stricken nach der Art der Hängematten, ungeschickt und langwierig an einen frisch gefällten Tragbaum

gebunden, und über das Ganze die Schnupftuchtoga geworfen. Zwei Jünglinge hoben den Tragbaum auf ihre Schultern und kamen damit, während die Weiber von neuem in Schluchzen und Wimmern ausbrachen, bis zur Mitte des Platzes vor. Unser alter Bansa wies sie seitwärts, damit nicht der scharfe Ostwind den fürchterlichen Geruch auf uns hinblies. Dafür hatte sich nun eine andere Gruppe die Nasen zuzuhalten.

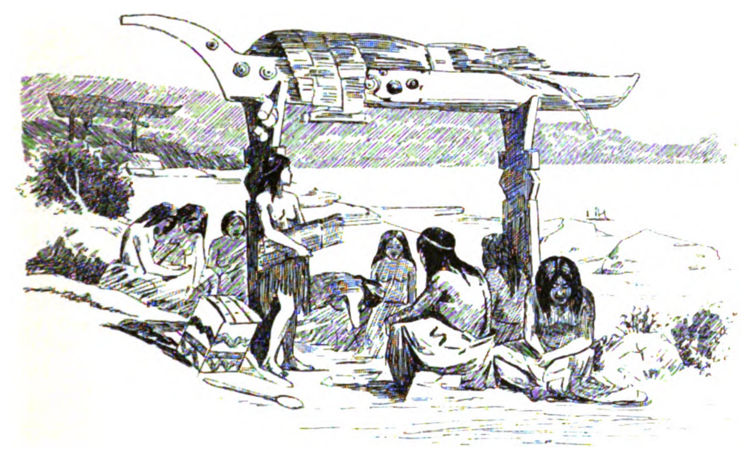


Fig. 167. Leichenaussetzung im Boote als Sarg; Nordwestamerika. (Nach Yarrow.)

Es folgte jetzt ein womöglich noch plumperes Possenspiel. Der Verstorbene sollte jetzt selber Kunde geben, was die Ursache seines Todes gewesen sei. Die beiden Träger gerieten samt ihrer Last ins Schwanken, als ob sie von einer unsichtbaren Macht bald vorwärts, bald rückwärts gestoßen würden. Einer der Häuptlingssöhne erhob sich, trat vor die Leiche hin und fragte mit lauter Stimme, während alles schwieg, ob der Tote Rede zu stehen geneigt sei. Ein heftiges Vorwärtsstürzen der Träger bedeutete „Ja“.

„Wem willst Du antworten? Dem Bansa Kitamba? Oder dem Bansa Nguvu? Oder dem Bansa Muhungu? Vielleicht Deinem Bruder Ginsasch? Oder Deinem jüngeren Bruder Ngunsa?“

Der Tote rührte sich nicht von der Stelle, das bedeutete „Nein“.

„Willst Du vielleicht vom Bansa Moania ausgefragt sein?“

Die Träger gerieten ins Schwanken und wurden vorwärts geschoben, so sehr sie auch scheinbar sich dagegen stemmten.

„Also der Bansa Moania.“

Dieser, so aufgerufen, war sichtlich betreten. Er wollte nichts wissen von dem gefährlichen Amte des Befragens, das ja doch nur darauf hinauslief, irgend einen Mißliebigen des Zaubermordes anzuklagen und dem entscheidenden Gifte auszuliefern. Und als er nach einigem Sträuben doch dem allgemeinen Drängen nachgab, stellte er seine Fragen so kleinlaut und verzagt, daß wieder jener ältere Kitamba-Sohn das Befragen in die Hand nahm, während der Moania als Puppe daneben herumtrippelte.

Was jetzt verhandelt wurde, blieb mir unklar; ich mußte mir deshalb den Vorgang verdolmetschen lassen. Die Leiche mitsamt den Trägern taumelte abermals hin und her, stürzte vorwärts oder stand festgebannt. Auf einmal fielen die Träger in Schweiß gebadet und völlig erschöpft zu Boden. Allgemein hieß es, daran seien die Weiber schuld, weil sie zu laut geheult hätten, da solches dem Toten offenbar unangenehm und sogar ärgerlich sei; er habe bloß deshalb seine Träger niedergeworfen, und Bansa Kitamba und alle anderen Männer riefen laut, die Weiber sollten sich mäßigen.

Mehrmals wiederholten sich dieselben Fragen:

„So sag uns, was Dich getötet hat. Ist ein schlimmer Zauber die Ursache Deines Todes gewesen? Oder waren es bloß die bösen Geister? Der Kosch vielleicht oder gar der Huiangongo oder irgend ein Santo?“ (Die Santos sind ursprünglich die katholischen Heiligen, in den Aberglauben der Neger als eine eigene Klasse koboldartiger Wesen übergegangen). Es war aber keine sichere Antwort herauszubekommen.

Endlich erklärte der Tote, er könne oder wolle nichts sagen, weil sein dritter Bruder verreist und im Tupende-Lande sei, um dort Kautschuk zu holen. Dann meinte er wieder, es seien sowohl böse Geister als auch ein Fitischör mit im Spiele gewesen, ganz bestimmt jedoch schien er es freilich nicht zu wissen.

Die Träger, die durch ihre Bewegungen das Orakel abgeben sollten, waren entweder zu sehr ermüdet oder ungeschickt oder selbst

Partei. Es traten deshalb zwei andere Jünglinge auf, sie abzulösen. Diesen hatten vorher einige Alten eifrig und erregt geheime Weisungen erteilt, und zwar öffentlich und vor aller Augen. Ja, selbst als sie bereits den Tragbaum auf ihren Schultern hatten und nach der



Fig. 168. Leichenbergung in einem hohlen Baum; Ostafrika. (Nach Becker.)

Mitte des Platzes vortraten, sprang ein Mann vor, ihnen schnell noch einiges ins Ohr zu flüstern.

Allein auch jetzt wollte der Tote nicht sogleich antworten. Man stritt sich, wer ihn fragen müsse, da an dieser Verstocktheit vielleicht

persönliche Abneigungen schuld waren. Verschiedene andere Männer versuchten sich der Reihe nach im Fragen, aber wie man sah, ohne rechten Erfolg. Unwille bemächtigte sich der Versammlung und man begann, über den eigensinnigen Toten arg zu schelten.

„So rede doch und halte uns nicht länger auf. Willst Du denn, daß wir noch einen Tag hier sitzen bleiben? Bereits zieht ein Gewitter auf, Regen kommt und wir werden alle naß werden. Du selber stinkst auch schon so fürchterlich (wörtlich), daß wir es kaum mehr ertragen können. Also mache nicht lange Umstände und rede," tönte es wirr durcheinander.

Die Träger gerieten in einige Schwankungen und standen wieder still.

Da sprang ungeduldig ein häßlicher Greis vor, ergriff das vordere Ende des Tragbaumes mit der Hand und stieß und zog ihn hin und her oder hielt ihn fest, je nachdem auf die Fragen geantwortet werden sollte, und die beiden Träger thaten willig, was ihnen dermaßen angedeutet werden sollte.

Zuletzt war alles einig, daß der verstorbene Belenge von Anfang bis jetzt erklärt habe, er sei weder rein durch bösen Zauber, noch einfach durch den Kosch getötet worden, sondern beides habe zusammengewirkt, ein Fetischör habe dem Kosch Macht über ihn gegeben, und so sei er dann erlegen. Damit schloß das Ausfragen, nachdem es ungefähr drei Stunden lang gedauert hatte.

Ein neuer Akt folgte. Die übelriechende Leiche mußte jetzt zum Abschied auch noch tanzen. Die drei Marimba-Klaviere und die große Trommel ertönten. Mühselig atmend, begannen die beiden Träger dicht vor den Instrumenten zu hüpfen und zu springen, so daß der eingewickelte Tote an dem Tragbaum wie eine große Glocke links und rechts schlug. Dann fuhren sie ganz plötzlich auf den alten Bansa Kitamba los, ihn so zum Gegentanze aufzuforderu, und dieser erhob sich, schürzte sein Gewand und kankanierte mit einer Beweglichkeit und Kraft, die man ihm niemals zugetraut hätte, wohl mehrere Minuten lang vor der Leiche, die gleichfalls wieder mächtig auf und niederhopste. Kitambas Leopardenfell und scharlachrote Toga flogen, und ein allgemeiner Jubel spendete ihm Beifall.

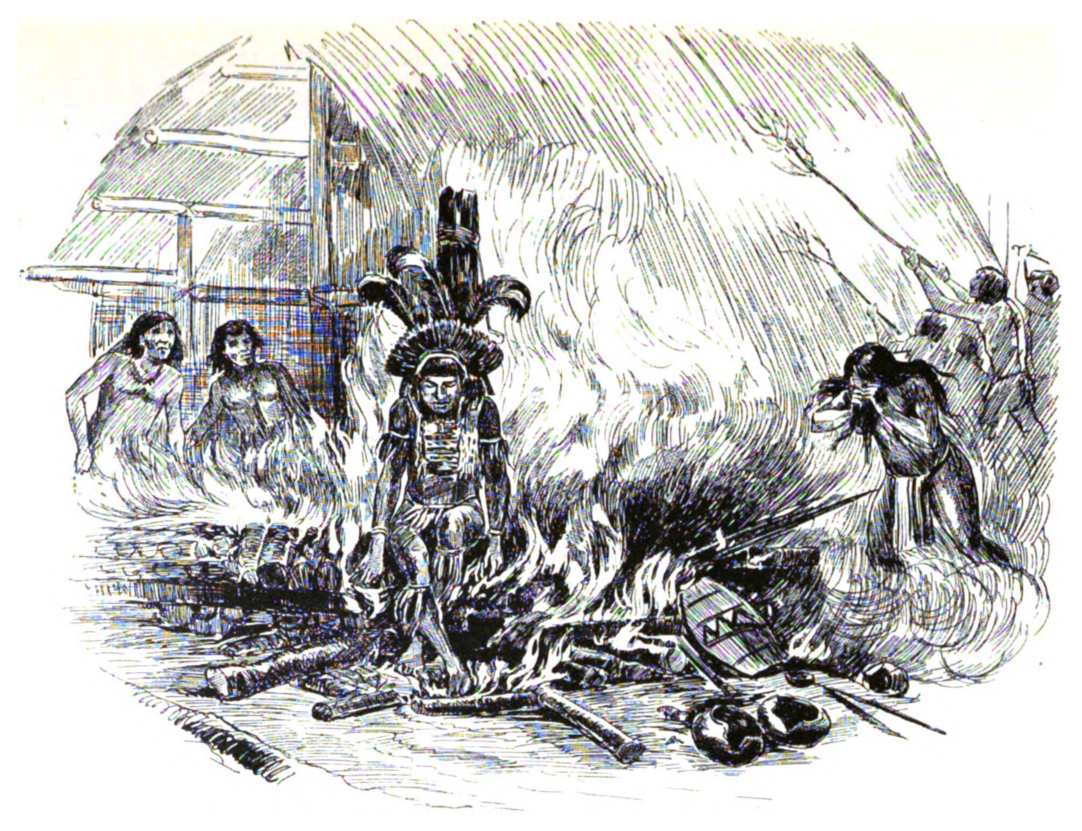


Fig. 169. Leichenverbrennung bei den Rucuyenne in Südamerika. (Nach Creveaux.)

Namentlich die Kinder schrieen laut und lustig, brachen schnell Blätterzweige von den Bäumen und hüpften hinter ihrem alten Oberhaupte her, indem sie mit den Blätterzweigen peitschend Staub aufwirbelten.

In derselben Weise wurden hierauf noch etwa 20 der Anwesenden aufgefordert, dem Toten tanzend Bescheid zu thun, ganz zuletzt auch seine Mutter, eine gräßlich anzuschauende, schmutzige Greisin und der blinde Dorfkrüppel. Der schöne Kischinta trat mit Pfeil und Bogen auf und tanzte einen Kriegstanz, wie wenn er die Versammelten bekämpfen wollte, und auch ihm schlossen sich mit viel Geschrei die Kinder an und schwangen kriegerisch die Blätterzweige. Schließlich kniete der Kischinta vor Kitamba nieder, bot ihm seinen Bogen dar, worauf dieser an der Sehne zupfte.

Mittlerweile war es spät geworden. Der Abend dunkelte und das ferne Donnern schien immer näher zu rücken und endlich ernst zu machen. Ohne weiteres Ceremoniell wurde der Tote, begleitet von kaum einem Dutzend junger Männer, fortgetragen, jenem Haine mit drei hohen Palmen zu, der als Begräbnisplatz des Dorfes diente. Die Versammlung löste sich auf und wir gingen nach Hause.

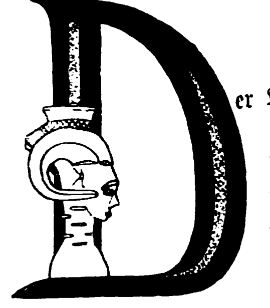
Aufgerollt liegt vor uns das große Problem, die große Thatsache der zweiten Epoche der menschlichen Weltanschauungsgeschichte. Die Menschen wissen noch nichts von der Selbstverständlichkeit des Todes, sie wissen es noch nicht, daß der Mensch sterben muß.

Und jedes Mal wieder, wenn einer aus ihrer Mitte geschieden ist, wenn der Bursch kalt, stumm und vermodernd daliegt, dann zermartern sie wieder das Gehirn, dann durchstöbern sie wieder alle Bande der Freundschaft und Feindschaft, dann durchwühlen sie wieder alle Teile der bekannten und unbekannten Natur, um nur die Antwort auf die Frage zu finden:

„Woran starb gerade der da?“

Sie wissen es nicht, daß die Menschen sterben müssen, sonst würden sie fragen:

„Warum sterben die Menschen?“



Das Gespenst.

Der Begriff Sterben, das Wissen des Todes, die Vorstellung vollständiger Vernichtung des Lebendigen, der Gedanke, daß es möglich sei, irgend ein Mensch, der heute noch lustig und heiter unter uns weilt, könne morgen absolut tot sein, — das alles sind Dinge, die der animalistischen Anschauungsperiode, etwa den Buschmännern, wie wir sie in ihren Erzählungen kennen gelernt haben, absolut und vollständig fehlen. Es sind dies die Dinge, um die der Mensch in der zweiten Periode der Weltanschauungsgeschichte gerungen hat, die in dieser Zeit, in der Zeit des Manismus, aufgedämmert sind.

In der ersten Periode fand der Mensch sich mit seinem Toten sehr einfach ab. Er warf ihn bei Seite, grub ihm nicht einmal ein Grab. Das einzige, was er that, war, daß er einige Steine über die Leiche warf. Das ist wohl der Ausdruck eines unklaren Furchtgefühles.

Ein Buschmann der Kalahari erzählte einem Offizier unserer Schutztruppe, er würfe auf jeden derartigen Steinhaufen, wenn er ihn beim Jagen anträfe, einen weiteren Stein. Denn wenn der Tote nicht von Steinen bedeckt sei, so wäre es sehr leicht möglich, daß er wieder aufstände und „das ist nicht gut". Wenn aber die Leiche mit Steinen bedeckt sei, so könne sie nicht wieder in ihrer alten Gestalt zurückkehren, sondern müsse irgendwie als Jagdwild wiederkommen und „das ist gut".

Die Völker der manistischen Periode, der Ahnenverehrung, sehen die Sache ganz anders an. Bei diesen fängt in dem Momente, in dem der Zwerg einfach den abgebrauchten Menschen wegwirft, zunächst einmal ein Fragen an, das sich auf das „Wie" und „Wodurch" bezieht. In welcher plumpen Weise diese ersten dunkeln Vorstellungen vom Tode sich äußern, belegen die Ereignisse des vorhergehenden Kapitels besser, als ich persönlich darzulegen vermag. Vor allem tritt immer die eine Frage auf:

„Auf welche Weise ist die Seele aus dem Körper herausgekommen?“

In den meisten Fällen lautet die Antwort auf Zauberei, oder nennen wir es besser auf „Seelendiebstahl“. Es liegt der ganzen Anschauung der Begriff zu Grunde, daß Körper und Seele zwei Sachen sind, die man ja allerdings im allgemeinen zusammen antrifft, die aber absolut nicht immer zusammen und gemeinsam aufzutreten brauchen.

O, absolut nicht.

Eine Seele kann jederzeit den zugehörigen Körper verlassen. Man träumt z. B., man wandele in einem fernen Lande. Na, da ist es doch ganz klar für den Neger, daß die Seele sich nachts ein Privatvergnügen geleistet hat und einmal ohne den plumpen Kerl, den Körper, ins Freie entwischt ist. Es ist ja nicht gerade wünschenswert, daß dies allzuhäufig passiert, aber wenn es einmal so vorkommt, — nun, man muß der Seele auch mal ein bischen Urlaub geben.

Weit schlimmer ist es, wenn das Unangenehme passiert, daß etwa zwei Seelen in einen Körper geraten. Das ist etwas sehr Peinliches. In unserer naturwissenschaftlichen Weltanschauungsperiode nennen wir solchen armen Teufel „verrückt“ und betrachten ihn mit dem tiefsten Bedauern. Ganz anders ist das nun beim Neger. Für ihn ist es absolut sicher, daß entweder zwei Seelen in diesen einen Leib hineingeraten sind, oder daß eine fremde Seele sich seiner bemächtigt hat. Und dementsprechend behandelt man solche Leute.

Es kommt vor, daß die sogenannten Besessenen mit gläubiger Verehrung behandelt und hoch angesehen werden, daß man den Zerstörungswahnsinn als das Zeichen höherer geistiger Überlegenheit betrachtet und ihm allen Willen läßt. So hat ein derartiger Besessener — wie man die Leute nennt — vor drei Jahren im Gabungebiet systematisch ein ganzes Dorf angezündet, ohne daß ihn jemand hinderte. Die Dorfbewohner standen dabei und sahen zu. Sie wagten nicht einmal ihr Eigentum zu retten. Als die Regierungstruppen kamen, gab es einen heftigen Streit und die Festnahme des armen Wahnsinnigen hätte um ein Haar einen Krieg herbeigeführt.

Noch schlimmer wäre ein ähnlicher Fall abgelaufen, wenn der betreffende französische Offizier den Besessenen nicht bei Zeiten erschossen hätte. In diesem Falle wollte der Wahnsinnige nämlich sein eigenes Kind erschießen. Die Fan waren sehr erstaunt, daß der Europäer dies nicht duldete, sie meinten, der Besessene habe im Laufe der letzten Jahre schon öfters derartige Anfälle gehabt und mehrere Kinder ums Leben gebracht. Das habe aber weiter garnichts zu bedeuten gehabt, außer gerade in diesen Momenten sei der Mann sehr vernünftig und tüchtig gewesen. Es sei ihnen überhaupt recht gut ergangen, weshalb sie annähmen, daß in dem Besessenen ihr verstorbener Häuptling Tscholokke seinen Aufenthalt nähme, um sich einen Spielgefährten zu erjagen.



Fig. 170. Speisung Verstorbener (Totenopfer) bei den Indianern. (Nach Yarrow.)

Es ist ganz natürlich, daß man dem entsprechend bei dem Tode eines Menschen annimmt, die Seele habe den Körper verlassen, — sei es, weil sie es satt war, auf dieser Erde sich zu ärgern (das wird oft als Todesursache angegeben), — sei es, weil ein anderer die Seele gestohlen habe. Das letztere ist das Häufigste und daher die besonders im westlichen Afrika fast ausnahmslos abgehaltenen Totenbefragungen. Auf diese Weise nur gelingt es, Scenen, wie sie im vorigen Kapitel geschildert sind, zu verstehen. Leider allzu häufig nehmen diese Totenbefragungen ein grausiges Ende. Zuweilen muß der ganze Stamm den Giftbecher leeren. Jeder, der das Genossene wieder erbricht, ist von dem Verdacht des Seelendiebstahls befreit. Wehe aber dem armen Kumpan, der das Gift im Leibe behält. Auf seinem Haupte bleibt die Klage auf Mord oder vielmehr Seelendiebstahl ruhen. Er

wird gemeiniglich dem Gestorbenen ins Jenseits nachgesendet, „um auf diese Weise die gefangene Seele jenes wieder zu befreien“.

„Jeder Tod hat auf diese Weise zum mindesten einen Mord zur Folge“, sagte mir ein Reisender der Elfenbeinküste.

Die zweite Frage der manistischen Weltanschauung ist eine viel kompliziertere:

„Was wird aus der Seele des Toten?“

Wenn ich sage, daß die Neger auf tausend verschiedene Arten hierauf antworten, so wird das nicht übertrieben sein. Es hat deshalb keinen Wert, alle Antworten einzeln wiederzugeben, — das ist gar nicht möglich. Wir können weiter nichts thun, als die Antworten zu großen Gruppen ordnen und die Beziehungen zwischen den allgemeinen Vorstellungen aufzusuchen. Bei den Antworten, bei den Gedanken über die zukünftige Seelenwohnart und -wohnstatt läßt sich der Mensch ebenso durch die Empfindungen beeinflussen, wie dies bei der Form der Leichenbergung und -behandlung resp. Bestattung stattfindet.

Einerseits nämlich hat der Neger eine unendliche Furcht vor den grauenhaften übermenschlichen Kräften, dem Geistervermögen der abgeschiedenen Seelen. Darum: Fort, fort mit ihnen, — darum ein beständiges Bestreben, sie in guter Laune zu erhalten, ihren Grimm zu versöhnen.

Andererseits aber Erstaunen darüber, daß die Seelen jener so körperlos zu existieren vermögen, — denn daß sie existieren, darüber kann es keinen Zweifel geben. Die Menschen dieser Epoche haben den stärksten Wunsch, diese unendlich kräftigen körperlosen Geister dienstbar zu machen, oder aber selbst deren Eigenschaften zu erlangen.

Dieses sind die beiden Motive, welche überall aus dem Gewirr der manistischen Anschauungen erklingen. Um die Verstorbenen fern zu halten, geht man recht gütlich mit ihnen um. Sie bekommen Speise und Trank, sie erhalten kleine Hütten, und man widmet ihnen auch mehr oder weniger fröhliche „Reisefeste“.

Ja Reisefeste, wenn man auch richtiger sagen würde Abreisefeste. Das will ich des näheren erklären.

Solange die Leiche noch im Trauerhause oder überhaupt über der Erde liegt, so lange schwebt natürlich die Seele noch um den Körper herum. Solange sie sich aber in der Nähe befindet, kämpfen die Menschen auch noch mit der ärgsten Gespensterfurcht. Deshalb wird geflennt und geklagt, und da dies den Hinterbliebenen, zumal wenn sie von guter Familie sind, zu langweilig ist, so werden Klageweiber engagiert, die für ein gutes Essen und einen erquickenden Trunk sowie auch für ein gutes Stück klingender oder nicht klingender



Fig. 171. Totenfest bei den Rucuyenne in Südamerika. (Nach Crevaux.)

Münze so lange heulen, kreischen und jammern als die Leiche noch über der Erde ist. Oftmals dauert das wochenlang bis zur Bestattung. Kommt nun der Tag der Beisetzung, so ist ein gut Teil der Menschen dieser Weltanschauungsepoche so pfiffig, entweder den Toten in der eigenen Hütte zu begraben und diese, um mit ihm nicht wieder in Kollision zu kommen für immer zu verlassen, oder aber sie brechen einen Teil der Hüttenwand ein und tragen ihn wie am Schari mit verbundenen Augen auf dem Magen liegend mit den Füßen zuerst durch das Loch in der Hütte heraus, worauf dann

das Loch wieder geschlossen wird. Die Leute am Schari sagten, auf das Gesicht legten sie die Leiche und die Augen verbänden sie ihm, damit der Geist nicht wüßte, welchen Weg sein Körper nehme. Mit dem Kopfe aber trügen sie ihn zuerst heraus, damit, wenn er auf die Wanderschaft ginge, er gerade in entgegengesetzter Richtung zu seiner heimatlichen Wohnstätte von dannen pilgere.

Hierbei soll sich einmal ein lustiger Vorfall ereignet haben. Ein Mann, der von seiner Frau immer arg gepeinigt worden und über den Verlust seiner edlen Ehehälfte sehr entzückt war, beschloß, sich noch nach ihrem Tode an ihr zu rächen. Auf welchen pfiffigen Einfall kam nun der Mann?

Nun, er ließ einfach die Binde an der Leiche, als sie in das Grab gelegt wurde.

Der Mensch ist ein Gewohnheitstier — das sollte auch unser Bua erfahren. Sicher ist, daß nach einiger Zeit ihm die Hütte sehr leer wurde und wohl auch aus sonstigen Gründen ihm etwas ängstlich zu Mute wurde, festgestellt ist ferner, daß der Mann allmählich an Gewissensbissen zu leiden anfing, daß ihn fürchterliche Träume quälten, und daß ihm seine Frau als entsetzliches Gespenst erschien. So schlich denn der Edle zu einem Priester, um mit diesem die Ausgrabung der Frau zu vereinbaren und das Tuch wieder von den Augen zu nehmen. Es erschien nämlich dem Manne als ganz selbstverständlich, daß, da die Leiche noch die Augenbinde hatte, deren Seele fraglos keine Nahrung finden ergo hungern und summa summarum deshalb den Ehegatten im Schlafe quälen müsse.

Sie gingen hin und gruben die Erde wieder auf, doch wie erstaunten beide, als der Kopf nicht mehr da war, und als sich nun ergab, daß inzwischen ein europäischer Forscher von einem Vierten den Schädel für ein englisches Museum gekauft hatte. Tableau!

Doch ich verliere den Faden; ich sprach von Abreisefesten.

Wenn der Mensch begraben ist, zieht auch seine Seele von dannen, teilweise in das Grab, teilweise vielleicht auch in ein besseres Jenseits. Jedenfalls zieht sie fort, und das ist ein Grund zur Freude. Man erleichtert ihr die Reise auf jede Weise. In Yoruba singt der Priester sogar ein Gedicht ab, in dem der Seele vorgestellt wird,

wie glücklich sie sei, daß sie nunmehr in das schöne Jenseits gelange, — wie außerordentlich schön es im Jenseits wäre, — wie schrecklich eigentlich das Erdenleben doch sei, — wie wundervoll die Hinterbliebenen durch allerhand Opfer und Grabbeigaben für ihr glückliches zukünftiges Leben gesorgt hätten, — wie sie also alles in allem gar nichts Besseres thun könne, als möglichst umgehend in die schönere Welt abzufahren. Sollte sie aber, — so endet der Priester seinen Sang, — sollte sie aber etwa zurückkehren und die Menschheit durch Mißernte, Krankheit und andere Not schädigen, dann besitze diese Menschheit auch die Macht dazu, sie zu vernichten, dann nämlich würde man den Körper ausgraben und verbrennen. Danach sollte sie sich gefälligst richten!

Sicherheitshalber feiert man übrigens an einigen Orten nicht nur ein persönliches, sondern auch ein allgemeines zusammenfassendes, sozusagen dorfreinigendes Abreisefest. So in Alt-Kalabar an der Nigermündung. Hier wird nämlich alle zwei Jahre die Stadt von allem bösen Gesindel gereinigt, welches nach Ansicht der Autoritäten von ihr Besitz ergriffen oder sich eingenistet haben könnten. Dies Fest heißt Judok.

Zu einer bestimmten Zeit wird eine Anzahl Figuren, sogenannte Nabikems, hergestellt und hier und da in der Stadt verteilt. Diese Figuren werden aus Stäben und Bambusgeflecht hergestellt, repräsentieren Vögel, Vierfüßler und auch wohl Menschen, die dann mit einem herrlichen alten Strohhute auf dem Kopfe, einer Pfeife im Munde und einem Stock in der Hand, gleichsam also zur Reise gerüstet, ausstaffiert werden. Nach der Anschauung der Neger haben diese Gestalten für Geister etwas außerordentlich Anziehendes, weshalb unser Autor diese Geister selbst für außerordentlich geschmacklos erklärt.

Kommt nun die Nacht der allgemeinen Austreibung heran, so sollte man meinen, die ganze Stadt wäre verrückt geworden. Die Bevölkerung ißt und trinkt festlich und zieht dann in Gruppen aus, um in alle leeren Winkel zu schlagen, als ob dort empfindende Wesen zu verjagen wären. Dabei machen sie Halloh aus Leibeskräften; Schüsse knallen. Die Nabikems werden mit Gewalt umgerissen, in Brand gesteckt und in den Fluß geworfen. Die Orgie

dauert bis zur Morgendämmerung und die Stadt ist dann für weitere zwei Jahre von Geistern befreit.

Herrlich ist übrigens die Anschauung resp. Formalität der Kawanda im südlichen Kongogebiet, die den Toten erst liebenswürdig behandeln, ihn aber kurz vor der Beisetzung auf den Magen legen und ihn auf den Körperteil, den man in der Schriftsprache gemeiniglich als Rückenverlängerung zu bezeichnen pflegt, ordentlich verprügeln, „damit er gleich von vornherein wisse, was ihm blühe, wenn es ihm etwa einfallen sollte, seine Hinterbliebenen irgendwie zu belästigen".

Es erinnert mich diese Ceremonie lebhaft an den Vater, der seinem erschrockenen Söhnlein, als dieses das erstemal in die Schule ging, plötzlich und unerwartet aus heiterem Himmel heraus eine schallende Ohrfeige versetzte und dazu die klassischen Worte sprach:

„Nun weißt Du, mein Sohn, was Deiner harrt, wenn Du sitzen bleibst."

Schädeldienst und Schädeljagd.

Wenn das Naturvolk seine Toten hinausträgt und in einer Grube begräbt, so verscharrt es dieselben, weil es mit ihnen nichts zu thun haben mag. Es ist das also eine Folge der Gespensterfurcht. Zu solchem Verfahren führt der Sieg der Furcht vor den Toten.

Siegt dagegen die Liebe und der Respekt, das Bestreben, mit ihnen in Beziehung zu bleiben, dann tritt das umgekehrte Verfahren ein, dann wird der Tote nach Möglichkeit konserviert. Da nun die Naturvölker beständig zwischen

Totenfurcht und Totenverehrung schwanken, so zittern auch alle Bestattungsgebräuche zwischen Leichenvernichtung und Leichenerhaltung. So kommt es, daß die extremsten Empfindungen die kompliziertesten und außerordentlich häufig sich radikal widersprechenden Sitten und Vorstellungen hervorbringen.

Wenn ich im vorigen Abschnitte hauptsächlich dem Gefühle der Gespensterfurcht in der Darstellung der Seelenvertreibung Rechnung trug, so will ich in diesem Abschnitte die Konservierung, die Erhaltung der Leichen, das „Festhalten" der Seelen behandeln.

Gipfelt die Gespensterfurcht in der Totenvernichtung, so erreicht die Toten- und Ahnenverehrung ihren Höhepunkt im Schädel- und Reliquiendienst. Wirft der eine die Leiche fort resp. verscharrt er sie, so sucht sie der andere nach Möglichkeit zu erhalten. Daher das auf der ganzen Erde verbreitete Mumifizieren. Letzteres wird auf verschiedene Weise erzielt. An einigen Orten legt man die Leichen auf Gestelle und zündet unter ihnen in entsprechender Entfernung ein Feuer an. Anderen Ortes bestreicht man den toten Körper mit bestimmten Flüssigkeiten, die die Haut zäh und lederartig machen. Mumien erwachsener Menschen von der Torresstraße sollen geradezu federleicht sein.

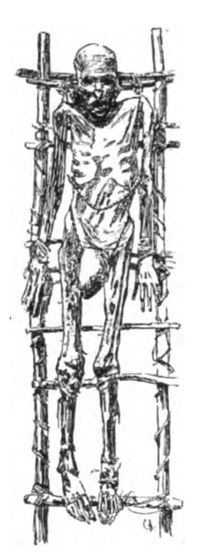


Fig. 172. Mumie von Darnley Island in der Torresstraße. (Nach einer im „Globus" wiedergegebenen Photographie.

Wenn das Mumifizieren auch häufig ist, so hat es sich unter den Naturvölkern doch bei weitem nicht so eingebürgert wie der Reliquiendienst.

Es ist das ganz natürlich. Während die Leiche verwest und vermodert und so nicht nur die Eigenart schwerer Erhaltung, außerdem die ekelhaften Eigenschaften sich zersetzender fleischlicher Weichteile hat, ist es nicht schwer, einzelne Knochen und zumal den Schädel aufzubewahren. Nun hat schon bei dem Lebendigen jeder einzelne Körperteil die gleichen Eigenschaften wie der ganze Mensch, d. h.: was man einem einzelnen kleinen Teilchen zufügt, mag sich nach

der Anschauung der Naturvölker leicht auf das Ganze übertragen. Wenn daher der westafrikanische Neger Haare oder Nägel abschneidet, so mag es leicht vorkommen, daß ein feindlich gesinnter Mann, wenn er diese Körperabschnitte findet, dieselben und damit den einstigen Besitzer verzaubert. Darum werden solche Körperabschnitte sorgfältig vernichtet. — Andererseits fußt die Sitte der Blutsverbrüderung, d. h. gegenseitigen Blutabsaugens auf der Anschauung, daß in Zukunft jeder von den beiden gleiche Empfindungen wie der andere, aber außerdem Macht über dessen Willen und Gedanken gewinnt.

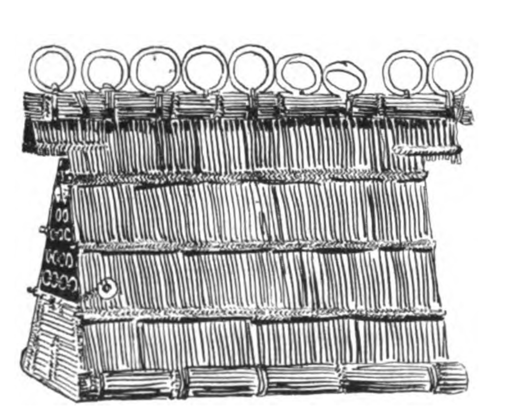


Fig. 173 und 174. Begräbnishüttchen, enthaltend den Schädel eines Häuptlings von den Salomonen. Von der Seite und von vorn. (Britisches Museum in London.)

Also bewahrt man vom Toten nur einige Teile, etwa einige Armknochen, einige Finger, Nägel oder am häufigsten den Schädel. Außerordentlich charakteristisch für die Entwickelung dieser Anschauungsrichtung sind Bestattungssitten der Insulaner in der Torresstraße.

Die Leiche wird zunächst auf ein Lattenwerk gelegt, das wagerecht auf vier Pfosten ruht. Die Flüssigkeit des Körpers wird herausgedrückt, dann nach langer Zeit der Kopf, auch wohl einige Schulterblätter oder Beinschienen abgetrennt und der Rest vergraben

oder in das Meer geworfen. Danach giebt es einige Totenfeste. In Schilfbündel vermummte Gestalten führen allerhand Ceremonialtänze auf. Sie repräsentieren die Verstorbenen. Ein wichtiger Gebrauch ist es aber, daß der Schädel in feierlicher Weise den Hinterbliebenen überbracht wird. Es kommt vor, daß derselbe auf die alte Ruhestatt des Verstorbenen des Nachts gebettet wird, sodaß er zwischen seiner Familie zu schlafen scheint wie zu seinen Lebzeiten, bis endlich der Familienvater oder das Familienoberhaupt den Schädel unter den eigenen Kopf als Kopfkissen legt.

Aber es kommt noch viel Bedeutsameres vor. Wenn auf Mabiae bei Kap York einige Monate nach der Bestattung die Knochen des Verstorbenen wieder ausgegraben werden, so tritt der Häuptling mit dessen Schädel in den Kreis der Männer. Nun ist ihm alles, selbst Totschlag erlaubt, weil er im Namen des Toten handelt. Hieraus spricht schon deutlich der Sinn, der dem Schädel innewohnt, daß nämlich die Seele des Verstorbenen in der Hand des Schädelbesitzers thätig ist. Noch bezeichnender ist die Sitte der Neupommeraner, die ich oben erwähnte, die Verwendung der Kinakinau. (Vergl. Abbildung Seite 35.) Denn wenn sie den Unterkiefer eines Toten als Schutzgeist beim Stehlen ansehen, so kommt dies sicher daher, daß die Neupommeraner einstmals geglaubt haben, die Seele des einstigen Besitzers dieses Unterkiefers sei ihnen bei ihrem Unternehmen behülflich.



Fig. 175. Mundruku Südamerikas mit Kopfmumie. (Nach Barboza-Rodriguez.)

In Anbetracht dieser Anschauung ist der ganze Reliquiendienst außerordentlich durchsichtig und verständlich. Es nimmt uns nicht Wunder, wenn wir hören, daß man zumal die Schädel ausgezeichneter



Fig. 176. Schädelmumie der Jivaroindianer (Südamerika). Eingetrocknete Kopfhaut. (In Privatbesitz in Stuttgart.)

Menschen mit besonderer Sorgfalt aufbewahrt hat. Es ist dabei vorgekommen, daß man einem verstorbenen angesehenen Manne den Kopfabschnitt und denselben auf eine zu diesem Zwecke untergelegte Quantität Kreide auströpfeln ließ; daß man dann mit dieser Kreide, welche während des Zersetzungsprozesses den Saft aus dem Kopfe aufgesogen hat, sich die Stirn einrieb; daß die Leute der Ansicht waren, der Geist jenes Toten ziehe so unter die eigene Hirnschale. Wilson hat selbst Derartiges an der Südguineaküste erlebt.

Wenn derartige Anschauungen einmal festen Fuß gefaßt haben, dann ist es bis zu den unglaublichsten Vorstellungen kein besonders weiter Schritt mehr, — dann liegt vor allen Dingen das nächste, was wir jetzt hören wollen, durchaus auf dem Wege derartiger Entwicklung.

Schädelmasken! — Man denke Masken aus Schädeln!

Wer von uns, die wir in fröhlicher Faschingszeit ein Heil und ein Hoch der tollsten Narretei darbringen, — die wir im Kleide der Maske heute nichts mehr weiter sehen, als das Außenschild und den Deckmantel fröhlichsten Schelmentumes, — wer von uns mag wohl je daran gedacht haben, daß, als diese Maske, der Begriff der Maske entstand, sie hervorwuchs aus dem grauenvollsten und fürchterlichsten Geheimnisse des Menschengeschlechtes, nämlich aus dem Totendienste, aus einer Kultusübung, deren Sinn darin lag, den Geist der Verstorbenen in sich aufzunehmen.



Fig. 177. Schädel, Gottheit der Ibo, eines Stammes am unteren Niger. (Privatmuseum in Lyon.)



Fig. 178. Erbeuteter und ausgestellter, mit einer Batate im Munde ausgeschmückter Chinesenkopf von Formosa. Die Formosaner sind eifrige Schädeljäger, die aufs Eifrigste ihre bezopften Feinde verfolgen. (Nach Fischer.)

Es ist eine rasend phantastische Idee, eine so grauenvolle Vorstellung, daß man meinen möchte, es könne nicht möglich sein, sie in das Thatsächliche zu übersetzen. Und doch ist es so.

Die Bewohner unseres Koloniallandes Neupommern haben in früheren Zeiten die Schädel ihrer Anverwandten zerteilt und zwar derart, daß der Hinterkopf ganz wegfiel. Nachdem von dem Vorderteile alle Weichteile entfernt und der Unterkiefer fest angeschlossen war, wurde durch eine

Kittmasse aus Kalk das Gesichtsbild wieder hergestellt und dieses bemalt, an den oberen Unterkieferenden ein kleines Querstöckchen angebracht und nunmehr die Maske mit den Zähnen gepackt. Indem nun der Papua mit dieser Maske aus dem Schädel seines Verwandten tanzte, nahm er wohl an, daß in der wilden Aufregung, die sich in der Hitze der Bewegungen seiner bemächtigte, der Geist jenes vielleicht längst begrabenen Toten sich in ihn herablasse.

Diese Masken, von denen ich wenigstens eine nebenstehend abbilden will, waren übrigens gerade im Verschwinden begriffen, als die Europäer sich in Neupommern niederließen.



Fig. 179. Trompete aus einem Schädel, Trophäe brasilianischer Indianer. (Nach spanischem Holzschnitt.)

Von der Verehrung der Schädel, Knochen, Zähne 2c. der eigenen Angehörigen, die wie gesagt dem Bestreben entstammen, die Geister der Verwandten in der Nähe zu behalten, muß man die Elementargedanken der weit verbreiteten Schädeljagd getrennt halten. Vor einigen Jahren hat ein französischer Offizier der Batekestation nordwestlich des Kongo eine Expedition nach Osten unternommen und bei dieser Gelegenheit interessante Aufklärungen erlangt, die uns die überaus grausame Sitte verständlich machen.

Schon zu Lebzeiten sucht ein reicher Mann der Babangi einiges von seinem Besitztume in das Jenseits voraus zu senden. Es handelt sich dabei hauptsächlich um das lebendige Besitztum, denn ein Babangikaufmann sieht seinen Stolz darin, möglichst viele Sklaven zu besitzen. Wenn also der Mann gute Geschäfte gemacht hat, so lädt er eines Tages das ganze Dorf zu einem Festessen ein. Das Festessen kostet ihn nicht viel, denn den Palmwein bringt ein jeder selbst mit, und das Essen wird gewonnen, indem zu Anfang der Festlichkeit die ganze Genossenschaft einen Fischzug unternimmt, der bei dem Fischreichtum dieser Ströme für mehrere Tage Proviant ergiebt. Essen und Trinken ist demnach nicht die eigentliche Ursache resp. der Zielpunkt der Fröhlichkeit.





Fig. 180 und 181. Schädelmaske aus Neupommern; 180 von vorn, 181 von hinten; mit den Zähnen packt der Tänzer sie bei dem hinten quer angebrachten Stabe. (Ethnographisches Museum in Christiania.)

Das, worauf alles gespannt wartet, trägt sich erst am zweiten oder dritten Tage zu; das ist die Opferung eines Sklaven. Es wird nicht vorher gesagt, wer der Unglückliche ist. Das Wesentliche liegt darin, daß der Mann mitten aus dem Kreise der Festgenossenschaft heraus dem Tode überantwortet wird. Entwischt er noch im letzten Momente, so ist er für alle Zeiten vor diesem Tode gerettet. Fällt er aber unter dem Henkersmesser, so jauchzt die ganze Menge, ein stürmischer Jubel bricht aus, man preist den Besitzer des Sklaven glücklich, daß es ihm gelungen sei, einen Gefolgsmann für seine zukünftige geistige Haus- und Hofhaltung gewonnen zu haben.

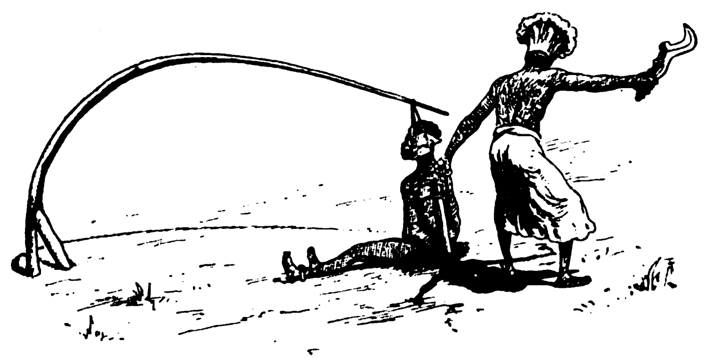


Fig. 182. Hinrichtung von Sklaven oder Kriegsgefangenen am mittleren Kongo. (Nach Coquilhat.)

Vor den Häusern der wohlhabenderen Babangi sieht man meistenteils hohe Stangen aufgerichtet, von welchen herab die mehr oder weniger verblaßten Schädel derart ermordeter Sklaven herabgrinsen. Der Kaufmann nimmt übrigens diesen Weg geistiger Materialbeschaffung, weil er seine Erben ganz genau kennt. Er weiß recht wohl, daß, wenn er einmal stirbt, seine Rechtsnachfolger und Erben sich sehr wohl hüten werden, dem Erblasser, wie es früher Sitte war, noch Menschenleben ins Jenseits nachzusenden. Die Erben denken vielmehr:

„Warum soll ich noch Sklaven dem Manne dort nachsenden, wo wir doch selber sie für unser Seelenheil ganz gut gebrauchen können?“ —

Darum also sorgt der Babangi lieber für sich selbst, und er weiß, daß die Sklaven, die er selbst hingerichtet hat, ihm in das Jenseits folgen und dort für ihn arbeiten werden, da deren Schädel nach seinem Tode auf sein Grab gesteckt werden.

Reeller und anständiger benehmen sich die benachbarten Wafang. Desgleichen sind ja auch die Völker des ostindischen Archipels recht erfreulich für das Seelenheil und eine angemessene Seelenausstattung ihrer Verwandten bedacht. Wer hat nicht von dem berühmten Koppensnellen gehört!

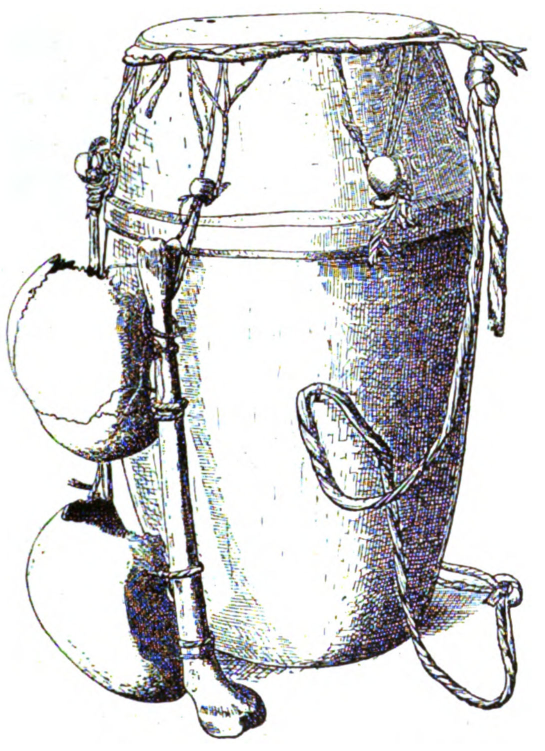


Fig. 183. Trommel mit Schädeln aus Togo. (Nach von Luschan.)

Unten im Dorf ist einer gestorben. Da schleichen die Verwandten leise durch das Dickicht an den Wegen hin, zu den Wasserplätzen und Bienenstöcken des benachbarten Dorfes — da kauern sie mordgierig stunden-, tage-, ja wochenlang im Buschwerk und harren, daß ein Mann, ein Weib oder gar nur ein Kind des Weges kommen möchte. Und naht irgend ein unglückseliges Wesen, dann zuckt der totbringende Stahl durch die Luft, dann spritzt eine

Blutwelle über das jungfräuliche Grün — dann schleicht der Mörder wieder heim, um sich lobpreisen und bejubeln zu lassen. Denn er hat etwas Großes gethan! Er hat ja einem Verstorbenen eine Seele gewonnen.



Fig 184. Trompete mit menschlichen Unterkiefern aus Togo. (Nach von Luschan.)

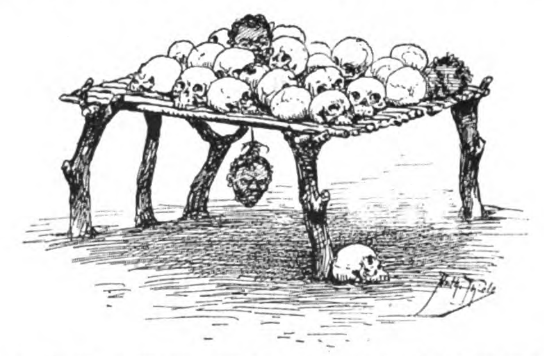


Fig. 185. Gerüst mit Menschenschädeln. Trophäe in Bunkeia, Kongoquellgebiet. (Nach Stairs.)

Und vielleicht war es nur eine Kinderseele!

In diesem Schädeljagen, in diesem Menschenopfern mag also ein größerer Gedanke ursprünglich geschlummert haben, ein in seiner Weise zu schätzendes Gefühl der Fürsorge für die verstorbenen Angehörigen; wie es sich dann aber später entwickelt hat, ist es der Quell unsagbaren Elends und unglaublicher Menschenvertilgung geworden. Denn die Mordlust ist durch die Schädeljagden gezüchtet und fast sanktioniert worden. Ein elendes Rittertum hat sich herausgebildet.

„Ich habe vier Köpfe geschnellt.“

„Ich sieben.“

So hörte ein Missionar auf Borneo zwei Leute sich unterhalten. Und einige Wochen später, da war der zweite arme Tropf



Fig. 186 Schädeltanzplatz der Tagalen auf den nördlichen Philippinen. (Nach Photographie.)

still und bleich. Die Dorfgenossen haben seine Leiche aus dem Flusse aufgegabelt. Es war aber kein Kopf mehr daran. Da wußten sie und auch der Missionar, daß der andere nun fünf Schädel besitze.

So tritt die Sammelwut dazu.

Man muß also sehr wohl Schädelverehrung und Schädeljagd in seinen verschiedenen Wurzeln unterscheiden. Grauenvoll ist aber jedes von den beiden.

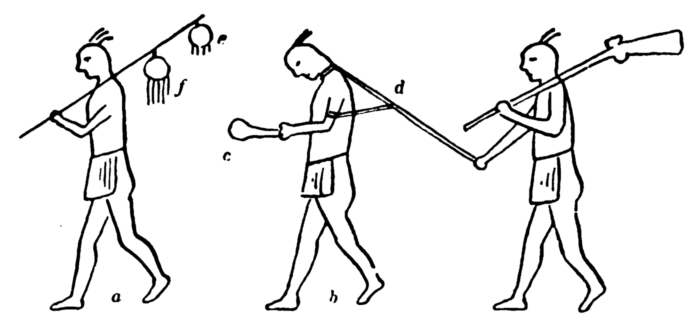


Fig. 187. Irokesen mit Skalpen (*f* und *e*), sowie einem Gefangenen (*b*) von dem Kriegszug heimkehrend. Der Gefangene ist mit Stricken gebunden (*d*). Eingeborenenzeichnung bei Mallery.

Ahnendienst und Fetischismus.

Jetzt schwebt die Seele frei im Jenseits umher. Aber wo ist dies Jenseits?

Wenn der Mann im Schatten eines Baumes, im Wurzelwerk eines Boabab, vielleicht auch in einem hohlen Stamme bestattet wurde, dann liegt es nahe, im Rauschen der Zweige die Stimme des Verstorbenen zu suchen. Dann hängen die Kinder der Natur allerhand kleine Opfergaben, Kürbisschalen mit Speise und Trank, kleine Holzschnitzereien, Geräte des alltäglichen Lebens darstellend, in dem Astwerk auf, dann blicken die Vorübergehenden scheu zur irdischen Wohnstätte des Abgeschiedenen, so sie an dem Baume vorbeikommen, oder auch ein Hinterbliebener, ein Sohn oder eine Tochter suchen den Riesen auf, um in seinem

Schatten das Herz auszuschütten, eine stille Bitte zu murmeln oder auch um zu weinen.

Kommt ein weißer Reisender vorbei, sieht den Hügel unter dem Baume, die Kallebassen in den Zweigen, so schreibt er in sein Tagebuch: „Fetischbaum".



Fig. 188. Ahnenbild der Baluba. (Im Besitze des Verfassers.)



Fig. 189. Ahnenbild der Bakundu. (Im Besitze des Verfassers.) Doppelfigur.

Vielleicht auch, daß der Stamm, als er in dieses Land kam, über einen Fluß setzte. Dann mag es vorkommen, daß wie im Bagosgebiet die Toten an diesem Ufer beigesetzt, oder daß sie direkt in die Wellen geworfen werden, damit sie so auf dem Wege in jenes Land sind, in dem der Stamm früher ansässig war. Die Seelen sehnen sich immer dahin, wo die Altvorderen saßen. Der Fluß, der die Leiche aufnahm, ward heilig. Opfertiere wurden hineingeworfen, die Krokodile, die sich in seinen Fluten wälzen, als Heilige angesehen, — denn sie leben in heiligen Gewässern.

Die Bagos nennen den Fluß: „Den Weg der Väter".

Den Krokodilen rufen sie zu: „Freunde der Väter".

Kommt nun ein Europäer, kreuzt in Eile die Bagoslande, sieht, wie sie Schweine hineintreiben, die dann von den Krokodilen verzehrt werden, schreibt er über den Ort:

„Großer Fetischfluß, Krokodile sind Fetische.“

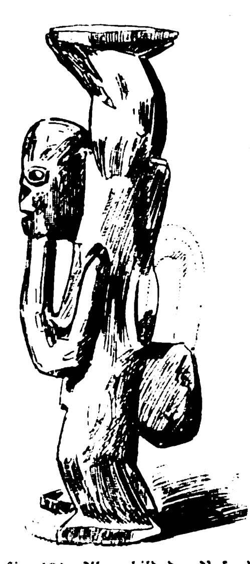


Fig. 190. Ahnenbild der Bakundu. (Im Besitze des Verfassers.) Wie in der vorigen Abbildung eine Darstellung zweier mit dem Rücken verwachsener Personen. In sehr scherzhafter Weise ist die eine derselben aber umgekehrt zur anderen dargestellt, sodaß bei dem Ahnenbild oben und unten ein Paar Füße sind. Steht der Eine auf den Füßen, dann steht der Andere auf dem Kopf. — Leider ist das Stück ein wenig zerstoßen.

Auf dem Grabe wird oftmals eine Stange errichtet, die Stange mit ein paar Schnitten versehen, die ein menschliches Antlitz mehr andeuten als darstellen, das soll dann eine Wohnstatt des Toten sein. Die Stange bleibt nicht immer auf dem Grabe, sie bleibt auch nicht immer so roh. Seitlich und unten erscheinen lange Kerben, die die Glieder vom Körper trennen, Männlein und Weiblein werden unterschieden, — der Mensch schafft die Menschenfigur.

Das fratzenhafte Gebilde bleibt nicht immer unter freiem Himmel stehen. Wie der Schädel des Verstorbenen ausgegraben und in der Hütte freundschaftlich aufgenommen wird, so findet auch das Ahnenbild, die hölzerne Statuette des Toten ein heimliches Wohnplätzlein in irgend einer Nische des Hinterbliebenen.

Das Holzbild ist nicht etwa nur ein Holzstück, es ist ein belebtes, lebendiges Wesen in seinem Inneren. Die Materie mag gar nichts wert sein, der Inhalt ist das Heiligste, was der Neger kennt.

Wie die Seele in das Holz kommt?

In dem Kopfe werdet Ihr eine mit irgend einem schmierigen Kleister angefüllte Öffnung finden. Der Kleister enthält ein paar Haare des Verstorbenen, einen Fingernagel oder derartiges. Das sind Reliquien, sind Teile vom Körper des Toten. Das ist die belebende Substanz.

Oder eine andere Sache. Nebenstehend (Fig. 192) bilde ich ein Ahnenbild aus dem holländischen Neuguinea ab. Der unverhältnismäßig große Kopf ist ausgehöhlt und ein Schädel eingesetzt, der wiederausgegrabene Schädel des Toten, der diese Holzstatuette beleben soll, — den diese Holzstatuette vorstellt. Man kann diese Belebungsidee nicht charakteristischer, nicht lebendiger zum Ausdruck bringen.

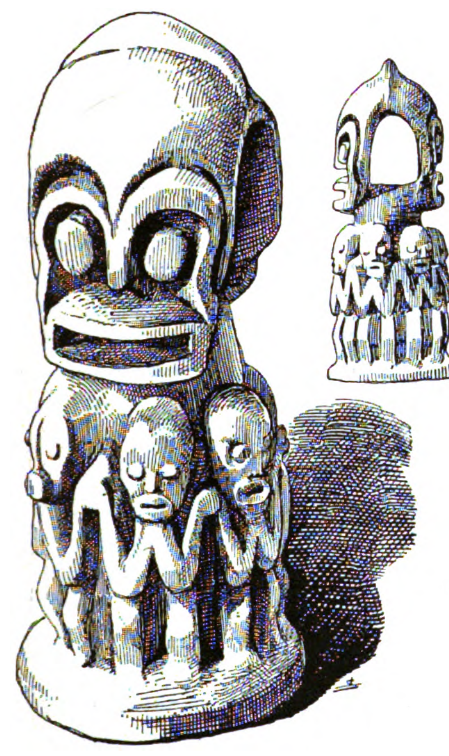


Fig. 191. Schnitzwerk der Bakundu. (Nach von Luschan.) Von zwei Seiten. Viele kleine Figürchen sind um die Basis eines janusartigen Bildwerkes aufgereiht.

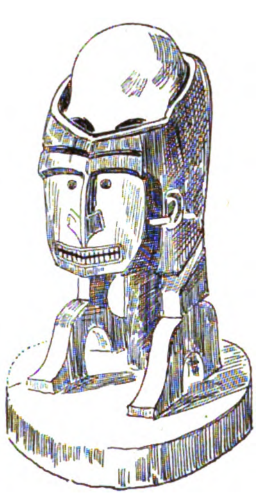


Fig. 192. Ahnenfigur von Neuguinea. (Nach de Clerq und Schmeltz). Der Kopf ist ausgehöhlt und ein Schädel eingesetzt.

Es ist nicht selten, daß die Ahnenbildchen genossenschaftlich zusammengethan werden, d. h. sie werden zusammengebunden und treten so gruppenweise auf. Auf diese Weise wird der Dienst einfacher und der Begriff allgemeiner. Immerhin ist festzuhalten, daß diese H o l z b i l d n i s s e, soweit ihr Ursprung und ihr

Bedeutung erforscht werden konnte und untersucht wurde, sich durchgehend als Ahnenbilder erwiesen haben. Die ganzen, künstlich aufgebauten Systeme der Idolatrie und des Fetischismus sind nicht etwa als Religionen bei den Eingeborenen, sondern von den Europäern geschaffen worden. Fragen wir nämlich: Wie entstand und was ist der

„Fetischismus?“

Das Wort „Fetisch“ kommt aus dem Portugiesischen: „feitillo“ = Zauberei. Also nicht einmal das Wort ist afrikanisch. Wenn die Europäer sahen, daß der Neger ein Holzbildchen von der Wand nahm, dasselbe anblies, bespuckte, anmurmelte, daß er ihm kleine Speisereste anklebte, so sagte er sofort: „Das ist Zauberei.“ Man muß bedenken, in welcher Zeit der Glaube an den Fetischismus entstand, nämlich in der Zeit der ärgsten Hexenverfolgungen in Europa, im Mittelalter. Die portugiesischen Seefahrer waren es gewöhnt, daheim alles mit den Augen des an Hexerei und Zauberei glaubenden Menschen anzusehen. Denn unser Mittelalter glaubte fest an Hexen und Zauberer. Wir müssen

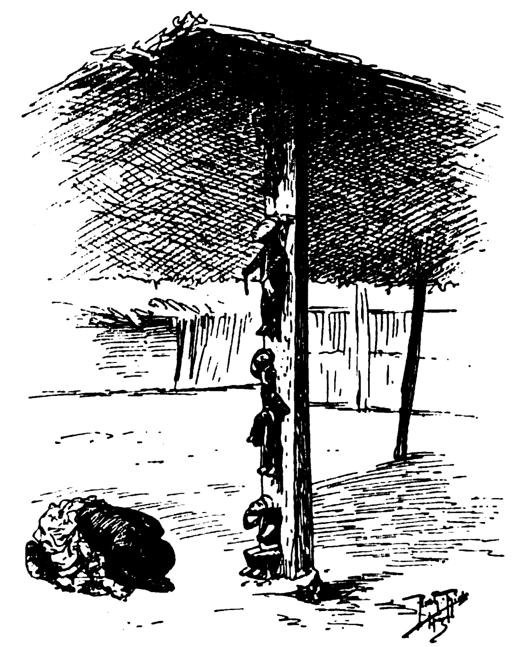


Fig. 193. Dachträger mit Menschengestalten. Loangoküste. (Nach Photographie.) Nach neuen Ermittelungen behaupten die Eingeborenen, daß unter dem Dache angesehene Menschen begraben sind.

uns gestehen, daß dieser Zug des Mittelalters demselben den Stempel geistiger Versunkenheit aufdrückt. Wir müssen also sagen, daß diejenigen, die den Fetischismus an der Westküste Afrikas begründeten, indem sie aus ihrem eigenen Verstande heraus die Handlungen und den Ahnendienst aus ihrer eigenen Auffassung heraus schilderten, — daß diese Leute damit eigentlich weiter nichts thaten, als den Negern das für alle Zeiten aufhalsen, dessen sie selbst sich hätten schämen sollen.

In Wahrheit steht der Manismus, der Ahnendienst unendlich viel höher als der Hexenglaube unseres Mittelalters.

Ich stehe nicht an, den unverfälschten Ahnendienst der Naturvölker, diese alles durchdringende Überzeugung von der Ewigkeit des Seelenlebens, diese Opferfreudigkeit, die immer zu Tage trat, wenn die Toten einer Sache bedurften, diese stille und tiefe und innigste Zuneigung zu den Toten — ich stehe nicht an, das alles als eine der herrlichsten Blüten zu bezeichnen, die je der Menschengeist gezeitigt hat. Ich habe so manches Mal schon bedacht wie viel wärmer doch diese Fürsorge für die Toten bei jenen ist als bei uns. Ich habe schon oft es empfunden, daß eine unendliche Wucht ein so tiefes Gefühl der Heiligkeit diese Menschen durchglüht, daß wir naturalistischen Wesen sie sicherlich nicht nachzuempfinden vermögen.

Es ist grauenerregend, wenn der Sohn seinem Vater für das Jenseits Menschen opfert, wenn das Weib sich dem toten Manne nach in die Grube stürzt, wenn eine Tochter zu nächtlicher Stunde das Grab ihrer Mutter aufwühlt, um deren Schädel zu erlangen, um den Schädel zu küssen, um den Schädel mit zartem Flechtwerk zu umgürten und immer mit sich herumzutragen. Sicher liegt etwas Wildes darin. Aber diese Wildheit ist großartig.

Ich verlange es, daß man von diesen Thatsachen ausgeht, wenn man sich ein Urteil über die Religion oder den „Fetischismus“ erlauben will. Ich verlange, daß man endlich in der Beurteilung jener die Anschauungsfessel herunterreißt, die wir uns selbst als Erniedrigung unserer selbst und der Naturvölker im Mittelalter geschmiedet haben. Haben wir uns ein Bild der reinen unverfälschten Ursprungsgebilde in unseren Anschauungen gebildet, dann erst erhalten wir das Recht den Zusammenbruch derselben näher zu betrachten.

Die Notwendigkeit der Auflösung in kleinliche Aberglauben und jämmerliche Verunstaltungen liegt schon im Keime der äußeren Ausdrücke des Manismus. Solange z. B. die Besitzer der Ahnenbilder die Namen und die Persönlichkeiten der diese darstellenden Toten im Gedächtnis bewahren, so lange wird die Sache den Typus gleichartigen, innerlich wesentlichen Gehaltes behalten. Stirbt aber die Erinnerung aus und bleiben die Bilder bestehen, so wird es alsbald passieren, daß die Holzfiguren die allgemeine Bedeutung einer heiligen Angelegenheit ohne persönlichen Wert genießen. Ich will ein solches Beispiel an der Hand der Abildung einer sich in Dr. Brandts Besitz befindenden Holzfigur vom Kuillu belegen. (Fig. 194.)



Fig. 194. Holzfigur von Kuillu. (Im Besitze von Dr. Brandt.) Früher Ahnenbild, jetzt Dorfheiliger.

Man sieht hier eine Holzfigur, die von vielen Nägeln beinahe übersät ist. Der Reisende, der sie erhielt, bekam lediglich die Auskunft, es sei das Moloko, ein Art Kriegsgott des Dorfes. Moloko habe dafür zu sorgen, daß die kriegerischen Unternehmungen gut ablaufen. Er hat ferner dafür Fürsorge zu tragen, daß überhaupt keine Grenzstreitigkeiten und Palaver vorkommen. Ist Moloko unaufmerksam, so treibt ihm der Hauptganga, der zugleich Häuptling und größter Kaufmann des Dorfes ist, einen Nagel in das Fleisch, damit er sich mehr zusammennimmt. Das Dorf muß viel Unglück gehabt haben, denn Molokos Gestalt ist über und über mit Nägeln bedeckt.

Hört man eine solche Geschichte, so möchte man meinen, der Neger habe hier eine regelrechte Kriegsgottheit. Dem ist aber absolut nicht so, und der Ursprung Molokos ist auf manistischem Boden zu suchen, wie dies unser Reisender selbst feststellte. Als derselbe sich nämlich nach der Geschichte des Stammes erkundigte, erzählte ihm eine alte Frau, die Leute wären seinerzeit unter der Führung eines großen Häuptlings namens Moloko an ihren jetzigen Wohnsitz

gelangt. Von diesem Häuptlinge wußte sie wunderbare Dinge zu erzählen. Sicher ist, daß, solange er lebte, seine Leute die Gegend beherrschten.

Wir haben hier also einen Fall der erwähnten Art vorliegen. Der Häuptling ist als solcher nur noch in schwacher Erinnerung erhalten. Die Erinnerung an ihn wird ganz verlöschen. Das Holzbildnis aber trägt im Gebrauche des Volkes noch immer seinen Namen, noch immer werden ihm die Eigenschaften, die der kriegerische Häuptling besaß, nacherzählt und so ist der Holzklotz mit seinen Nägeln ein Meilenstein auf dem Wege zum Götzendienst, d. h. zur Verehrung von Bildnissen, über deren eigentliches Wesen und Bedeutung die zu ihm Betenden sich nicht Rechenschaft abzulegen vermögen.



Fig. 195. „Fetisch“ von der Goldküste. (Missionsmuseum in Basel.) Hergestellt aus einer auffallend gewachsenen Wurzel.

Man darf außerdem nicht, wie dies sehr leicht geschieht, die religiösen Anschauungen und Ausdrücke alle über den Kamm des Manismus scheeren, es giebt doch noch mancherlei, das eine Beachtung verdient. Wenn nämlich der Neger irgend eine ungewohnte Sache sieht, so drängt sich ihm sogleich ein gewisses Angstgefühl, eine gewisse Unsicherheit auf, und er ist bereit, an eine Machtäußerung dieses Gegenstandes zu glauben, die in dem Maßstabe das Alltägliche übertrifft, wie die Sache selbst fremdartig aussieht. Klar ausgedrückt: der Neger schreibt jeder neuartigen Erscheinung, jeder Erscheinung, die das Alltägliche, Bekannte, Selbstverständliche irgendwie verläßt, eine übernatürliche Kraft zu.

Beispiel: Wächst an einem Baume eine merkwürdig verwachsene Wurzel; er schneidet sie ab, nimmt sie mit nach Haus, vervollkommnet die schon von Natur angedeutete Ähnlichkeit mit einer Menschengestalt und opfert dem Dingelchen. Die Sache ist für ihn von

dem Moment an heilig. (Siehe vorstehende Figur des Baseler Museums. Fig. 195.)

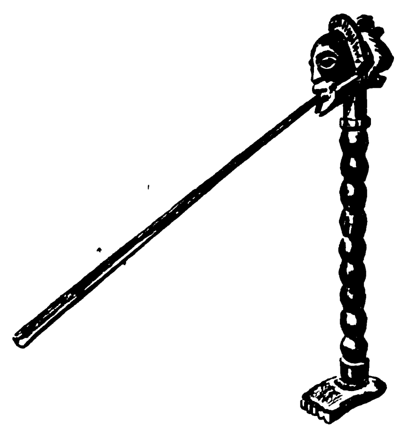


Fig. 196. Angeblich „Fetischhacke“. In Wahrheit das Häuptlingszeichen eines Balubafürsten. (Im Besitze des Verfassers.)

Derartige Sachen mögen öfter vorkommen, geben aber nicht etwa genügende Veranlassung, von einem sinnlosen Fetischismus zu reden. In diesem Sinne haben alle Völker zu allen Zeiten Fetischismus getrieben. In diesem Sinne treibt sogar der Europäer heutzutage noch Fetischismus, wenn er z. B. die mehr oder weniger merkwürdigen oder vom Gewöhnlichen abweichenden Linien der Hand sich auf besondere Ereignisse seines Lebens hin deuten läßt. Man soll dabei gar nicht glauben, wie weitverbreitet derartige kleine Scherze wie Ausderhandlesen, Traumdeuten u. s. w. auch bei uns noch sind. — Wirklich, wenn wir daran denken, dann verlieren wir jegliches Recht, über den Fetischismus des Negers herzuziehen.

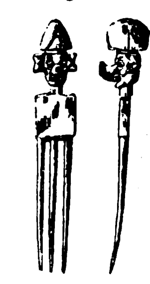


Fig. 197. Angeblich „Fetischkamm“. Kuango-Gebiet. (Im Besitze des Verfassers.) Von vorn und von der Seite.

Sicher ist es, daß die Völker Westafrikas, für deren Weltanschauung die Wissenschaft ja hauptsächlich den Ausdruck „Fetischismus“ erfunden und gepachtet hat, heutzutage nichts weniger sind, als anständige und gutgläubige Manisten, daß sie vielmehr in derselben Versunkenheit dahinleben wie die Christen des Mittelalters. Hierfür soll man aber nicht allein sie verantwortlich machen. Das haben zum großen Teil die europäischen Missionare des Mittelalters zu verantworten. Diese Leute waren ihres hohen und edlen Berufes durchaus unwürdig. Sie kamen nach Westafrika mit der Voraussetzung, daß Zauberei möglich

sei. Sie glaubten dann selbst an die Zauberei der Neger und gipfelten ihre Missionsthätigkeit darin, einen Kriegszug mit Feuer und Schwert gegen dies Hexenwesen, alias Fetischismus zu unternehmen. Hatten sie dann nach ihrer Überzeugung mit Weihwasser, Fackel und Kruzifix den Teufel besiegt, dann stellten sie Bilder der Heiligen auf, gaben den durch Prügel und Gefängnisstrafen bekehrten Negern das Bild der Jungfrau Maria und sonstige Heiligenbildchen und verlangten von den Negern ohne weiteres Verehrung, Verständnis und heilige Anbetung. Die Neger gehorchten. Die Heiligenbilder wurden aufgestellt und mehr oder weniger sinnlos angebetet.



Fig. 198. Angeblich „Fetischpfeife“. Bollokoro. (Im Besitze des Verfassers.)

Was aber wurde aus den Heiligen?

Der Missionar, der heute mit ernstem und gutem Willen hinauszieht, erstaunt oft nicht wenig über die verworrenen Begriffe der Eingeborenen. Aus dem Mischmasch von Heiligenbildern und Ahnengestalten ist der schlimmste Götzendienst entstanden, den man sich denken kann, — der wirkliche und einzige Götzendienst, den man als solchen bezeichnen kann. So ist es keine Frage, daß das Mittelalter sich an diesen Völkern fürchterlich versündigt hat, daß die Missionare weit leichtere Arbeit hätten, wenn nicht jene Leute dadurch verdorben worden wären und immer noch verdorben werden damit, daß ein jeder ihnen mit einem häßlichen Vorurteil, mit einer häßlichen Kritik entgegentritt und das als verächtliche Anschauungen hinstellt, was er selbst gar nicht begriffen hat. Behandelt man aber das, was einem anderen heilig ist, verächtlich, so verdirbt man ihn, so kann man gar nicht erwarten, daß der andere das neue Gut, das man ihm bringt und das er zunächst in seiner Höhe und Größe gar nicht verstehen kann, mit mehr Achtung entgegennimmt. Wie man in den Wald hineinschreit, so klingts heraus.

Auch heute noch ist der Europäer geneigt, überall bei den Negern Fetische zu entdecken. Sieht man von den eigentlichen Ahnenbildern ab, so giebt es noch eine große Zahl weiterer Schnitzwerke, die mit dem eigentlichen Manismus nichts zu thun haben. Sobald der Neger einmal die Menschenfigur geschaffen hatte, verzierte er allerhand Gegenstände mit menschlichen Gestalten oder Köpfen, und der Europäer, der es einmal gewohnt ist, in jeder plastischen Darstellung des Menschen einen „Fetisch" zu erblicken, beeilt sich, jedem derartig verzierten Gegenstande den lieblichen Namen „Fetischgerät" zuzulegen. Ich habe für meine Sammlung alles mögliche Derartige erhalten, als da sind: Fetischkeulen, Fetischhacken, Fetischpfeifen, Fetischbecher, Fetischbüchsen, Fetischszepter, Fetischglocken, Fetischmasken, und vor allem Fetischschnupftabaksdosen (Initiale Seite 8). Fragt man den Sammler nach der Begründung dieser Bezeichnung, so pflegt er zu antworten:



Fig. 199. „Gratte pour Fetiche" aus dem Kassaigebiet. (Im Besitze des Verfassers.) Diese Bezeichnung macht mir besonders viel Vergnügen.

„Voilà! C'est la figure humaine!"

Die Menschenfigur, ein Menschengesicht ist daran, also ist es ein Fetischgegenstand. Die Sache ist einfach, die Bezeichnung billig und wenn ein Gegenstand die Bedeutung als Fetisch trägt, dann kann man ihn für einen höheren Preis an das Museum verkaufen.

Es wird höchste Zeit, daß wir den Fetisch begraben, und ich bitte alle Leser dieses Buches, mir bei dem Leichenbegängnis zu folgen.

Ich schließe hier noch einen kurzen Abschnitt über eine auf der Erde weitverbreitete Sitte an, die auf anderen menschlichen Empfindungen begründet ist. Ich meine die Gottesgerichte, Ordale, Orakel 2c. (Vergl. Fig. 200.)

Oftmals sehnt sich der Mensch danach, ein höheres Wissen über vergangene oder zukünftige Dinge zu erlangen. Dann greift er zu irgend einem Mittel, das ihm derartiges verraten soll. Die Griechen hatten ihr Delphi und das Mittelalter hatte seine Heiligen

als wohleingerichtetes Auskunftsbüreau angelegt. Der Neger hat nur sein Ordal. Ich biete hier die Schilderung einer solchen Ceremonie nach einem der besten Schriftsteller, die wir je gehabt haben, nach Eugen Zindgraff. Man höre:

Am ganzen unteren Kongo und außerdem noch bei vielen anderen Negervölkern findet sich eine Art Gottesgericht, ein Ordal, das Nehmen des Kaske oder Kassa.

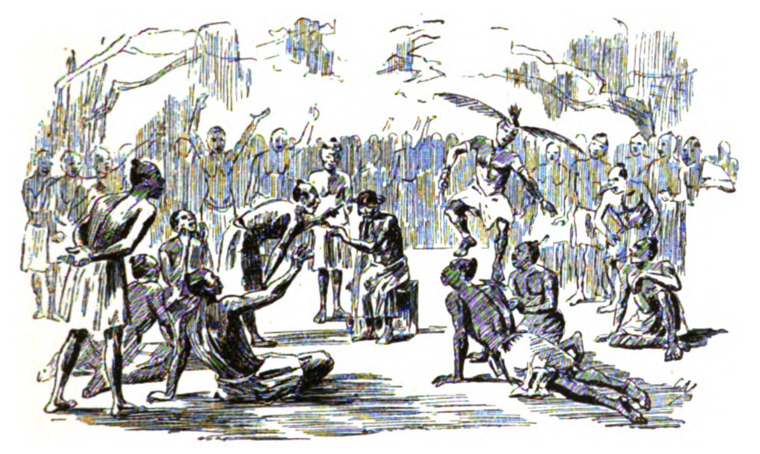


Fig. 200. „Fetischtrank". Cassaordal im Hinterland von Angola. (Nach Capello und Ivens.)

Kaske ist die Rinde eines Baumes, die zerstampft und zu Kugeln geballt, vom Angeklagten gegessen wird; es werden ihr giftige Eigenschaften zugeschrieben. Bricht der Angeklagte den Kaske aus, so ist er unschuldig, und nunmehr muß der Ankläger schwere Sühne bezahlen; behält der Angeklagte den Kaske während einer bestimmten Zeit bei sich, etwa bis Sonnenuntergang, so wird er für schuldig befunden und zum Wasser- oder Feuertode verurteilt; letztere Strafe ist für die Frauen.

Man behauptet, daß das Brechen der Kaske davon abhängt, ob dem Angeklagten vor dem Nehmen desselben Öl zu trinken gegeben ist oder nicht. Das thut der Feticeiro (der Ganga oder Priester), der die Handlung leitet, sodaß die ganze Sache nichts als

ein einfacher Betrug ist. Das Ergebnis hängt einfach davon ab, ob der Feticeiro bestechlich ist oder nicht. So mancher Angeklagte mag mit ziemlicher Ruhe die ihm gereichten Pillen hinunterschlucken und sich im Stillen schon auf die ihm zu zahlende Buße freuen.

Die Anklagen, welche diesem Verfahren zu Grunde liegen, sind ungefähr dieselben wie bei dem Hexenprozesse. Irgend ein Mensch soll mit bösen Geistern im Bunde stehen und so selbst übernatürliche Handlungen vorzunehmen imstande sein. Der Zweck derartiger Prozesse, die natürlich meistens einer greifbaren Unterlage entbehren, ist der, sich irgend eines unbequemen Menschen unter dem Scheine rechtlicher Form zu entledigen, sei es etwa alter Männer (man sieht ziemlich selten weißhaarige Neger, da man denselben als unbrauchbaren Gliedern der Menschheit meist den Giftbecher reicht), sei es eines unbequemen Weibes oder irgend einer anderen lästigen Person, gegen welche man nichts Sicheres vorbringen kann. Ein eigener Anblick ist es, einem solchen Gerichte beizuwohnen, wie ich bei den Musserongos auf dem südlichen Kongoufer Gelegenheit dazu hatte.

Es war in Sumba, ich war schon im Begriffe, das Kanoe zu besteigen, um noch an demselben Tage nach St. Antonio an der Kongomündung zu fahren, als ich zufällig zwei Musserongos sich über ein Kaske-Essen unterhalten hörte, welches in einem nahebei gelegenen Dorfe vor sich gehen sollte. Da dem Weißen in der Regel das Zusehen nicht verwehrt wird, so begab ich mich zur Gerichtsstelle. Schon von weitem hörte man den Klang der Kriegstrommeln, und bald befand ich mich auf einer Lichtung im Walde, wo man einen kreisrunden Platz von Gräsern rc. gereinigt hatte. Vorläufig (es war noch früh am Morgen) befand sich nur der Feticeiro mit seinen Gehülfen da.

Inmitten des kreisrunden Platzes waren vier Palmblattrippen von etwa $1^1/_2$ m Länge in die Erde gesteckt, die ein Rechteck bezeichneten. Die kurzen Seiten des Rechtecks waren durch einen Palmstreifen verbunden, von welchem in kleinen Zwischenräumen dreimal drei schmale, etwa $1^1/_2$ m lange Palmstreifen herabhingen. An der einen Ecke, wo sich einige Körbe, Sachen des Feticeiro enthaltend, befanden, stach ein alter Kavalleriesäbel in der Erde.

Allmählich sammelten sich um den Platz Gruppen von Eingeborenen, Frauen, Männern und Kindern. Endlich erschien die Angeklagte und nahm ein wenig seitwärts von der Gerichtsstätte Platz.

Es war ein vielleicht 28—30 Jahre altes Weib, von ihrer jungen Tochter begleitet; beide hatten das Gesicht mit roter Farbe bestrichen. Der Feticeiro begann nun unter dem dumpfen Rasseln der Trommeln den Gerichtsplatz zu umtanzen, den Kavalleriesäbel schwingend und geheimnisvolle Worte murmelnd. Dann setzte er das den Kaske bergende Körbchen vor dem Osteingange der Richtstätte auf die Erde, kniete davor nieder, bestrich sein Antlitz mit Erde und küßte dreimal den Boden; dasselbe wiederholte er am anderen Eingange; dann tanzte er wieder umher quer durch die Richtstätte, dabei immer Worte vor sich hermurmelnd. Darauf schwieg auf sein Zeichen die Musik, die Angeklagte zog sich mit den Frauen weiter in den Hintergrund zurück; und nun begann der Feticeiro mit dem Gehülfen die Bereitung des Kaske.

Ein handgroßes Stück Rinde wurde aus dem noch reichen Vorrat bergenden Korbe genommen, sorgsam gereinigt und abgewaschen, in Stücke geschnitten und auf einer Steinplatte, die von vielem Gebrauche bereits ausgehöhlt war, mit einem runden Steine zu einem Pulver gerieben. Dieses braune Pulver wurde dann angefeuchtet und aus dem Brei drei Kugeln geballt von der Größe eines kleinen Hühnereies. Die Kugeln blieben auf der Steinplatte unter einem weißen Tuche liegen.

Während dieser Vorbereitungen machte sich im Hintergrunde eine große Bewegung bemerkbar. Der Hauptfetisch wurde herbeigeführt und der Feticeiro schlug unter dem Schwur des Anklägers, daß er die reine Wahrheit sagen wolle und daß er nicht hoffe, auf unnatürliche Weise zu sterben, einen Nagel in den Fetisch zum besseren Angedenken an diese Stunde. Der Ankläger behauptete alsdann (die Angeklagte selbst war nicht anwesend, sondern nur ein Bruder derselben), die Frau sei eine Zauberin und habe die Seele ihres vor kurzem gestorbenen Bruders gegessen. „Moio“ heißt sowohl Herz wie das klopfende Leben, welches im Innern seinen Sitz hat, die Seele. Vielleicht, daß der Ankläger damit sagen wollte, die

Frau sei Schuld an der Krankheit und dem Tode ihres Bruders, den sie ja nicht thatsächlich getötet, und dessen Herz sie noch viel weniger gegessen hatte.

Nachdem der Nagel ins Holz getrieben war, schaarte sich alles um die Richtstätte; der Feticeiro führte unter dem Klange der Trommel die sich kaum auf den Füßen haltende Frau, sie am kleinen Finger ergreifend, an jede Ecke des Rechteckes, um die Frau und die Palmrippe Kreise ziehend, gleichsam um sie an und in die Richtstätte zu bannen, und nachdem dieselbe noch einmal kreuzweise durchschritten war, hieß er sie inmitten des Rechteckes sich niedersetzen. Es trat zunächst eine tiefe Stille ein, die mir peinlich war. Sollte doch jetzt der Prozeß beginnen.

Mein Unbehagen wurde noch erhöht, als plötzlich die Zweige sich teilten und zwei Musserongos in den Kreis traten. Selten habe ich solche Männergestalten gesehen; ihr Riesenmaß wurde noch durch die lang herabhängenden dunkelroten Zeugstoffe, die sie togaartig um die Schultern trugen, erhöht. Erinnerte die eine Gestalt mit dem europäischen Gesichtszügen, der römischen Nase und dem Schnurrbart an irgend einen Prätorianer, so konnte man sich keine widerlichere Gestalt als die zweite denken, deren finsteres bulldogartiges Gesicht der Sitz aller Gemeinheit und Verworfenheit zu sein schien. Diese beiden Männer, bei denen der Einfluß des Trunkes deutlich zu sehen war, trotzdem sie äußerlich in noch ungebrochener Kraft einherschritten, konnte man als ausgezeichnete Repräsentanten ihres Stammes ansehen. Mürrischen Blickes mit blutunterlaufenen Augen gingen sie an dem Weißen vorbei und streckten sich auf der anderen Seite ins Gras; es waren Häuptlinge aus einem benachbarten Dorfe, die der Sitzung beiwohnen wollten.

Der Feticeiro wiederholte nun die Anklagen, welche das Weib unter Thränen bestritt, während der außerhalb der Gerichtsstätte sitzende Ankläger, ein untersetzter älterer Mann, mit wahrem Gaunergesichte nur zuweilen etwas vor sich hinmurmelte.

Ferner hielt der Feticeiro dem Weibe alle ihre bis dahin begangenen Sünden vor, daß sie nach der Totenbestattung sich nicht gewaschen, daß sie einmal mit blutigen Händen gegessen, daß sie ein

andermal einem Fremden zuerst zu trinken gegeben, ohne selbst erst getrunken zu haben ꝛc., und forderte sie endlich auf, ihr die erste Pille reichend, um die Wahrheit der Anklage zu erproben, den Kaske zu essen. Zitternd begann nun die Arme die Pille hinunterzuwürgen, während zuweilen die Trommel ertönte und der Feticeiro einen Tanz aufführte.

Man sollte denken, daß die Zuschauer der Sache einen gewissen Ernst entgegengebracht hätten; aber dem war nicht so, diese Prozesse sind zu häufig, nehmen doch oft mehrere Personen zugleich den Kaske. Alles schwatzte und lachte durcheinander wie an einem Festtage, und namentlich der eine weniger wüst aussehende der beiden oben geschilderten Kerle entpuppte sich als der Witzbold der Gesellschaft, während sein Genosse immer finster vor sich hinstarrte. Wenn die Frau im Nehmen der Kaske ein wenig stockte und ihr der Feticeiro Mut zusprach, dann pflegte auch der Witzbold dem würgenden Weibe einige wohlmeinende Bemerkungen zuzurufen, die er mit einem dröhnenden Lachen, seine riesigen Hände sich wohlgefällig reibend, begleitete, und alsdann herrschte ungeheuere Heiterkeit im Kreise der Zuschauer.

Zwanzig Minuten dauerte es, da war der letzte Rest der drei Pillen verschwunden. Der Feticeiro hieß die Frau aufstehen. Sie mußte nun innerhalb des Rechteckes hin- und hergehen und dabei jedesmal die drei mittleren der an der schmalen Stelle herabhängenden neun Palmstreifen berühren; dies hatte solange zu geschehen, bis die Entscheidung erfolgte. Alsdann nahm der Feticeiro seine Bezahlung, die sehr reichlich war, einige Flaschen Rum kreisten und damit war die Hauptsache abgeschlossen; noch lange aber klang mir auf dem Rückwege der dumpfe Ton der Trommel in den Ohren. Ob die Frau mit dem Leben davongekommen ist, konnte ich nicht mehr in Erfahrung bringen, da ich keine Zeit hatte, bis zur Entscheidung, die eventuell sehr lange auf sich warten lassen kann, auszuharren.

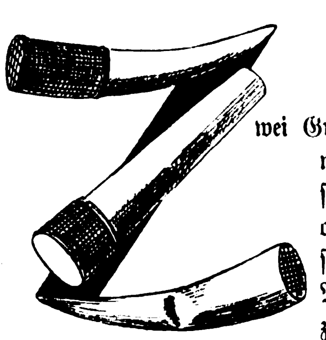
Der Feticeiro war ein noch sehr junger Mann; er trug kein besonderes Abzeichen seines Standes, hatte aber ein ungemein schlaues Gesicht, welches stets lächelte. Wenn sein Lachen mir galt, dann mußte ich unwillkürlich an das Lachen der alten Auguren

Roms denken; wir beide wußten sicher, was hier dem gaffenden Volke für ein Schwindel vorgegaukelt wurde, aber auch noch einige andere würdige Männer im Kreise schienen dies zu verstehen.

Das ist ein Bild aus verfallenden Zeiten. Man zeige mir ein Volk, das solches nicht erlebt hätte, dann erst werde ich mich bescheiden und es mit Ruhe zugeben, wenn ich immer wieder höre, wie den Negern verächtlich zugerufen wird:

„Ihr Fetischdiener Ihr!“

Geheimbünde und Masken.



wei Gruppen des Verhaltens den Toten gegenüber müssen festgestellt werden. Entweder der Verstorbene wird schnell abgethan und weggeworfen oder verbrannt, oder aber der Wildling versucht, die Seele des Verstorbenen in den eigenen Machtkreis zu bannen, dieselbe sich dienstbar zu machen.

Indem die Menschen sich so in das Totenproblem vertieften, erwuchs ihnen in den Verstorbenen eine gewaltige Macht, die je nach der Behandlung der Leiche ihnen befreundet oder befeindet ward. Ob aber Freund oder Feind — angestaunt und beneidet ward die Körperschaft der Seelen stets ob ihrer außerordentlichen Macht. Das Anstaunen wuchs so weit, daß der Neger und der Papua zuletzt danach strebte, selbst „totengleich“ zu werden. Ich will damit nicht etwa behaupten, daß den Wilden irgendwie ein Zweck vorgeschwebt habe bei der Entwickelung dieser Ceremonien. Vielmehr sind alle Anschauungen und Sitten aus sich selbst herausgewachsen. Aber

dieses Anstaunen und Bewundern war die Triebkraft, welche die Geistergewalt unter diesen Menschen geschaffen hat.

Zur Geistergewalt gelangte der Wildling durch Vergeistigung. Ich habe schon oben erzählt, wie der Neuholländer den Schädel des Verstorbenen packt und wie ihm dann jede Gewalt, jedes Recht zusteht, weil er im Namen des Verstorbenen oder weil in ihm der Verstorbene thätig ist.

Das ist noch nicht die eigentliche Vergeistigung, wenn dies Beispiel uns auch den Weg zeigt, auf dem die Geistergewalt gewonnen werden kann. Die Vergeistigungssitten haben vielmehr einen Ausgangspunkt auf einem anderen Gebiete, nämlich in den Enthaltungs- und Speiseverboten.



Fig 201. Mitglied der Tamate von den Banksinseln. (Nach Cordington.)

Das ursprünglichste Enthaltungsgebot muß wohl in dem Gesetze gesucht werden, daß jeder Gegenstand, der dem Toten gehörte oder in dem er seinen Aufenthalt suchen könnte, von Menschen gemieden werden muß, solange die Seele des Verstorbenen nicht im Jenseits weilt. Südsee-Insulaner lassen z. B. alle Kokosnußbäume eines Verstorbenen unberührt, weil sie sich nicht an dem Besitztum des Geistes vergreifen und so dessen Zorn provozieren wollen. Bei Afrikanern finden wir andererseits die Sitte, sich selbst während der Trauerzeit aller der Genüsse zu enthalten, die auch der Verstorbene entbehren muß, d. h., sich nicht zu waschen, bestimmte Speisen nicht zu genießen, nicht zu sprechen, abgesondert von den übrigen Menschen zu leben, — und zwar dies alles, um in möglichst naher Beziehung zu dem Abgeschiedenen zu bleiben, um so also möglichst „geistergleich“ zu werden.

Auf der einen Seite ergiebt sich hieraus die Serie von Enthaltungsgeboten, die einen jeden mit seinem persönlichen Schutzgeiste

verbindet. Andererseits aber verallgemeinert sich Anschauung und Sitte in dem Momente der Volkserziehung.

Von dieser Volkserziehung ist hier schon einiges berichtet worden. Ich darf wohl an das Kapitel über die Proben der Mannhaftigkeit erinnern. Die gemeinsame Jugenderziehung halte ich für eine Sitte, die erst im Zeitalter des Manismus, der Totenbetrachtung und Ahnenverehrung angefangen hat. Denn diesen schulartigen Jugenderziehungen liegt meistenteils mehr ein mythologisches Moment zu Grunde als eine bezweckte Belehrung. Ich will das an dem folgenden Beispiele vom unteren Kongo klarzumachen suchen:



Fig. 202. Maskierter von Aurora, Melanesien. (Nach Cordington.)

1. Der Ndembo.

Der Ndembo oder Kita ist am unteren Kongo und zumal in den nach Süden liegenden Gebieten sehr weit verbreitet. Wenn jemand in das Ndembo eingeweiht werden soll, weist ihn der Ganga an, auf ein gegebenes Zeichen hin sich plötzlich tot zu stellen. Dementsprechend stürzt der Novize auf irgend einem öffentlichen Platze ganz unerwartet nieder; man legt Begräbnisgewänder über ihn und er wird zu einer Umzäunung außerhalb der Stadt, die Vela heißt, hinweggetragen, man sagt von ihm, er sei Ndembo gestorben. Die jungen Leute beiderlei Geschlechts folgen nach der Reihe; wenn alles gut geht wird dieser vorgebliche plötzliche Tod oft zu einer Art Hysterie. Auf diese Art erhält der Ganga die genügende Anzahl für eine vollständige Einweihung, 20, 30 oder auch 50.

Man nimmt nun an, daß die derart Gestorbenen in dem Vela verwesen und vermodern, bis nur ein einziger Knochen übrig

geblieben ist. Den nimmt der Ganga an sich. Nach einer gewissen Zeit, die an den verschiedenen Orten zwischen drei Monaten und drei Jahren schwankt, glaubt man, daß der Ganga diese Knochen nimmt, und daß er vermöge seiner Zaubermittel jeden einzelnen vom Tode wieder auferstehen läßt. An einem bestimmten Tage glaubt man, daß die Auferstehung stattgefunden hat, und die Ndembo-gesellschaft kommt in Masse in feierlichem Aufzuge, mit feinen Kleidern und unter allgemeinen Jubel in die Stadt zurück.



Fig. 203. Maskierter von Neu-kaledonien. (Nach Cordington.)

Wenn die Ndembolente zurückgekehrt sind, thuen sie so, als seien sie aus einer anderen Welt gekommen. Sie haben neue Namen angenommen, welche dem Ndembo eigentümlich sind. Sie gebärden sich, als seien sie in dieser Erscheinungswelt ganz fremd, kennen ihre Eltern und Verwandten nicht, wissen nicht, wie man ißt und brauchen einen, der für sie kaut; sie wollen alles haben, was sie sehen und wehe dem, der das verweigert. Die Ndemboleute dürfen schlagen und töten, wenn es ihnen paßt, ohne die Folgen fürchten zu müssen.

„Sie wissens nicht besser,“ sagen die Leute in der Stadt. Sie betragen sich alle zusammen wie die Mondsüchtigen, bis sich die Erregung und das Interesse an der Betrügerei etwas gelegt hat. Wenn irgend jemand neugierige Fragen nach dem Lande, aus dem sie gekommen seien, an sie richtet, stecken sie einen Grashalm hinter das Ohr und thuen so, als hätten sie keine Ahnung davon, daß man sie angeredet habe.

Die, welche diese Ceremonie durchgemacht haben, nennen sich Nganga, die Wissenden; die Uneingeweihten bezeichnet man mit Vanga. Während des Aufenthaltes in der Vela lernen die Nganga eine Geheim-sprache, die den gewöhnlichsten Dingen phantastische Namen giebt.

Über diesen Ndembo im Königreiche Kongo existiert des ferneren ein Bericht, der die beste Wiedergabe einer afrikanischen Anschauung überhaupt ist. So unverfälscht wie hier Bastian mit den Worten des Negers selbst die Anschauung geboten hat, ist solches noch niemand gelungen.

Bastian schreibt:

Der große Nkissi (statt Fetisch) lebt im Innern des Buschlandes, wo ihn niemand sehen kann. Wenn er stirbt, sammeln die Nganga sorgsam seine Knochen, um sie wieder zu beleben und ernähren sie, damit sie aufs neue Fleisch und Blut gewinnen. Es ist aber nicht gut, davon zu sprechen. Im Lande Ambamba muß jeder einmal gestorben sein und wenn der Nganga (statt Fetischpriester) seine Kallebasse gegen ein Dorf schüttet, so fallen diejenigen Männer und Jünglinge, deren Stunde gekommen ist, in einen Zustand lebloser Erstarrung, aus dem sie gewöhnlich nach drei Tagen auferstehen. Den aber, welchen der Nkissi (statt Fetisch) liebt, führt er fort in den Busch und begräbt ihn oftmals für eine Reihe von Jahren. Wenn er wieder zum Leben erwacht, beginnt er zu essen und zu trinken wie zuvor, aber sein Verstand ist fort und der Nganga (statt Fetischmann) muß ihn erziehen und selbst in jeder Bewegung unterweisen, wie das kleinste Kind. Anfänglich



Fig. 204. Maskierte Losango-Leute beim Totenfest der Nkosi in Kamerun (Nach Photographie.)

kann das nur mit dem Stock geschehen, aber allmählich kehren die Sinne zurück, so daß sich mit ihm sprechen läßt, und nachdem seine Ausbildung vollendet ist, bringt ihn der Nganga seinen Eltern zurück. Dieselben würden ihn selten wiedererkennen, ohne die ausdrückliche Versicherung des Nganga, der ihnen zugleich frühere Ereignisse ins Gedächtnis zurückruft.

Wer die Prozedur in Ambamba noch nicht durchgemacht hat, ist allgemein verachtet und wird bei den Tänzen nicht zugelassen.

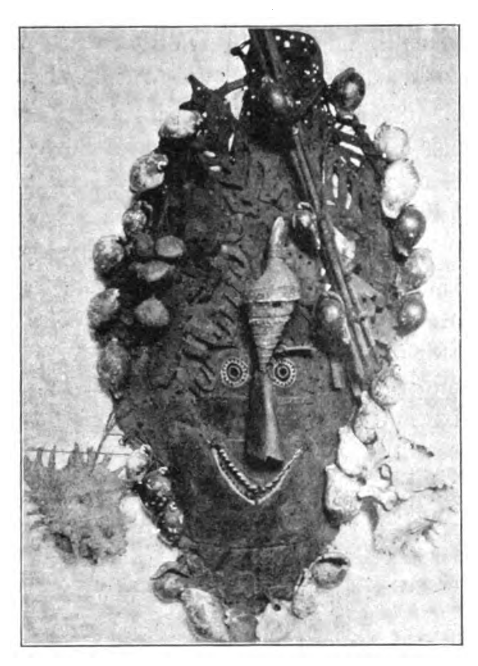


Fig. 205. Große Schildpattmaske von Darnley Island, Torresstraße. (Ethnographisches Museum in Kopenhagen.)

Aus diesen Schilderungen kann man ersehen, wie weit die Parallele der Vergeistigungsidee durchgeführt wird. Ich will hier gleich noch die nächste dieser herrlich klaren Darstellungen wiedergeben. Sie bezieht sich auf den Geheimbund Belli in Liberia und stammt aus der Feder des alten Dapper.

Dapper schreibt:

„Sie haben noch eine andere Gewohnheit, welche sie Belli Paaro nennen, von der sie sagen, es sei ein Tod, eine Wiedergeburt und eine Einverleibung in die Versammlung der Geister oder Seelen, mit denen der Gemeine im Busch erscheint und das Opfer, welches man für die Geister zubereitet, essen hilft."

Die Vergeistigungsidee spricht hier außerordentlich klar. Nach diesen Anführungen brauche ich es nicht erst auseinanderzusetzen,

daß die Bundesmitglieder sich Geister nennen, daß z. B. die Dukduk in Neupommern Geister heißen. Ich brauche auf den tieferen Sinn der Ceremonie nicht mehr hinzuweisen; es versteht sich von selbst, daß die, welche diese Gebräuche durchgemacht haben als Vergeistigte, also als Gestorbene und vom Tode wieder Auferstandene, eigentlich also als Totenseelen angesehen sein wollen. Und der Geheimbund ist weiter nichts als eine Verbrüderung aller derjenigen, welche diese Erziehung gemeinsam durchgemacht haben.

Man geht nicht immer so weit, man verlangt nicht immer, daß die Novizen sterben; man begnügt sich meistenteils damit, die Novizen durch strenge Enthaltungsgebote in den Zustand der Vergeistigung zu versetzen.

Die Thätigkeit der Bünde ist eine sehr verschiedentliche. Während man im allgemeinen annehmen kann, daß es sich um weiter nichts als eine Jugenderziehung, sozusagen eine Lehrzeit handelt, haben viele Bünde eine sekundäre Bedeutung angenommen. Sie funktionieren nach bestimmten Zwecken wie sie eben die derzeitigen Zustände im Lande mit sich bringen. Zwei derartige Beispiele will ich geben, das erste aus dem Lande der kriegerischen Zersplitterung, in welchem der Geheimbund Purrah Ordnung und Sicherheit geschaffen hat, das zweite aus den Kalabarlanden an der Nigermündung, in welchem die schwankenden merkantilen Verhältnisse eine Sicherung des Kaufmannsstandes notwendig gemacht haben.

2. Der Purrah.

Zwischen dem Sierra-Leona-Fluß und dem Kap Monte leben 5 Völkerschaften von Fulhas-Susus, die miteinander eine verbündete Republik ausmachen. Jede Völkerschaft hat ihre eigene Obrigkeit und ihre besondere Regierung. Aber alle stehen unter einer Einrichtung, die Purrah genannt wird. Dies ist eine Gesellschaft, eine Verbindung mit Kriegern.

Jede dieser 5 Völkerschaften hat ihren eigenen Purrah, welcher seine Oberhäupter und sein Tribunal hat, und dieses ist eigentlich der Purrah; aus den 5 Bezirkspurrahs aber bildet sich der große,

der allgemeine Purrah, der über die 5 Völkerschaften gebietet. Um in den Bund eines Bezirkspurrahs aufgenommen zu werden, muß man 30 Jahre zählen; um Mitglied des großen Purrah zu werden, muß man 50 Jahre zählen. Die Ältesten jedes Bezirkspurrahs sind Mitglieder des Hauptpurrah.

Ein Kandidat wird nur unter der Verantwortlichkeit aller seiner schon mitverbündeten Anverwandten zur Probe in den Bezirkspurrah zugelassen. Diese schwören ihm den Tod, wenn er nicht in der Probe besteht, oder wenn er nach seiner Aufnahme die Mysterien und Geheimnisse des Bundes verrät. In jedem Bezirk, der zu einem Purrah gehört, giebt es einen geheiligten Wald, wo man den Kandidaten hinführt; dieser muß sich an einer Stelle, die man ihm weist, aufhalten;



Fig. 206. Maske des Purrah.
(Berliner Museum für Völkerkunde.)

mehrere Monate muß er in einer Hütte, wohin ihm maskierte Personen seine Nahrung bringen, ganz allein leben; er darf weder sprechen, noch sich aus der Umgebung, die ihm angewiesen ist, entfernen; wagt er in dem Walde, der ihn umgiebt, weiterzugehen, so ist er des Todes.

Nach einigen Monaten von Zubereitungen wird der Kandidat zu den Proben zugelassen. Diese sind angeblich schrecklich. Man macht von allen Elementen Gebrauch, um sich von seiner Entschlossenheit nnd von seinem Mute zu überzeugen. Man versichert sogar, daß man sich bei diesen Mysterien gefesselter Löwen und Leoparden bediene, daß während der Zeit der Proben und Einweihung die geheiligten Haine von schrecklichem Geheule wiederhallen; daß man daselbst während der Nacht große Feuer erblicke; daß ehemals das Feuer diese geheimnisvollen Wälder in allen Richtungen durchlaufen habe, daß jeder Uneingeweihte, der sich aus Neugier hineinzugehen verleiten lasse, ohne Schonung aufgeopfert werde, daß Unbesonnene, die da hineindringen wollten, verschwunden seien, ohne daß man jemals von ihnen etwas wieder gehört habe.

Hat der Kandidat alle Proben überstanden, so wird er zur Einweihung zugelassen. Vorher aber muß er schwören, daß er alle Geheimnisse bei sich bewahren und ohne Verzug die Urteile des Purrah seiner Völkerschaft und alle Beschlüsse des großen Oberpurrah vollziehen wolle. Wenn ein Mitglied des Bundes diesen verrät oder aufrührerisch gegen ihn ist, so ist er dem Tode geweiht und dieser trifft ihn manchmal selbst im Schoße seiner Familie. Wenn es der Strafbare am wenigsten erwartet, erscheint ein verkleideter, maskierter und bewaffneter Krieger und sagt zu ihm:

„Der große Purrah schickt Dir den Tod!“

Bei diesen Worten weicht alles zurück, niemand wagt den geringsten Widerstand zu leisten, und das Opfer wird ermordet.

Das Purrahtribunal jeder Völkerschaft besteht aus 25 Mitgliedern, und aus jedem dieser besonderen Tribunale wählt man 5 Personen aus, die den großen Purrah oder das Obertribunal des allgemeinen Bundes ausmachen. Dieses besteht also auch aus 25 Personen, die aus ihrer Mitte das Oberhaupt ernennen.

Der besondere Purrah jeder Völkerschaft untersucht die Verbrechen, die in seinem Bezirke begangen werden, richtet sie und läßt seine Aussprüche vollziehen. Er stiftet zwischen den mächtigen Familien Frieden und legt ihre Streitigkeiten bei.

Der große Purrah versammelt sich nur bei außerordentlichen Gelegenheiten und spricht das Urteil über diejenigen aus, die die Mysterien und die Geheimnisse des Ordens verraten, oder die sich gegen seine Aussprüche ungehorsam erweisen. Gewöhnlich aber macht er auch den Kriegen ein Ende, die manchmal zwischen zweien, zu diesen Bünden gehörigen Völkerschaften entstehen. Wenn diese miteinander Krieg führen, so wünscht meist der eine oder andere Teil nach einigen Monaten von wechselseitigen Feindseligkeiten, wenn sie sich schon viel Schaden zugefügt haben, den Frieden. Die Völkerschaft nimmt heimlich zum großen Purrah ihre Zuflucht und fordert ihn auf, die Mittelsperson zu sein und die Streitigkeiten beizulegen.

Der große Purrah versammelt sich in einem neutralen Bezirke, und sobald er beisammen ist, läßt er den kriegführenden Bezirken melden, daß er nicht zugeben könne, daß Menschen, die miteinander als Brüder, Freunde und gute Nachbarn leben sollten, einander bekriegen, sich einander die Ländereien verwüsten, plündern und verbrennen, daß es Zeit sei, diesen Ausschweifungen ein Ende zu machen, daß der große Purrah die Ursache des Krieges untersuchen wolle; daß er verlange, daß diese aufhören und daß er befehle, alle Feindseligkeiten sofort einzustellen.

Es ist ein Hauptpunkt dieser Einrichtung, daß, sobald der große Purrah beisammen ist, um dem Kriege ein Ende zu machen, und bis dahin, wo er seinen Ausspruch gethan hat, es jedem Krieger der beiden im Streite begriffenen Bezirke verboten ist, einen Tropfen Blutes zu vergießen; dies wird jedesmal mit dem Tode geahndet. Man hütet sich also sorgfältig, dies Gebot zu verletzen, und enthält sich aller Feindseligkeiten.

Das Obertribunal bleibt einen Monat versammelt und zieht alle nötigen Erkundigungen ein, um zu erfahren, welche Völkerschaft den Angriff und die Herausforderung veranlaßt hat. Während dieser Zeit ruft es auch so viele Bundeskrieger zusammen, als zur

Vollziehung des Urteiles, das es fällt, notwendig sind. Wenn es endlich die gehörigen Nachrichten eingezogen und alles genau erwogen hat, so thut es den Ausspruch und verurteilt die schuldige Völkerschaft zu einer viertägigen Plünderung.

Die Krieger, die diesen Ausspruch vollziehen sollen, wählt man alle aus den neutralen Bezirken; sie brechen des Nachts von dem Orte auf, wo der große Purrah versammelt ist. Alle sind verkleidet, ihr Gesicht ist mit einer häßlichen Maske bedeckt (Fig. 206); sie sind mit brennenden Fackeln und mit Dolchen bewaffnet; sie teilen sich in Banden von 40, 50, 60 und treffen alle unerwartet und vor Tagesanbruch auf dem Gebiete ein, das sie plündern sollen und rufen mit furchtbarem Geschrei den Beschluß des Obertribunals aus. Bei ihrer Annäherung ergreift alles, Männer und Weiber, Kinder und Greise die Flucht; alle retten sich in ihre Häuser und wenn irgend jemand auf dem Felde, auf irgend einem Platze, auf den Straßen angetroffen wird, so wird er entweder getötet oder mit fortgeschleppt; und man hört nie wieder etwas von ihm.

Den Ertrag solcher Plünderungen teilt man in zwei Teile; den einen giebt man dem beleidigten Bezirke, den anderen aber dem großen Purrah, der ihn mit den Kriegern teilt, die seinen Ausspruch vollzogen haben. Dies ist der Lohn für ihren Eifer, ihren Gehorsam und ihre Treue.

Wenn irgend eine Familie der Völkerschaften, die dem Purrah unterworfen sind, allzu mächtig und allzu furchtbar wird, so versammelt sich deshalb der große Purrah und verurteilt sie beinahe allemal zu einer unvermuteten Ausplünderung, welche des Nachts und zwar von maskierten und verkleideten Kriegern vollzogen wird. Wenn die Oberhäupter einer solchen gefährlichen Familie Widerstand leisten, so werden sie getötet oder weggeschleppt und tief in einen der geheiligten und einsamen Wälder gebracht, wo sie der Purrah wegen ihrer Widersetzlichkeit richtet; fast stets verschwinden sie auf immer.

So ist zum Teil diese außerordentliche Einrichtung beschaffen. Man kennt ihr Dasein; man fühlt die Wirkung ihrer Gewalt; man fürchtet sie; der Schleier aber, der ihre Absichten, Beratschlagungen und Beschlüsse bedeckt, ist undurchdringlich und erst im Augenblicke,

da ein Geächteter den Todesstreich empfängt, weiß er, daß er verurteilt ist. Der Ruf und die Macht des Purrah ist eine ganz gewaltige und zwar nicht nur in der Heimat, sondern auch in den

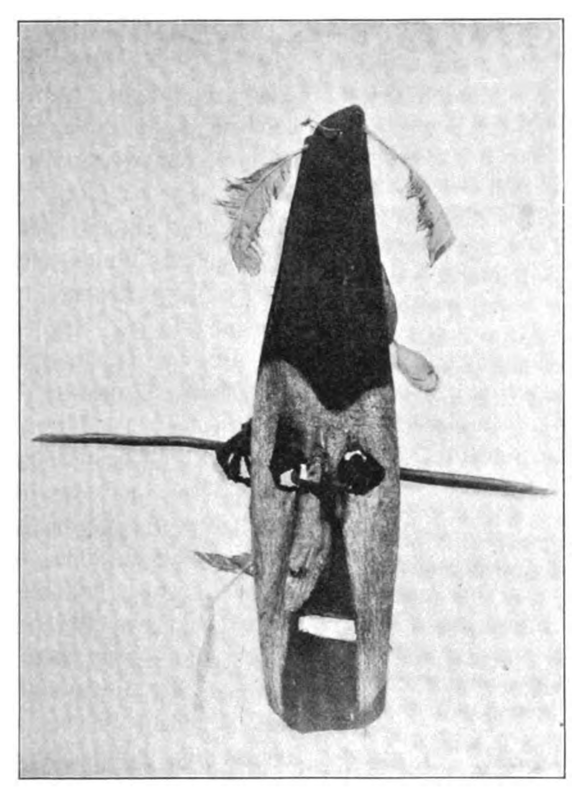


Fig. 207. Maske aus Baumrindestücken. Torresstraße. (Britisches Museum in London.)

umliegenden Ländern. Man spricht davon, der Purrah stehe mit Geistern (statt dem Teufel) in Verbindung.

Nach allgemeinem Glauben beläuft sich die Anzahl der Eingeweihten und zum Purrah gehörigen Krieger auf über 6000. Indessen werden die Gesetze, die Geheimnisse und die Mysterien

dieses Bundes von seinen zahlreichen verbündeten Mitgliedern, die sich einander durch Worte und Zeichen verstehen und erkennen, streng befolgt und beobachtet.



Fig. 208.
Maske aus Palmbast von Florida, Salomonen. (Ethnographisches Museum in Oxford.)

3. Der Egbo.

Der Egbo-Orden oder Efik (Tiger) in Kalabar an der Nigermündung ist in 11 Grade abgeteilt, von denen die drei obersten Nyampa, Obpoko oder der Messinggrad und Kakunde für Sklaven nicht käuflich sind; andere Grade bilden oder bildeten der Abungo, Makaira, Bambim boko ꝛc. Der gewöhnliche Weg ist, daß Eingeweihte sich in die höheren Stufen nach einander einkaufen; daß dadurch erlöste Geld wird unter den Nyampa oder Yampai verteilt, die den inneren Bund bilden; dem König selbst kommt die Präsidentschaft zu, unter dem Titel Eyamba. Jede der verschiedenen Stufen hat ihren Egbo-Tag, an welchem ihr Idem oder ihre gespenstische Repräsentation eine absolute Herrschaft ausübt, wie sie die Römer dem Diktator in kritischen Zeiten übertrugen, und auch Glieder anderer Stufen des Egbo-Ordens, wenn er ihnen begegnen sollte, nicht verschont. Das Land befindet sich gleichsam in einem permanenten Belagerungszustand, der durch die Überzahl der Sklaven und Frauen nötig wird, indem die traditionellen Gebräuche des alten Herkommens durch die regelmäßig aneinander folgenden Egbo-Tage und die damit verbundene Proklamierung des

Kriegsgesetzes beständig außer Kraft gesetzt und suspendiert werden. Sobald ein Egbo-Tag verkündet ist, fliehen Sklaven, Weiber und Kinder nach allen Richtungen, da der Emissär der Idem mit seiner schweren Peitsche bewaffnet umgeht und durchaus nicht skrupulös in ihrer Anwendung ist. Eine gelbe Flagge auf dem Hause des Königs verkündet den Tag des Braß-Egbo oder des Messinggrades, an dem selbst von den Freien sich nur sehr wenige außer dem Hause zeigen dürfen. So oft bei dem Egbo-Orden eine Klage anhängig gemacht ist, und der Missethäter bestraft werden soll, wird durch geheime Ceremonien der im fernen Buschlande wohnende Idem citiert, der dann mit einer phantastischen Verkleidung aus Matten und Zweigen von Kopf bis zu Füßen bedeckt und mit einem schwarzen Visir vor dem Gesicht erscheint. Am Kameroon werden die Glieder des Ordens selbst durch ein in einen künstlichen Knoten geschurztes Laubwerk vereinigt, sodaß sie sich wie eine zusammenhängende Masse bewegen. Ein jeder Mann, Frau oder Kind hat das Recht, die Hülfe des Egbo gegen seinen Herrn oder seinen Nachbarn anzurufen, dazu bedarf es nur, daß er ein Mitglied des Ordens auf der Brust berührt oder an die große Egbo-Trommel schlägt. Der Beanspruchte muß alsogleich einen Konvent zusammenberufen, wo die Klage untersucht und, wenn gerecht befunden, befriedigt wird. Erweist sie sich

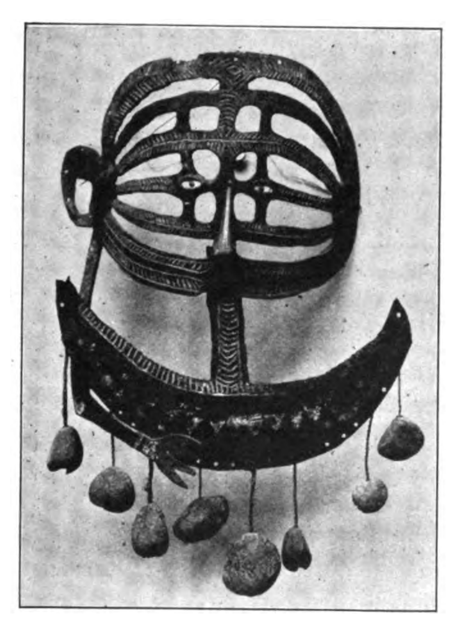


Fig. 209. Schildpattmaske aus der Torresstraße.
(Ethnographisches Museum in Oxford.)

dagegen als unbegründet, so wird der Kläger bestraft; hat das Gericht ein Verdammungsurteil gefällt, so läuft der Beauftragte mit seiner schweren Peitsche in der Hand und von einem lärmenden Gefolge von Egbo-Brüdern umgeben, direkt nach dem Hause des Verurteilten, aus dem sich niemand rühren darf, bis die Strafe vollzogen und gewöhnlich das ganze Haus zusammengerissen ist, sodaß alle Einwohner mehr oder weniger Schaden nehmen. Während dieser Zeit, sowie überhaupt während der ganzen Dauer einer Egbo-Sitzung würde es für jeden nicht dabei Beteiligten der Tod sein, wenn er sich auf der Straße sehen ließe, und erst wenn die Egbo-Trommel den Schluß des Gerichts verkündet, können die Geschäfte des gewöhnlichen Lebens wieder begonnen werden. Mitglieder des Ordens sollen, wenn verurteilt, das Recht haben, im Rausche zu sterben. Leute, die auf Reisen zu gehen gezwungen sind, stellen meistens ihr Eigentum unter den Schutz des Messing-Egbo und ein gelbes Stück Zeug, das über der Thür angebracht ist, genügt, das Haus gegen jede Beschädigung zu schützen; der in den Messinggrad Einzuweihende wird am ganzen Körper mit einem gelben Pulver eingerieben. Am Kameroon ist ein Bündel grüner Blätter, der an einen Pfahl gebunden wird, das Zeichen, daß das Eigentum unter dem Schutze des Egbo steht.

Seine Entstehung soll der Orden des freien Egbos auf den Messen genommen haben, die auf einem großen Ölmarkte des Innern, halbwegs zwischen Kalabar und Kameroon abgehalten wurden. Da dort vielfache Unordnungen einrissen, der europäische Handel aber zur Aufrechterhaltung des Kredites eine genaue Einhaltung der übernommenen Verpflichtungen forderte, so bildete sich dieses Institut als eine Art Hansa unter den angesehensten Kaufleuten zu gegenseitiger Wahrung ihrer Interessen und gewann später die politische Bedeutung Vehme, indem es die ganze Polizei des Kalabar und Kameroon in seinen Bereich zog. Die Könige suchten sich stets die Großmeisterschaft in diesem Orden zu sichern, da ohne dieselbe ihr Ansehen zu einem Schatten herabsinkt. Europäische Kapitäne haben es mehrfach vorteilhaft gefunden, sich in die niederen Grade einreihen zu lassen, um ihre Schulden leichter eintreiben zu

können. Ein Mitglied des Egbo hat das Recht, den Sklaven seines Schuldners, wo immer er ihn finde, als sein Eigentum zu beanspruchen, indem er eine gelbe Schleife an das Kleid oder Tuch desselben befestigt. Der Charakter eines Egbo wird selbst im Innern noch geachtet und gefürchtet und verleiht eine gewisse Unverletzlichkeit, wie sie für ausgedehntere Handelsspekulationen in Afrika durchaus notwendig ist. Als Vorbereitung für ihre Aufnahme unter die freien Egbos werden am Kamaroon die aufwachsenden Knaben für längere Zeit zu den Mokoko, einem Buschvolk des Innern geschickt, bei denen sie nackend in den Feldern leben und nur zeitweise, mit grünen Blättern behangen, hervorstürzen, um ein Bad im Flusse zu nehmen. Keine Frau und vor allem keine Sklaven dürfen sich bei schwerer Strafe dem Walde nähern, in dem sie sich aufhalten. Um einen Besuch, vor allem einen europäischen, besonders zu ehren, pflegt man am Kameroon die Egbo-Ziege vorzuführen, deren Anblick dem Volke sonst nur selten gestattet wird.



Fig. 210. Maske aus Federn über Rohrgestell. Hawai (Britisches Museum in London.)

Holman berichtet, das ganze Land Alt-Kalabar stehe unter der Herrschaft der sogenannten Egbo-Gesetze. Diese werden durch eine geheime Ratsversammlung, die Egbo-Versammlung, erlassen, welche in einem eigens für diesen Zweck errichteten Hause, dem Palaverhause, abgehalten wird; als Vorsitzender dieser Versammlung fungiert

kraft seiner Souveränität der Herzog unter dem Titel Eyamab. Bei den Egbo-Mitgliedern giebt es verschiedene Rangstufen, die als Grade nacheinander erworben werden müssen. Holman führt Engländer dafür an, daß Europäer in den Egbo, ja sogar in den Yampai sich eingekauft haben, um so ihre Gelder leichter einzutreiben. Als Namen und Preise der Rangstufen des Egbo giebt er folgende an:

1. Abungo .... 125 Bars,
2. Aboko .... 75 „
3. Makaira .... 400 Kupferstangen,
4. Bakimboko .... 100 Bars,
5. Yampai .... 850 Kupferstangen,

wozu noch Rum, Kleider, Membo 2c. zu erlegen ist. — Die Yampaiklasse ist die einzige, deren Mitglieder Erlaubnis haben, im Rat zu sitzen. — Die für die verschiedenen Titel des Egbo bezahlten Summen werden ausschließlich unter die Yampai verteilt, welche übrigens nicht auf einen einzelnen Anteil beschränkt sind. denn jeder Yampai kann seinen Titel so oft vervielfältigen, als er Anteile hinzukaufen kann, und diese berechtigen ihn zum Empfange der entsprechenden Quoten aus dem Gewinn der ganzen Institution.

Aus der Geistergewalt, aus den Vorstellungen der Geistermacht, aus der Vergeistigungsidee ist demnach der Geheimbund aufgewachsen. Wie sich die letzten beiden Formen äußern, wird man nicht umhin können, die Institutionen, wie sie sich heute darstellen, zu loben. Festhalten wollen wir aber, daß die Geistermacht, wie sie sich in primitiveren Formen nach der Vergeistigung äußert, nichts weniger als ansprechend ist. Wie der Neuholländer mit dem Schädel des Toten alles thun, alles rauben, alles morden kann, so steht auch den Primitiven gleiches Recht und ähnliche Machtvollkommenheit zu. Erst unter entwickelteren Verhältnissen nimmt die an sich rohe und plumpe Geistergewalt die Gestalt und den Wesenszug einer richtenden und juristischen Befugnis und Rechtsführung an.

So ist es nicht nur in Afrika, so ist es auch auf den indonesischen Inseln und in Melanesien.

Wer auf den Molukken in den Kakeanbund aufgenommen werden will, wird zur Nachtzeit durch eine Öffnung in der Form eines aufgesperrten Krokodilrachens oder Kasuarschnabels in das Kakeanhaus geschoben, und es heißt dann von ihm, der Setan-besaar habe ihn verschlungen. In dichter Finsternis sitzend, hört er nun allerlei fremdartige Laute, Waffengeklirr und einzelne Gewehrschüsse. Nachdem er mehrere Tage im Hause zugebracht, während welcher Zeit der Mauen (Priester) für Speise und Trank sorgt, wird er heimlich entfernt und nach einer entlegenen Gegend entführt, woselbst er ein paar Monate zubringt. Nach Ablauf dieser Zeit kehrt er wieder in scheinbar hülflosem Zustande in den Schooß seiner Familie zurück, welche mit seinem Aufenthalte gänzlich unbekannt geblieben war. — Dieser Bericht ist ausgezeichnet. Das ist beinahe afrikanische Klarheit.

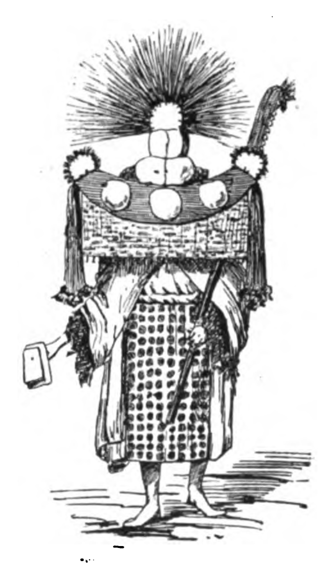


Fig. 211. Hewamaskierung von Tahiti. (Nach Zeichnung der Cookschen Expedition.)

Sehen wir uns nach vollendeten Formen um, so finden wir in Ozeanien genau die gleichen Bünde wie in Afrika. Höchstens, daß die Thatsachen der Geistergewalt noch deutlicher wie auf dem Kontinente hervortreten. Vor allem wichtig ist die Äußerung der Geistergewalt beim Totenfeste.

Wenn ein Maori-Häuptling getötet ist, so plündern seine Freunde seine Weiber und Kinder. Andere berichten, daß beim Tode eines Anführers seine Nachbarn sich vereinigen, um seine Besitzungen zu plündern und sich alles anzueignen, was ihnen in die Hände falle.

Nach Forster bekleidet sich ein Verwandter des toten Tahitiers mit der Hewa-Maske (Fig. 211) und begiebt sich mit einem Stocke, beim Hause des Toten die Prozession beginnend, gefolgt von zwei

schwarz bemalten Männern auf eine Wanderung. Wer ihm begegnet, wird mit Stockhieben begrüßt. Wo er sich naht, verlassen die Insulaner die Hütten, um auf eiliger Flucht das Weite zu suchen und den Schlägen zu entgehen. Auch folgt beim Tode eines tahitischen Häuptlings Gefecht bis zur Verwundung oder Tod. — Auf Hawai folgt dem Tode eines Häuptlings wildes Durcheinanderlaufen. Mord, Diebstahl, Brand gehört zur Tagesordnung.

Gegen den zehnten Tag nach dem Totenfeste oder auch etwas früher bewaffnen sich die Weiber auf Fitschi mit Stöcken, Ruten und Peitschen und fallen über irgend welche Männer mit Ausnahme der höchsten Häuptlinge her, erbarmungslos ihre Waffen schwingend.

Also hier wie dort das gleiche Fundament der Anschauung und Sitten. Hier wie dort ist aber auch mit diesen Vorstellungen und Ceremonien aufs innigste die Maske verbunden. Meist sind es Maskierte, welche entweder nach dem Tode eines anderen (also als Repräsentanten dessen befreiter und räuberisch umherziehender Seele) oder nach dem eigenen Hinscheiden, als Vergeistigte also derartige Räubereien ausführen. Nun ist die Maske ursprünglich aber sicherlich nicht mit dem Zwecke hergestellt worden, den räuberischen Träger zu verdecken. Sie hat ein mystisch heiliges Gepräge, das eine derartige Annahme verbietet. Vielmehr tritt uns als natürlichste, ursprünglichste, in ihrer Art primitivste Maske eine Form entgegen, welche auch sonst ernsthaft und innerlich mit der Vergeistigungsidee gemeinsam erstanden sein dürfte; ich meine die Schädelmaske (siehe das Kapitel über Schädeldienst).

Es soll nicht angenommen werden, daß alle Masken aus dem Schädel entstanden seien, obgleich die Vermutung bei vielen Völkern ziemlich naheliegt. Denn vielfach werden die Schädel der Verstorbenen in künstlicher Weise konserviert, zu Vergeistigungen verwendet, mit Ornamenten versehen und in einer Weise in Anspruch genommen, die außerordentlich lebhaft an die Sitten der Neupommeraner, ihre Schädelmasken, ihre Kinakinau rc. gemahnen. Ich will also nicht annehmen, daß überall die Maske in dieser Weise entstanden sei, eine unbestreitbare Thatsache ist es dagegen, daß wo die Maske überhaupt erscheint und zwar wirklich als frische, unbeeinflußte

Thatsache, daß sie dort auch immer mit manistischen Ideen in Beziehung zu bringen ist.

Die Maske ist also nicht das Bild des Räubers, sondern ein Symbol der Seelenverehrung, sie ist ein den Ahnenbildern direkt verbrüderter Besitz. Das verrät außer dem Sinn der Verwendung auch die Form, die meistenteils den Charakter einer heiligen Sache bewahrt hat. Es giebt, um so auf die Abbildungen hinzuweisen, die verschiedensten Typen, die verschiedensten Materiale. Von den ganz primitiven aus Baumrinde bis zu den ganz zierlichen, den aus Flecht- und Federwerk hergestellten ist aber kein sehr großer Weg der Entwickelung, sobald die Form als solche einmal geboten ist.



Fig. 212. Mukisch. Bettelnder Maskierter resp. Geistervertreiber aus Angola. (Nach M. Buchner.)

Wie die Ausübung der Geistergewalt von brutaler Ursprünglichkeit sich bis zu einer verhältnismäßig raffinierten Justizverwaltung umgestaltet hat, so ist auch die Verwendung der Maske von einem Extrem bis zum anderen umgebildet. Zuerst schritt der Maskierte mit tragischer Würde in heiligem Ernste einher, dann verflachte sich die Sache; mit dem Verfall des Volksglaubens verlor auch diese äußere Ausdrucksform des Manismus den Ernst und zuletzt sehen wir die Maskenträger verspottet durch die Straßen ziehen und sie so endlich endigen als Larve des allgemein verachteten — Possenreißers, der sich das erbettelt, was der ursprüngliche Träger der Geistergewalt kraft dieser einfach nahm, d. h. raubte.

Aber nicht nur beim Possenreißer endet sie. Sie geht auch auf ein anderes Gebiet über, auf den Tummelplatz mimischer Künste, sie wird zur Schauspielmaske. Hierfür ein Beispiel aus Afrika.

4. Die Schauspielmaske.

Clapperton verdanken wir einen eingehenden Bericht über ein Schauspiel bei den Yoruba, einem der interessantesten Völker Afrikas, das westlich der Nigermündung wohnt.

Der Platz, der zu diesem Zeitvertreibe ausgewählt ist, ist der Garten des Königs, vor dem Hauptthore, wo der Gebieter meistenteils zu sitzen pflegt. Ein Tempel steht linker Hand, gegen Süden sind zwei sehr große, romantische Granitblöcke; an denselben steht ein alter verwitterter Baum. Gegen Osten sind einige schöne schattige Bäume, gegen Norden liegt des Königs Wohnung, wo er als Zuschauer seinen Platz hat. In der Mitte des Platzes sind zwei Gruppen schöner Bäume; in einer derselben steht eine hohe Fächerpalme, die weit über den Platz, der 700—800 Ellen im Quadrat halten mag, hervorragt. Unter diesen Bäumen saßen die Schauspieler, ganz in Säcke gehüllt und die Köpfe mit bunten Streifen und Lappen von Seide und Baumwolle aufs phantastischste ausgeschmückt. Die Leute des Königs geben acht, daß kein Zuschauer in jenen Platz hineinkann, und Musikanten lärmen ohne Unterlaß mit Trommeln, Hörnern und Pfeifen.

Der erste Akt bestand darin, daß die Schauspieler in den Säcken tanzten und sprangen, was sie auf bewunderungswürdige Weise thaten, wenn man bedenkt, daß sie nicht sehen und Hände und Füße nicht frei gebrauchen konnten.

Im zweiten Akt ward die Boa constrictor eingefangen. Zuerst kam einer von den Sackmännern heran und kniete nieder auf Hände und Füße, dann erschien eine große majestätische Figur, mit einem Kopfputz und mit einer Maske, die man nicht beschreiben kann: sie war ganz pechschwarz; bisweilen schien es ein Löwe zu sein, der über dem Kamme eines Helmes liegt, dann ein schwarzer Kopf mit einer großen Perücke; bei jeder Wendung änderte sich

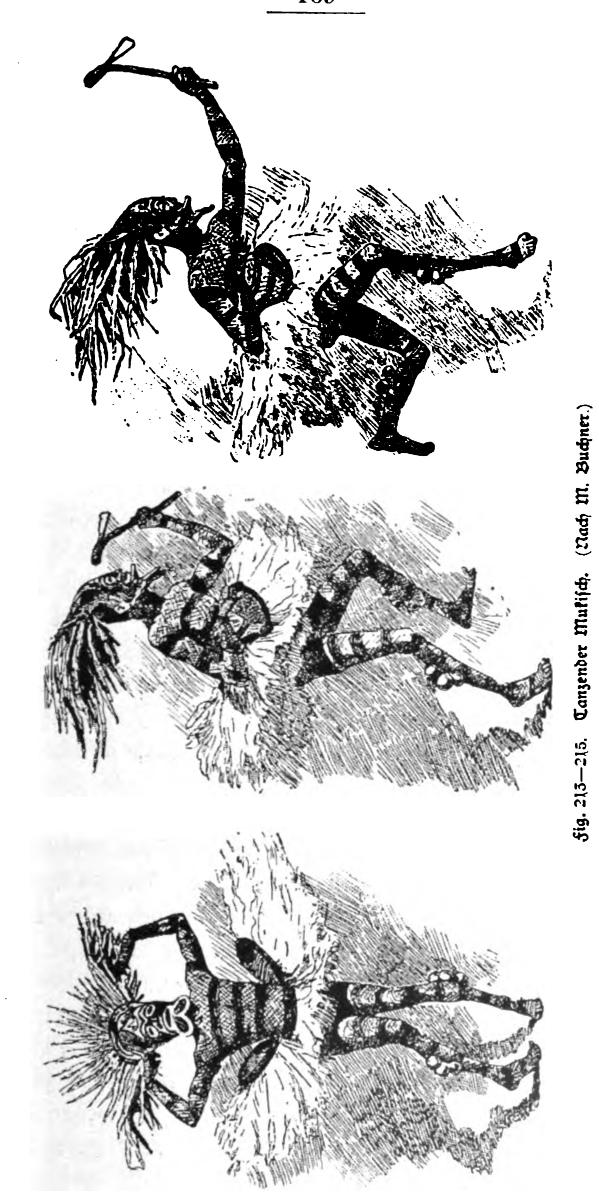


Fig. 213—215. Tanzender Mukisch. (Nach M. Buchner.)

die Gestalt. Die Figur hielt in der rechten Hand ein Schwert, und nach der ausgezeichneten Kleidung und den Bewegungen war sie der Direktor der Vorstellungen. Die Schauspieler sprachen kein Wort. Der Vorsteher, wie ich die große Gestalt nennen will, ging zu dem Manne, der in dem Sacke lag; ein anderer Sacktänzer ward in seinem Sacke herbeigebracht und nach einem Wink mit dem Schwerte bei dem Kopf oder bei den Füßen des anderen niedergelegt. Nachdem er die Enden beider Säcke aufgetrennt hatte, krochen beide Personen in einen. Dann schwang der Vorsteher sein Schwert gewaltig, ich glaubte, gewiß würde es nun ein Kopfabhauen geben, da alle Mitspielenden um die beiden im Sacke versammelt waren; in wenigen Minuten waren sie aber fort bis auf den Vorsteher, der drei oder vier Hiebe mit dem Schwerte führte, als die Darstellung der Boa constrictor begann. Das Tier steckte seinen Kopf aus dem Korbe, worin es lag, hervor und versuchte den Vorsteher zu beißen; bei einem Streiche des Schwertes wendete es aber den Kopf nach einer anderen Seite, dem Hieb zu entgehen; dann kroch es allmählich aus dem Korbe und machte alle Bewegungen einer Schlange sehr natürlich nach, besonders das Auf- und Zumachen des Rachens, den der Schauspieler wahrscheinlich durch seine beiden Hände bildete. Die Schlange war gegen 14 Fuß lang und die Haut war gut nachgeahmt. Nachdem sie den Vorsteher eine Zeit lang durch den Park verfolgt und ihn zu beißen versucht hatte, was er durch sein Schwert verhinderte, ward allen Schauspielern ein Zeichen gegeben zu erscheinen, und der Vorsteher stellte sich, als ob er mit dem Schwerte der Schlange in den Schwanz hiebe. Diese sperrte den Rachen auf, rollte sich zusammen und schien große Schmerzen zu leiden; als sie fast tot war, nahmen die Schauspieler sie auf die Schultern, indem sie noch immer den Rachen aufsperrte und zu beißen versuchte, und trugen sie in großem Triumph in den Tempel.

Im dritten Akt erschien der weiße Teufel. Als die Schauspieler in den Hintergrund der Scene traten, blieb einer zurück, und als sein Sack allmählich abfiel, erschien zuerst ein weißer Kopf und das ganze Volk schrie laut auf; nach und nach ward der ganze Körper sichtbar, und man sah eine weiße Gestalt, entsetzlich mager

und vor Kälte schier vergehend. Die Gestalt nahm häufig Schnupftabak und rieb sich die Hände; wenn sie ging, geschah es mit dem linkischsten Anstande; sie trat auf, als wenn der weichlichste weiße Mann zum ersten Male mit bloßen Füßen über Eis gehen sollte.

Die Zuschauer fragten uns oft, ob die Darstellung nicht vortrefflich sei und baten, ich möchte ja hinsehen und achtgeben, was nun komme. Ich stellte mich, als ob mir die Karrikatur eines Weißen ebensoviel Vergnügen mache als ihnen, und gewiß, der Schauspieler spielte diese Rolle gut. Nachdem dies vorbei war, gingen die Schauspieler alle in den Tempel. Zwischen jedem Akte sangen die Frauen des Königs, und die versammelte Menge stimmte mit ein.

Derartig plastische Klarheit manistischer Anschauungsweise wie in Afrika und teilweise auch Ozeanien, zeichnet Amerika nicht aus. Die heiligen Sekten der nordamerikanischen Rothäute, deren eine ich im nächsten Kapitel an der Hand einiger Zeichnungen der Eingeborenen beschreiben will, sind von einem Geiste durchtränkt, der dem urwüchsigen Manismus ursprünglich fern ist. Die Midewiwin sind eine Sekte der Chippeway, welche um den Oberen See in Kanada und den Vereinigten Staaten leben. Mitglied des Bundes kann jeder werden. Es giebt aber vier Grade und von einem zum anderen gelangt man immer nur durch neuen Ankauf, durch Gaben, welche an einen, zwei, drei oder vier Pfählen (je nach dem Grade) in dem heiligen Hause aufgehängt und unter die Mitglieder verteilt werden, ferner durch Schwitzbäder und Rauchopfer. Beim Eintritt müssen immer die bösen Manidos (Geister) überwunden werden, wobei die guten Manidos helfen. Die Thätigkeit der Mitglieder dieses Bundes besteht in Wahrsagen, Prophezeihen, in ärztlicher Beschäftigung und im Dämonenaustreiben.

Die Mide.



ie Ojibwa (Chippeway), einer der größten Stämme des nördlichen Amerika, wohnen um den Oberen See herum. Wir finden bei ihnen eine besondere Klasse von Leuten, die Mide genannt, die als geschlossene Gesellschaft ihren Ursprung auf folgende Mythe zurückführt:

Als Minabozho, der Diener von Dzhe Manido, auf die Erde herniedersah, erblickte er menschliche Wesen, die Anishinabeg, die Vorfahren der Ojibwa; sie bewohnten die vier Viertel der Erde, den Nordosten, den Südosten, den Südwesten und den Nordwesten. Er sah, daß sie sehr hülflos waren, und er wünschte, ihnen Mittel zu verschaffen, welche sie von allen Krankheiten befreien sollten.

Gedankenvoll blieb er über dem Mittelpunkt der Erde schweben. Während er sich noch bemühte, herauszufinden, auf welche Weise er mit ihnen in Verbindung treten sollte, hörte er etwas lachen und bemerkte einen dunklen Gegenstand auf der Oberfläche des Wassers im Westen. Er konnte seine Form nicht erkennen, und während er ihn aufmerksam beobachtete, verschwand er langsam. Er erschien darauf im Norden, und nach einer kurzen Pause verschwand er wieder. Minabozho hoffte, er würde sich wieder auf der Oberfläche des Wassers zeigen, und wirklich tauchte er im Osten hervor.

Da wünschte Minabozho, er möchte sich ihm nähern, damit er mit ihm reden könnte. Als er vor seinen Blicken im Osten verschwand und darauf wieder im Süden erschien, sagte daher Minabozho zu ihm:

„Komm doch zum Mittelpunkt der Erde, damit ich dich ansehen kann.“

Wiederum verschwand er vor seinen Blicken, und als Minabozho ihn im Westen wieder auftauchen sah, bemerkte er, wie er sich langsam dem Mittelpunkt der Erde näherte. Da stieg er herab und

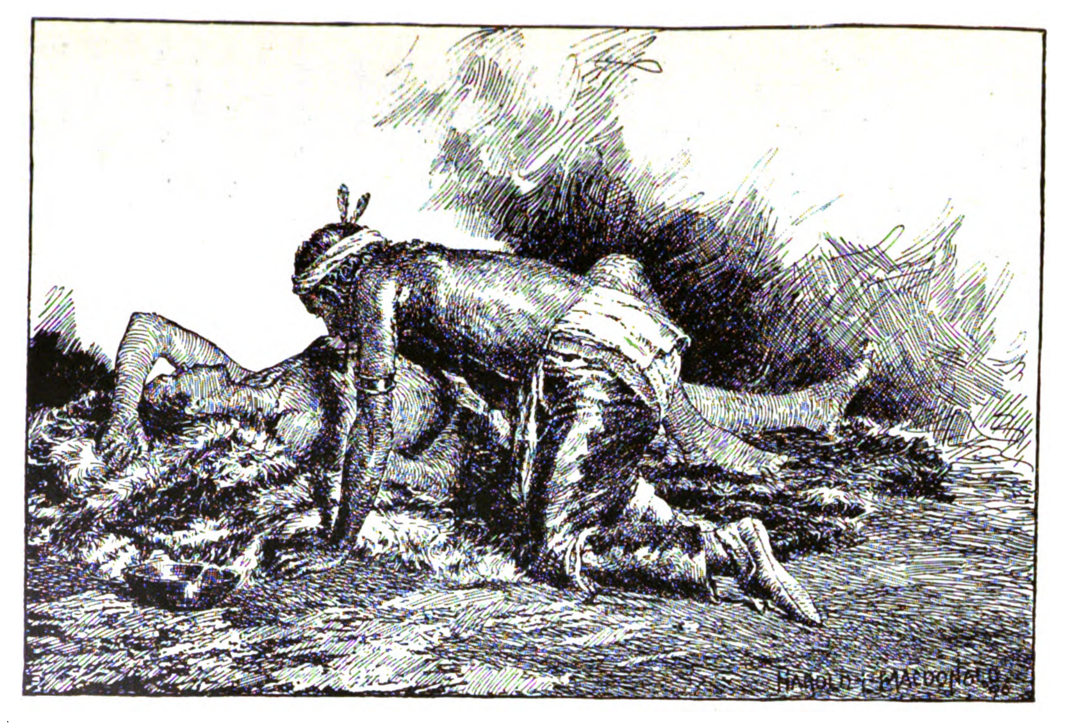


Fig. 216. Mitglied der Mide praktizierend, d. h. als Arzt beschäftigt. Nach W. J. Hoffman.)

sah, daß es die Otter war, die jetzt eine der heiligen Manidos der Midewiwin ist. Nun weihte Minabozho die Otter in die Geheimnisse der Midewiwin ein und gab ihr zu gleicher Zeit die heilige Klapper, welche für die Kranken, die heilige Midetrommel, welche bei den heiligen Festen, und Tabak, welcher bei Gebeten und Friedensverträgen verwendet wird.

Der Platz, auf welchen Minabozho herniederstieg, war eine Insel inmitten eines großen Wassers, und darum heißt der Mide, welcher von allen am meisten gefürchtet wird, Minisinoshkwe (derjenige, welcher auf der Insel lebt). Nun baute Minabozho ein Midewigan (heiliges Midehaus) und nahm seine Trommel, schlug sie und sang ein Midelied, in welchem er der Otter erzählte, daß Dzhe Manido beschlossen hätte, den Anishinabeg zu helfen, damit sie immer Leben, Überfluß an Nahrung und alle notwendigen Dinge haben möchten.

Hierauf nahm Minabozho die Otter mit sich zum Midewigan und vertraute ihr die Geheimnisse der Midewiwin an, und mit seinem Midebeutel schoß er die heilige Migis in ihren Körper, um ihr Unsterblichkeit zu geben und sie zu befähigen, diese Geheimnisse seinen Verwandten, den Anishinabeg, anzuvertrauen. Die Migis ist ein heiliges Symbol der Midewiwin und besteht gewöhnlich aus einer kleinen weißen Muschel.

Diese Mythe wird durch die beistehenden Abbildungen auf Tafel III dargestellt, welche gleichzeitig die besten Erläuterungen der Midewiwin-Ceremonien bieten dürften.

Tafel II. Der große Kreis auf der rechten Seite bezeichnet die Erde, auf welche Minabozho herabsieht, während die Otter auf den Vierecken in Nr. 1, 2, 3 und 4 erscheint. Die halbkreisförmigen Anhängsel Nr. 5, 6, 7 und 8 stellen die vier Viertel der Erde dar, welche durch die Anishinabeg bewohnt werden. Nr. 9 und 10 sind zwei der zahlreichen bösen Manidos, die sich bemühen, den Eintritt in das heilige Gebäude und das Eindringen in die Geheimnisse der Midewiwin zu verhindern. Die länglichen Vierecke 11 und 12 sind Skizzen des ersten Grades der Gesellschaft, und die inneren gleichlaufenden Linien bezeichnen den Gang, welcher während der Einweihung eingeschlagen werden muß. Die vier menschlichen Formen

13, 14, 15 und 16 sind die vier amtierenden Midepriester, deren Dienste stets bei einer Einweihung nötig sind; jeder von ihnen hat eine Klapper in der Hand. Nr. 17, 18 und 19 stellen Cedernbäume dar, von denen stets einer an jeder Ecke des Midehauses gepflanzt wurde. Nr. 20 bezeichnet die Erde.

Die Skizze des Bären, Nr. 21, stellt den Makwa Manido oder Bärengeist dar, zu welchem der Bewerber beten und welchem er Tabaksopfer bringen muß, damit der Geist die bösen Manidos zwingt, sich von dem Thor des Midewigan zurückzuziehen, welches in Nr. 28 gezeigt wird. Nr. 23 und 24 sind heilige Trommeln, welche der Bewerber beim Absingen seiner Gebete schlagen muß.

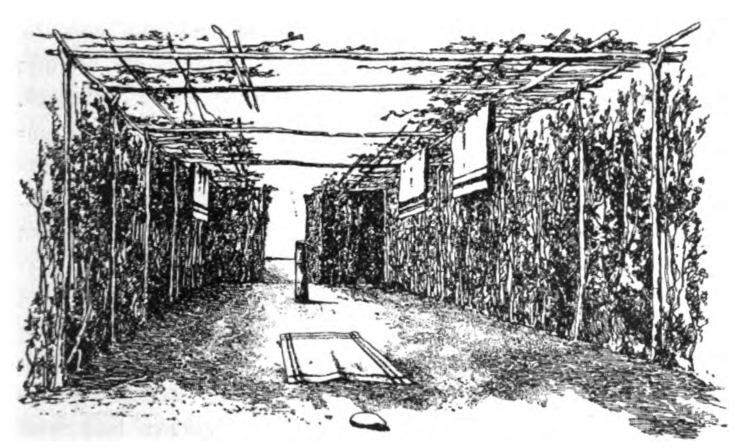


Fig. 217. Das Einweihungshaus oder Midiwigan. (Nach W. J. Hoffman.)

Wenn der Bewerber zu einem Grade zugelassen ist und sich vorbereitet hat, um in den nächsten überzugehen, giebt er drei Feste und singt dem Makwa Manido oder Bärengeist (Nr. 22) drei Gebete, damit der Eintritt in jenen Grad ihm gestattet werden möchte. Die Feste und Gesänge werden durch die drei Trommeln Nr. 25, 26 und 27 gezeigt.

Nr. 30, 31, 32, 33 und 34 sind fünf Schlangengeister, böse Manidos, welche sich dem Fortschritt eines Mides widersetzen; aber

nach den Festen und Gebeten, welche an den Makwa Manido gerichtet werden, müssen sich die vier kleinen Schlangengeister auf die Seite des Pfades, der von einem zum andern Grad hinüberführt, zurückziehen, während die große Schlange ihren Körper in der Mitte erhebt und so einen Bogen bildet, unter welchem der Bewerber seinen Weg zu dem zweiten Grade nimmt.

Nr. 35, 36, 46 und 47 sind vier böse Bärengeister, welche den Eingang und den Ausgang des zweiten Grades, dessen Thüren Nr. 37 und 49 bilden, bewachen. Die Form dieses Hauses (38) ähnelt der vorhergehenden; Nr. 39, 40, 41, 42, 43, 44 und 45 sind Midepriester, welche der zweiten Einweihung beiwohnen. Die Zahl der Priester bei dem Einweihungsfest ist unbestimmt, es sind aber bei dem zweiten Grad mehr gezeichnet als bei dem ersten, um den höheren Rang damit anzugeben.

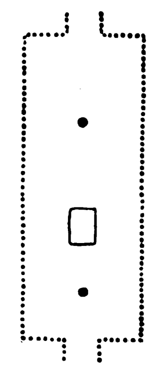


Fig. 218. Grundriß des Midiwigan. (Nach W. J. Hoffman.)

Wenn der Mide dem zweiten Grade angehört, empfängt er von Dzhe Manido übernatürliche Kraft, wie Nr. 48 zeigt. Die Linien, welche von den Augen aufwärts führen, zeigen an, daß er in die Zukunft blicken kann; diejenigen, welche von den Ohren ausgehen, daß er zu hören vermag, was in weiter Entfernung vor sich geht; diejenigen von den Händen, daß er gute oder böse Freunde und Feinde auf eine Entfernung, wie weit sie auch immer sein mag, berühren kann, und die Linien, die von den Füßen aus gezogen sind, beweisen seine Fähigkeit, über jegliche Entfernung hinweg seine Wünsche oder Pflichten auszuüben. Der kleine Kreis auf der Brust der Figur bedeutet, daß einem Mide dieses Grades die Migis — Leben — in den Körper geschossen worden ist. Je größer jener Fleck ist, desto mehr Kraft und Einfluß hat er dadurch erlangt.

Nr. 50 stellt einen Mitsha Mide oder bösen Mide dar, einen, der seine Kraft zu bösen Zwecken gebraucht. Er hat die Macht, die Form eines jeglichen Tieres anzunehmen und in dieser Verkleidung das Leben seines Opfers zu zerstören, um nachher sofort

wieder in seine menschliche Form zurückzukehren und vollkommen unschuldig zu erscheinen; seine Dienste werden von den Leuten gesucht, welche Feinde oder Nebenbuhler, die weit entfernt wohnen, zu vernichten wünschen. Nr. 50 zeigt ein Wesen, welches sich als Bär verkleidet hat, die Zeichen Nr. 51 und 52 stellen die Fußtritte eines Bären dar, die von dem als Bär verkleideten Wesen gemacht worden waren. Solche Eindrücke werden bisweilen in der Nähe von Wohnungen gefunden, die seine auserkorenen Opfer bewohnen; die Bäume auf jeder Seite von Nr. 50 stellen einen Wald dar, den Ort, welcher gewöhnlich durch böse Mide und Hexen aufgesucht wird.

Wenn es einem Mide des zweiten Grades gelingt, ein Mitglied des dritten Grades zu werden, giebt er wieder dem Lehrer und den vier amtierenden Mide Feste und betet zu Manido um Glück und Erfolg. Nr. 53 stellt den Bewerber als Bären dar, jetzt nicht einer der bösen, sondern einer der heiligen Manidos, von dem man glaubt, daß er bei den Einweihungsgebräuchen des zweiten Grades zugegen wäre. Er sitzt vor seiner heiligen Trommel, und wenn die geeignete Zeit kommt, so wölbt der Schlangenmanido (54), welcher bis jetzt sich seinem Eintritt widersetzt hat, seinen Körper, und unter ihm kriecht er in die Thür des dritten Grades (55 und 56), wo er zwei der vier Panthergeister, die Hüter dieses Grades sind, trifft (57 und 58). Nr. 61—76 zeigen Midegeister, welche den Bau dieses Grades bewohnen, und die Zahl der menschlichen Formen, welche größer ist als diejenige, welche mit Beziehung auf den zweiten Grad gezeichnet ist, giebt einen entsprechend höheren und heiligeren Charakter an.

Wenn ein Indianer diese Einweihung hinter sich hat, wird er in seinem Berufe als Mide sehr geschickt. Die Kraft, welche er im zweiten Grad besaß, wächst. So ist er in Nr. 77 dargestellt, die Arme ausgebreitet; durch seinen Körper und seine Arme ziehen sich Linien, die zeigen, daß er befähigt ist, aus der unsichtbaren Welt das Wissen zu holen, nur außerordentliche Thaten zu erfüllen. Er vertraut jetzt der schnelleren Hülfe der heiligen Manidos.

Nr. 59 und 60 sind zwei der vier Panthergeister, welche die besonderen Hüter des dritten Grades sind. In den vierten und

höchsten Grad der Gesellschaft zu gelangen, erfordert eine größere Anzahl von Festen als vorher, und der Bewerber, welcher wieder den Bärengeist vorstellt, gebraucht wieder seine heilige Trommel, wie Nr. 78 zeigt und singt noch mehr Gebete, um die Gunst Dzhe Manidos zu erflehen. Dieser Grad wird durch die höchste Anzahl und die mächtigsten der bösen Geister bewacht, welche eine letzte Anstrengung machen, um den Eintritt eines Bewerbers durch die Thür (79), welche zu dem Gebäude des vierten Grades führt (80) zu verhindern. Die Hauptgegner, welche mit Hülfe von Dzhe Manido überwunden werden, sind zwei Panther (81 und 82) und zwei Bären (83 und 84). Auch andere böse Geister umlauern das Gebäude; häufig nehmen sie es in Besitz und sind dann befähigt, dem Eintritt des Bewerbers anhaltenden Widerstand entgegenzusetzen. Die Anführer dieser Gruppe sind Bären (88 und 96), der Panther (91), der Luchs (97) und viele andere, welche in Nr. 85, 86, 87, 89, 90, 92, 93, 94 und 95 gezeichnet sind.

Die Kraft, mit welcher derjenige begabt werden kann, der zu dem vierten Grade gehört, wird durch die Skizze einer menschlichen Person bezeichnet, auf welcher eine Anzahl von Flecken stehen, die anzeigen, daß der Körper mit der Migis oder den heiligen Muscheln bedeckt ist; diese Flecke bezeichnen den Platz, auf welchen die Midepriester bei der Einweihung geschossen haben, und die Linien, welche sie verbinden, deuten auf die erhöhte Fähigkeit der verschiedenen Organe hin.

Von dem Ende des vierten Grades führt ein winkliger Fußweg zur Linken, er stellt den Weg dar, der von einem Mide eingeschlagen werden muß, nachdem er diese hohe Bedeutung erlangt hat. Nun befinden sich viele Gefahren auf seinem Lebenslaufe, das zeigen die rechten Winkel an; Versuchungen treten auf, die ihn abseits führen wollen. Die Punkte, bei welchen er möglicherweise vom wahren Wege abweichen könnte, werden durch Linien bezeichnet, die sich nach rechts und links abzweigen (100). Die eirunde Figur (101) am Ende des Pfades wird „Ende des Weges" genannt; sie bedeutet, daß hier das Leben des Individuums ein Ende hat.

Die senkrechten Striche (102) in der eirunden Figur verraten, daß der Zeichner dieser Abbildung 14 Jahre lang ein Mitglied des

vierten Grades der Midewiwin gewesen war. Die Skizze des Midewigan (103) zeigt an, daß derselbe als Mide praktiziert, d. h. Dämone ausgetrieben hat, und die senkrechten Striche (104 und 105) beweisen, daß er 13 Jahre der Hauptpriester der Midewiwin war. Die Skizze des Midewigan (106) mit dem Kreis (107) zeigt den heiligen Pfahl und (108) den Stein, auf welchen die Kranken bei ihrer Behandlung Platz nahmen. Der Pfad (109) bedeutet, daß der Zeichner auch Kranke besuchte, welche außerhalb der anerkannten Gerichtsbarkeit der Gesellschaft wohnten. Unmittelbar über dem vierten Hause ist die Skizze eines Midewiwin gezeichnet (110) mit einem Pfade (114), welcher westlich zu einem Kreise führt (111), in welchem sich ein ähnliches Gebäude befindet, dessen längster Durchmesser mit dem Wege einen rechten Winkel bildet. Das ist Dzhibai Midewigan oder das Geisterhaus. 113 stellt die Ko-ko-ko-o (Eule) dar, welche von den Midewigan zu dem Lande der untergehenden Sonne, dem Ort der Toten, auf dem Totenwege entlang geht, der wiederum durch den Fußweg (114) bezeichnet ist.

Tafel III. Die vier Grade der Midewiwin werden auch durch das Bild auf Tafel III dargestellt, welches aber im Gegensatz zu dem anderen eine höhere künstlerische Fertigkeit zeigt. Die Erklärung, welche dazu von den Ojibwa gegeben wurde, ist folgende:

Als Kitshi Manido sich entschlossen hatte, den Anishinabeg die Midewiwingebräuche zu geben, nahm er seine Midetrommel und sang, um die anderen Manidos aufzufordern, zu ihm zu kommen und zu hören, was er jetzt thun wollte. Nr. 1 zeigt den Aufenthaltsort von Kitshi Manido im Himmel; Nr. 2 zeigt, wie der Gott die Trommel schlägt; Nr. 3 sind kleine Flecke, welche die Migis darstellen, womit alles, was den Gott umgiebt, bedeckt ist. Die Mide Manidos kamen auch zu ihm in das Midewigan (4); elf von ihnen sind im Innern des Gebäudes gezeichnet, während zehn, welche sich außerhalb befinden (5—14), zur Erde herabsteigen, beladen mit Mitteln, welche den Anishinabeg die heiligen Gebräuche zeigen sollen. In dem Midewigan (4) ist auch der heilige Pfahl

zu sehen (15), auf welchem sich die Ko-ko-ko-o, die Eule (16), niedergelassen hat. Die Linie, welche das Gebäude von einer Seite zur andern durchschneidet, stellt den Fußpfad dar, welcher durch dasselbe führt, während die beiden Ringe (17 und 18) auf der rechten Seite des Pfahles den Platz bezeichnen, auf welchem die Geschenke niedergelegt werden.

Wenn ein Indianer vorbereitet ist, sich der Einweihung zu unterziehen, errichtet er ein Wigiwam (19), in dem er vier Tage lang Dampfbäder nimmt, an jedem Tage eins. Die vier Bäder und vier Tage sind dargestellt durch eine Anzahl von Flecken auf dem Boden des Hauses, die zugleich Steine bezeichnen. Seine Lehrer und die amtierenden Priester der Gesellschaft sind zugegen: einer von ihnen (20) wird auf der linken Seite des Wigiwam gesehen, wie er ein Rauchopfer darbringt, und ein anderer auf der rechten Seite, wie er die Trommel schlägt und dazu singt. Die vier amtierenden Priester sind im Gebäude auf jeder Seite des Bewerbers sichtbar. Die Wigiwams (22, 23, 24, 25) bezeichnen die Dorfhäuser.

Am Abend des Tages, welcher der Einweihung vorhergeht, besucht der Bewerber (26) seine Lehrer (27), um von ihnen Maßregeln für den folgenden Tag zu bekommen. Der Bewerber ist dargestellt, wie er seine Pfeife mit sich trägt; denn das Tabaksopfer ist das annehmbarste aller Gaben. Seine Verwandten folgen und tragen Geschenke, von denen einige auf die Zweige des ersten Midebaumes (28) am Eingange des ersten Gebäudes aufgehängt werden. Das Wigiwam des Lehrers zeigt Nr. 29, die beiden dunkelen runden Flecke stellen zwei Sitze dar, welche vom Lehrer und Schüler eingenommen werden. Die Figur Nr. 27 hat seinen linken Arm erhoben, um anzuzeigen, daß sich seine Unterredung auf Kitshi Manido bezieht, während er in seiner rechten Hand die Midetrommel hält. Am folgenden Morgen nahen sich die Midepriester mit dem Bewerber an der Spitze (30), treten in das Midewigan ein, und die Einweihung beginnt. Nr. 31 ist der Ort der heiligen Trommel und derjenigen, welche auserſehen sind, die Trommeln und Rasseln zu gebrauchen, während Nr. 32 die amtierenden Priester bezeichnet; Nr. 33 ist der Pfahl des Grades, er wird überragt von Ko-ko-ko-o,

der Eule (34). Die Linie (35), welche sich auf dem oberen Teile des umschlossenen Raumes entlang zieht, bezeichnet den Pfahl, auf welchem Kleider, Decken, Kessel 2c. aufgehängt sind. Sie stellen den Preis dar, welcher der Gesellschaft bei der Aufnahme gezahlt werden muß.

Wenn es dem Bewerber gelungen ist, genug Gaben als Geschenk der Gesellschaft des zweiten Grades zu erwerben, nimmt er seine Trommel und singt dem Kitshi Manido ein Lied, um ihm für seine Gunst zu danken (35). Kitshi Manido selbst ist der Beschützer des zweiten Grades, und seine Fußtapfen werden in Nr. 36 gezeigt. Nr. 37 stellt das Innere des zweiten Grades dar und enthält zwei heilige Pfähle, von welchem der erste ebenso ist, wie derjenige des ersten Grades. Ein kleiner Zweig an der Spitze wird gebraucht, um nach der Ceremonie den Tabaksbeutel daran zu hängen. Nr. 40 bezeichnet Musikanten und Begleiter; Nr. 41 den Bewerber auf seinen Knieen, während 42, 43, 44, 45 die amtierenden Priester darstellt, die ihn umgeben. Der Pfahl (46) ist behangen mit Geschenken: Kleidern, Gewändern und Pauken.

Wenn der Bewerber vorbereitet ist, in den dritten Grad aufgenommen zu werden (47), so stellt er Makwa Manido vor, der der Beschützer dieses Grades ist und dessen Spuren sichtbar sind (48). Die Teilnehmer sind im Innern sichtbar, sie trommeln und tanzen. Es sind drei heilige Pfähle zu sehen; auf dem ersten befindet sich die Eule, der zweite (50) trägt auf der Spitze das Bildnis einer Eule, der dritte wird von einem Indianer gekrönt (51). Die Rute (52) trägt ebenfalls Geschenke.

Der Beschützer des vierten Grades ist Makano, die Schildkröte. Sie (53) sieht den Eingang des vierten Grades an (54). Vier heilige Pfähle sind im vierten Grade errichtet; der erste (55) ist auf der oberen Hälfte weiß angestrichen und auf der unteren grün; der zweite (56) so ähnlich; der dritte ist rot bemalt, eine schwarze Spirale zieht sich von der Spitze bis zum Boden, und auf der Spitze befindet sich Ko-ko-ko-o, die Eule; der vierte (58) stellt ein Kreuz dar. Nr. 59 bezeichnet den Platz des heiligen Steines. Nr. 60 die Teilnehmer, einige von ihnen sitzen an der Wand,

andere schlagen die Trommel. Auf der Rute (61) werden Gewänder gezeigt, welche Geschenke für die Gesellschaft darstellen.

Bei der Einführung eines Bewerbers wurden Gesänge gesungen, in welchen man dem Gotte dankte, weil er den Menschen die Kenntnis der medizinischen Pflanzen gegeben hat. Durch sie bat man ihn, mit seinen Gunstbezeugungen fortzufahren. Diese Gesänge wurden in Birkenborke eingeritzt, doch ist es bisweilen schwer, ihre Bedeutung zu ermitteln, da ein jeder seine eigenen Zeichen brauchte.

In dem folgenden Gesang scheint der Lehrer darüber befriedigt zu sein, daß der Bewerber vorbereitet ist, sich der Einweihung zu unterziehen und erzählt ihm darum, daß der Mide Manido ihm eine zusagende Antwort giebt:

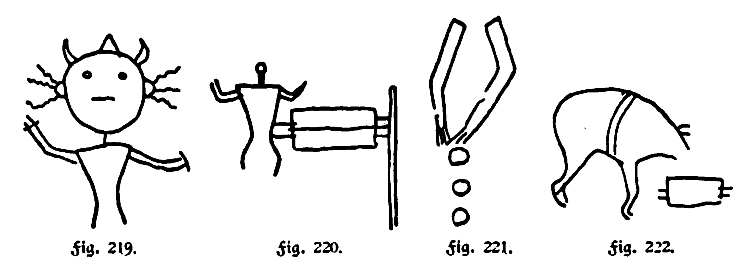


Fig. 219. Fig. 220. Fig. 221. Fig. 222.

(Fig. 219.) Höre, der Geist will zu uns sprechen! (Der Midesinger verfügt über eine gewaltige Kraft, das zeigen die Hörner und die Spitze auf dem Kopfe. Die Linien, welche von den Ohren ausgehen, bedeuten das Hören.)

(Fig. 220.) Laß mich in das heilige Lager (Haus) gehen! (Das Midewigan wird von einer Linie durchquert, um anzuzeigen, daß er durch dasselbe geht.)

(Fig. 221.) Ich greife das Heilmittel, welches mir Leben verleiht! (Die Kreise bezeichnen heilige Gegenstände, die sich im Bereich des Sprechenden befinden.)

(Fig. 222.) Dir will ich das Heilmittel geben und ein Häuschen dazu! (Der Mide, welcher den Makwa Manido vorstellt, ist befähigt, dies Vorrecht dem Bewerber anzubieten.)

(Fig. 223.) Ich fliege zu meinem Lager! (Der Donnervogel ist dargestellt. Er ist eine Gottheit, welche zu dem Himmel auffliegt. Die kurzen Linien bezeichnen den Aufenthaltsort der Geister oder Manidos.)

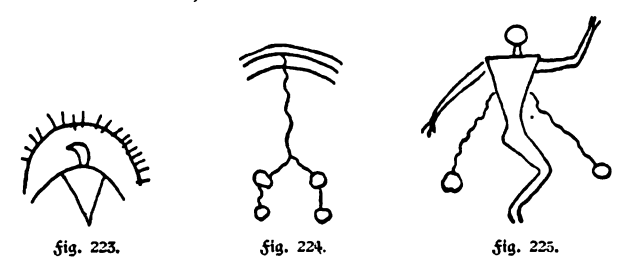


Fig. 223. Fig. 224. Fig. 225.

(Fig. 224.) Der Geist hat das Heilmittel vom Himmel herabtropfen lassen, damit wir es sammeln können! (Die Linie, welche vom Himmel herabläuft und sich nach verschiedenen Punkten hin verteilt, zeigt, daß sich die heiligen Mittel in verschiedenen Plätzen befinden.)

(Fig. 225.) Ich halte das Heil in meinem Herzen! (Der Körper des Sängers [Herz] ist mit der Wissenschaft erfüllt, welche sich auf die heilige Medizin bezieht, welche die Erde uns giebt.)

Wie schon erwähnt, weicht der Typus, der diesen Ceremonien zu Grunde liegenden Anschauung, von den westlichen, manistisch klaren Vorstellungen von Vergeistigung und Geistergewalt sehr wesentlich ab. Der Unterschied beruht sicherlich nicht allein darin, daß es amerikanische Gelehrte sind, die das Material geliefert haben, während alle anderen Bünde von europäischen Reisenden erforscht wurden. Ich sehe auch darin nicht den Unterschied, daß die amerikanischen Indianer nun schon seit Jahrhunderten von christlichen Missionaren beeinflußt und so der Klarheit in Dingen der manistischen Weltanschauung beraubt wurden. Immerhin ist ein verwischender Einfluß in dieser Hinsicht nicht zu übersehen. „Der große Geist“ und „die glücklichen Jagdgefilde“ sind nachgewiesenermaßen auf christlichen Einfluß zurückzuführen, und

nicht etwa eigentlich indianische Vorstellungen. (Vergl. auch Fig. 280.)

Also verflachende und verwischende Einflüsse dieser Art sind sicher nachweisbar. Sie genügen aber nicht vollständig, um den anderen Typus zu erklären. Daß hier noch andere Dinge rege sind, beweist vor allen Dingen eins: das Auftreten der vielen Tiergestalten. Thatsächlich haben wir damit den wesentlichsten Punkt getroffen. Denn während die afrikanische und ozeanische Mythologie und Weltanschauung in der Vertiefung des Manismus, des Ahnen-Totendienstes möglichst viel vom Ballast der vorigen Weltanschauungsepoche, des Animalismus, der Tierwertschätzung, über Bord geworfen hat, haben die Amerikaner sich hiervon nicht befreit. Was das heißt, will ich im nächsten Kapitel darzulegen versuchen.

Heilige Tiere.

Fast kein einziges unter allen Problemen der Mythologie hat ein so allgemeines Interesse hervorgerufen, wie das große Fragezeichen, das in der Weltanschauung der Naturvölker zwischen Animalismus und Manismus, zwischen Tierwertschätzung und Menschenseelenbeobachtung gemalt werden muß, ich meine das Problem der heiligen Tiere. Von der „Seelenwanderung“ hat man außerordentlich viel gefabelt. Die Seelenwanderung lernten Europas Völker und Gelehrte zuerst bei den Ägyptern kennen. Schon damals haben griechische Philosophen sich den Kopf zerbrochen und gar manches verschrobene Wort produziert, — denn auch griechische Gelehrte haben zuweilen mehr

gesagt, als sie verantworten können. Sicher ist nämlich soviel, daß wir noch bei keinem Naturvolke klar umschnittene Ideen wie die der Wanderung durch mehrere Tierformen wirklich nachweisen konnten. (Anders in indischer Philosophie.)

Von dem Standpunkte aus, den ich in dem Kapitel: „Tiersagen der Buschmänner“ festgestellt habe, also vorwärts gesehen vom Animalismus aus sieht die Thatsache der Tierverehrung doch um ein Erhebliches anders aus, als man im allgemeinen anzunehmen pflegt.

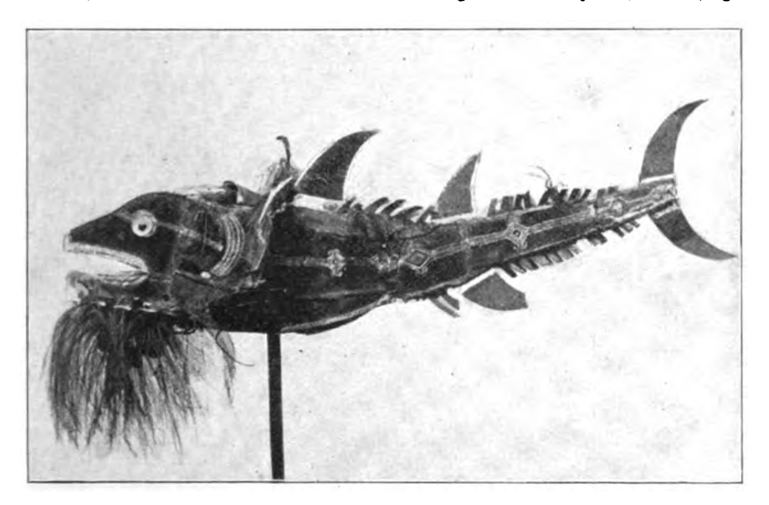


Fig. 226. Schildpattmaske von Jervis, Torresstraße. (Britisches Museum in London.)

Menschen, die die Tiere sich gleich schätzen, die bereit sind, den Tieren hier und da größere Gewalt zuzuschreiben als sich selbst, die müssen auf jeden Fall beim Aufdämmern des Manismus, der Seelenbeobachtung sich zunächst mit den Tieren abfinden. Dieses Sichabfinden mit den Tierseelen, dies Ausklingen animalistischer Anschauung im Totendienst und in der Seelenverehrung, das ist die Triebkraft, welche die heiligen Tiere in die Mythologie eingeführt hat.

Es ist ganz klar: wenn der Mensch daran geht, den Machtkreis der Toten, die Seelenbeweglichkeit des Nächsten zu erweitern,

auszubauen zu einem gewaltigen Umfange, dann muß er auch das befreundete, benachbarte und befeindete, gefürchtete Tier auf die Höhe solcher Art erweiterter Anschauungsweise und Kritik bringen.

Es ist ja ganz klar: Wenn ich einen Menschen erschlagen habe und nun überzeugt bin, daß dessen Seele nunmehr versuchen wird, sich zu rächen, — wenn ich solche Anschauung hege, dann muß in mir auch der Gedanke auftauchen, daß das Tier, welches ich erschlagen habe, sich ebenfalls rächen kann.

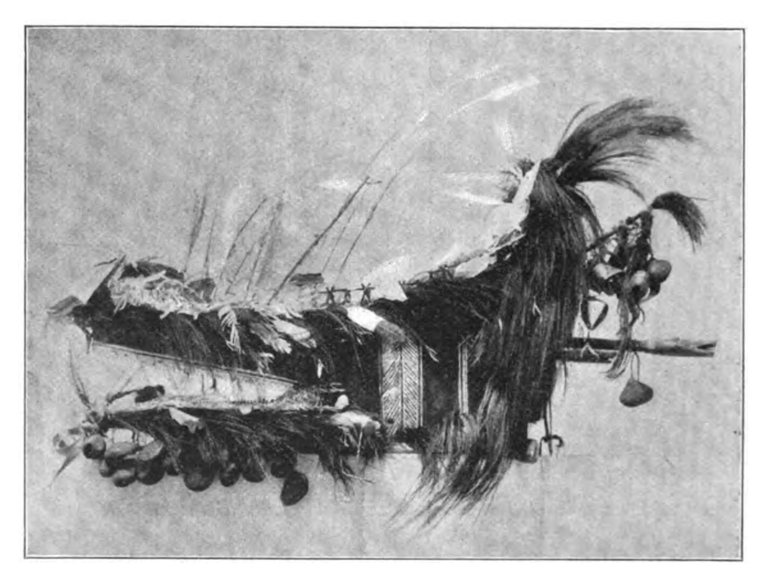


Fig. 227. Schildpattmaske von Nama, Torresstraße. (Britisches Museum in London.) Von der Seite, wie hier, einen haifischartigen Kopf repräsentierend. Oben auf (Fig. 228) ein Gesicht. Wird wahrscheinlich bei Tänzen zu Anfang der Fischereijahreszeit getragen, in welcher wohl die Beschwichtigung der den Fischen so gefährlichen Haifische angestrebt wird.

Es ist fernerhin klar: Der Mensch sucht auf jede Weise übernatürliche Fähigkeiten zu erringen, sucht die Naturnotwendigkeit, das Naturgesetz zu durchbrechen, er sucht sich von dem Zufall zu befreien, indem er sich Herrschergewalt verschafft. Da allzu große Trockenheit seinen Gärten schadet, bemüht er sich, einen Regenzauber zu erfinden. Da die Seele des Nachbars ihn verzaubern kann, sucht er sich ein

Amulet zu verschaffen, das die Zaubergewalt jenes noch übertrifft. — Ich meine, es wäre ebenso selbstverständlich, daß er sich bemüht, irgendwie Gewalt über das Tierleben zu gewinnen, daß er in den Zeiten also, in denen er sich den Tieren mehr untergeordnet als übergeordnet fühlt, um ihre Gunst schmeichelt, also Opfer darbringt, also sie verehrt.

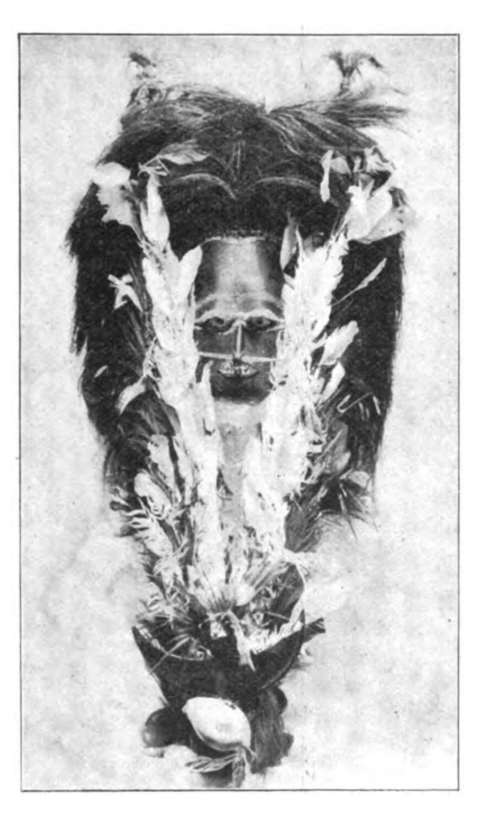


Fig. 228.
Die Maske Fig. 227 von oben

Derartiges können wir mehrfach nachweisen. Südseeinsulaner bereiten zu Anfang der großen Fischzugzeiten Festtänze vor, in denen das Gebaren dieser Tiere nachgeahmt wird. Bei diesen Frühjahrstänzen werden hie und da Masken getragen, denen wir den Ursprung ohne Schwierigkeit ansehen. Unter ihre Zahl müssen wir wohl z. B. Fig. 226 und 227 rechnen, von welcher letzteren ich noch eine Oberansicht gebe, die das Menschenantlitz, welches auf derselben liegt, deutlich erkennen läßt. Wie in diesen Tänzen, so repräsentiert sich auch anderweitig das Interesse dieser ausgezeichneten Fischervölker. Ich brauche wohl nur auf die Abbildung eines Seegeistes hinzudeuten, der in Fig. 229 wiedergegeben ist.

Beginnen wir bei dieser Abbildung die Betrachtung der Bildwerke, in denen sich das Interesse der Wilden an den Tieren am

besten offenbart. Dies Gemälde würde ebensogut wie manches andere dort abkonterfeite unter den Figuren des Kapitels „Tiersagen der Buschmänner“ Platz finden können. Es ist ein naturfrisches Fischleben, welches sich uns in demselben darbietet. Der Zoologe wird die einzelnen Tiere bestimmen können. Es ist demnach ein Ausklang der jugendfrischen Malerei-Epoche, deren ich auf Seite 81 Erwähnung gethan habe. Würdig schließt sich hieran an das Fischpaar auf Fig. 230.



Fig. 229. Melanesischer Meergeist.
(Nach Eingeborenenzeichnung bei Cordrington.)

Beide Abbildungen zeigen eine bemerkenswerte Eigenschaft: die Tiere sind in der Darstellung in eine enge Beziehung zum Menschen getreten. Auf Fig. 229 stellen sie Teile eines Menschen dar, den Kopf, die Hände, die Füße, auf Fig. 230 jedoch beißen sie von rechts und links in das Menschenantlitz der Maske hinein. Was in letzterem dargestellt ist, das wollen wir nun auch an anderen

Stücken beobachten. Was sich aus der Prüfung der bildlichen Tierverwendung ergiebt, das muß in gewissem Sinne auch Wert haben für die Beurteilung mythologischer Anschauungsweise. Also aufgepaßt!

Das liebe Fischpaar, welches auf Fig. 230 sich hinter dem Menschenantlitz versteckt, können wir im Hinterhalte belauschen, wenn wir wie auf Tafel I Fig. 1 uns die Maske von hinten ansehen.

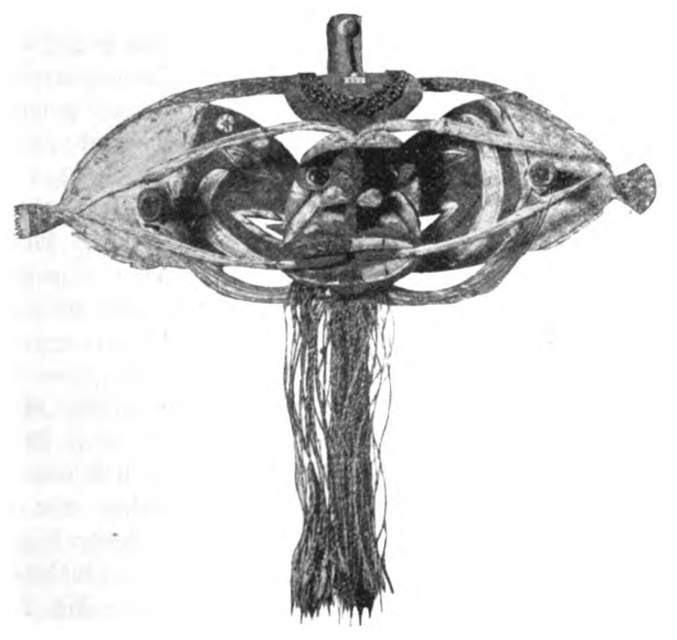


Fig. 230. Maske aus Neumecklenburg. (Naturhistorisches Museum in New-York.)
In der Mitte ein Gesicht, in welches von rechts und links je ein Fisch hineinbeißt.

Was wir hier beobachten, läßt sich auch anderweitig erkennen; je ein Fischchen auf jeder Seite der Maske. Textfigur 231 ist aus Stoff gearbeitet. Rindenzeug ist hier über Holzstäbe gezogen. Das ist ein schlechtes Material der Plastik. Die Fischchen jedoch können sich auch hier nicht verleugnen. Ich stelle ein ausführlicher wiedergegebenes Exemplar von diesen beiden auf der Tafel IV in Fig. 5 vor. Auch in Fig. 8 derselben Tafel wird man es auf den oberen der beiden

schmetterlingsartig ausgebreiteten Ohren der hier wiedergegebenen Seite erkennen. Da ist es ein flunderartiges Geschöpf, hat zwei Augen und ein offenes Mäulchen. Fig. 9 ff. repräsentieren sämtliche derartige Ohren. Es wird dem Leser ein angenehmes Sonntagsnachmittagsvergnügen bereiten, wenn er sich mit der Enträtselung der Ornamente dieser Ohren abgiebt. Ich will nur verraten, daß es sämtlich stilisierte Fischformen sind.



Fig. 231. Maske von Neupommern.
(Slg. Pfeil im Ethnographischen Museum in München.)
Baststoff über Stabrahmen.
Rechts und links (bei *a* und *b*) eine Fischdarstellung.

Für solche, welche dies Sonntagsvergnügen noch zu verlängern wünschen, gebe ich auch noch die Tafeln V und VI, auf denen sämtlich Teile von Masken, Ornamente plastischer und gemalter Art zur Abbildung gebracht werden. Auf der ersten dieser beiden Tafeln ist der Fisch in einer Ecke erkennbar, links unter dem flossenartig über das Auge reichenden Delphinflügel. Hier hat der Fisch ein Auge. Fig. 2—7 auf dieser Tafel zeigen die Auflösung des Fisches, die in der Kreuzesform ausklingt. In Fig. 2 wird jeder noch leicht die Fische erkennen. Aber der untere und der linke Flügel sind hier schon ausgebildet, der aufgerissene Rachen bahnt auch hier schon die Lostrennung der andern beiden, also des oberen und des rechten Flügels an. In Fig. 3 ist das Kreuz fertig, das Auge sitzt aber noch außerhalb der Mitte. In Fig. 4 ist die Mitte betont und der Anfang einer weiteren Zerteilung gegeben.

☛ Fig. 9—27 stellen eine weitere Entwicklung dar, die zu erkennen aber dem Leser schwer fallen dürfte, zumal der Zeichner — unter uns gesagt in diesem Falle der Autor, — eine Eselei begangen hat. Der edle Mann hat nämlich in Fig. 9—11 rechte Ohren, in Fig. 12 bis 27 aber linke Ohren abgebildet. Das erschwert das Verständnis. Immerhin wird es vielleicht gelingen, die einzelnen Teile der Fische, als da sind Kiemen, Augen und Mäulchen aufzufinden.

Ganz scherzhaft sind die Abbildungen auf der folgenden Tafel VI. Hier kann eine gleiche Auflösung der Ornamente festgestellt werden. Fig. 1 repräsentiert ein Schmuckbrett, auf dem 6 Vögel, zwei große Augen und zwischen den Vögeln und den Augen 8 Fischlein zu vermerken sind. Diese 8 Fischlein habe ich auf Fig. 2—8 in eine Reihenfolge gebracht, welche der allmählichen Stilisierung entspricht. Fällt uns hier das Verschwinden des Schwanzes auf, so ist in den nächsten



Fig. 232. Ahnenbild (?) von Neumecklenburg (Ethnographisches Museum in Schwerin.)

Abbildungen Fig. 9—21 das Schwänzlein allein das Motiv reger ornamentaler Entwicklung. In Fig. 9 sind die Schwänze ineinandergeschachtelt, in Fig. 11 sind sie zu zwei Reihen gegenübergestellt, in Fig. 18 sind sie zu einer langen Kette aufmarschiert.

Auflösung des Fisches bedeutet wieder die Zusammenstellung von Fig. 22 bis zum Schluß. Es ist nicht notwendig, daß so einfache und primitive Ornamente wie Fig. 32, 33, 39 und 40 notgedrungen vom Fische abstammen müssen, es soll nur gezeigt sein, wie derartig einfache Linien den Endpunkt figürlicher Ornamententwicklung darstellen können. — Damit will ich nun aber diese sicherlich gar manchen Leser recht langweilende Materie verlassen und mich darauf beschränken, die Konsequenzen der hier vorgeführten Thatsache zu ziehen.

Die Thatsache aber ist: wir haben hier ein Fischervolk vor uns, in dessen Leben das Geschlecht der Tiere eine außerordentliche Bedeutung hat. Dies charakterisiert sich unter anderem darin, daß das Bild des Fisches ein wichtiges Motiv der bildlichen Darstellungen wird. Es ist das ein Beleg tiefen geistigen Interesses. Etwas anderes nun aber beweist die ornamentale Auflösung, die wir soeben beobachtet haben. Die Auflösung beweist, daß das Interesse an der Sache in einem gewissen Sinne im Verschwinden begriffen ist. Es ist sicher, daß die guten Neumecklenburger selbst wohl weniger zu beweisen imstande sind, woraus das bei ihnen so oft gemalte Kreuz entstanden ist, als wir.

So wie mit diesen Ornamenten, so ist es mit der ganzen Geschichte der heiligen Tiere. Wie die Leute, ohne sich groß darüber Gedanken zu machen, die stilisierten Fischbilder malen, ebenso verehren sie wohl meistenteils die Tiere, ohne sich darüber klar zu werden, weshalb sie sie eigentlich verehren, wie sie zu dieser Tierverehrung gekommen sind.

Dieser Mangel des Bewußtseins, der Klarheit über die eigenen Vorstellungen, dürfte am deutlichsten hervortreten in einem Sittenkreise, den die Wissenschaft nach indianischem Namen unter Totemismus zusammenfaßt.

Was Totemismus ist?

Ein indianischer Stamm zerfällt in mehrere Gruppen resp. Familien, die sich nach Tieren zu benennen pflegen. So ein Stamm hat z. B. vier Familien: eine Bärfamilie, eine Walfischfamilie, eine Hirschfamilie und eine Rabenfamilie. Jedes Glied darf nur in eine andere Famile hineinheiraten, der Bär z. B. darf nur eine Walfisch-, Hirsch- oder Rabentochter zur Frau nehmen. Das ist heiliges und strenges Gesetz.



Fig. 233. Leiche eines nordwestamerikanischen Häuptlings, ausgestellt mit samt dem ganzen Apparat totemistischer Darstellungsweise, Masken, Hüte, Kleidung ꝛc. (Nach Niblack.)

Woher mag das nun kommen?

Nun, das hängt sicherlich mit dem Ursprung des Namens überhaupt zusammen. Die Menschen dürften sich in den ersten Zeiten wohl überhaupt nicht mit Namen genannt haben. Wozu auch? In kleinen Trossen, wahrscheinlich sogar nur paarweise zogen die Menschen durch das Land. Bei zweien genügt das einfache „Du“. Erst als es mehr wurden, nannten sie sich mit Namen und

da das in der animalistischen Zeit gewesen sein dürfte, so nannten sie sich eben mit Tiernamen. Da nun fernerhin sehr früh das Gesetz sich ausbildete, daß der Mann kein Weib vom eigenen Stamme nehmen darf, so war es selbstredend, daß der Wolf keine Wölfin heiraten durfte.

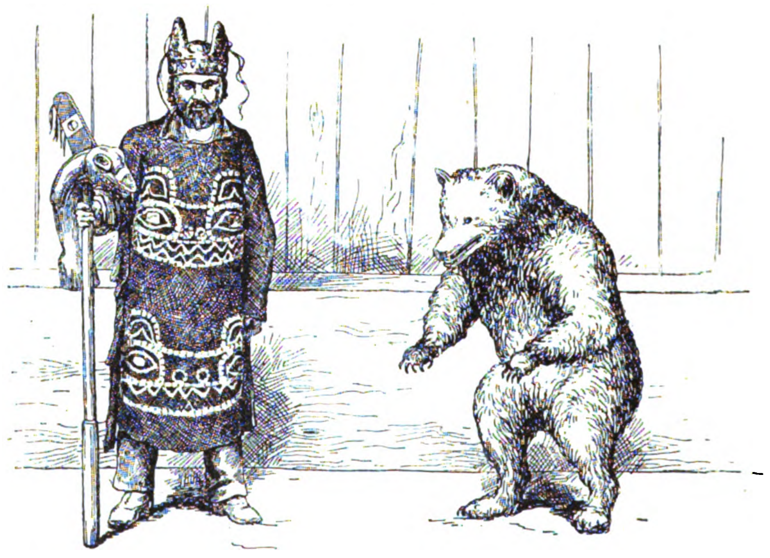


Fig. 234. Totemistisches Schauspiel resp. Vortrag der totemistischen Ahnensage bei Gelegenheit der Bestattung des in Fig. 233 aufgebahrten Häuptlings. (Nach Niblack.)

Noch anderes hängt mit dem Totemismus zusammen, das uns noch deutlicher zeigt, auf welchem Wege die Heiligkeit der Tiere entstehen kann. In totemistischen Familien kommt es vor, daß die Leute das Fleisch des Tieres, dessen Namen sie tragen, erst dann zu genießen wagen, wenn sie sich von demselben Absolution der Tötungssünde erbeten haben, oder daß sie es überhaupt nicht wagen, dieses Tier zu töten und zu essen. Es ist das ganz klar. Wissen wir doch, wie abergläubisch die Menschen hinsichtlich des Namens sind. Was giebt es nicht alles da für Anschauungen!

Daß dieser Totemismus bei Völkern, die in regen Verkehr mit dem Tierleben stehen, noch besonders lebendige Formen annimmt,

das ist ganz selbstverständlich. Solche Völker leben in Nordwestamerika. Wir werden im folgenden viele Mythen von diesen besprechen. Wir werden da sehen, daß alle Persönlichkeiten fast Tiernamen und Tiergestalten haben, daß die ganze große Sonnenmythologie dieser Menschen in animalistische Gewandung gekleidet ist. Es ist das ganz natürlich; spielt bei ihnen doch sogar dieses ganze Leben in einem Prunke von Masken und Theaterspiel, alles im animalistischen Gewande sich ab. (Vergl. Fig. 233—234.)



Fig. 235. Modell eines Battaksarges von Sumatra. (Ethnographisches Museum in Dresden.) Sarg in Vogelform. Die Frau mit dem Kinde ist wohl das Bild der Verstorbenen. Vergleiche die Figuren 236 und 250.

Aber nicht nur das Jagdtier, nicht nur der Totemismus haben die heiligen Tiere unter die Menschen geführt. Liegt besonders den totemistischen Anschauungen immer der Gedanke nahe, der Mensch könnte in das Tier verwandelt werden, dessen Namen er trägt, oder jedes Tier dieses Namens könnte einen Toten seiner Familie bergen, so haben wir es doch auch noch mit höheren Anschauungen zu thun. Denn das idealste aller heiligen Tiere hängt im allgemeinen nicht mit dem Totemismus zusammen; dies idealste Tier, der Vogel.

Die Vorstellungen, welche sich um den Vogel gruppieren, muß ich Halbwilder ehrlich gestehen, finde ich erhaben und schön. Die Grundidee ist nämlich:

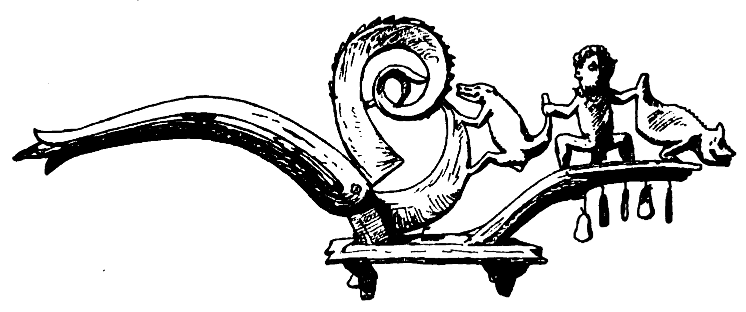


Fig. 236. Knjalan, Schnitzwerk der Dajak auf Borneo. (Ethnographisches Museum in Wien.) Diese Schnitzwerke werden sowohl beim Schädeltanzfest als — was neu ist — beim Totenfest verwendet, d. h. aufgestellt und verehrt. Stellt einen Nashornvogel mit gewaltig entwickeltem, spiralig aufgewundenem Horn dar. Auf dem Schwanz eine Seele mit zwei Tierbildern, deren vorderes in den verkümmerten Flügel packt. Im Schnabel des Vogels kleine Gegenstände unbekannter Bedeutung. Vergleiche Fig. 250.



Fig. 237. Kameruner Schiffsschnabel. (Museum für Völkerkunde in Hamburg.) Auf dem Stab ein Mann mit zwei Tieren. Vorn gewöhnlich ein, diesmal zwei Vögel. Der größere Vogel hat eine Schlange im Schnabel.

Nach dem Tode eines Menschen trägt der an seinem Leichname geschlachtete und geopferte Vogel seine Seele in die freien Lüfte empor, — ins Jenseits.

Ist das nicht eine schöne Idee?

Wer hat nicht schon auf der freien Flur gestanden, hat dem Zuge eines umherschwirrenden Vogels zugesehen, hat ihn beneidet, wie er emporsteigend ferner und immer ferner unserem Auge entflieht? Ist es nicht auch in seiner Art schön, wenn die Bagos ehrfurchtsvoll

den Vogelschwärmen nachschauen, die zur Regenzeit von dannen ziehen, wenn sie dann sagen: „Da ziehen unsere Väter mit hin in ein Land, das keine Krankheit und keine Überschwemmungen hat, in ein Land, wo immer die Sonne scheint!“ — ist das nicht schön?



Fig. 238. Schmuckbrett aus Neumecklenburg. (Slg. Pfeil im Großherzogl. Museum in Schwerin.) Vogel, vier kleine Geschöpfchen tragend. Der Vogel hat im Schnabel eine Schlange.

Es ist das die Anschauung in einem sehr großen Kulturkreise gewesen. Wir treffen das nicht nur bei den lebenden Naturvölkern. Etwas ähnliches haben auch die alten Germanen gedacht. Ich glaube aber nicht, daß diese es so drastisch dargestellt haben. Die Westafrikaner nämlich binden den Opfervogel dem Menschen direkt auf den Leib, und die Südseeinsulaner bestatten den Toten in einem Sarge, der die Gestalt jenes Vogels hat, welcher den Toten in die Lüfte empor ins Jenseits tragen soll. (Vergl. Fig. 234.)

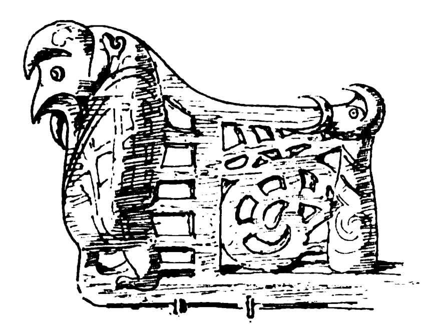


Fig. 239. Schiffsschnabel eines neuseeländischen Bootes. (Nach altem Holzschnitt.) Vorn ein großer Vogel, hinten ein Kopf, der mit offenem Rachen in einen Verbindungsstab beißt. Dieser Stab hat da, wo er den Vogel trifft, ein augenartiges Ornament, könnte demnach aus der Schlange stilisiert sein, sodaß ein ursprüngliches Motiv wie in Fig. 245 vorliegen könnte.

Dargestellt, glaube ich, ist das auch auf der Schnitzerei aus Neumecklenburg Fig. 238. Ein Vogel hat hier in allen möglichen Teilen seines Gefieders und festgeklammert in die nach der Seite, nach hinten und über den Kopf weg nach vorne geschlagenen Federn

kleine Menschlein aufgenommen, und ich denke mir, nach ursprünglicher Idee trägt er sie in das Jenseits. Dasselbe dürfte der Fall sein auf den Schnitzwerken Fig. 236 ff. Fig. 236 ist ein Schnitzwerk, welches beim Totenfeste der Dajak aufgestellt wird. Auf den Schwanzfedern des Vogels sitzt der Mensch, anscheinend mit seinen totemistischen Tieren zusammen. Auf den Rabenrasseln Nordwestamerikas, von denen hier auch einige wiedergegeben werden (Fig. 241 bis 249), dürfte der gleiche Tierzug, dieselbe Fahrt in das Jenseits abkonterfeit sein. Hier finden wir aber auch noch etwas mehr. Betrachten wir dieselben nämlich von unten (Fig. 248 bis 249) statt von der Seite, so fällt ein großes Gesicht auf, welches dieselben, die Raben, auf dem Bauche tragen. Prof. Seler in Berlin hat die Bedeutung dieses Gesichtes sehr richtig erkannt: es ist die Sonne!

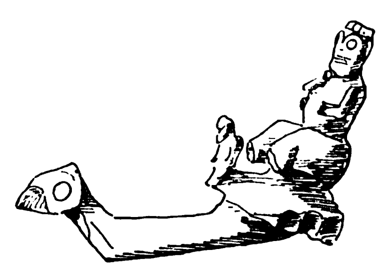


Fig. 240. Schiffsschnabel von einem Boot der Markesas-Inseln. (Britisches Museum in London.) Vorn ein Vogelkopf. Auf dem Vogelleib sitzt ein großer Mann, dessen Beine abgebrochen sind und vor ihm ein kleines verkümmertes Figürchen.



Fig. 241. Tanzrassel der Nordwestamerikaner. (Berl. Museum. Nach E. Seler.) Die Rassel stellt einen Raben dar, auf dessen Brust die Sonne gezeichnet ist, in dessen Schnabel ein kleines Stückchen sich befindet. Auf dem Rücken liegt ein Mann, in dessen Zunge ein Vogelkopf mit merkwürdigem Schopf beißt. Dieser Schopf ist nach Selers treffender Bemerkung nichts anderes als der in die Höhe gerückte und mit einem Vogelkopf versehene Schwanz des Raben. Das Stück im Rabenschnabel, das den Stücken und Schlangen im Schnabel der Vögel auf den vorhergehenden Abbildungen entspricht, dürfte das Feuer oder vielmehr die Sonne darstellen, die nach der Mythe dieser Völker der Rabe stiehlt. — Vergl. die Mythen vom Feuerdiebstahl. — Den Mann nehme ich als Seele in Anspruch, die der Vogel in das Jenseits trägt! — Siehe Fig. 248, d. i. die gleiche Rabenrassel von unten gesehen.

Was das nun wieder heißt?

Der Vogel trägt die Seele empor in die Lüfte, auf zur Sonne.

Auf dem Wege zur Sonne, auf der Bahn des glorreichen Tagesgestirnes wollen wir nunmehr der Seele nachjagen.

Das Tiwah und die Totenseelenfahrt der Dajak.

In den vorhergehenden Abschnitten habe ich mancherlei Wohnort, mancherlei Schicksale, mancherlei Eigenart der Seelen der Verstorbenen erwähnt. Die Erinnerung an die Beziehung zu dem Namen, zur Tierverwandtschaft bringt den körperlosen Geist in einen Tierkörper; die Seele des im Flusse ums Leben Gekommenen fristet ihr Dasein als Wassergeist, und aus dem Rauschen in den Baumkronen klingt die Stimme des zwischen seinen Wurzeln Bestatteten. Der Totenvogel trägt die Seele weit hinauf in die Lüfte. Und dann wieder wandern andererseits die Seelen wieder dorthin, wo des Stammes frühere Generationen heimisch waren.

„Die arme Seele" — so mag da unser logisch wohlerzogener Verstand ausrufen, „die arme Seele; sie kann ja selbst gar nicht mehr wissen, was eigentlich aus ihr werden soll, und wohin sie nach der menschlichen Bestimmung sich zu begeben hat!"

Es ist wahr, es herrscht eine unglaubliche Verwirrung in den Köpfen der Eingeborenen über das Schicksal der Abgeschiedenen. Wenn nicht immer, so doch jedenfalls sehr oft.

Sicherlich muß man religiös klar denkende und mythologisch verschwommen fühlende Völker unterscheiden. Giebt es doch auch sehr wohl einen Unterschied zwischen den Völkern in einer andern Hinsicht, ob sie nämlich sich sehr interessieren für religiöse Wahrnehmungen oder nicht. Während z. B. die kriegerischen Ostafrikaner ein sehr geringes Interesse für solche Dinge an den Tag legen, wimmelt es im Kopfe eines Westafrikaners von gläubigen und abergläubigen Vorstellungen.

Zu den in religiösen Dingen verhältnismäßig klar denkenden Völkern gehören die Dajak auf der Insel Borneo, die berüchtigsten aller Kopfjäger. Bei ihnen hat sich das verwirrende Durcheinander manistischer Vorstellungen, vermischt mit animalistischen Erinnerungen zu einem wenigstens einigermaßen klaren und verständlichen System von Anschauungen herausgebildet. Ein Bild aus deren Volksleben und Weltanschauung mag demnach



Fig. 242. Tanzrassel der Norwestamerikaner. (Nach E. Seler.) Vergl. Fig. 241. Im Munde des Mannes auf dem Rabenrücken diesmal noch ein Frosch.

einen nur wünschenswerten Abschluß der Abschnitte über Manismus und Ahnenverehrung darstellen. Das Material ist sehr reich. Nicht nur daß Grabowsky eine dankenswerte Zusammenstellung der Litteratur über diese Dinge gegeben hat, sondern auch daß mir von



Fig. 243. Tanzrassel der Nordwestamerikaner. (Nach E. Seler.) Vergl. Fig. 241. Statt des Mannes diesmal ein Schädel, ein Beleg dafür, daß der Mann ursprünglich einen ins Jenseits abfahrenden Toten darstellt. Der Rabenschwanz sitzt diesmal an seiner richtigen Stelle. Die Rückseite ist auf Fig. 249 dargestellt.

befreundeter Seite Einblick in ein an Ort und Stelle niedergeschriebenes Manuskript gewährt wurde, giebt mir die Möglichkeit, eine abgerundete Skizze zu entwerfen.

Die verwirrende Anzahl von Vorstellungen über das zukünftige Schicksal der Seele hat wie bei manchem andern Volke bei den

Dajak dahin geführt, daß eine gewisse Vielfältigkeit des abgeschiedenen Geistes angenommen wird. In ihrer Einheit heißt die Seele des lebenden Menschen Hambaruan. Diese kann, ohne daß es der Mensch merkt, ihn verlassen und sich im Freien unabhängig vom Körper ergehen. Sie kann aber auch weggefangen werden. Vielleicht haben sie böse Geister herausgelockt und dann gefangen genommen. Dann wird der Mensch krank, und kehrt sie nicht zurück, dann stirbt er.

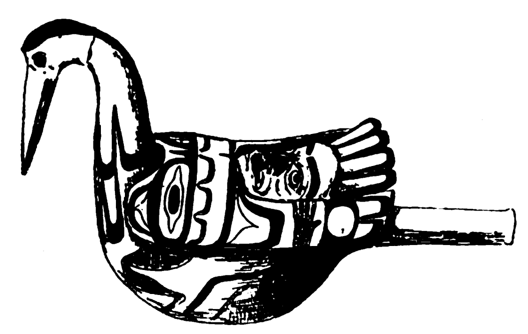


Fig. 244. Tanzrassel der Nordwestamerikaner. (Nach E. Seler.) Vergl. Fig. 241. Statt des Raben diesmal ein Schwan. Statt des Totenkopfes der vorigen Figur diesmal das Gesicht eines Lebenden.

Nach dem Tode zerteilt sich die Seele in zwei Teile, in die Seelenseele und in den Seelenkörper. Der Seelenkörper aber ist auch wieder eine zusammengesetzte Sache, nämlich sie besteht aus



Fig. 245. Tanzrassel der Nordwestamerikaner. (Nach E. Seler.) Vergl. Fig. 241. Auf dem Rücken nunmehr ein Mann, der in den Schwanz einer ihrerseits in den Rabenkopf beißenden Schlange beißt; das gleiche Motiv wie auf Fig. 239.

1) den Seelenknochenresten, 2) den Seelenhaaresenden und 3) den Seelenfingernägeln.

Die Seelenseele hat ein besonders interessantes Schicksal. Sobald nach dem Tode des Menschen Seelenseele und Seelenkörper

sich getrennt haben, sucht die erstere in das Levu-liau zu gelangen. Da sie das aber nicht eher kann, als bis das Totenfest oder das Tiwah gefeiert ist, so amüsiert sie sich zunächst auf ihre Weise. Ihre erste Beschäftigung ist, der Witwe oder dem Witwer oder

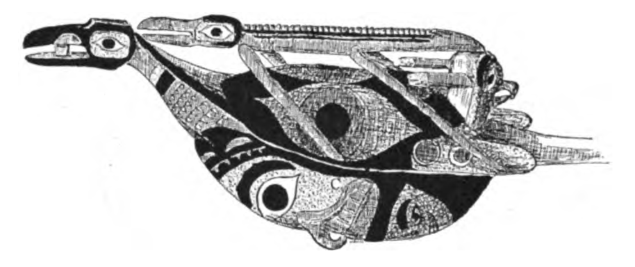


Fig. 246. Tanzrassel der Nordwestamerikaner. (Nach E. Seler.) Vergl. Fig. 241. Auf dem Rücken des Raben diesmal ein eidechsenartiges Tier.

dem Bruder oder den Eltern im Traume zu erscheinen, sie thut das aber nicht in der vernünftigen Art und Weise einer liebenswürdigen Darstellung des Verstorbenen. Nichts weniger als dieses!

Als Krüppel, als Verbrecher, als Feigling erscheint der Verstorbene den Hinterbliebenen. Oder der Verstorbene tötet seine Verwandten, oder er beschenkt sie sehr reich, alles im Traume, sodaß nach dem Erwachen die Hinterbliebenen über die merkwürdige, ganz neu sich darstellende Eigenart des Verstorbenen sich verwundern. Oder



Fig. 247. Tanzrassel der Nordwestamerikaner. (Nach E. Seler.) Vergl. Fig. 241. Die große Ähnlichkeit mit 245 muß auffallen. Nur statt der Schlange diesmal ein Vierfüßler, der nicht von Menschen gebissen wird und seinerseits in den Rabenkopf beißt, sondern der den Menschen mit dem Maule packt.

Krankheit bricht über das Dorf aus, — oder es rasselt des Nachts unheimlich in den erbeuteten Köpfen des Verstorbenen, — oder Unwetter brechen über das Land.

Das alles sind Thaten der Seelenseele.

Wenn nun aber das Tiwah gefeiert, wenn vor allem das Banama-tingang unter gehörigen Ceremonien aufgestellt ist, dann schwingt sich die Seelenseele befreit und erlöst, unabhängig vom Seelenkörper, empor in das Lewu-liau. Das ist eine wunderliche Fahrt, eine fürchterliche und grauenvolle Jagd in das Jenseits.

Noch ehe das Tiwah gefeiert ist, haben die Hinterbliebenen ein Brett gemalt und aufgestellt, das an 2—3 m lang und $^1/_2$—1 m breit ist. Auf diesem Brette ist das Schiff Tempon-telons abgebildet und zwar mehrmals in verschiedenen Darstellungen, jede unter anderem Namen. Eine solche Schiffsdarstellung bilde ich nach Grabowsky ab. Diesem ist es gelungen, ein Brett für das Berliner Museum zu erwerben. Die Darstellungen auf den Schiffen sind im allgemeinen immer dieselben. Am Steuerruder steht stets Tempon-telon selbst, während vorn eine Persönlichkeit sich befindet, welche vollständig feuersicher ist, die mit scharfen, schneidigen Waffen die Luft zerteilt, und von welcher so viel Kälte ausstrahlt, daß die auf dem Schiffe weilenden Seelen sich an ihr zu erlaben vermögen, wenn Tempon-telon allzu hitzig aufwallt. Das Schiff selbst ist ein Vogel, der Buceros oder Nashornvogel, dessen Schnabel nach der Anschauung der Dajak unter dem aller anderen Vögel dadurch ausgezeichnet ist, daß sein Gewicht und seine Kraft die die Sonne umhüllenden Wolkenmassen zu zerteilen vermag.

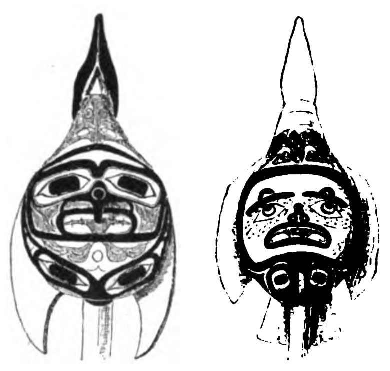


Fig. 248 und 249. Die Brustseiten der Rabenrasseln: Fig. 241 und 243. (Nach E. Seler.) Das Gesicht stellt beide Male die Sonne dar.

Im Schiffe, in diesem wundersamen Gebäude, jagen die Seelen nun ins Jenseits, und zwar nicht nur die Seelen selbst, sondern auch alle Schätze, die beim Tiwah ausgestellt sind, alles Essen und Getränk, das beim Tiwah verzehrt wird, alle Sklaven und andere arme Burschen, welche gelegentlich dieses Tiwah öffentlich oder hinterlistig ermordet und des Schädels beraubt werden.

Also ein derartiges Brett wird beim Tiwah aufgestellt, Hähne werden ihm geopfert und zu nächtlicher Zeit deren Blut auf den den Verstorbenen bergenden Sarg gesprengt. Dann beginnt das Tiwah und, — auf schwingt sich das Banama-tingang, das Totenschiff.

Alle 24 Stunden einmal jagt Tempon-telon in die Seelenstadt. Am frühen Morgen fährt es in rasender Eile los, es fährt dann so schnell, daß, wie Grabowsky sagt, die darauf Fahrenden immer zu spät kommen, wenn sie etwas sehen und darauf zeigen wollen, weil man dann schon lange vorbei ist. Die Straße wird immer

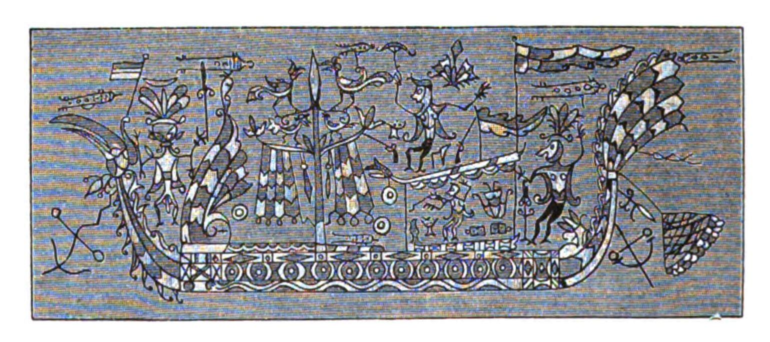


Fig. 250. Das Banama Tingang Tempon Telons. Totenschiff in Gestalt eines Vogels. (Slg. Grabowsky im Berliner Museum für Völkerkunde.) Vergl. auch Fig. 235, 236 und das dort Gesagte.

gefährlicher und schlimmer, bis sie an den Feuersee (bei Grabowsky: Feuerstrudel) kommen. Die Fahrt wird langsam und langsamer. Langsam schiebt Tempon-telon und seine Bootsmannschaft das Fahrzeug weiter, bis es endlich in ruhigere Bahnen gelangt und nun beschleunigter wieder durch die Gefilde aller jener, die auf Erden sich an den heiligen Gesetzen versündigt und so kein Anrecht auf eine Wohnstatt in den Gefilden der Seeligen haben, dahineilt. Da mit einem Male läßt die Kraft des Tingang nach, und ein fürchterlicher Geruch verpestet die Luft. Doch Tempon-telon richtet sich hoch auf, Glutblitze entstrahlen seinen Augen und — das Schiff ist gerettet, es schwimmt hinüber zu den goldenen Gefilden des Jenseits.*)

*) Diesen Teil der Seelenfahrtssage, der von den älteren Angaben ziemlich stark abweicht, habe ich aus meinem Bericht wörtlich abgeschrieben.

Die Seele führt im Jenseits ein herrliches Leben; alle Genüsse stehen ihr zur Verfügung. Sie hat jedes Recht, aber leider kennt der Dajak keine Ewigkeit. Wenn die Seele auch siebenmal länger im Jenseits weilen darf als im Diesseits, so muß sie doch zuletzt einmal wieder aus dem Seelenlande auf die Erde zurückkehren.

Sie stirbt im Jenseits und erscheint auf der Erde wieder; sie geht da in einen Pilz, eine Baumfrucht, ein Blatt, in Gras, Blumen u. s. w. über. Genießt ein Mensch dieses Gras, dieses Blatt 2c., so gleitet damit die Kraft des Vater- oder Muttersegens in ihn, sodaß ihm nach einiger Zeit ein Kindlein geschenkt wird. Dies Kindlein hat dann die Seele, die in dem Grase oder in der Blume nach dem Tode im Jenseits wiedergeboren wurde.

Nicht immer geht es der Seele so gut. Zuweilen nämlich frißt ein Tier das „seelenvolle“ Kraut, dann geht natürlich das Seelchen in das Tier über. Trifft es sich nun so glücklich, daß ein Mensch dieses Tier verzehrt, so ist alles gut, denn nun geht das Seelchen wieder in den menschlichen Körper und erscheint nach einiger Zeit als dessen Kind. Stirbt das Tier aber, ohne von einem Menschen verzehrt worden zu sein, vermodert das Kraut, ohne von Tier oder Mensch genossen zu werden, dann muß die arme Seele, ohne wieder geboren werden zu können — zu Grunde gehen, für immer verenden. —

In dieser Seelenfahrtsanschauung treffen wir alle möglichen Spuren der animalistischen und manistischen Weltanschauung wieder. Da ist die Seele im Tier, der seelentragende Vogel, auf dem Banama-tingang sind die totemistischen Tiere abgebildet, die Seele kommt zu den Voreltern, — man sieht, es ist alles hübsch da. Ja, es ist sogar etwas Neues dabei: der Feuersee, durch den Tempon-telon mit seinem Geisterschiff hindurchgleitet. Dieses Geisterschiff, diesen Feuersee und den Tempon-telon bitte ich freundlichst, sich recht scharf einzuprägen. Wir werden in den nächsten Abschnitten gar manchesmal hierauf zurückkommen, denn das sind Merkmale der dritten Weltanschauungsepoche, der solaren Mythologie.

Ich habe jetzt verschiedentlich das Tiwah erwähnt, das Totenfest, durch welches die Seelenseele die Freiheit erhält, mit Tempon-telons Geisterschiff in das Jenseits zu fliegen.

Das Tiwah wird nicht etwa gleich nach dem Tode eines Menschen gefeiert. O nein; das dauert oft lange, lange, sehr lange. Denn es müssen Reichtümer gesammelt werden, viel Essen und Trinken für Hunderte von Menschen, es müssen Menschenschädel beschafft werden, und endlich braucht der Tote einen künstlich geschnitzten Sarg.

Also wird der Tote erst provisorisch unter dem Geläute der Kesselpauken, das die bösen Geister fernhalten soll, in einen Sarg gelegt und auf einem weit oberhalb am Flusse gelegenen Hügel beigesetzt. In Einsamkeit ruht er dort, bis die Vorbereitungen zum Totenfeste getroffen sind. Und die Seele umschwirrt solange unstet und ängstlich flatternd diese Ruhestätte. Bekümmert und trostlos trauernd sitzen währenddessen die Verwandten daheim, immer gewärtig, daß die Seelenseele ihnen einen bösen Streich spielen könnte, „denn die Seelenseele friert, solange sie nicht in Tempon-telons Glutaugen sehen kann. So fürchten sie denn, die Seelenseele könnte ihnen von ihrem Feuer stehlen. Das wäre sehr schlimm."

Sind die Hinterbliebenen reich, so kann das Totenfest bald gefeiert werden, sind sie arm, so muß in der Familie lange geknausert und gespart werden, bis die Mittel zum Totenfest angehäuft sind. Das dauert dann manchmal 2—3 Jahre.

Sind die Familienmitglieder tapfer, so sind die notwendigen Schädel bald erjagt. Taucht das Mannsvolk nicht, so kann es vorkommen, daß die Witwe auszieht, ihrem verstorbenen Manne einen Schädel zu erjagen. Gewinnt die Familie keine frischen Köpfe, so müssen alte Schädel gekauft und im Festhause aufgehängt werden.

Das Festhaus, das Balai, muß auch aufgerichtet werden. Ferner gilt es, die Musikinstrumente aufzuhängen, große kupferne Kesselpauken und mit Ziegen- und Leguanhaut bespannte hohe Trommeln. Jedes einzelne giebt Veranlassung zu einem kleinen Feste, zu allerhand Ceremonien und dem Absprechen wichtiger

Zauberformeln. Die alten Männer, die die Instrumente zu dem Hause tragen, schwingen sie dreimal stromauf, dreimal stromabwärts. Sie sagen dazu:

„Schnell verschwindet die Geschichte des guten Namens des Mannes, der dies Fest giebt (des Verstorbenen); ich habe ihr den Weg zur Sonne gewiesen; sie ist verschwunden, ebenso möge das Unglück untergehen.“

Von da an wird Tag und Nacht getrommelt und randaliert, um die bösen Geister fernzuhalten und der Seelenseele mitzuteilen, daß ihre Erlösung nahe ist.

Drei Tage vor dem Beginn des eigentlichen Tiwah wird nun der Sarg aus seiner provisorischen Aufstellung auf einem Boote in das Balai gebracht. Der Marterpfahl, allerhand andere Ceremonial-embleme werden aufgerichtet, und endlich kann das Fest beginnen.

1. Tag. Beförderung der Seelenseele.

Die weiblichen Anverwandten des Verstorbenen feiern mit den anderen zum Feste geladenen Frauen, rüsten die Speise für die nächsten Tage, verzehren selbst ordentliche Portionen von Büffel-fleisch und trinken kräftiglich. Auch wird den befreundeten und eingeladenen Seelen allerhand Nahrung aufgestellt.

Mit Sonnenuntergang sammelt sich die Festgenossenschaft ins-gesamt im Balai, der Seelenführer und die Priesterinnen treten ihr Amt an. Jetzt wird die Seelenmitgift als Unterhalt für das in Banama-tingang versammelte Seelenvolk ausgerüstet. Sieben-mal in die Luft geworfene Reiskörner werden zu den Seelen von sieben Jungfrauen, das achte Mal ausgeworfener Reis zu deren Kleidung und Schmuck. Diese Jungfrauen ziehen aus, hülfreiche Geister herbeizuholen und die Umgebung des Balai von fremdem heimtückischen Seelegesindel zu säubern. — Dann wird auch durch Hühneropfer das Brett mit den Geisterschiffen belebt.

Nunmehr tritt der Seelenführer heran. In den Händen hat er die Waffen, die auf den Totenschiffdarstellungen Tempon-telon führt. Er schließt die Augen. Er beginnt mit langgedehnter und

monotoner Stimme die erste Strophe seines Zaubergesanges. Er unterhält sich mit dem Verstorbenen. Er ruft die verstorbenen Verwandten des Toten an. Er zählt auf, was die Hinterbliebenen alles geopfert haben, um ihm eine reiche Seelenausstattung zu geben. Denn alles, was da ausgestellt ist, alles, was geopfert wurde, alles, was in diesen Tagen gegessen wird, hat eine Seele, und die Seelen der geopferten Menschen, die Seele des Reises, die Seelen der Hähne und der Kleider, die Seelen aller ausgestellten Kostbarkeiten ziehen mit dem Verstorbenen auf das Banama-tingang, „um mit Sonnenaufgang im Gefolge Tempon-telons die Wanderung über den Feuersee und in die Goldpracht der unterirdischen Nacht anzutreten".

Der Seelenführer singt, die Blian, die Priesterinnen, antworten. Noch einmal soll die Seele sich in ihrem früheren Heim umschauen, noch einmal soll sie Speisung zu sich nehmen, dann soll sie das Schiff Tempon-telons besteigen.

Ullmann hat diese Scene packend geschildert.

Noch halbtrunken beginnt der Seelenführer seine Zaubergesänge, durch die er Tempon-telon ganz in seiner Macht zu haben glaubt. Dabei regt er sich fürchterlich auf. Er sieht, wie Tempon-telon mit dem Fahrzeuge, auf dem sich die Seelen der Verstorbenen befinden, dem Feuersee näher und näher kommt. Jetzt spannt er seine ganze Kraft an; die Muskeln beben; er erschöpft sich in heftigen Bewegungen; die Gesichtszüge sind krampfhaft verzerrt; der Schaum tritt ihm vor den Mund; schwere Schweißtropfen rollen ihm über Gesicht, Brust und Arme; er schreit, kreischt und rast gegen sich selbst, droht und bittet dann wieder und gelobt Tempon-telon neue Opfer.... plötzlich ruft er in Freude ausbrechend:

„Sie sind gerettet! — sie sind gerettet! — sie sind an dem Feuersee vorüber! Die Seelen nahen der Seelenstadt!"

In diesem Augenblicke steigt die Sonne aus den Morgennebeln empor, Böllerschüsse krachen, das ganze Volk, dessen Aufregung und Verzückung durch Trinken und Singen sich dem Morgen zu immer mehr gesteigert hat, bricht in rasendes Gebrüll aus, in ein wahnsinniges Gerase.

Man meint, in diesem Augenblicke steige das Schiff Tempon-telons mit der Seelenseele und dem ganzen Gefolge zum Himmel empor.*)

2. Tag. Die Menschenopfer.

Entweder man stellt einen Marterpfahl auf, an dem die armen, für diesen Zweck gekauften Sklaven ein jämmerliches Ende nehmen, oder aber man bringt die bedauernswerten Geschöpfe plötzlich hinter-listig um, sodaß es ihnen nicht gelingt, einen Fluch auszustoßen.

Denn so erfreulich es ist, wenn die Seelenseele derartige Gefolg-schaft erhält, so unglückbringend ist es für dieselbe, wenn das Opfer einen Fluch vor seinem Tode gegen seine Mörder oder den Toten ausstößt.

Ein häufiger Brauch ist es aus diesem Grunde, daß man den zum Opfer bestimmten Sklaven mit einem unauffälligen Auftrage hierhin oder dorthin in den Busch schickt, — er solle etwa Wasser holen oder bestimmte Blumen zur Ausschmückung oder Rotangfäden, — dann lauert ihm der Mörder mit dem meist nur allzu sicher treffenden Messer auf, — ehe er noch einen Schrei, ein Fluchwort auszustoßen vermag, rollt sein Haupt über den Boden hin.

Soll das Opfer jedoch am Marterpfahle sterben, so wird ihm durch eine eigenartige Ceremonie schnell „die Seele aus dem Leibe geholt". Sand oder Reis wird über ihr Haupt gestreut; eine Zauberformel wird gesungen. Danach gilt der Körper als entseelt. Mag nun der Bursche am Opferpfahle fluchen und brüllen! Der Fluch kann nicht mehr in das Jenseits dringen. Das Schreien vermag die Seelenseele des Verstorbenen nicht mehr zu verletzen, denn durch die Zauberformel wurde die Seele dem Körper schon entzogen, und zwar hat sie ihre Aufgabe schon erfüllt, sie hat sich nämlich auf den Weg gemacht und den Seelenkörper des Verstorbenen zu Tempon-telon und auf das Totenschiff hinter der Seelenseele her emporgetragen, sodaß sich nun am Abend dieses Tages Seelenseele und Seelenkörper wieder vereinigen können.

*) Den Schluß habe ich nach Original-Mitteilungen abgeändert.

Fürchterlich ist das Bild dieser Marter.

Der Mann ist an den Opferpfahl gebunden. Die aufgeregte blutdürstige Bande tanzt um ihn herum, und jeder verwundet ihn, wo er ihn gerade trifft. Die Körper der um das Schlachtopfer Tanzenden werden zu Furien. Schäumend vor Raserei vollziehen sie diesen barbarischen Gebrauch. In Unordnung fliegen die langen Haare um das verwilderte Antlitz. Mit geröteten und hervorquellenden Augen versetzen sie dem Opfer Stich auf Stich. Das durch den Schmerz hervorgerufene Wimmern oder verzweifelte Stöhnen beantwortet die blutdürstige Bande mit wildem Freudenschreien; denn sie glauben, daß die Seele droben um so seliger sei, je mehr jedes einzelne Opfer und je mehr Opfer überhaupt im Martertode litten.

Endlich bricht das Opfer brüllend und kreischend vor Schmerz zusammen.

In diesem Augenblicke springt der Anführer auf das Opfer zu; der Mandau fliegt durch die Luft, saust pfeilschnell auf den Hals des Opfers nieder — und der Kopf rollt auf den Boden herab.

Unter lauten, gellenden Jubelrufen bestreichen die Priesterinnen die Verwandten des Verstorbenen mit dem Blute des schrecklich verstümmelten Schlachtopfers.

Beschlossen wird dieser Festtag mit Essen und Trinken, mit übermäßigem Trinken, bis alle Männer und Frauen, verheiratet und unverheiratet, alt und jung auf- und nebeneinander auf dem Boden liegen....einen Schleier! Es ist ein widerwärtiges Bild!

Es folgt nun die eigentliche Bestattung, entweder in einer Familiengruft, d. h. in einem viele Särge bergenden Pfahlgebäude oder die Verbrennung und Beisetzung in einem kleinen Krematorium. Es folgt noch mancher andere Brauch. Es folgt z. B. noch die allgemeine Reinigung, denn alle, welche sich an diesem Feste beteiligt haben, stehen in dem Geruche, daß so lange noch Spuren der Opfer und des Opfermahles an ihnen sind, die Seelen des Verstorbenen außerordentliche Macht über sie besitzen. Vor dieser allgemeinen Reinigung giebt es aber noch einmal ein ordentliches Fest, das so recht charakteristisch für das dem Ganzen zu Grunde liegende Protzentum ist. An diesem Tage legt Witwer resp. Witwe Trauerkleid

ab und präsidiert selbst. Gelingt es den Gästen nicht, alle vom Gastgeber aufgetragenen Speisen zu verzehren, so erhebt er sich am Ende der Tafel und sagt:

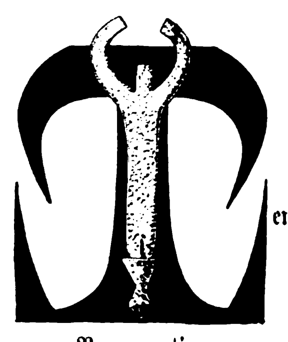
„Ist es Euch nicht möglich, meine Büffel, Schweine, Hühner und Reis aufzuessen, dann habe ich gewonnen und Ihr habt verloren; Ihr seid schwach, ich bin stark.“ — Darauf trinkt er auf seine eigene Gesundheit.

Hat die Festgenossenschaft jedoch alles vertilgt, dann steht am Ende des Diners ein Gast auf und spricht:

„Wir haben alles gegessen; wäre mehr dagewesen, so hätten wir das auch noch gegessen. Du bist schwach, wir sind stark; Du hast verloren, wir gewonnen.“ — Und er schließt mit einem Toast auf die Leistung der Gäste im Essen und Trinken.

Das ist doch wenigstens ein guter Witz im Bereiche einer blutigen und grausigen Orgie. Wir atmen erleichtert auf und sehen uns um nach dem Sinne dessen, was von alledem entschieden mit das Interessanteste ist, nämlich nach der Bedeutung der Fahrt im Banama-tingang Tempon-telons.

Der Untergang des Gottes.



empon = telon, das Banama = tingang und der Feuersee sollen jetzt näher untersucht werden. Ich rüste hierzu eine kleine Armee aus, einen Trupp von Göttern, die mir den Weg des Banama-tingang aufsuchen sollen, ich rufe die edle Schar der Sonnengötter zu Hülfe.

Ich will diese Götter selbst nach ihrem Schicksale fragen; aus ihren eigenen Erfahrungen sollen sie mir Vergleichsmaterial liefern.

Ich rufe die Sonnengötter aller Erdteile zusammen, — aller Erdteile und Formen solarer Weltanschauung. Heran, Maui, glutstrahlender, tiefverehrter Herr der polynesischen Götter! Litaolane, komm herüber aus Afrika und künde von Deinen Schicksalen! Spitzbübischer Jelch, verlaß die nordwestamerikanischen Gefilde, steh eine Weile von Narrheiten ab und versuche Dich etwas deutlich und verständlich zu machen. Was Dich, den Melanesier Quat, angeht und Dich, den liebenswürdigen Kamakajakau, so braucht Ihr Euch in der hehren Genossenschaft der hohen Götter Eurer märchenhaften Zierlichkeit nicht zu schämen. Auch ohne daß man Euch anbetet, wahrt Ihr den Typus erhabener Gottheit.

Es soll ein stolzer Zug sein, mit dem wir dem Tempon-telon entgegenziehen, wahrlich es sind die größten und gewaltigsten Erscheinungen, die die Phantasie, der Glaube und die Religion der Wilden je hervorgebracht haben. Ihnen allen voran sende ich Maui, den Polynesier.

1. Maui. (Neuseeland.)

Maui hatte mehrere Brüder, aber Mauitiki ist derjenige, der die großen Thaten verrichtete. Als er geboren war, warf ihn seine Mutter, in eine Locke ihres Hauptharres gewickelt, ins Meer; Seegras umschlang den Kleinen; ein Fisch verschluckte ihn.

Die Wellen spülten den Fisch auf den Strand, wo Fliegen und Vögel an ihm saugten und pickten, bis Tama-nui-ki-te-Rangi ihn aus dem Fische herausschnitt, nach Hause nahm, in das Dach hängte und durch die Wärme des Feuers belebte. Damit war er in das Rathaus gekommen.

Maui setzte sich in den Garten, der Hine-nui-te-Po auf einen Hügel und blies die Flöte. Die Alte sagte zu dem Sklaven: „Wenn ihr einen Mann auf seinen Füßen wandeln seht, fangt ihn, das ist ein Dieb; kommt er auf allen Vieren, Gesicht und Bauch nach oben, so laßt ihn in Ruhe ziehen, das ist ein Atua (Gott).“ Maui hört alles, kriecht auf die angegebene Weise in das Kumara-Haus der Alten, ißt sich voll und nimmt noch einen Korb Kumara mit. Die Sklaven lassen ihn ungehindert gehen, denn er geht auf allen Vieren.

Am andern Tage wollen die Brüder wissen, woher er seinen Raub habe. Er erzählt ihnen alles, tauscht aber die Kennzeichen des Diebes und des Atua aus, rät ihnen also, aufrecht zu gehen. Maui-mua, der nun gleichfalls flöten und stehlen geht, wird aufrechtgehend als Dieb ergriffen und von der Alten so hart zwischen ihren Lenden gequetscht, daß er stirbt. — Das ist der erste Tod auf der Erde.

Maui ärgerte sich darüber, daß die Sonne so schnell laufe und so der Tag so kurz dauere. So erfand er denn die Kunst, aus Flachs Stricke zu drehen. Diese nahm er und wanderte mit seinen Brüdern von dannen. Er wanderte immer des Nachts und verbarg sich wohlweislich tags über vor der Sonne. Das währte so lange bis sie im Osten den Ort des Sonnenaufganges erreichten. Dort legten sie nun die Schlingen, in welchen die Sonne sich fing. Maui-tiki schlug sie mit dem Kinnbacken, den er von seiner Ahnfrau erhalten hatte, wund und ließ sie dann frei, so konnte sie nur langsam dahinkriechen.

Er vollführte nun viele Streiche, deren wichtigsten, den Feuerdiebstahl, ich später erörtern will. Als er aber gar seinen Schwager, Irawaru, in einen Hund verwandelt hatte, merkte er selbst, daß er nicht länger in dessen Dorf bleiben durfte. Der Vater sagte außerdem, es werde ihm bald das Verderben durch die Ahnfrau Hine-nui-te-Po, welche aufblitzt und gähnt, wo Himmel und Erde sich begegnen, treffen. Maui beschloß demnach, sie zu zwingen, da er doch auch Tama-nui-te-Ra (die Sonne) bezwungen habe. Er nimmt sich Vögel zu Gefährten, warnt sie aber zu lachen, wenn er in den Mund der Schrecklichen gekrochen sei; lachen sollen sie, wenn er herauskomme. Im ersten Fall müsse nämlich er umkommen, im anderen aber werde Hine-nui-te-Po sterben.

Er entkleidet sich, die Haut seiner Hüfte ist schön, bunt von den Tatu-Marken, welche Uetongas Meißel geschnitten hat. Als er in den Rachen der Alten tritt, lacht der kleine Vogel Tiwakawaka laut auf. Hine-nui-te-Po erwacht daraufhin und tötet Maui. Wenn Mauis Vorhaben gelungen wäre, brauchten die Menschen heute nicht zu sterben.

2. Kamakajakau (Ysabell in Melanesien).

Er wohnte auf den Hügeln von Gaji. Er besserte seine Netze aus und sah hinab auf den Ozean. Er sah ihn sehr dunkel. Seine Enkel gingen hinab zur See, um zu fischen zwischen Riffen, und Kamakajakau sagte zu ihnen:

„Gehet und bringt Salzwasser für mich auf diesen Platz, damit ich sehe, ob seine Farbe gleich der des Ozeans ist.“

Also sprach er zu ihnen. Seine Enkel gingen fort, hinab zum Ufer und fischten am Ufer, sie fischten mit Netzen. Danach schöpften sie Salzwasser und kamen wieder hinauf und gaben es ihm. Und er sprach zu ihnen:

„Gebt das Gefäß hierher, und ich will es herabgießen und sehen, ob die Schwärze dieses die gleiche ist, wie die des Meerwassers, die ich von oben aus sah.“

Also sprach er. Und er goß es herab und sah, daß es nicht die gleiche Schwärze war, wie die, die er von oben herab gesehen hatte.

Als es Morgen war, nahm er das Salzwassergefäß und ging von dannen. Er steckte in das Ohr ein Stückchen Obsidian und wanderte damit und kam zur See und legte am Ufer seinen Beutel und Schild und Keule nieder. Er nahm das Gefäß in die Hand und watete in das Wasser hinaus. Er schaute auf den Hügel, auf dem er wohnte und von dem er kam, und er konnte ihn noch erblicken. So schwamm er denn noch weiter fort vom Ufer, bis er den Hügel von Gaji erblickte. Da tauchte er hinab.

Die Oberfläche des Meeres wogte, und Blasen stiegen empor. Und er hörte, wie ein Kombini (Königsfisch) von mächtiger Größe auf ihn zukam. Der Fisch kam und verschluckte Kamakajakau und wandte sich mit ihm ostwärts zum Sonnenaufgang und bewegte sich mit ihm fort, bis er an eine seichte Stelle kam, wo er sich hinwarf, sodaß Kamakajakau merkte, daß hier offenbar Ufer sei.

„Hier bin ich,“ sagte er zu sich und dachte an den Obsidian in seinem Ohre und fühlte nach ihm. Er fand ihn und schnitt den Bauch des Kombili auf und schlüpfte heraus.

Da sah er einen Glanz. Er setzte sich nieder und überlegte:

„Ich wundere mich, wo ich bin?“ dachte er. Da stieg die Sonne mit einem Ruck empor und warf sich von einer Seite zur andern. Und die Sonne sagte:

„Stelle Dich nicht auf meinen Weg, Du mußt sonst plötzlich sterben, stelle Dich auf meine rechte Seite.“

Und er ging auf die Seite, bis die Sonne emporgestiegen war. Dann folgte er. Die beiden stiegen himmelan und kamen so endlich an das Dorf der Kinder der Sonne. Die Sonne sprach:

„Hier stehe.“

So stand Kamakajakau bei den Kindern und Großkindern der Sonne; sie aber ging von dannen.

Kamakajakau blieb stehen, und sie fragten ihn:

„Von wo bist Du hierher gekommen?“

Er sprach:

„Von der Erde. Ich wohnte an meinem Orte, und ich tauchte in das Salzwasser, und ein großer Fisch verschlang mich. Und so bin ich hierher in Eure gute Stadt gekommen“.

So blieben sie beieinander. Sie aßen nur rohe Nahrung. Da zeigte er dem Volke da oben das Feuer, sodaß sie gekochte Speisen verzehren konnten.

Sie warnten ihn davor, einen gewissen Ort zu betreten, er sei tabu. Sie gingen ihrer Wege. Während er allein zu Hause ist, geht er an den verbotenen Platz. Er hebt einen Stein empor und blickt durch ein so im Himmel entstandenes Loch auf die Erde, und er sieht den Hügel von Gaji. Da weint er. Und auch als sie ihm Nahrung bringen, kann ihn das nicht trösten. Und sie fragen ihn, ob er auf die Erde will. Da bejahte er.

Darauf setzten sie Kamakajakau in ein Haus und gaben ihm Nahrung und Samen von Pau. Sie binden an die Spitze des Hauses ein Rohr und lassen ihn hinab. Und sie sagen ihm, wenn Vögel und solche Wesen, die die Luft beleben, schreien, dann solle er nicht herausschauen. Wenn aber Geschöpfe der Erde zu vernehmen seien, dann solle er heraussehen.

Sie lassen ihn am Rohre hinab. Wenn aber eines zu kurz wird, dann binden sie noch eines daran, solange, bis Kamakajakau auf dem Hügel der Heimat anlangt.

3. Mutuk (Badu, Insel der Torres-Straße).

Auf Badu, einer Insel der Torres-Straße, lebte vor langer Zeit einmal ein Mann mit Namen Mutuk. Er fischte einstmals auf einem Riff, als seine Angelschnur sich verfing. Daher tauchte er in das Wasser, um sie zu befreien. Ein vorüberschwimmender Hai schnappte ihn aber auf und verschluckte ihn, ohne ihn zu verletzen.

Der Hai schwamm nordwärts über das Riff von Mangrove-Insel. Mutuk fühlte die Wärme, und er sagte zu sich:

„Jetzt sind wir im warmen Wasser.“

Als der Hai in tieferes Wasser tauchte, empfand Mutuk die Kälte und wußte nun, daß sie wieder untergetaucht waren, zuletzt schwamm der Hai nach Boigu und strandete, als die Ebbe eintrat. Mutuk fühlte die pralle Sonne den Körper des Fisches bescheinen und erkannte, daß er hoch und trocken lag. So nahm er denn eine scharfe Muschelschale, die er hinter dem Ohr trug und hackte den Leib des Haies auf, bis er eine genügende Öffnung gemacht hatte. Aus seinem sonderbaren Gefängnis entschlüpfend, merkte er, daß seine Haare ausgefallen waren. —

4. Nordamerikanische Mythen.

1. Version. (Vergl. Fig. 251.)

Einst ließ Yetl (der Rabe) sich von einem Walfisch verschlucken. Drinnen im Magen machte er es sich bequem und zündete ein kleines Feuer an. Der Wal bat ihn, sich ja in acht zu nehmen, daß er nicht sein Herz verletze. Der Rabe aber konnte der Versuchung nicht widerstehen und pickte daran.

„O!“ schrie der Wal, denn es that ihm weh. Er bat den Raben nochmals, ja sein Herz nicht anzurühren. Yetl entschuldigte sich, indem er vorgab, nur zufällig daran gestoßen zu haben. Bald aber pickte er wieder daran und biß dieses Mal herzhaft zu.

Da verschied der Wal. Yetl wußte nun aber nicht, wie er wieder herauskommen sollte, denn das Maul des Tieres war fest geschlossen. Er dachte:

„O, strandete doch der Walfisch an einem flachen Ufer.“

Bald hörte er die Brandung brausen und fühlte den Körper des Wales auf die Steine am Ufer stoßen. Da freute er sich. In der Nähe war ein Dorf und Kinder spielten mit Bogen und Pfeilen am Strande. Als sie den Wal erblickten, liefen sie gleich nach Hause und riefen ihre Eltern herbei, die daran gingen, den Speck abzulösen. Als sie damit beschäftigt waren, hörten sie jemand im Bauche des Wales singen und schreien, konnten sich aber nicht denken, wer das thäte. Da dachte Yetl:

„O, schnitte doch einer von oben her gerade zu mir herab!“

Kaum hatte er das gedacht, so war sein Wunsch erfüllt. Ein Mann schnitt ein Loch in den Magen und sogleich flog Yetl von dannen und schrie:

„Kola, kola, kola!“

2. Version.

Kaiq, der Nerz, ging einst aus, Heringe mit einem riesigen Heringsrechen zu fangen. Zu gleicher Zeit war aber auch der Wal auf Heringsfang und verjagte die Fische von Kaiqs Boot. Darüber ward dieser böse. Als der Wal einmal auftauchte, um zu blasen, rief Kaiq:

„Pfui, wie stinkst Du, Wal!“

Viermal wiederholte er dieses, da ward der Walfisch böse und verschluckte Kaiq samt seinem Boote. Jedesmal, wenn der Wal nun auftauchte, rief Kaiq drinnen:

„Wisset, Ihr Leute, daß der Wal mich gefressen hat!“

Die Fischer hörten es und erzählten einander, daß Kaiq vom Walfisch verschluckt sei. Der Wal fuhr fort, Heringe zu fangen. Da machte Nerz sich ein kleines Feuer im Magen und trocknete die Heringe auf einem Gestelle. Jedesmal, wenn der Wal nun auftauchte, fielen die Fische von den Gestellen herunter. Darüber ward er sehr zornig. Im Magen war es zudem sehr heiß. Kaiq

fühlte sich krank und dachte nach, wie er wieder ins Freie gelangen könnte. Er beschloß, den Wal zu töten, und schnitt seine Kehle durch. Da starb der Wal und trieb bald nahe einem Dorfe ans Ufer. Sobald die Bewohner ihn sahen, zerlegten sie ihn und siehe da! als sie den Magen öffneten, kam Nerz herausgesprungen.

Er hatte aber — vor Hitze — alle Haare im Magen des Walfisches verloren.

3. Version.

Als Kanigyilak einige Zeit gewandert war, kam er zu einem Dorfe, und mit Erstaunen sah er, daß aus keinem einzigen der Häuser Rauch aufstieg. Er ging in jedes einzelne Haus, aber er sah niemand. Endlich im letzten Hause fand er einen Mann, namens Nauesta, und dessen Enkelin, ein kleines Mädchen, die einzigen Bewohner des Dorfes.

Er fragte:

„Wo sind denn alle Eure Landsleute?“

„Das Ungeheuer Tsekis, das in jenem See haust, hat alle getötet. Sobald jemand hinabging, um Wasser zu holen, kam es und verschlang ihn. Wir sind die einzigen Überlebenden.“

Er blieb im Hause mit Nauesta und dessen Enkelin. Eines Tages sprach er zu dem Kinde:

„Gehe hinab zum See und hole mir Wasser.“

Dem aber widersetzte sich der Alte aufs heftigste und wollte es nicht dulden. Er rief:

„Nein, sie soll und darf nicht gehen! Tsekis soll mir nicht das letzte meiner Kinder auch noch entreißen, und gewiß wird er sie fressen, wenn sie geht.“

Kanigyilak aber suchte ihn zu beruhigen. Er gab dem Kinde den Eimer, band ihr den Gürtel aus der Haut des Sisiutl um und hieß sie gehen. Er folgte ihr, sah wie der Tsekis auftauchte und das arme Kind verschlang. Da ergriff Kanigyilak einen Stock, und indem er auf einem Steine Takt schlug, sang er:

„Sisiutl! werde lebendig und töte ihn; erwache und töte ihn!“

Kaum hatte er ausgesungen, so kam das Ungeheuer aus den Tiefen empor und wand sich in Todesqualen. Die Knochen aller Menschen, die es verschlungen hatte, spie es aus. Dann erschoß Kanigyilak es mit seinen Pfeilen. Er setzte die Knochen wieder zusammen und besprengte sie mit dem Wasser des Lebens. Da standen sie auf und rieben sich die Augen, als wenn sie geschlafen hätten.



Fig. 251. Der Rabe im Walfischmagen. (Haidazeichnung bei Niblack.) Darstellung der auf Seite 216 als 1. Version der nordwestamerikanischen Untergangsmythen erzählten Sage.

Im Anschluß an die eben wiedergegebenen Sagen Nordwestamerikas füge ich vier Abbildungen bei, die sich auf verwandte Themata beziehen. Es sind Zeichnungen der Eingeborenen. Die Haida, ein Stamm des nordwestlichen Amerika sind nicht wie andere Völker dieser Region Walfischjäger, und man hat nicht gehört, daß sie je einen Walfisch selbst getötet hätten. Zuweilen treibt aber ein Getöteter an ihre Küste. Hierfür nehmen sie dann keine natürliche Ursache an, sondern beziehen die Leiche auf die Walfischmythe und sagen, Hooyeh (so heißt bei den Haida Jelch oder Yetl, der Rabe) habe unsichtbarer Weise diesen Wal umgebracht und verlassen, um ein weiteres Abenteuer zu unternehmen.

Zu Fig. 252 erzählen sie dagegen:

Vor Jahren waren Haida-Indianer einmal zur Seehundsjagd hinausgefahren. Das Wetter war ruhig, und die See wie ein Spiegel. Ein Nordkaper (riesiger Fisch) hielt sich immer auf der einen Längsseite eines ihrer Kanoes. Die jungen Männer amüsierten sich damit, Steine von dem Ballast des Schiffes nach ihm zu werfen und die Flosse des Fisches mit ihnen zu treffen. Nach einigen ziemlich starken Schlägen wandte sich das Geschöpf der Küste zu, wo es auf den Strand auflief. Bald ward Rauch sichtbar, und die Neugierde trieb die Indianer an, sich Gewißheit über diese Angelegenheit zu verschaffen.



Fig. 252. Darstellung der Skana-Mythe. (Haidazeichnung bei Niblack.)

Als sie aber die Küste erreichten, entdeckten sie zu ihrem großen Erstaunen, daß ein großes Kanoe dalag und nicht der Fisch, daß fernerhin ein Mann sich Essen kochte. Dieser fragte sie, warum sie Steine nach seinem Kanoe geworfen hätten?

„Ihr habt es zerbrochen, geht nun in den Wald und holt einige Cedernruten und bessert es aus“, sagte er.

Sie thaten es, und als sie fertig waren, sagte der Mann:

„Wendet Eure Rücken dem Wasser zu und bedeckt Eure Köpfe mit Felldecken; seht Euch nicht eher um, als bis ich Euch rufe.“

Sie thaten es und hörten es, wie das Kanoe auf dem Strande entlang rasselte, als es in die Brandung hinuntergeschleppt wurde. Dann sagte der Mann:

„Jetzt seht Euch um!“

Sie wandten sich um und sahen gerade noch das Kanoe über die erste Welle gehen und den Mann am Steuer sitzen. Als es aber an die zweite Welle kam, ging das Boot unter und — siehe da! — auf der anderen Seite der Welle kam kein Kanoe hervor, sondern ein Nordlaper. Der Mann aber war offenbar ein Dämon, ein Skana und wieder in den Bauch des Fisches zurückgekehrt.



Fig. 253. Mythe von Rabe und Fischer. (Haidazeichnung bei Niblack.)

Interessehalber gebe ich noch eine dritte Abbildung (Fig. 253), den Raben und den Fischer darstellend, von der erzählt wird:

„Hooyeh, der Rabe hatte den bösen Hang, in den Ozean hinabzusteigen und die Fischlein des Houskana — vergleiche die Ähnlichkeit des bösen Dämon im Fischmagen: Skana und des Namens dieses Fischers Houskana! — des Fischers zu untersuchen und beides, Fisch und Köder, zu stehlen. Schließlich wurde Houskana dieser Sache müde und er steckte, um sich zu vergewissern, wer eigentlich sein Feind auf dem Meeresgrunde sei, statt des gewöhnlichen einen Zauberhaken auf.

So wurde der Rabe gefangen. Als der Fischer nun seine Leinen heimschleppte, leistete der Rabe dadurch Widerstand, daß er Füße und Flügel gegen den Boden des Kanoes stemmte. Houskana aber war stärker, und er riß den Schnabel des Raben mit fort; er packte ihn und trug ihn an die Küste, um herauszufinden, wer es denn sei. Denn sobald der Schnabel abgerissen war, verwandelte

der Rabe sich in einen Mann, der seinen Kopf mit einem Fellmantel bedeckt hatte, sodaß nur die Augen gesehen werden konnten.

Vergebens bemühte sich der Fischer, jenen zu veranlassen, das Gesicht zu entblößen. Endlich nahm aber einer der jungen Leute eine Hand voll Schmutz und rieb sie in des Raben Augen. Das wirkte. Er warf seinen Mantel von sich und da sahen es alle, daß es der Houyeh war.

5. Litaolane (Basuto in Südostafrika).

Uns wird erzählt, daß früher einmal alle Menschen zu Grunde gingen. Ein ungeheueres Tier, Kammapa mit Namen, verschlang sie alle, groß und klein. Er war ein schreckenerregendes Geschöpf. Die Entfernung von einem Ende des Körpers bis zum andern war so bedeutend, daß kaum das geschärfte Auge sie auf einmal übersehen konnte.



Fig. 354. Bildnis des listigen Raben. (Haidazeichnung bei Niblack.)

Nur ein Weib blieb noch auf Erden zurück, das entging der Wildheit Kammapas, da es sich sorgfältig vor ihm verbarg. Diese Frau empfing einen Sohn und brachte ihn in einem alten Stalle zur Welt. Sie war überaus überrascht, als sie bei näherer Besichtigung des Kindes fand, daß sein Hals mit einem Halsband von bezauberndem Schmucke geziert war.

„Weil das so ist", sagte sie, „soll sein Name Litaolane oder Bezauberer sein. Armes Kind! In was für einer Zeit ist es geboren! Wie wird es möglich sein, dem Kammapa zu entgehen! Was kann ihm sein Schmuck nützen?"

Während sie so sprach, las sie ein wenig Stroh auf, um für ihr Kind ein Lager herzurichten. Als sie den Stall wieder betrat, war sie so starr vor Überraschung und Schrecken, das Kind hatte

bereits die Größe eines erwachsenen Mannes erreicht und sprach Worte voll Weisheit. Litaolane trat ins Freie und war erstaunt über die Einsamkeit, die um ihn herrschte.

„Mutter“, sagte er, „wo sind die Menschen? Sind keine außer Dir und mir auf der Erde?“

„Mein Kind“, sagte die Frau zitternd, „noch vor kurzer Zeit waren die Thäler und Berge mit Menschen bedeckt; aber ein Untier, dessen Stimme die Felsen erzittern läßt, hat sie alle verschlungen.“

„Wo hält sich dieses Untier auf?“

„Dort ist es, nahe bei uns.“

Litaolane nahm ein Messer und ging, taub gegen die flehenden Bitten seiner Mutter, um den Verschlinger der Welt anzugreifen. Kammapa öffnete seinen schrecklichen Rachen und verschlang ihn. Aber das Kind des Weibes war nicht tot. Es betrat, mit seinem Messer bewaffnet, den Magen des Ungeheuers und zerschnitt seine Eingeweide. Kammapa brüllte fürchterlich und brach zusammen.

Sofort begann Litaolane sich einen Ausweg zu bahnen, aber die Spitze seines Messers ließ Tausende aufschreien, die mit ihm lebendig begraben waren. Zahllose Stimmen ließen sich von allen Seiten vernehmen, die ihm zuriefen:

„Nimm Dich in acht. Du durchbohrst uns.“

Es gelang ihm, eine Öffnung zu machen, durch welche die Völker der Erde mit ihm aus dem Bauche Kammapas herauskamen.

In allen diesen Sagen findet sich ein wichtiges Moment stets wieder, ein Motiv, welches uns aus der biblischen Geschichte sehr wohl bekannt ist. Es ist die Mythe von Jonas, der vom Fische verschlungen und endlich wieder ausgespieen wurde. Es liegt natürlich die Annahme nahe, die Historie von Jonas möchte über die Erde hin durch die Missionare sich verbreitet haben. Diese Frage wäre auch näher zu erwägen, wenn die Sage allein und zusammenhangslos an vielen Orten bestände.

Das ist aber nicht so. Wir finden vielmehr die Mythe über einen sehr bedeutenden Teil der Erde geschlossen und tief eingewurzelt in der Vorstellung der wilden Völker. Außerdem handelt es sich

nicht um abgerissene, etwa verzettelte Stückchen der jüdischen Sagenwelt resp. des Alten Testamentes, sondern vielmehr um einen Teil des Ganzen, ein in fester Beziehung zu großen Gruppen, großen Ideen, festen Gebilden stehendes Glied eines organischen Sagenkörpers. Und die Sagen, um die es sich handelt, das sind alles solare Mythen, Geschichten von den Erlebnissen und Thaten des Sonnengottes.

Es ist in den sämtlichen Sagen etwas geschildert, nämlich die Geschichte der untergehenden, also verschwindenden und wieder aufsteigenden Sonne. Sehr charakteristisch ist es, daß die Insel- und Küstenvölker die Sonne von einem Fisch verschlungen werden lassen, denn für sie geht die Sonne im Meere unter, — daß dagegen die auf dem Festlande wohnenden Basuto an Stelle des Fisches das Ungeheuer Kammapa hierfür verantwortlich machen.

Gehen wir auf Einzelheiten der Sage ein, so ist vor allem vieles von Maui zu sagen. Da haben wir zunächst schon im Anfange die Geschichte, wie der Fisch den Maui verschlingt, wie er dann über das Feuer gehängt wird und wie die Wärme des Feuers Maui erwärmt. Das ist die Wärme der aufgehenden Sonne. Im dritten Absatz haben wir dann gleich wieder eine Sonnenuntergang- und Aufgangsgeschichte, der eine Maui, der aufrecht gehend zwischen den Lenden der Hine-nui-te-Po zermalmt wird, ist die untergehende, derjenige, der kriechend mit dem Gesichte nach oben dem Garten, der die Nacht (Po gleich Nacht) beherrschenden Mondgottheit (Hina gleich Mond) entrinnt, ist die aufgehende Sonne.

Wie Maui dem Aufgange der Sonne entgegenwandert, sie mit Stricken fängt und ihren Lauf aufhält, da ist das langsame Hinschleichen der Mittagssonne geschildert, deren behäbiger Wandel dem schnellen Aufstieg gegenüber aufhält.

Den kurz erwähnten Feuerdiebstahl werde ich in einem eigenen Kapitel behandeln. — Großartig ist nun der Schluß, das gewaltige Bild des Sonnenunterganges, — erwähnt sind die prunkend geschmückten Lenden des Gottes, das ist die Pracht des Sonnenunterganges, — und dann folgt der Untergang im Rachen des Nachtgestirns.

Die Kamakajakau-Mythe bietet in ihrer Art entzückende Detailbeobachtungen. Sehr deutlich ist es, daß der Fisch während der Nachtzeit ostwärts schwimmt, daß am Morgen, als der Bauch des Kombili aufgeschlitzt ist, gerade hier im Osten die Sonne aufgeht, daß direkt gesagt ist, wie der Held hinter der Sonne herwandelt. Da wo Kamakajakau vom Kombili verschlungen wird, ist das Meer dunkel, das ist die Nacht, die die Sonne verschlingt.

Mutuk fühlt die pralle Sonne auf den Körper des Fischleibes scheinen. Auch nachher in Nordwestamerika tritt uns das Motiv des Haarausfalles entgegen, das ist die Hitze der Sonne.

In Nordwestamerika ist der Rabe der Sonnengott. Der Nerz kann ihn aber auch vertreten. Wertvoll für die Entwickelungsgeschichte dieses ganzen Sagenkreises ist ein Motiv der Kanaghilak-Mythe, die diese mit der Litaolane-Sage gemeinsam hat, daß nämlich alle Menschen von dem Ungeheuer verschlungen worden sind. Es ist das fraglos ein manistischer Zug in der solaren Mythologie, eine Erscheinung, die uns direkt wieder zurückführt auf die Tempon-telon-Sage. (Erwähnt soll noch werden, daß das strahlende Geschmeide des Litaolane den Glanz der aufgehenden Sonne andeuten soll.)

Dieser letzte aufgefundene manistische Grundzug erinnert, wie gesagt, an die Fahrt des Banama-tingang. Fragen wir nach dem Wesenszuge dieser Totenfahrt, so muß uns auffallen:

Tempon-telon fährt am Morgen mit rasender Eile los; über den Feuersee kommend, verlangsamt er sich: dann strahlen plötzlich die Glutblitze aus seinen Augen, das letzte schreckliche Hindernis ist überwunden, in majestätischer Ruhe gleitet das Schiff über die goldenen Gefilde der Seligkeit.

Nun, wer weiß, was das heißt?

Es ist das ganz klar eine Sonnenfahrt. Es heißt ja ganz deutlich vorher, daß Tempon-telon jeden Tag einmal in die Gewässer des Jenseits hinübersteuert. Der rasende Aufstieg ist der Sonnenaufgang, die schleppende Langsamkeit auf dem Feuersee bedeutet die Mittagshitze und das Aufblitzen in den Augen Tempon-telons, das plötzliche glückliche Einlaufen auf den goldenen Strom des Totenlandes, das ist die Schönheit der untergehenden Sonne. — Es ist

also der Gegensatz resp. das Ergänzungsstück zu alledem, was die Jonas-Mythen erzählen. Die Jonas-Mythen schildern den Sonnenuntergang, die Fahrt der Sonne durch die Nacht bis zum Morgen, die Tempon-telonfahrt beginnt mit dem Morgen, gleitet über den Tag hin und endet in der Abendröte.

Aber das ist nicht alles. Aus der gegenseitigen Ergänzung, aus dem Übereinstimmenden, also aus dem Zusammenhange, den die manistische Mythe des Tempon-telon und die solare Mythe des Maui nicht zu verleugnen vermag, spricht die Thatsache:

daß die Ahnensagen, die manistischen Mythen, ihrem Ursprunge zufolge mit der solaren Mythe zusammenhängen müssen, daß also eine Beziehung bestehen muß zwischen den Sonnensagen und dieser Erzählung von der Totenseelenfahrt. Dies wird ja noch bewiesen durch die andere Thatsache:

daß nämlich, als der Leib der Ungeheuer Tsekis und Kammapa aufgeschlitzt wird, alle Menschen herauskommen. In der Seelensage geht also die Totenschaar mit der Sonne unter. In der Sonnensage steigen die Menschen mit der Sonne empor.

Und nun der schöne Schlußstein, der das vorliegende Material zu einem Ganzen vereinigt. Die Maui-Mythe endet mit den Worten:

„Wenn Mauis Vorhaben gelungen wäre, brauchten die Menschen heute nicht zu sterben!“

Ehe ich auf das hier gewonnene hübsche Resultat weiter eingehe, will ich noch einige Sonnenmythen wiedergeben.

Schango, der typische Sonnengott.

In diesem Abschnitte soll eine charakteristische Ausgestaltung des Sonnengottes und zwar wie sie in Yoruba westlich der Nigermündung stattgefunden hat, untersucht werden.

1.

Schango ist der zweitgeborene Sohn der Yemaja (des Meeres); Oschumare, der Regenbogen, ist sein Diener, der in den Wolken Wasser von der Erde in seinen Palast tragen muß. Ara, das Donnergrollen ist sein Bote, den er mit lautem Geräusche aussendet. Der kleine Vogel Papagori ist ihm heilig, und die Verehrer des Gottes verstehen den Ruf desselben, Oya (der Niger), Oschun und Oba (zwei Flüsse gleichen Namens) sind unter seinen Schwestern seine Frauen. Alle drei begleiten ihren Gemahl beständig, und zwar tragen ihm Oya mit ihrem Boten den Afefe (den frischen Wind), Oschun und Oba Bogen und Schwert. Schangos Sklave Biri (die Finsternis) geht in seinem Gefolge. Die Farben Schangos sind rot und weiß. Er wird im allgemeinen als Gott des Blitzes und Gewitters angesehen.

2.

Diese Halbgottheit ward zu Ife geboren und regierte in der kürzlich zerstörten Stadt Ikoso; andere sagen, er sei ein aus Nupe stammender Gott. Er hatte seinen Palast von Messing und hielt einen Stall von 10000 Pferden. Das zeigt, daß er anfangs nur ein Sterblicher war. Er ging von dannen, um im Himmel zu leben, wo er im Staate herrscht, jagt, fischt, Märkte abhält und Kriege führt.

Der abstrakte Schango ist der Enkel von Aganju („Die Wüste oder das Firmament"), ein Nachkomme von Okikische. Sein Vater

ist Orungan (der Mittag), seine Mutter ist Yemaja oder Ijemaja („die Mutter der Fische“), ein unbedeutender Fluß in Yoruba. Sein älterer Bruder ist Dada oder die Natur — von „da“ erschaffen — sein jüngerer ist der Fluß Ogim; sein Freund und Bundesgenosse ist Orischako (Gott der Farmen); sein Sklave ist Biri (die Dunkelheit); seine Frauen sind die Ströme Oya (der Niger), Oschun und Obba; sein Priester ist Magba (der Empfänger).

Schangos Verehrer tragen seine Tasche, weil er ein Freund von räuberischen Kriegen ist. Sachlich ist er der Gott des Donners, Blitzes und Feuers. Er wird auch Jacuta oder Steinwerfer genannt und beschützt die Guten. Er ist aber vor allem der Protektor der Krieger, Jäger und Fischer.

3.

Schango war früher ein König, der späterhin zum Gotte ward.

Er war Herrscher zu Oyo, der Hauptstadt Yorubas. Er war so grausam, daß Häuptlinge und Volk ihm eine Kalabasse voll Papageieneiern schickten mit der Botschaft, daß er durch die Regierungsgeschäfte müde sei und schlafen gehen solle. Der König rief seine Anhänger zusammen, doch sie fielen, und er mußte sein Heil in der Flucht suchen. Er verließ die Stadt bei Nacht, nur von einem Sklaven und von einer Frau begleitet. Er trachtete danach, nach Tapa am Niger, dem Wohnorte seiner Mutter, zu kommen. Während der Nacht bereute seine Frau ihre Handlung ebenfalls und verließ ihn. Er wandelte nun mit seinem Sklaven im Walde umher nach einem Ausgang fahndend. Zuletzt ließ er den Sklaven zurück mit den Worten:

„Warte hier, bis ich zurückkomme, wir wollen dann den Ausgang weiter suchen“.

Der Sklave wartete umsonst auf Schango. Da machte er sich auf die Suche und fand, daß er sich erhängt hatte. Er fand den Ausgang aus dem Walde und gelangte nach Oyo, wo er die Märe kundthat.

Da befiel die Häuptlinge und Edlen ein großer Schrecken. Sie gingen hin und suchten den Leichnam. Sie fanden ihn aber

nicht mehr, wohl aber eine tiefe Grube, aus der das Ende einer eisernen Kette hervorragte. Sie konnten lauschend Schangos Stimme in der Tiefe vernehmen. Da bauten sie an der Stelle einen kleinen Tempel und ließen zum Dienste des neuen Gottes einen Priester zurück.



Fig. 255. Kleiner Schangotempel. (Privatmuseum in Lyon.) Schango und sein Weib. Der liegende Kopf scheint die auf- oder untergehende Sonne darzustellen. Die eisernen Stäbe sind Embleme Schangos; die Zickzacklinie stellt den Blitz dar.

In der Stadt sagten sie:

„Schango ist nicht tot; Schango ist ein Orischa geworden. Er ist unter die Erde gegangen und lebt bei den Toten, mit denen wir ihn sprechen hörten.“

Als aber Zweifler und Spötter sagten:

„Schango ist tot, Schango hat sich selbst erhängt“, da kam der Gott in einem Gewittersturm selbst und erschlug viele der Ungläubigen, um seine Macht zu zeigen.

Der Platz, wo Schango in die Erde gestiegen war, ward Kuso genannt; bald entstand an demselben eine große Stadt. Viel Volk zog hin, um dort zu wohnen.

4.

Eine andere Mythe macht Schango zum Sohn von Obatalla. Er war verheiratet mit Oya, Oschun und Oba, den drei Wassergöttinnen. Als irdischer König regierte er zu Oyo.

Die Mythe erzählt, daß Schango eines Tages von seinem Vater ein mächtiges Zaubermittel erhielt. Der davon Genießende ward in den Stand gesetzt, jedes Hindernis zu überwinden. Schango verzehrte den größten Teil und gab den Rest Oya mit dem Auftrage, ihn zu verwahren. Als er sich aber abgewandt hatte, aß diese den Rest selbst.

Wie gewöhnlich versammelten sich am nächsten Morgen die Edlen und Häuptlinge zum Ratsprechen und Ratschlagen. Alle sprachen nach einander. Als aber Schango zu sprechen begann, schlugen Flammen aus seinem Munde, und es befiel alle ein gewaltiger Schrecken. Ebenso lohten aus dem Munde der Oya, die die Mädchen und Frauen des Palastes schelten wollte, Flammen, sodaß alles entsetzt von dannen lief, und der Palast bald ganz verlassen war.

Da sah Schango, daß er als Gott niemand untergeordnet sei und berief seine drei Frauen. Er nahm eine lange Eisenkette in den Mund, stampfte mit den Füßen auf die Erde, die sich sogleich unter ihm öffnete und stieg mit seinen Frauen hinab. Die Erde schloß sich wieder, aber das Ende der Kette blieb am Tageslicht.

5.

Seit Schango mit seinen drei Frauen in die Erde hinabgestiegen war, kam er oftmals zur Welt zurück. Eines Tages, als er unten in der Tiefe Oya gescholten hatte, weil sie von seiner

Medizin gestohlen hatte, und sie, erschreckt durch seine Gewaltsamkeit, von dannen geflohen war, suchte sie Zuflucht bei ihrem Bruder, dem Seegotte Olokun.

Als Schango von ihrem Aufenthalt gehört hatte, that er einen heiligen Schwur, sie so zu schlagen, daß sie seine Streiche nie vergessen solle. Am nächsten Morgen stieg er mit der Sonne empor, verfolgte sie den ganzen Tag auf ihrem Laufe und erreichte mit ihr am Abend den Platz, wo Himmel und Erde sich berühren. Er stieg hinab in das Land seines Bruders Olokun. Die Sonne hatte absichtslos Schango den Weg über den Himmel zu Olokuns Palast gezeigt. Schango war es schwer gefallen, ihr zu folgen, ohne gesehen zu werden und sich zu verbergen, wenn sich die Sonne umwandte.



Fig. 256. Bild von Schango; Badagri, Westafrika. (Missionsmuseum in Basel.)

Als Schango Olokuns Palast erreichte und daselbst Oya sah, machte er ein großes Geschrei und viel Bewegung. Er stürzte vorwärts, um sie zu ergreifen, doch Olokun hielt ihn fest. Wie nun die zwei miteinander kämpften, lief Oya mit ihrer Schwester Olosa (der Lagune) von dannen.

Als Olokun sah, daß Oya entschlüpft sei, ließ er Schango frei, der nun, ergrimmter denn vorher, drohend und fluchend hinter seiner Frau herlief. In seiner Wut riß er Bäume rechts und links vom Wege mit den Wurzeln aus. Oya sah vom Hause ihrer Schwester aus, wie Schango über die Bänke der Lagunen daherkam. Wohl wissend, daß Olosa sie nicht zu schützen vermöge, begann sie die Flucht von neuem und eilte an den Ufern entlang zu dem Platze, wo die Sonne unterging.

Als sie so rannte und Schango heulend und brüllend hinter ihr herhetzte, stürzte sie sich in ein Haus, das am Wege stand und flehte den Mann, der darin war, um seinen Schutz an. Sie bat diesen, den Huisi, sie zu verteidigen. Huisi fragte, was er, der Mensch, gegen Schango ausrichten könne. Da gab ihm Oya von der Medizin, die sie ihrem Manne gestohlen hatte, zu essen. Darauf ward Huisi ein Orischa und versprach, sie zu schützen.

Als Schango näher kam, rannte Huisi zu den Bänken der Lagune und zog einen mächtigen Baum mit den Wurzeln heraus, ihn gegen Schango in der Luft schwingend. Da kein weiterer Baum in der Nähe stand, ergriff Schango das Boot des Huisi und schwang es in die Luft gleich einer Keule. Als die beiden Waffen gegeneinander sausten, zerbrachen sie in Splitter. Da rangen die beiden Orischa miteinander; Flammen schlugen aus ihrem Munde, und die Füße traten klaffende Spalten in den Boden, als sie sich so hin- und herschleuderten. Der Kampf währte eine Zeit, ohne daß der eine des anderen Herrn zu werden wußte, bis zuletzt Schango wuterfüllt, einsehend, daß er hintergangen sei, und fühlend, daß seine Kräfte nachließen, auf den Boden stampfte, daß die Erde sich aufthat, und hinabfuhr, Huisi mit hinabziehend. Am Ende des Kampfes war Oya nach Lokoso (bei Porto Novo) geflohen. Dort blieb sie und das Volk baute einen Tempel, sie darin zu verehren. Für Huisi, der infolge der genossenen Medizin ein Gott geworden war, wurde auch ein Tempel gebaut, und er so auf dem Platze, wo er mit Schango gefochten hatte, verehrt.

Der gewaltige Gott, der im strahlenden Messingpalaste wohnt, der über 10000 schnelle Rosse gebietet, der grausame Herrscher, der alles um sich her vernichtet, der Mann, der sich nicht hängen läßt, (Vergl. auch Seite 333, „die Todesform des Ganga Chitome“.) ohne in die Erde zu verschwinden, — das ist ein Sonnengott. Der strahlende Messingpalast ist der erhabene Glanz des Tagesgestirnes, die Pferde stellen die Geschwindigkeit seines Laufes dar, die Grausamkeit ist die fürchterliche Eigenschaft des tropischen Glutballes, er verschwindet in der Erde: die Sonne geht unter.

Besonders schön ist der letzte Teil. Hier enthüllt sich Schango als ausgesprochener Sonnengott. Er steigt mit der Sonne herab und verfolgt ihren Lauf bis zum Meere. An dem Platze, wo die Sonne untergeht, geraten Huisi und Schango in Streit. Flammen schlagen aus seinem Munde, denn das Firmament ist in der Abendsonne rot übergossen. Doch Schango fühlt seine Kräfte ermatten, er stampft auf den Boden, — und der Sonnenball geht unter.

Auf der Bahn der Sonne.

Als bezeichnende Eigenart der Sonnenmythen haben sich ergeben: das Moment des Verschlungenwerdens am Horizonte (Sonnenuntergang), das Motiv der Befreiung (als Sonnenaufgang), der Kampf und die wilde Bewegung, die Auf- und Niedergang begleiten und endlich das träge Hinschleppen zur Mittagszeit.

Ich füge nun als vierte charakteristische Eigenart der solaren Mythenbildung die Betonung fester Straßen an, die den Weg bedeuten, den der Sonnenheld zumal im Aufgang betritt. Diese Sonnenbahnen sind am schönsten ausgebildet auf den östlich von Neu-Guinea also in Melanesien gelegenen Inseln und in Nordwestamerika. Daher nehme ich einen noch nicht des näheren vorgeführten Sonnengott, den Quat zu Hülfe, sowie auch einige nordwestamerikanische Sagen, in denen diese Eigenschaft besonders deutlich ausgeprägt ist.

1. Mythe von Quat (Banks-Inseln).

Quat war nicht von Anfang an. Seine Mutter, deren Name Quatgora oder Iro Ul war, war ein Stein, der auseinanderbarst und ihn hervorbrachte. Er hatte keinen Vater; er war an der

Landstraße geboren. Er wuchs auf und sprach mit einem Male. Er fragte seine Mutter nach seinem Namen und sagte, wenn er einen Vater oder einen Oheim mütterlicherseits habe, solle der ihm einen Namen geben. Dann gab er sich selbst den Namen Quat. Er hatte auch Brüder. Der erste war Tangaro Gilagilaga, Tangaro der Weise, der alle Dinge verstand und die andern unterweisen konnte, der andere war Tangaro Loloquoeng, Tangaro der Narr, der von nichts etwas von wußte und sich wie ein Narr benahm; die anderen waren: Tangaro Siria, Tangaro Nolas, Tangaro Nokalato, Tangaro Noav, Tangaro Nopatau, Tangaro Noau, Tangaro Nomatig, Tangaro Novunue, Tangaro Novlog.

Es waren 11 Tangaros, mit Quat 12 Brüder. Die Namen der letzten 9 sind die Bezeichnungen von Blättern, von Bäumen und Pflanzen, als Brotfruchtblatt, Kokosnußblatt, Bambusblatt, Schirmpalmblatt rc. zu dem Namen Tangaro gefügt, welch letzterer zweifellos derselbe ist, wie Tagaro auf den Neuhebriden und Tangaro in Polynesien.

Diese alle wuchsen auf so, wie sie geboren waren und nahmen ihren Aufenthaltsort im Dorfe Alo Sepere, woselbst ihre Mutter noch immer als in einen Stein verwandelt gesehen werden kann. Daselbst begann Quat das Werk der Schöpfung; er machte Menschen, Schweine, Bäume, Felsen, just wie es ihm einfiel. Aber als er alle Arten von Dingen gemacht hatte, wußte er nicht die Nacht herzustellen, und deshalb war es während des ganzen Tages hell. Da sagten seine Brüder zu ihm:

„Hallo, Quat! das ist keineswegs angenehm; es ist nichts als Tag; kannst Du für uns nicht etwas dagegen thun?“

Da bedachte Quat, was mit dem Tageslicht zu thun sei, und er hörte, daß in Vava auf den Torres-Inseln Nacht sei. Da nahm er ein Schwein, band es und warf es in sein Kanoe. Dann segelte er nach Vava hinüber und kaufte Nacht (quong) von I Quong (Nacht), der dort wohnte. Andere sagen, daß er an den Fluß des Horizontes gefahren sei, um Dunkelheit von der Nacht zu kaufen, daß ihm diese die Augenbrauen geschwärzt und ihn gelehrt hätte, wie man abends einschliefe und wie morgens die Dämmerung

zu machen sei. Quat kehrte zu seinen Brüdern zurück mit der Nachtkenntnis, sowie mit einem Huhne und anderen Vögeln, welche Nachricht geben sollten von der Zeit der Nachtrückkehr. Er ließ die Brüder Bettplätze bereiten. Sie drückten Kokosnußzweige platt und breiteten sie im Hause aus. Da sahen sie zum ersten Male die Sonne sich bewegen und im Westen niedersinken und riefen Quat zu, daß sie sich hinwegschleiche.



Fig. 257. Aëtabogenschützen vom Schiff aus ins Wasser nach Fischen schießend; Philippinen. (Nach Photographie.)

„Sie wird bald gegangen sein, und wenn Ihr einen Wechsel im Angesicht der Erde seht, so ist dies die Nacht“, sagte dieser.

Und er ließ die Nacht kommen.

„Was ist das, was dort über die See kommt und den Himmel bedeckt?“, schrieen sie.

„Das ist die Nacht; setzt Euch nieder auf beide Seiten des Hauses, und wenn Ihr etwas in den Augen spürt, legt Euch nieder und seid ruhig“, sagte er.

So ward es dunkel, und ihre Augen begannen zu blinzeln.

„Quat, Quat, was ist das? Werden wir sterben?"

„Schließt Eure Augen, das ist der Beginn des Schlafes", antwortete er.

Als die Nacht lange genug gewährt hatte, begann der Hahn zu krähen und die Vögel zu zwitschern. Quat nahm darauf ein Stück roten Obsidian und schnitt die Nacht entzwei. Das Licht, über welches die Nacht sich ausgebreitet hatte, schien wieder hervor. Quats Brüder erwachten. Er aber begab sich wieder an das Werk der Schöpfung.

2. Mythe von Quat (Banks-Inseln).

Eine besondere Reihe von Abenteuern waren Quats Begegnungen mit Quasavara. Das war ein Vui, ein sehr starker und sehr großer Krieger, ein Tyrann und Kannibale, der auf den Inseln wohnte, die die Heimat Quats und seiner Brüder war.

Als einstmals Quasavara mit Quat und seinen Brüdern zusammentraf, lud er sie in sein Dorf ein und machte ein Feuer für sie in seinem Backofen. Als es Abend war, sagte er, daß sie in seinem Gamal bei ihm schlafen müßten. Aber sie, die wohl wußten, daß sie getötet werden würden, wenn sie dies thäten, waren sehr erschreckt.

Es ward Nacht, und sie wurden sehr schläfrig. Da forderte Quat sie auf, ins Bett zu gehen. Er riß mit den Knöcheln einen Dachsparren des Gamal auseinander, und sie setzten sich alle hinein und schliefen. Um Mitternacht ergriffen Quasavara und seine Leute Keulen und Bogen und kamen, um Quats Truppe zu töten. Aber als sie auf den Schlafplätzen niemand trafen, zogen sie enttäuscht wieder ab.

Gegen Tagesanbruch krähte der Hahn. Quat weckte seine Brüder und bat sie, schnell herauszuschlüpfen, damit sie beim Tageslicht nicht beobachtet werden möchten, wenn sie den Sparren verließen. So kamen sie heraus.

Als es heller Tag war, kamen Quasavara und seine Leute herbeigelaufen. Sie fanden Quat und seine Brüder im Gamal miteinander schwatzen.

„Wo habt Ihr geschlafen?“ fragten sie.

Alle antworteten auf einmal, daß sie an dem ihnen angewiesenen Platze geruht hätten. Nur Tangaro, der Narr, rief aus:

„Wir schliefen in diesem Dachsparren.“

Da waren die Brüder sehr entrüstet.

Quasavaras Partei beratschlagte, als die Nacht wiederum nahte, wie sie jene im Dachsparren töten könnten. Quat aber riß in dieser Nacht einen Seitenpfosten heraus, öffnete ihn, und die Brüder

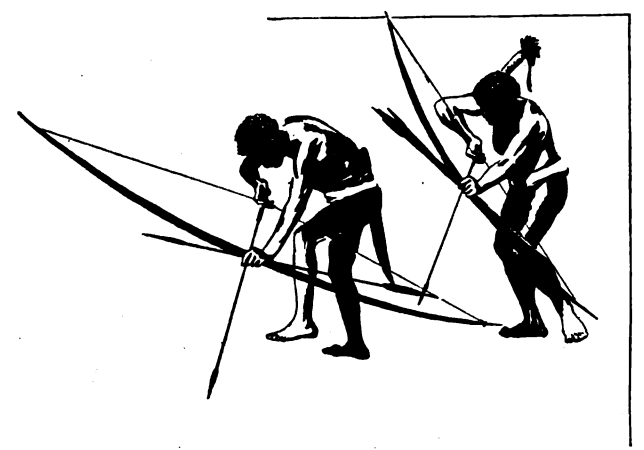


Fig. 258. Aëtabogenschützen vom Schiff aus in Wasser nach Fischen schießend; Philippinen. (Nach Photographie.)

schliefen darin. Die Leute Quasavaras kamen in der Nacht und zerbrachen den Dachsparren. Sie fanden niemand darin und zogen abermals resultatlos ab.

Am nächsten Morgen kamen sie in das Gamal und trafen Quat und seine Brüder ganz gelassen. Wiederum aber bekannte Tangaro, der Narr, daß sie im Seitenpfosten geschlafen hätten.

In der nächsten Nacht öffnete Quat den großen Hauptpfosten, und sie schliefen darin. Und wieder kam Quasavara, zerbrach den Seitenpfosten und fand niemand darin. Tangaro, der Narr, jedoch gab abermals ihren Zufluchtsort kund, obgleich er von seinen Brüdern gewarnt und gescholten war.

Quasavara beschloß nunmehr, einen anderen Weg einzuschlagen und die Brüder beim Mahle zu töten. Diese Nacht öffnete Quat den Giebelpfahl mit einem starken Schlage, und sie schliefen alle in demselben. — Wohl wissend, was beabsichtigt sei, traf Quat seine Vorbereitungen, um die Brüder zu retten. Er pflanzte einen Kasuarinabaum und gab ihnen Instruktionen, was sie zu thun hätten:

„Wenn sie sich daran machen, das Essen zu bereiten, wascht Eure Hände in den Bambuswassergefäßen, bis sie leer sind. Und wenn sie dann Salzwasser haben wollen und jemand gebrauchen, der die Gefäße füllt, so bieten sich zwei von Euch an, herauszugehen, und danach gehen noch zwei gemeinsam. Wenn Ihr ein Stück fort seid, werft die Wassergefäße auf den Boden und steigt auf den Kasuarinabaum! So macht Ihr es alle."

Sie handelten alle nach dem Übereinkommen. Als der Ofen zugedeckt war, riefen Quasavaras Leute:

„Hallo! Es ist kein Salzwasser mehr vorhanden. Wer will welches holen?"

„Wir zwei", — sagten zwei Brüder Quats, und sie gingen, zerwarfen die Wassergefäße und kletterten auf den Baum. Quasavaras Leute warteten, bis es ihnen zu lange währte. Da forderten sie zwei weitere Brüder auf zu gehen. Diese entfernten sich also ebenfalls, warfen die Gefäße fort und kletterten auf den Baum. So ging es, bis alle Brüder auf dem Baume und Quat nur noch allein bei Quasavara und seinen Leuten neben dem Ofen zurückgelassen war.

Als sie nunmehr den Ofen öffneten, setzte sich Quat mit einer tüchtigen Hand voll Futterbeuteln neben den Ofen. Als sie das Essen herausnahmen, schlug Quasavara mit seiner Keule nach Quat, fehlte ihn aber. Quat lief davon auf die andere Seite des Ofens, und indem er Speise herausnahm, rief er:

„Das ist für meine Brüder, dies für meinen Gefährten," — und steckte sie in seinen Beutel.

Quasavara sprang hinter ihm drein, schlug nach ihm, verfehlte ihn jedoch abermals. Und Quat rannte auf die andere Seite, steckte Nahrung in den Beutel und rief dasselbe. So sprangen sie hintereinander her, bis der Ofen leer und Quats Beutel gefüllt war.

Dann lief Quat fort zu seinen Brüdern, Quasavara hinter ihm her, nach ihm schlagend, im Laufe aber verfehlend, und so jagte er ihn, bis Quat seine Brüder erreicht. Da kletterte Quat auf den Baum und Quasavara hinter ihm her.

Die Brüder hatten sich an der Spitze versammelt, und Quat klomm zu ihnen empor und blieb dort sitzen, denn höher konnten sie nicht klettern. Da stieg Quasavara nahe zu ihnen und streckte seinen Arm aus, so weit er konnte, um nach ihnen zu schlagen. Quat aber rief aus:

„Mein Kasuarina, verlängere Dich!"

Und so verlängerte sich der Baum zwischen Quat und Quasavara und ließ diesen weit zurück. Quasavara kletterte jedoch abermals hinter ihm her und kam wieder ganz nahe zu ihm. Und wiederum rief Quat:

„Werde länger, mein Kasuarina."



Fig. 259. Netabogenschützen nach Vögeln in den Bäumen schießend; Philippinen. (Nach Photographie.)

Abermals trug der Baum, sich verlängernd, Quat und seine Brüder von Quasavara fort. So ging er weiter, bis die Spitze des Baumes den Himmel erreichte. Da sprach Quat:

„Biege Dich herab, mein Kasuarina!"

Der Baum bog seine Spitzen herab bis zur Erde, und sie stiegen einer nach dem anderen auf den Boden, Quat als der letzte. Als er den Boden erreicht hatte, hielt er die Spitze des Kasuarina

fest, und ehe er losließ, wartete er, bis Quasawara, der ihm folgte, den Boden erreicht hatte. Da rief Quat aus:

„Jetzt räche ich mich!“

„Ach Quat“ — flehte Quasavara — „thue mir kein Leid an, nimm mich in Dein Haus, ich will für Euch arbeiten.“

„Mit nichten“, entgegnete Quat, „ich will mich rächen für das Unrecht, das Du mir angethan hast.“

So ließ er denn den Gipfel des Kasuarina fahren. Der Baum schnellte zurück und schleuderte Quasavara fort. Sein Kopf schlug gegen den Himmel, und er stürzte auf die Erde. Da liegt er der Länge nach auf der Erde, auf dem Antlitze in einen Stein verwandelt.

3. Mythe von Quat (Aurora).

Es kamen einstmals einige Frauen vom Himmel, die hatten Flügel gleich den Vögeln. Die kamen zur Erde herab, um sich in der See zu baden. Und als sie badeten, nahmen sie ihre Schwingen ab. Als Quat vorbeiging, sah er sie zufälligerweise. Er nahm ein Paar der Flügel fort und ging in das Dorf und vergrub sie am Fuße des Hauptpfeilers seines Hauses. Dann kam er wieder zurück und beobachtete die Frauen. Als diese das Bad beendet hatten, kamen sie, um ihre Flügel zu ergreifen. Sie flogen auf gen Himmel. Eine aber blieb zurück; der hatte Quat die Schwingen geraubt.

Und sie schrie.

Da trat Quat herzu, und betrügerischen Sinnes fragte er:

„Warum weinst Du?“

Sie antwortete:

„Meine Flügel sind mir weggenommen worden.“

Da nahm Quat sie mit nach Hause und heiratete sie. Quats Mutter nahm sie mit zur Arbeit. Als sie ein Blatt des Yams berührte, waren die Yamsknollen da, als ob sie schon jemand ausgegraben habe. Als sie ein Blatt einer Banane berührte, waren die Früchte sogleich reif. Als die Mutter Quats solche Dinge sah, schalt sie, nicht aber Quat, der war auf die Vogeljagd gegangen.

Und als Quats Mutter also schalt, da ging sie ins Dorf zurück, setzte sich an den Hauspfeiler und weinte bitterlich. Es flossen die Thränen auf den Boden und machten eine tiefe Höhle. Und die Thränen tröpfelten herab, wühlten die Flügel hervor und wuschen die Erde von ihnen ab, so daß sie sie fand.

Da flog sie wieder zurück zum Himmel.

Als Quat vom Vogelschießen heimkehrte, sah er, daß sein Weib nicht mehr da war und schalt seine Mutter. Er tötete ein Ferkel, befestigte Spitzen an sehr viele Pfeile und erklomm das Dach seines

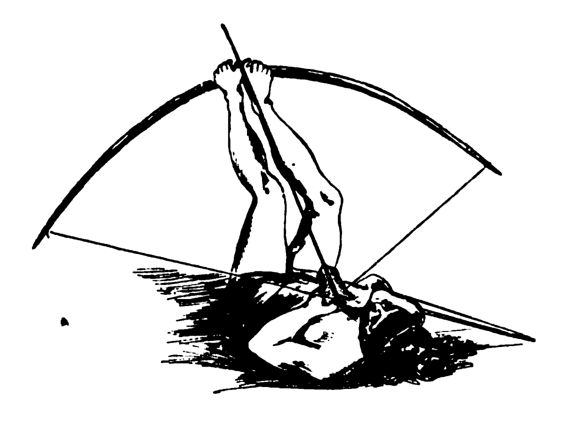


Fig. 260. Brasilianerin mit dem Bogen in die Luft schießend. (Nach spanischem Holzschnitt.) Die Haltung der Zehen und die Anspannung der Sehne ist falsch. Wenn der Schuß abgelassen, fällt bei dieser Haltung der Bogen unfehlbar zur Erde. Vergl. demgegenüber Fig. 261.

Hauses. Er schoß zum Himmel empor. Da er sah, daß sein Pfeil nicht zurückkam, schoß er zum zweitenmal, und der zweite Pfeil traf den ersten. So schoß er lange Zeit und traf stets, und die Pfeilkette reichte herab zur Erde. Und siehe da, eine Feigenwurzel schlang sich um die Pfeile. Quat nahm nun einen Korb mit Schweinefleisch in seine Hand und kletterte zum Himmel empor.

Und er traf eine hackende Person an; und er fand sein Weib. Er sagte zu der hackenden Person:

„Wenn Du eine Feigenwurzel siehst, zerstöre sie nicht.“

Als die beiden an der Feigenwurzel herabkamen und den Boden noch nicht erreicht hatten, hackte diese Person die Wurzel ab. So stürzte Quat herab und starb. Die Frau jedoch flog zum Himmel zurück.

4. Mythe von Quat (Banks-Inseln).

Die Sage erzählt, daß Quat auf Gaua von der Welt Abschied genommen habe. Wo jetzt in der Mitte der Insel der große See liegt, war früher eine große, mit Wald bedeckte Ebene. Quat schlug sich dort aus einem der größten Bäume ein Boot. Während er es herstellte, ward er oft von seinen Brüdern ausgelacht. Sie fragten ihn, wie er ein so großes Kanoe in die See bringen wolle. Er antwortete stets nur, sie würden es schon sehen. Als das Boot beendet war, nahm er sein Weib und seine Brüder hinein, sammelte die lebendigen Geschöpfe der Insel, besonders so kleine wie die Enten und begab sich mit ihnen in das Kanoe, das er mit einer Decke versehen hatte. Dann kam ein Regenbruch. Die große Senkung inmitten der Insel ward voll Wasser, welches durch die umgebenden Hügel hereinbrach an der Stelle, wo jetzt der große Wasserfall von Gaua herabstürzt. Das Boot nahm seinen Weg durch einen Kanal in die See und verschwand. Das Volk meint, daß mit Quat das Beste von der Insel genommen sei, und wartet noch immer auf seine Rückkehr.

5. Mythe von den Torres-Inseln.

Sie lebten an ihrem Platze, und seine Genossen machten einen Garten, in dem sie die Bananen pflanzten. Als diese Früchte trugen und reif wurden, ging Delingavouv jeden Tag hin und aß Bananen, nicht auf dem Boden, sondern er stieg auf die Bäume und aß. Nach einiger Zeit wurde er entdeckt; einer von den Genossen ging in den Garten und sah ihn auf einem Bananenbaume sitzen. So lief er denn hin und erzählte es den anderen. Er sagte:

„Ihr Burschen, ich habe einen gesehen, der stiehlt und ißt unsere Bananen.“

„Dann mache Bogen für uns, damit wir hingehen und ihn töten“, sagte Maraw-hihi.

Aber sie sagten:

„Maraw-hihi, niemand wird imstande sein, ihn zu schießen und ihn zu töten.“

„Ich will ihn schießen und töten“, sagte Maraw-hihi.

„Es ist vollständig unmöglich“, sagten sie.

Immerhin machten sie Bogen, jeder für sich selbst und brachen Spitzen für ihre Pfeile. Und als das geschehen war, sagte Maraw-hihi:

„Laßt uns gehen, einer nach dem andern.“

So ging der erste in den Garten und sah ihn auf dem Bananenbaume sitzen, und schlich sich auf den Zehen hin, um ihn zu schießen. Aber Delingavouv streckte seinen Arm aus, wie eine Fledermaus und der Mann erschrak und rannte zurück und erzählte es den anderen.

„Es ist unmöglich, es zu thun“, sagten sie.

Fig. 261. Bogenschießender Wedda; Ceylon. (Nach Photographie von E. Schmidt.)

Maraw-hihi sagte, es müsse wieder einer gehen, und ein weiterer ging, und dieselbe Geschichte geschah nochmals.

So gingen sie alle hin nacheinander und kamen zurück und stritten mit Maraw-hihi, sagend, es könne unmöglich vollbracht werden.

„Dann werde ich es selbst thun. Ich werde ihn schießen und töten“, sagte Maraw-hihi.

Und dieser Maraw-hihi, sagen sie, war geschickter als sie alle; und er ging als letzter und sah Delingavouv auf dem Bananenbaume sitzen, und er schlich auf seinen Zehen unter den Bananenbaum. Als Delingavouv seinen Arm ausstreckte, erschrak er nicht; aber er schoß ihn mit einem Vogelpfeil von Kasurinaholz und traf

ihn an das Ohr und schoß das rechte Ohr ab. Delingavouv fiel daher auf den Boden. So läuft Maraw-hihi hin und erzählt es seinen Freunden.

Aber Delingavouv erhob sich unter der Banane und ging heim zu seiner Mutter. Als er deren Haus erreichte, suchte er sie auf, und sie sagte:

„Was giebt es, mein Sohn?“

Und er sagte:

„Gieb mir eine Axt.“

Und seine Mutter sagte:

„Was willst Du damit?“

Aber er hinterging sie und sagte ihr nicht, daß Maraw-hihi ihm das Ohr abgeschossen habe. Sondern er ging hin und schnitt sich ein anderes Ohr aus der Wurzel eines Baumes namens „Raw“. Und als er die Rawwurzel hackte, sagte er:

„Schlage in Stücke, schlag auseinander!“

Aber Maraw-hihi hatte einen von seinen Leuten hingesandt, der ging und lauschte und hörte ihn sagen:

„Schlage in Stücke, schlag auseinander!“

Und er ging zurück und sagte Maraw-hihi, das Delingavouv sich ein Ohr schlage an Stelle des abgeschossenen. Danach machten Maraw-hihi und seine Leute ein Fest und tanzten jeden Tag. Und als Delingavouv davon hörte, sagte er:

„Ich will gehen und Rache nehmen.“

Er sammelte eine große Menge Kastanien und nahm Feuer. Er sammelte Steine und nahm einen Tanzmantel von Blättern. So ging er zu ihnen. Aber er ging nicht offen und aufrecht zu ihnen, sondern blieb hinter dem Dorfe. Da machte er ein Feuer und röstete seine Kastanien und erhitzte die Steine und grub eine sehr tiefe Grube und bedeckte deren Öffnung mit dem Tanzgewand von Blättern. So saß er und bewachte die Tanzenden.

Als sie lange getanzt hatten, hörte einer auf, um Atem zu schöpfen; und als er Delingavouv da sitzen und Kastanien essen sah, bat er ihn, ihm einige zu geben.

„Laufe hier herüber“, sagte Delingavouv.

So rennt jener zu ihm herüber und setzt sich auf das Tanzkleid nieder. Doch wie er sich niederwirft, um hinzusetzen, da geht es stracks hinab in die Höhle. Delingavouv benutzte den gleichen Kniff für alle Genossen des Tanzes und ließ sie alle hinab in die Grube, Miraw-hihi zuletzt. Da nahm er die Steine, die er über dem Feuer erhitzt hatte, und warf sie hinab in die Höhle, um die Männer durch die Hitze zu töten. Dann ging Delingavouv mit der Überzeugung, sie getötet zu haben, nach Hause.

Als Delingavouv sie hinabgeworfen hatte, hatte Maraw-hihi zu seinen Genossen gesagt:

„Kommt rund um mich auf diese Seite der Höhlung.“



Fig. 262. Bogenschießender Bororo; Brasilien. (Nach v. d. Steinen.)

Also hatten sie gethan, und kein einziger ward getötet. Dann sagte Miraw-hihi zu seinen Leuten:

„Wißt Ihr, wie wir unser Leben retten werden?“

Und sie antworteten:

„Wir sind alle schon tot.“

„Nicht auf einmal,“ sagte er.

„Ich weiß sehr wohl, daß wir nicht sterben werden.“

Maraw-hihi erhob seine Augen auf zu der Öffnung der Grube und sah den über die Grube hängenden Zweig eines Feigenbaumes. Er sprach:

„Laßt uns ker galgalaput (d. h. einen Pfeil nach einem anderen schießen, wobei ein jeder getroffen wird und sich in demjenigen vor ihm festsetzt)“.

Und sie thaten also; und die Rohrschäfte der Pfeile, die sie hinaufgesandt hatten, reichten zu ihnen hinab in die Höhle. Da sagte Maraw-hihi:

„Klimmt hinauf an den Schäften."

Sie sagten zu ihm:

„Du zuerst und wir nach Dir".

Dann kletterte er an der Reihe der Pfeile empor und gelangte aus der Grube, und so retteten sie alle ihr Leben.

6. Utahagi (Bantik auf Celebes).

Utahagi die Tochter der Limumu-ut und des Toar schwebte mit sechs anderen Nymphen, welche ihre Schwestern und ebenfalls schöne Frauen waren, vom Himmel herab, um sich in einem Brunnen, der sehr helles und reines Wasser hatte, zu baden.

In dieser Zeit wohnte in Mandolang ein gewisser Kasimbaha, ein Sohn der Mainola und des Linkanbene, welch letzterer ein Sohn der Limumu-ut und des Toar war. Da nun Kasimbaha die Nymphen in der Luft entdeckte, sah er sie zuerst für weiße Tauben an, bemerkte aber, nachdem sie zum Brunnen gekommen waren und sich entkleidet hatten, zu seiner größten Verwunderung, daß es Frauen waren. Während nun die Nymphen im Bade waren, nahm Kasimbaha ein Blasrohr, schlich sich durch das Gebüsch möglichst nahe zum Brunnen und zog durch dasselbe einen der leichten Röcke zu sich hin. Dieser besaß die Kraft, daß derjenige, der ihn anhatte, dadurch fliegen konnte. Jedes der Mädchen zog nach beendetem Bade ihr Kleid wieder an und schwebten heimwärts; eine derselben konnte aber das ihrige nicht finden und mußte daher zurückbleiben.

Diese war Utahagi, so nach einem weißen Härchen genannt, welches auf dem Scheitel ihres Hauptes wuchs und eine besondere Kraft hatte. Kasimbaha brachte sie nach seiner Wohnung und machte sie zu seiner Frau. Aus dieser Ehe entsproß ein Sohn, namens Tambaga, welcher sich später mit Matinimbang verheiratete.

Einige Zeit danach teilte Utahagi ihrem Manne das Geheimnis des weißen Härchens insoweit mit, daß sie ihm empfahl, ja vorsichtig damit zu sein, weil, wenn sie es durch einen Zufall verlieren sollte, großes Unglück daraus entstehen würde. Als nun diesen Worten nicht geglaubt wurde, ob aus anderer Ursache, die man nicht

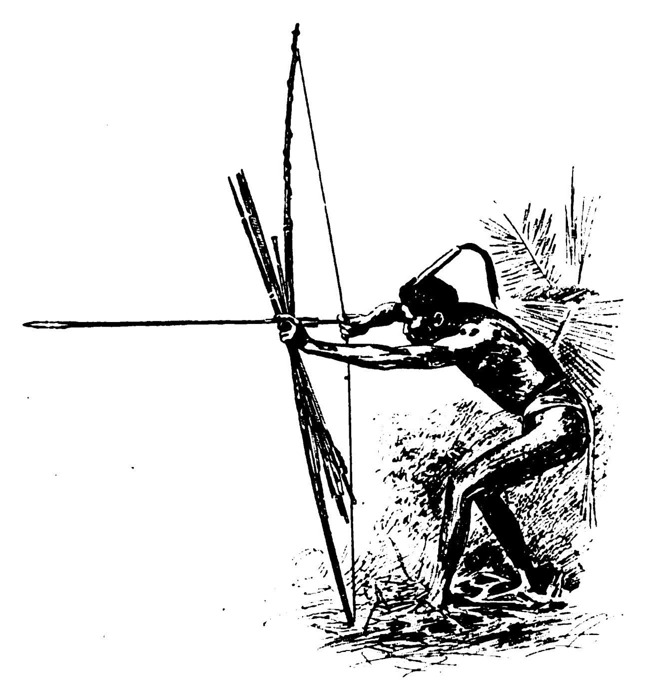


Fig. 263. Bogenschießender Aëta; Philippinen. (Nach Photographie.)

gekannt — kurz, soviel ist gewiß, daß, da er dasselbe ausgezogen, ein schwerer Sturm, begleitet von Blitz und Donner, entstand. Nachdem dieses Gewitter ausgetobt hatte, war Utahagi verschwunden und in den Himmel zurückgekehrt.

Ihren Sohn Tambaga hatte sie bei Kasimbaha zurückgelassen. Dieses Kind hörte nicht auf zu weinen, was seinen Vater sehr betrübte, da derselbe voraussah, daß er seinen Sohn auf die Dauer

nicht würde versorgen können. So sann er nach einem Mittel, auch in den Himmel zu kommen.

Er wollte dies vermittels einer Rottangranke thun, welche von der Erde bis in den Himmel reichte. Aber sie war voll Dornen. Als er nun dastand und überlegte, was zu thun sei, kam eine Feldratte, nagte alle Dornen ab und machte ihm so das Klettern längs der Rottangranken möglich.

Kasimbaha klomm nunmehr mit seinem Söhnlein auf dem Rücken empor. Als sie schon sehr weit gekommen waren, entstand ein schwerer Sturm im Westen, der sie nach der Sonne verschlug. Auf derselben war es aber sehr heiß. Deshalb erwarteten sie den Aufgang des Mondes, mit dessen Hülfe sie glücklich den Himmel erreichten.

Ein kleiner Vogel wies ihnen Utahagis Haus. Kasimbaha ging hinein, konnte aber, da es Abend war, nichts unterscheiden.

Ein Johanniswürmchen kam zu ihm und sagte:

„Ich sehe schon, wenn ich Dir nicht weiter helfe, wirst Du Utahagis Aufenthalt nicht finden, denn in diesem Hause werden sieben Zimmer von sieben Schwestern bewohnt. Merke also wohl auf die Thür, auf welche ich mich setzen werde, diese nämlich führt in das Zimmer Deiner Frau."

Diesem Rat folgend, trat er in das Zimmer Utahagis und überreichte ihr ihren Sohn Tambaga. Sie gab ihm jedoch einen strengen Verweis, da sie all' das ihn überkommende Unglück seiner eigenen Schuld zuschrieb.

Utahagis Bruder, der auch Impong (ein Halbgott) war, sagte zu den anderen Himmlischen:

„Was wird das jetzt? Da meiner Schwester Mann kein Impong ist, kann er nicht bei uns bleiben. Wir wollen ihn aber auf die Probe stellen und neun zugedeckte Schüsseln auftragen, acht mit Reis, eine mit etwas anderem gefüllt. Öffnet er die letzte zuerst, so ist er ein Menschenkind und kein Impong.

Diesmal kam eine Fliege Kasimbaha zur Hülfe und riet ihm, wohl auf ihre Schritte zu achten. Sie sprach:

„Die Schüsseln, in welche ich ein= und aus welchen ich wieder herausgehe, darfst Du ohne Scheu öffnen; berühre aber nicht die, in die ich hineinkrieche, aus der ich aber nicht wieder herauskomme.“

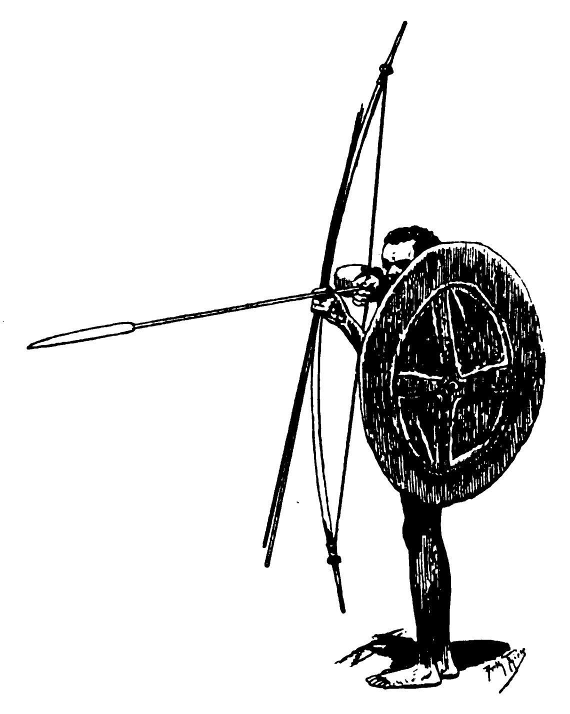


Fig. 264. Bogenschütze aus Bogadjim; Neuguinea. (Nach Photographie.)

Da er die Schüssel mit dem unreinen Inhalte nicht berührte, war man überzeugt, daß er kein Menschenkind, sondern ein Impong sei, und blieb er daher bei seiner Frau im Himmel. Später ließ er aber seinen Sohn Tambaga an einer langen Kette auf die Erde herab, der auf diese Weise in seinen Geburtsort Mandolang zurückkehrte.

Von Tambaga und Matinimbang stammten die Bantik ab.

Nordwestamerikanische Mythen.

Professor Franz Boas hat eine so außerordentliche Fülle von Sagen aus diesem Gebiete gesammelt, daß ich mit Leichtigkeit verschiedene Varianten des hier in Frage kommenden Motives aus ihnen wählen kann.

1. Der Krieg mit dem Himmel.

(Bruchstück einer Sage.)

Die Vögel wollten den Himmel mit Krieg überziehen und schossen ihre Pfeile gegen das Himmelsgewölbe ab, um eine Kette zu machen, an der sie hinaufklettern wollten. Keiner war aber imstande, den Himmel zu erreichen. Endlich nahm der Vogel Tcitu'c seinen Bogen und seine Pfeile, und er traf das Himmelsgewölbe. Dann machte er eine Kette von Pfeilen, die bis zur Erde herabreichte, und alle Tiere kletterten daran in die Höhe. Später brach die Kette, als nur die Hälfte aller Tiere glücklich wieder unten angekommen war.

2. Der Specht und der Adler.

(Im Anfang leicht gekürzt.)

Temetlepsem, der rotköpfige Specht, hatte eine Frau, namens Leqyiles. Tsesfel, der Adler, war der Bruder des Spechtes. Der Specht und der Adler hatten jeder einen Sohn. Erstere lehrte sein Kind, an Bäumen hinaufzuklettern, letztere das seine in weiten Kreisen aufwärts zu fliegen. Letyiap, der Präriewolf, lebte mit ihnen in einem Dorfe, er war ein schlechter Mensch und war eifersüchtig auf die Geschicklichkeit der Söhne des Spechtes und des Adlers. Er dachte darüber nach, wie er jenen Schaden zufügen könnte. Durch List und Schlauheit wußte er sich in den Besitz eines schönen Wasservogels zu bringen. Diesen ließ er vor den beiden jungen Männern herumschwimmen, um sie zu verführen, ihn zu verfolgen. Dann fing der Vogel an, weiter und weiter den Fluß hinaufzuschwimmen. Die Jünglinge waren nicht imstande, ihm

näher zu kommen. Sie kamen mitunter zum Schusse, konnten den Vogel aber nicht töten. So lockte er sie weiter und weiter den Fluß hinauf, bis sie endlich zum Himmel kamen. Dort trafen sie einen der Himmelsbewohner, der sie mit zu seinem Hause nahm.

Als der Specht und der Adler ihre Söhne vermißten, wurden sie sehr betrübt. Sie sandten zu allen Leuten und allen Landen, um nach ihnen zu suchen; sie waren aber nicht zu finden. Endlich erfuhren sie von einem Manne, daß ihre Söhne im Himmel seien. Da wollten sie hinauf in den Himmel gehen, um ihre Söhne wiederzuholen. Sie wußten aber nicht, wie sie hinkommen sollten.

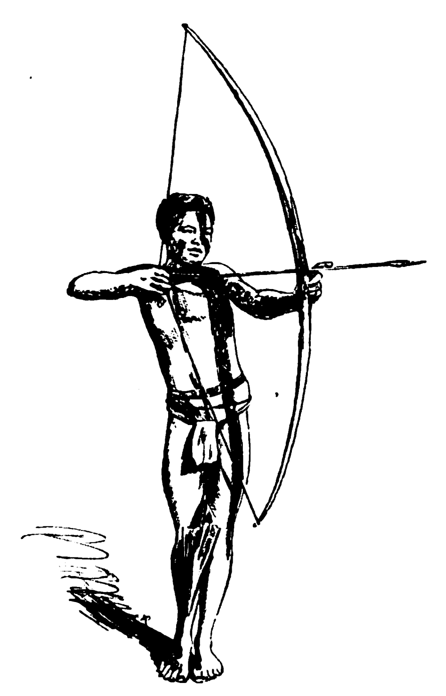


Fig. 265. Bogenschießender Aëta; Philippinen. (Nach Photographie.) Aufgefaßt in der lässigen Haltung kurz vor dem Schuß.

Sie beriefen eine allgemeine Ratsversammlung, in welcher sie die Tiere fragten, wie man in den Himmel kommen könne. Zuerst trugen sie dem Pelikan auf, zu versuchen, in den Himmel zu fliegen. Er flog in die Höhe, mußte aber unverrichteter Sache wieder umkehren. Dann trugen sie dem Maulwurf auf, zu versuchen, unter dem Wasser und unter der Erde in die Höhe zu kriechen. Er konnte es aber nicht. Dann ließen sie die Schwalbe in die Höhe fliegen; sie gelangte aber auch nicht zum Himmel. Nun flog der Adler selbst in die Höhe, mußte aber auch unverrichteter Sache wieder umkehren. Dann machte einer der am Wege wohnenden Zwerge, die außerordentlich stark sind, den Versuch.

Es gelang ihm aber nicht. Da sie nun gar nicht wußten, wie sie hinaufgelangen sollten, stand Tamia, der Enkel von Leqyiles, auf und sprach:

„Ich träumte letzte Nacht, wie wir hinaufgelangen könnten."

Er strich sein Haar zurück, bemalte sie mit roter Farbe, machte eine rote Linie von seiner Stirn über die Nase zum Kinn herunter und begann zu singen, während seine Großmutter Takt schlug:

„Ich, Tamia, fürchte mich nicht, in den Himmel zu schießen."

Dann richtete er seinen Bogen nach dem Eingang zum Himmel droben und schoß einen Pfeil ab. Derselbe flog und flog und traf endlich den Himmel gerade unter dem Eingange. Er schoß einen zweiten Pfeil ab, der die Kerbe des ersten traf, und so fuhr er fort, bis die Pfeile eine lange Kette bildeten. Seine Großmutter half ihm dabei, indem sie sang und Takt schlug. Als die Kette fertig war, wischte er sich die rote Farbe vom Gesichte und bemalte seinen ganzen Körper mit gebrannten Knochen weiß. Dann verwandelte er die Pfeile in einen breiten Weg, der zum Himmel hinaufführte.

Nun gingen alle Leute zum Himmel hinauf, kämpften mit den Himmelsbewohnern, besiegten sie und befreiten die Söhne des Spechtes und Adlers. Dann kehrten sie nach Hause zurück. Als alle glücklich wieder unten angekommen waren, zerbrachen sie den Weg, auf dem sie hinaufgegangen waren. Sie hatten nicht bemerkt, daß die Schnecke noch nicht angekommen war, — die langte erst am Himmelsthore an, als die Pfeilkette schon zerstört war, und mußte sich hinunterfallen lassen. Da zerbrach sie sich alle Knochen, und seither ist sie sehr langsam 2c.

3. Das Baumharz und die Sonne.

Vor langer Zeit war das Baumharz ein Mann, namens Momhanate, dieser war blind. Da er die Sonnenwärme nicht vertragen konnte, ging er nachts aus, roten Schellfisch zu angeln. Morgens, wenn es tagte, rief ihm dann seine Frau zu:

„Komm rasch nach Hause, die Sonne geht auf!"

So kehrte er immer heim, ehe es warm wurde. Eines Tages aber schlief die Frau zu lange, und als sie erwachte, sah sie, daß es

heller lichter Tag war. Erschreckt lief sie zum Strande hinab und rief ihrem Manne zu:

„Komm rasch nach Hause, die Sonne steht schon hoch am Himmel!“

Jener ruderte, so rasch er konnte, doch es war zu spät! Die Sonne schien so heiß auf ihn herab, daß er zerfloß, ehe er ankam. Da wurden seine beiden Söhne traurig und sprachen zueinander:

„Was sollen wir thun? Wir wollen unsern Vater rächen.“

Und sie beschlossen, in den Himmel zu steigen und die Sonne zu töten. Sie nahmen ihre Bogen und Pfeile und gingen zu der Stelle, wo die Sonne aufgeht. Da beschossen sie den Himmel. Der erste Pfeil blieb im Himmel stecken. Der zweite traf den ersten, und so fuhren sie fort, bis eine lange Kette gebildet war, die vom Himmel zur Erde herabreichte. Der ältere Bruder schüttelte daran, um zu sehen, ob sie stark genug sei. Er fand, daß die Kette fest war, und beide Brüder kletterten daran in die Höhe. Als sie im Himmel angelangt waren, töteten sie die Sonne mit ihren Pfeilen. Dann dachten sie, was sollen wir nur thun? Und der ältere sprach:

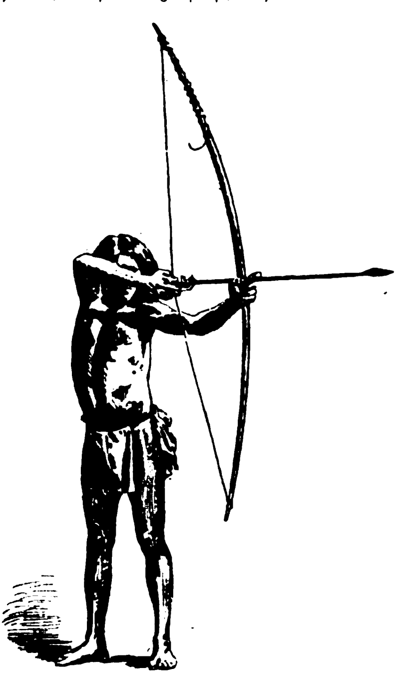


Fig. 266. Bogenschießender Wedda; Ceylon. (Nach Photographie von E. Schmidt)

„Laß uns nun die Sonne werden.“

Und er fragte seinen jüngeren Bruder, wohin er gehen wolle. Dieser erwiderte:

„Ich will zur Nacht gehen, gehe Du zum Tage," — und es geschah also.

Der jüngere Bruder ward der Mond, der ältere die Sonne.

4. Die Mink-Sage.

Einst verspotteten die Leute den Mink, indem sie ihm vorwarfen, er habe keinen Vater und keine Mutter. Da weinte er und sagte:

„Die Sonne ist mein Vater, zu ihm will ich hinaufgehen."

Die Leute aber lachten ihn aus und sagten:

„Wie willst Du denn dort hinkommen? Der Weg zum Himmel ist ja viel zu weit."

Mink lief zu seinem Onkel Yalamihomike und bat ihn um seinen Bogen und um seine Pfeile. Als er diese erhalten hatte, schoß er den ersten Pfeil ab. Derselbe traf den Himmel, das Haus der Sonne. Dann schoß er den zweiten Pfeil, und dieser traf die Kerbe des ersten und blieb darin sitzen. So fuhr er fort zu schießen, bis eine Kette gebildet war, die vom Himmel bis zur Erde herabreichte. Er kletterte daran hinauf und gelangte an das Haus der Sonne. Er setzte sich vor der Thür nieder. Bald trat der Sklave der Sonne vor die Thür, und als er den Knaben dort sitzen sah, eilte er zu seinem Herrn zurück und sprach:

„Herr, draußen sitzt Dein Kind."

Da freute dieser sich und hieß seinen Sklaven Mink hereinrufen. Als dieser kam und sich am Feuer niedergelassen hatte, sprach der Alte:

„Mein Herz ist froh, daß Du gekommen bist, mein Sohn. Es wird mir schwer, jeden Tag die Sonne zu tragen, denn ich bin alt und schwach. Fortan sollst Du sie tragen."

Er hieß Mink baden und gab ihm seinen Ohrenschmuck und seinen Nasenpflock aus glänzenden Haliotis-Schalen. Der Vater prägte ihm ein, nicht so rasch zu gehen, damit er die Welt nicht verbrenne. Am folgenden Tage sandte er Mink aus, die Sonne zu tragen. Der Vater saß vor dem Hause und sah seinem Sohne

nach, der seinem Befehle folgte und langsam am Himmel emporstieg. Gegen Mittag sammelten sich viele Wolken und versperrten Minks Weg. Er ward ungeduldig, stieß die Wolken aus dem Wege und



Fig. 267. Bogenschießender Seri; Centralamerika. (Nach Photographie bei W. J. McGee.)

fing an, rasch zu laufen. Da schien sein Nasenpflock so hell und heiß auf die Erde hinab, daß die Steine zerbarsten und das Wasser anfing, zu kochen. Als sein Vater das sah, eilte er herbei, riß ihm den Nasenpflock und Ohrenschmuck ab und schleuderte ihn ins Meer.

Eine Frau, welche in ihrem Boote ausgefahren war, fand Mink auf dem Meere herumschwimmen. Sie nahm den kleinen Körper ins Boot und sprach:

„Der Arme, er muß schon lange tot sein."

Da sprang Mink auf, rieb seine Augen und sagte:

„O, ich glaube, ich habe lange geschlafen."

5. Der Besuch im Himmel.

Einst wollte Gambigyetlneeq (= das einzig sehende Feuer) zum Himmel hinaufsteigen. Seine Freunde glaubten nicht, daß er dazu imstande sein werde, daher sagte er:

„Wenn ich in den Himmel gelange, werdet Ihr die Sonne stillstehen sehen."

Er ging zu einer kleinen Sandbank in der Nähe von Meqtlakqatla und nahm seinen Bogen und seine Pfeile und ein starkes Seil mit. Dann schoß er einen Pfeil gen Himmel. Er sah ihn fliegen und endlich in dem blauen Gewölbe haften. Er nahm einen zweiten Pfeil und zielte nach der Kerbe des ersten. Er traf diese und fuhr fort zu schießen, bis er eine Kette gebildet hatte, die fast zur Erde herabreichte. Da er alle seine Pfeile verschossen hatte, stellte er seinen Bogen an den Fuß der Kette. Dann kletterte er hinauf. Als er zu dem Hause des Mondes kam, trat er in die Thür und rief:

„Ich will von Haiatlilaqs schön und gesund gemacht werden."

Da riefen ihn die Zwerge, er aber sah sie gar nicht an, sondern ging geraden Weges auf den Häuptling zu, indem er an der Ostseite des Hauses entlang ging. Er wurde freundlich aufgenommen. Da stand die Sonne still, und die Menschen wußten nun, daß Gambigyetlneeq im Himmel war. Der junge Mann blieb eine Zeit lang bei Haiatlilaqs zu Gaste. Dieser reinigte ihn zuerst, indem er ihn badete und wusch. Nach dem Bade fielen Schuppen von seinem Körper, und er war nun rein und weiß wie Schnee. Nach einiger Zeit verlangte ihn zur Erde zurück. Schon ehe er es gesagt, hatte Haiatlilaqs seinen Wunsch gehört und versprach, ihn zurückzusenden. Er sprach:

„Höre, was Du die Menschen lehren sollst, wenn Du zur Erde zurückkommst: Ich freue mich daran, die Menschen auf Erden zu sehen, denn sonst würde es niemand geben, der zu mir betet und mich verehrt. Ich bedarf und erfreue mich Eurer Verehrung. Aber wenn Ihr fortfahrt, Übel zu thun, werde ich Euch vernichten.

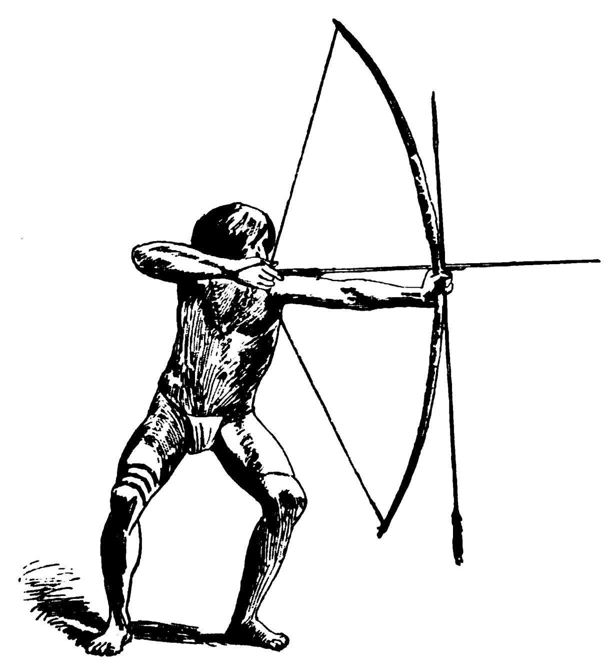


Fig. 268. Bogenschießender Bororo; Brasilien. (Nach von den Steinen.) Der Lendenschurz ist falsch.

Mann und Frau sollen einander treu sein, Ihr sollt zu mir beten, und Ihr sollt nicht den Mond ansehen, wenn Ihr am Ufer sitzt. Ich freue mich Eures Rauches. Ihr sollt nicht abends spielen und lärmen. Wenn Ihr fortfahrt zu thun, was ich verbiete, werde ich Euch vernichten."

Dann sandte er den jungen Häuptling zurück. Er zog ein Brett gerade vor ihrem Sitze beiseite, und Gambigyetlneeq sah die

ganze Erde vor sich liegen, und die Pfeilkette, an der er heraufgeklettert war. Er kletterte wieder daran herunter, und als er unten ankam und seinen Bogen fortnahm, fielen alle herunter. Er ging in seine Heimat zurück und lehrte die Menschen, was Haiatlilaqs ihm aufgetragen hatte.

Die sämtlichen Mythen stellen die Wanderschaft der Sonne und zwar, wie aus vielen Umständen zu erkennen ist, der aufgehenden Sonne dar. Als ganz besonders charakteristisch muß aber Quat und seine Historie bezeichnet werden, die Sonne geht für den Mythenerzähler offenbar auf dem festen Lande auf, denn seine Mutter ist ein Stein, der berstet, wenn sie emporsteigt. Quat kauft nun die Nacht und zwar auf Vava, denn dies ist für die Bangs-Insulaner das Land oder wenigstens die Gegend, wo die Sonne untergeht. Nun wird es Finsternis. Als es nun aber wieder hell werden soll, schneidet Quat mit einem Stück roten Obsidianes die Nacht entzwei, das sind die ersten roten Strahlen der aus der Finsternis emportauchenden Morgensonne.

Nun Quasavara! Das ist eine Personifikation der tagesfeindlichen Nacht, der Herrscher der Nacht. Nachts will er Quat umbringen, tagsüber hat er offenbar nicht die Macht. Wunderhübsch ist immer der Sonnenuntergang angedeutet: Die Quatgenossenschaft schlüpft in irgend einen Balken hinein. Endlich die herrliche Sonnenbahnschilderung: wie der Baum wächst und wächst, und endlich die Quats am hohen Himmelszelte sind, — da ist die aufgehende Sonne der Nacht entronnen.

Die dritte Mythe von Quat und die sechste von Utahagi haben viel Ähnlichkeit. Die Sonnenbahn ist bei ihnen in gleicher Weise geschildert. Diese Quatmythe leitet auch zu einer Untersuchung der sämtlichen nun folgenden Pfeilmythen, die besonders in Nordwestamerika in herrlicher Fülle blühen. In der Mythe von den Torresinseln ist es wesentlich, daß Delingavouv das Ohr abgeschossen wird, daß er sich aber ein neues schnitzt; das ist offenbar eine Erklärung des zu- und abnehmenden Mondes. Der Mond als Herrscher der Nacht ist es, der Maraw-hihi in die Grube lockt (Sonnenuntergang).

Aber der Sonnengott weiß sich zu helfen. Alsbald fliegen aus der Tiefe die Pfeile in die Luft — die Strahlen der aufgehenden Sonne brechen sich Bahn.

In den nordwestamerikanischen Mythen haben wir die lustigsten Beispiele von Sonnenaufgängen. Ich habe hier eine Serie aus-

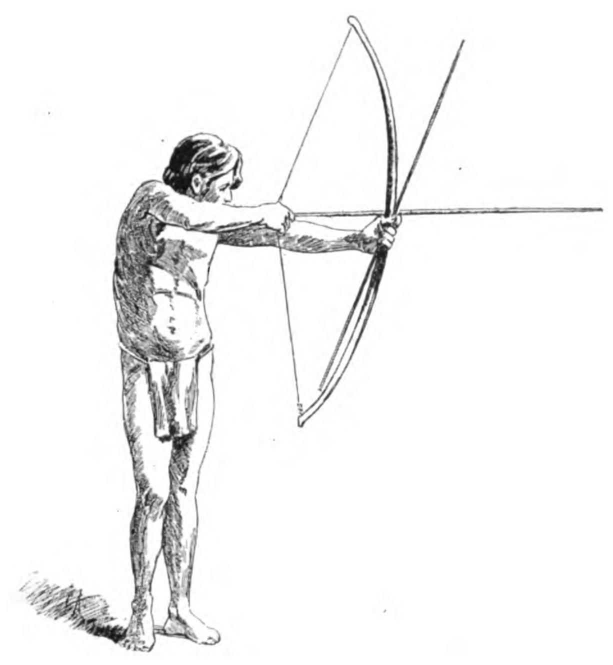


Fig. 269. Bogenschießender Chimila; Nordcolumbien. (Nach Photographie.)

gesucht, in der die Pfeilkette in den Vordergrund tritt, und in denen einzelne Teile besonders auffallen müssen. Wenn z. B. der Specht mit roter Farbe die Pfeilkette betritt, sich dann aber mit gebrannten Knochen weiß bemalt, so kann das nicht anders gedeutet werden, als daß die aufgehende Sonne blutig rot, die mittägliche jedoch blendend weiß strahlt. Im Anfang einer solchen Mythe heißt es:

„Damals war der Himmel noch nahe bei der Erde."

Das kann nichts anderes zu bedeuten haben, als daß die Mythen am Horizonte spielen.

Es ist selbstverständlich, daß diese Pfeile die strahlende aufgehende Sonne bedeuten. In Polynesien hören wir zwar nicht von Pfeilen — denn die polynesischen Völker kämpften nur mit dem Speere — wohl aber von den Speeren, die Götter und Helden schleudern, zumal von dem Speere Mauis, mit dem er die Seelen, die in das in der anderen Hand getragene Netz geraten, tötet. Das sind die vernichtenden Strahlen der tropischen Sonne, die ebenso wiederkehren in Australien und im alten Hellas.

Überhaupt das alte Hellas! Bleiben wir hier doch mal einen Moment stehen.

Phaeton, von seinem Freunde verspottet, beschwörte eines Tages seine Mutter Clymene, sie möchte ihm sagen, ob wirklich Helios, der Sonnengott, sein Vater sei. Clymene bezeugte es. Da zog er aus, Helios, den Sonnengott, seinen Vater zu suchen. Er suchte ihn, und er fand ihn, und er quälte und quälte ihn, er möchte ihm doch während eines Tages die Herrschaft über die den Tag durchsausenden Sonnenwagen anvertrauen. Lange verweigert der Vater die Erfüllung der Bitte, aber er hat beim Styx, beim Totenstrome, geschworen, und so muß er widerstrebend die Zügel in die dieser Arbeit ungewohnten Hände des Sohnes legen.

Die ehernen Pforten öffnen sich, majestätisch strahlend schreiten die Rosse vor dem Prunkgefährt einher. Alsbald fühlen sie aber, daß es nicht des Meisters Hand ist, der sie lenkt. Sie gehen durch. Nun sucht Phaeton, dem in der Höhe schwindelte, die Pferde der Erde zuzulenken. Da versiegen die Quellen, Wälder entzünden sich, die Erde barst, und die Sonne schien in den Tartarus.

Da schleudert Jupiter den kühnen Jüngling mit einem Blitze vom Wagen, und so zerstreuen sich die Rosse.

Hier ist die Sonnensage der alten Helenen. — Und dem gegenüber die Sage von Mink! Welcher gewaltige Unterschied, — hier monumentale Größe, — dort fröhliche Plauderei. Das ist der äußere Eindruck. Im Innern aber vollständige Übereinstimmung. Die Sagen fangen sogar beide mit dem gleichen Motiv des Spottes

an. Die Auffahrt ist dieselbe, gleichermaßen heißt es: Steine barsten, und Gewässer begannen zu kochen, — dann die merkwürdigste Ähnlichkeit, — der ungewohnte Sonnenlenker wird von einer zürnenden Gottheit hinuntergeschleudert. Während nun die hellenische Sage in großer Tragik endet, die Schwestern Phaetons in Erlen, den Freund

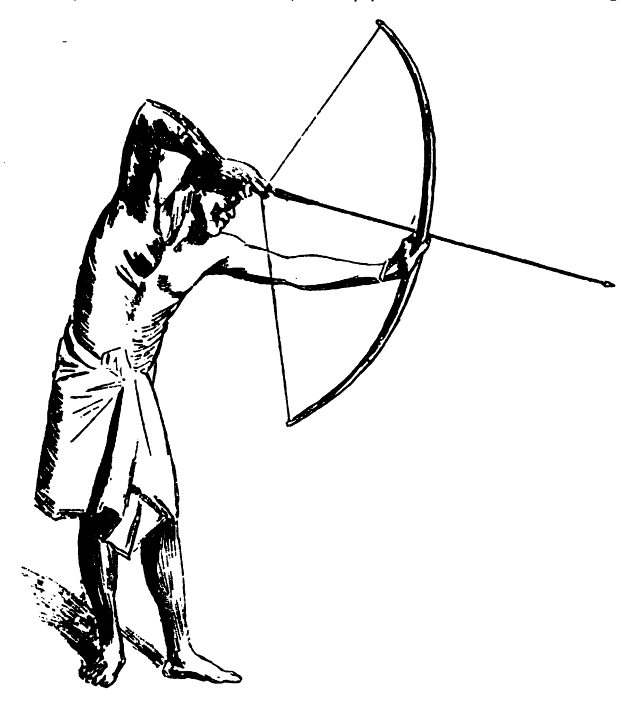


Fig. 270. Ostafrikanischer Bogenschütze. (Nach Glave.)

in einen Schwan verwandelt und die Mutter wahnsinnig werden läßt, schließt die nordwestamerikanische Mythe damit ab, daß der Mink aufspringt, sich die Augen reibt und ruft:

„O, ich glaube, ich habe lange geschlafen.“

Das ist der ganze formale Unterschied, die griechische Sage klingt in großem Zuge aus, die andere dagegen löst sich in zierlichem Scherzwort auf. Hiermit will ich aber gar nicht sagen, daß die

griechischen Sagen denen der sogenannten Wilden gegenüber ein für allemal das Prädikat „viel großartiger“ zukäme, sicherlich nicht. Ich bitte, die Sage von Mauis Feuerdiebstahl mit der Poseidon-Sage zu vergleichen. Hier giebt wohl keine der anderen etwas nach.

Nun noch eins!

Die Phaeton-Sage enthält die Worte:

„Die Sonne schien in den Tartarus.“ — In den Tartarus, also in das Land der Toten. Das erinnerte uns an Tempon-telon, den wir zwei Kapitel vordem verließen. Es hieß ja auch von Maui, daß sein Tod den Tod unter die Menschen gebracht habe. Wir hörten ja ferner, daß mit dem Sonnenaufgange die einst verschlungenen Menschen aus dem Leibe der Ungeheuer Tsekis und Kammapa hervorkommen. Da muß es eine ganz besondere Bedeutung haben, wenn die Sonne beim Untergang des Phaeton in den Tartarus, in das Totenland scheint.

Was mag das wohl bedeuten?

Die Menschen auf der Bahn der Sonne.



as es zu bedeuten hat, wenn die Menschen mit der aufgehenden Sonne aus dem Leibe des Ungeheuers „Nacht“ emporsteigen? — Wenn Tempon-telon mit dem Geisterschiffe mit der Schar der Toten in das Jenseits versinkt, dort wo Himmel und Erde sich berühren, wo die Sonne untergeht, der Sonnenball verschlungen wird? — Wenn die Sonne auf der Brust der Rabenrasseln (Fig. 241 ff.) ergänzt?

In der griechischen Mythe schaut die untergehende Sonne des Phaeton in den Tartarus, in die Totenwelt.

Wenn Maui, der Sonnengott, nicht gestorben wäre, so stürben auch die Menschen nicht.

An der Stelle, die schon Maui im Untergehen auf dem Wege zu Mauike passierte, geht der Weg der Seelen ins Jenseits.

Die Häuptlinge höheren Ranges folgen Maui in die Sonne. Wie Mauis rechtes Auge die Sonne ist, so glänzen die linken Augen der Häuptlinge als Sterne am Himmel.

Hier aber ist die Lösung des ganzen Problems:

„Die Seele des Toten folgt der Sonne!"

Die größte Freude der Seelen auf Mangaja ist es, der Sonne folgen zu können. Auch auf Puka-Puka eilt alles, was dem Zorne der Wäru entrinnt, hinter der Sonne her. Die Wäru ist aber niemand anders, als die den Sonnenball verschlingende Göttin der Nacht, die Hine-nui-te-Po. Auf Hawai führt ein Gott, mit Namen „der Augenball der Sonne", die Seelen gen Himmel. — Auf den Salomonen folgen die Seelen der Abgeschiedenen der Sonne und steigen mit ihr in den Ozean. Auch auf den Neuhebriden liegt die Welt im Westen. Das also ist das Schiff des Tempon-telon, das Fahrzeug der Sonne, in dem mit der Sonne die Verstorbenen in das Jenseits gelangen. (Vergl. auch Fig. 272.)



Fig. 271. Bogenschütze auf einer Bronceplatte aus Benin; Westafrika. (Nach Photo bei von Luschan und nach dem Original im Berliner Museum für Völkerkunde gezeichnet.)

Und so hören wir es überall aus der Region der alten solaren Weltanschauung wiederklingen: die Seelen folgen der Sonne. In

Australien, Afrika, Amerika, überall ist es wenigstens einmal ausgesprochen, noch öfter aber ist es zu lesen aus dem Sinn und der Gestaltung der Mythen. Es ist das für mich überhaupt das große Problem der Sonnenmythen:

„Wie entstand die Sonnenmythologie?"

Wie wir die verschiedenen mythologischen Epochen jetzt übersehen, die Reihenfolge von Animalismus (das Zeitalter der Tierwertschätzung), von Manismus (das Zeitalter der Geistergewaltsabmessung), von Solarismus oder Weltbetrachtung, — so steht die ganze Geschichte des Auffassungs-, Interessen- und Begriffsvermögens der Wilden, der Naturvölker vor uns. Erst kennt der Mensch nur das Tier. Die Umwandlungen, sein Verwandlungsproblem lehrt ihn den Geisteskräften nachspüren, das Todesproblem überhaupt aufsuchen. Da sein Interessenkreis sich nun bedeutend erweitert, er inzwischen Ackerbauer geworden ist und Bekanntschaft mit der Einwirkung der Sonne auf seine Felder gemacht hat, so überträgt er das Interesse an den Toten auf den Himmel, auf den Sonnenball.

Es würde aber falsch sein, und es ist bis jetzt immer falsch gegriffen worden, wenn man den Ursprung der Sonnenverehrung lediglich darauf zurückgeführt hat, daß die Wilden die Einwirkung der Sonne auf den Pflanzenwuchs und den Ackerbau zurückgeführt hätten. So logisch denken Naturvölker nicht. Vielmehr ward die erste Anregung der Sonnenverehrung, des Solarismus, der Sonnenbetrachtung ganz entschieden auf der Wanderschaft gegeben. Als die Völker der Erde in großen Zügen über weite Landstrecken pilgerten, als sie sich orientieren mußten, in welcher Richtung sie dahinzögen, da haben sie sich zuerst auf der Erde umgesehen, haben ein Interesse gewonnen an dem Weltgebäude, an der Sonne, am Mond, an den Sternen. Es ist nämlich zu bemerken, daß die Sonnenbetrachtung nicht allein stattgefunden hat, daß vielmehr das ganze System von Sonne, Mond und Sternen gleichzeitig und geschlossen in der Mythologie auftritt. Daß die Sonne da den ersten Platz eingenommen hat, das ist klar. Es ist

bekannt, daß ganze Völkerwanderungen in der Südsee stattfanden, die den einzigen Zweck des Aufsuchens des Sonnenaufgangslandes hatten.

Daß diese Leute, diese ausgeprägten Manisten, diese Gelehrten in allen Dingen der Geisterwissenschaften, dann die Geschicke der Menschenseelen mit denen der Sonne identifizierten, daß sie ihre Toten mit der Sonne zusammen untergehen ließen, das muß in diesem Zusammenhange fast als selbstverständlich erscheinen.

Aber ich will auch der anderen Seite, will auch der anderen Hypothese vom Ursprunge des Solarismus gerecht werden. Ich gebe zu, daß eine Beziehung zwischen Ackerbau und Sonnendienst in vielen Gegenden nachzuweisen ist. Das Verständnis für die Beziehung zwischen Sonnenzeit und Pflanzenwuchs stellt aber eine jüngere Epoche dar. Dieser jüngere Solarismus, dieses bewußte Zurückführen guter oder schlechter Ernten auf guten oder schlechten Willen des Sonnengottes ist weit jünger, es ist zwischen beiden Teilen der große Schritt von Naturvolk und Kulturvolk gelegen. Die ältere Form des Solarismus gipfelt noch in einer Lösung des Geisterproblemes, der jüngeren ist es erst beschieden gewesen, natürliche, naturwissenschaftliche Anschauung zu zeitigen. Die ältere Epoche ist charakterisiert durch die Geschichte von der Seelensonnenfolge und durch Menschenopfer. Denn es ist ganz natürlich, daß dem Gotte, der die Seelen ins Jenseits führt, dessen prächtige Auf- und Niedergangsröte das gewaltigste Phänomen der Welt darstellt, das Menschenopfer das teuerste sein mußte. Die zweite Epoche der solaren Weltanschauung, die von tieffurchenden Ackerbauern getragen wurde, nicht mehr von jenen Gartenbauern und Gelegenheitsschlemmern, die nicht verstanden aufzuspeichern, die



Fig. 272. Nordwestamerikanisches Totenmonument, am Hause der Verstorbenen aufgerichtet. (Nach Niblack.) Auf dem breiten Theile oben das Bild der Sonne, unten totemistische Gestalten Früher wurden in dem breiten oberen Theile die Reste des verbrannten Leichnams aufbewahrt. Das Ganze ist eine Darstellung der Anschauung: „Die Seele folgt der Sonne“.

immer nur gut leben, wenn gerade viel eingeheimst ist, — diese Epoche wird charakterisiert durch die heiligen Erntefeste, ferner durch abgemessene regelrechte Kalender.

Wir haben es hier, d. h. in einem Buche über die Flegeljahre der Menschheit mit den Anschauungen der ersten Epoche und mit dieser allein zu thun. Der nationalökonomische Ackerbauer mit seiner Kalenderwissenschaft und seinen Erntefesten, dieser gehört in den Teil der Menschheitsgeschichte, der den Anfang der Reife bedeutet. (Siehe demnach: „Die reifere Menschheit".) Ich will aber hier einen sehr schönen Beleg erbringen. Ich glaube eine Kulturform entdeckt zu haben, in welcher der Unterschied dieser Weltanschauungsformen sehr deutlich ausgeprägt ist. Das ist nämlich im alten Mexiko. Ich habe den Eindruck gewonnen, als ob die alten Tolteken Träger der zweiten Form solarer Weltanschauung gewesen wären, daß aber die das Toltekengebiet zur Zeit des Cortez beherrschenden, vor nicht allzu langem Zeitraume erst eingefallenen Azteken die richtigen Vertreter der zweiten Epoche dieser Zeit waren, — daß demnach hier ein Rückfall stattgefunden habe. Ich schließe das daraus, daß die Azteken das Menschenopfer und alle dazu gehörigen Anschauungen und Gebräuche erst wieder eingeführt haben.

Wenden wir uns nach diesem Zwischenwurfe unserem Probleme wieder zu. Es gilt beweisen, daß die manistischen Grundzüge, die Gedanken in dieser uns hier interessierenden Weltanschauungsepoche das Belebende und Wesentliche bedeuten. Demnach kehre ich zurück zu dem Satze:

„Die Seelen folgen der Sonne."

Bezeichnend für die kleinen, aber ausschlaggebenden Volksanschauungen in dieser Richtung ist die Verkörperung der Sonnenbahn. Da der Geist hinter der Sonne herwandelt, oder da die Sonne selbst als menschenartiger Gott aufgefaßt wird, verlangt das niedrige Volksbewußtsein sozusagen einen festen Boden für die Wanderschaft der Toten. Wir haben ja gesehen, wie solche festen Straßen in der Volksvorstellung gegründet werden. Mink, Maraw-hihi, Quat und Konsorten brauchen feste Bäume, Pfeilleitern oder desgleichen, um über den Himmel zu spazieren. An Stricken, Rohrseilen und Spinnen-

fäden klettern Kamakajakau, Kasimbaha rc. auf die Erde zurück. So steigen denn auch die Maoritoten an Ranken nach dem Seelenlande Havaiki hinab. Hier will ich gleich die für das ganze ausschlaggebende Umkehrung mitteilen. Wie die Toten an Ranken ins Jenseits klettern, so erzählt man, klommen einst die Ahnen aus Havaiki auf die Erde. Die Volksanschauung macht sich das immer so einfach. Sie hat zuerst festgestellt, wie die Seelen, die Gespenster ins Jenseits kommen. Fragt man sie nun, was sie über die Herkunft der Vorfahren, der Ahnen oder der ersten Menschen überhaupt denkt, so dreht sie ganz gelassen die Wanderschaft der Verstorbenen ins Jenseits in eine Wanderschaft der Vorfahren aus dem Jenseits um. So erzählen z. B. die Kitsch am Nil: Im Anfange haben die Menschen am Himmel gewohnt. Einige erregten nun Ärgernis. Da sandte die Gottheit sie an einem langen goldenen Stricke zur Erde herab. Die Gebesserten klommen wieder empor. Ein blauer Vogel pickte aber an dem Stricke, bis er zerriß; damit war die Verbindung mit dem Himmel abgeschlossen.

Maui allein kann uns eine ganze Schachtel von Beispielen der Verkörperung der Sonnenbahn geben. In der Schlinge resp. in dem Tau, mit dem er die Sonne fängt, um ihren Lauf aufzuhalten, können wir nur die Sonnenbahn erkennen. Maui hält mit einem Stricke die Sonne unter der Erde fest. Dann wieder wird die Sache herumgedreht und aus den Tauen Mauis werden Sonnenstrahlen fabriziert. Oder Maui pflanzt eine Ranke, an der irgend einer seiner Günstlinge zur Sonne emporklimmt rc.

Die Ableitung dieser Sonnenbahn läßt sich in Afrika ganz besonders schön verfolgen.

Bei den Ga an der Westküste westlich von Togo verkehrt eine gewisse Priestersorte, Gbalo genannt, mit den Geistern, die sich zu solcher Unterhaltung in die Spitze der runden Hütte zu setzen pflegen. Von dieser hängt nun ein Strick oder eine Kette herab, an der der Gbalo so lange rüttelt, bis der Geist sich herniederläßt. Römer erzählt den besonders interessanten Fall, daß von der Spitze des Daches ein Faden von Bast gehangen habe, dessen Ende auf den Rücken einer Priesterin zu liegen kam; auf diesem Wege kam der

Geist herunter, ergriff die Priesterin, d. h. nahm Besitz von ihr und sprach durch ihren Mund.

Verfolgen wir die Degeneration dieser manifestierten resp. verkörperten Seelensonnenbahn oder Geisterschnur bei verschiedenen Stämmen: Die Isupu tragen gewisse Amulettringe, „Lobo" genannt, die die Eigenschaft haben, den Träger mit gewissen Geistern in Beziehung zu bringen. Die Okomfu (Ganga bei den Ga) tragen eine weiße Korallenkette um den Hals, die den Zweck hat, daß die Gottheit in sie hinabsteige.

Mit diesem Strick, den mancherlei Priester sich umbinden, um Ahnen oder Gottheit auf sich herabzuziehen oder um Gebete zu ihnen hinüberzusenden, haben wir eines der einflußreichsten und wichtigsten Amulette resp. Kultusmittel der wilden Völker und nicht nur ihrer allein erreicht.

Einer meiner belgischen Freunde trat mit seiner Expedition ziemlich spät des Abends in einem Ngombedorfe ein und war nicht wenig erstaunt, die ganzen Bewohner auf einem benachbarten Hügel versammelt zu sehen, alle weiß bemalt, alle starr zur Sonne blickend, welche gerade im Begriffe war, sich dem Untergange zu nähern. Vor der ganzen Bande auf der Erde lag eine Leiche. In dem Momente nun, als die Sonne unterging, sprang der Ganga mit einer rot angemalten langen Schnur auf den Toten zu, schlang sie blitzschnell um dessen Stirn und dann um drei in der Nähe hockende Frauenzimmer, die Weiber des Verstorbenen. So lange nun die Sonne unterging, saßen sie alle in erwartungsvoller Spannung, die drei Frauen aschfahl vor Aufregung da. Als sich nun aber nichts ereignete, standen nach dem Sonnenuntergang alle auf, der Ganga band die Schnur von der Stirn des Toten, zerschnitt sie in drei Teile, die drei Frauen banden jede ein Stück desselben ihrerseits um die Stirn, und alles ging in das Dorf herunter.

Auf die Frage nach der Bedeutung der Ceremonie wichen die Leute aus, dagegen machte der Reisende, als er drei Monate später wieder an diesen Ort kam, die Bemerkung, daß die drei Frauen immer noch den Strick trugen, und man sagte ihm, sie müßten dies

nun so lange thun, als die Leiche des Gatten noch über der Erde läge. So lange nämlich hätten sie die Pflicht, allabendlich beim Sonnenuntergang Speise und Trank dem Toten hinauszubringen, und solange müßte derselbe Gelegenheit haben, den Frauen zu sagen, was er wünsche. Das könne er aber nur, solange diese Weiber den Strick umhätten. Bei der Bestattung würden die Stricke mit in das Grab geworfen.

Wenn nun die Eingeborenen auch keine Erklärung der Ceremonie gegeben haben, so kann es uns doch nach allem, was wir bis jetzt vernommen haben, nicht schwer fallen, den Sinn zu erfassen. Sicher ist, daß mit dem Stricke dem Geiste Gelegenheit gegeben sein sollte, in den Körper der Frauen zu gleiten, daß wir also in dem Stricke eine aufgelöste verkörperte Sonnenbahn zu sehen haben.

Es schließt sich hier eine Unmenge anderer Beispiele an. Der umgebundene Strick als Trauerzeichen kommt bei sämtlichen Völkern der alten solaren Weltanschauung vor. Wenn wir also irgend wo den Trauerstrick finden, dann gewährt uns das einen interessanten Schluß auf die mythologischen Anschauungen des betreffenden Volkes.

An den Strick, an den sich der Geist aus dem Jenseits in den Geisterbeschwörer herabläßt, gliedert sich eine große Summe nebensächlicher, aber dennoch nicht uninteressanter Erscheinungen an. Da sind vor allen Dingen die sämtlichen Amulette, mittelst deren Gebete ins Jenseits gesendet, Fragen an die Toten gerichtet werden. Da sind nicht wenige, die erst an das hölzerne Bildnis des Verstorbenen und dann erst an den eigenen Körper gebunden werden. Da sind ferner die Stricke, mit welchen Gelübde an den Körper befestigt werden.

Da ist auch ein kleines Beispiel von Borneo, das mir neulich erst bekannt wurde. Der Dajak, der eine Botschaft in das Totenland zu senden hat, befestigt an dem Bilde von Tempon-telons Schiff einen Strick, den Strick bindet er an eine Muschel, ein Stück Holz oder derartiges, das er vorher anlispelt, bespuckt und mit Hühnerblut bestreicht. Der Strick muß bei Sonnenuntergang angebunden werden. Erwartet der Fragende eine Antwort, so bindet er

den Strick beim kommenden Morgengrauen wieder los und sich selbst an den Körper. Nun ist er überzeugt, daß er in der nächsten Nacht die Antwort träumen wird. Geschieht dies nicht, so ist er überzeugt, das derjenige, an den er die Nachricht geschickt hat, ihm aus irgend einem Grunde zürne, und daß er erst durch Opfergaben besänftigt werden müsse.

Von besonderem Interesse und hierher gehörig ist aber eine Ceremonie der Bagos, die mir Missionar Keil mitgeteilt hat, und die in früheren Zeiten jedes Jahr einmal wiederholt wurde, von der aber nur noch ganz alte Leute zu berichten wußten.

Früher wurde jedes Jahr oder jedes zweite Jahr bei den Bagos im nordwestlichen Afrika ein Spinnenfest abgehalten. Zu diesem Endzwecke wurden von den Mitgliedern eines Priesterbundes so viele Masken geschnitzt, als Tote zu beklagen waren. Eines schönen Tages tanzte diese Sippe dann unter furchtbarem Heulen und Schreien gegen Abend in das Dorf, immer den Laut: „Juju Nkali, juju Nkali!“ ausstoßend.

Nun flüchtete alles in die Häuser. Irgend einer aber und zwar gewöhnlich ein Sklave oder ein alter Mann wurde aufgegriffen und von den Maskierten mit in den Busch geschleppt. Was ihm hier geschah, wußte niemand zu sagen, sicher aber ist, daß einige Tage später die Masken wieder in das Dorf kamen und irgend einen Teil von dem Sklaven, einen Finger, eine Zehe oder ein Stück Haut auf einen Pfahl gebunden vor jedem Hause anbrachten, in dem ein junger Mann wohnte, der in diesen Priesterbund aufgenommen zu werden wünschte. Die Folge davon war, daß die betreffenden jungen Leute an dem darauf folgenden Tage singend und musizierend in den Wald abzogen, — singend und musizierend, weil sie damit die eigene Furcht zu übertönen suchten. So sagte wenigstens der Berichterstatter.

Wieder einige Wochen später erschallte abermals das gellende Kreischen und Brüllen der Maskierten, hinter denen diesmal die weiß bemalten Novizen des Bundes einherzogen. Diese letzteren trugen erstens einen verhüllten Gegenstand, außerdem aber ein jeder einen mehrmals um den Hals gebundenen Strick. Nun kam man



Fig. 273. Das Juju Nkalifest. (Nach Eingeborenenzeichnung, Angaben und Maskenskizzen des Missionars Keil. Vergl. auch die Juju Nkali-Darstellung Fig. 281; S. 299.

in die Mitte des Dorfes gezogen. Die Masken schleppten einen langen Stock oder Pfahl herbei, und jeder Junge knüpfte an dessen Spitze das Ende des Strickes, der ihm mit dem anderen Ende um den Hals gebunden war. Die Maskierten nahmen darauf den verhüllten Gegenstand und stülpten ihn auf den Kopf des Pfahles. (Fig. 273.)

Der Gegenstand war nichts anderes, als der mehr oder weniger in Verwesung übergegangene Schädel des Opfers vom ersten Tage des Auftretens der Maskierten. Er war aber ringsum mit Federn umsteckt, so daß er das Aussehen eines Igels hatte. Im Umkreise lohte nun Feuer auf. Die Maskierten begannen einen rasenden Tanz, in einem fort kreischend:

„Juju Nkali, juju Nkali!"

Das geschah so lange, „bis man annahm, daß die Jungen gestorben wären". Alsdann wickelte man die Stricke fest um den Pfahl und schleppte Pfahl und Jungen in den Wald. Die Leute erzählten dann, die Spinne habe die Seelen der Jungen geholt. Das mache aber nichts, da die Priester ja den Stock mit den Stricken hätten, und da in den Stricken die Seele der Jungen weiterlebe.

Nach ein bis zwei Jahren kamen dann die Jungen auch richtig wieder zum Vorschein, und nunmehr begrüßte man sie als ganz besonders bedeutende Menschen.

Beifolgend gebe ich eine Skizze von dem Ju ju Nkalifeste, wie ich sie nach Missionar Keils Tagebuch gepaust habe. Diese Skizze basiert auf Zeichnungen der Eingeborenen. Im nächsten Abschnitte über die Spinnenmythen werde ich das Schlußstück zu diesem herrlichen Berichte geben können. Hier aber wollen wir schnell noch eines erledigen:

„Sonnentanz der Sioux."

Bei den Dakotas, einem jener Stämme, die noch im Ausstrahlungsgebiet einstiger mexikanischer Kultur leben und demnach in ihrem Kultus und in ihrer Anschauungsweise vieles von den südlichen Kulturvölkern übernommen haben, findet sich auch heute noch eine

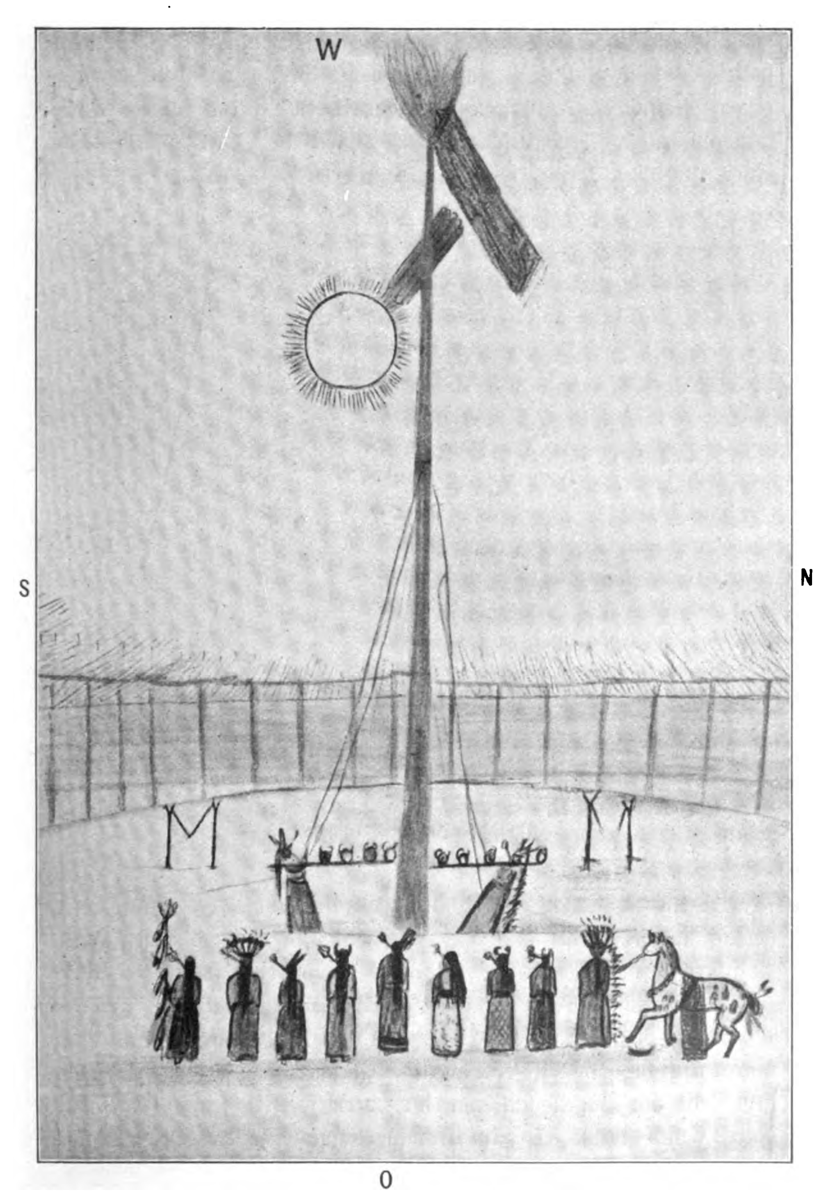


Fig. 274. Der Sonnenpfahl mit zwei Tänzern. Von Osten aus gesehen.
(Eingeborenenzeichnung bei Dorsey.)

verhältnismäßig ausgeprägte Verehrung der Sonne, — des Sonnengottes Wakantanka. Wir haben in dieser Verehrung aber jedenfalls einen Ausfluß der jüngeren, entwickelteren Form solarer Weltanschauung zu sehen, denn dieselbe gipfelt in Opfern zu Gunsten einer glücklichen Ernte, Fruchtüberflusses ꝛc.

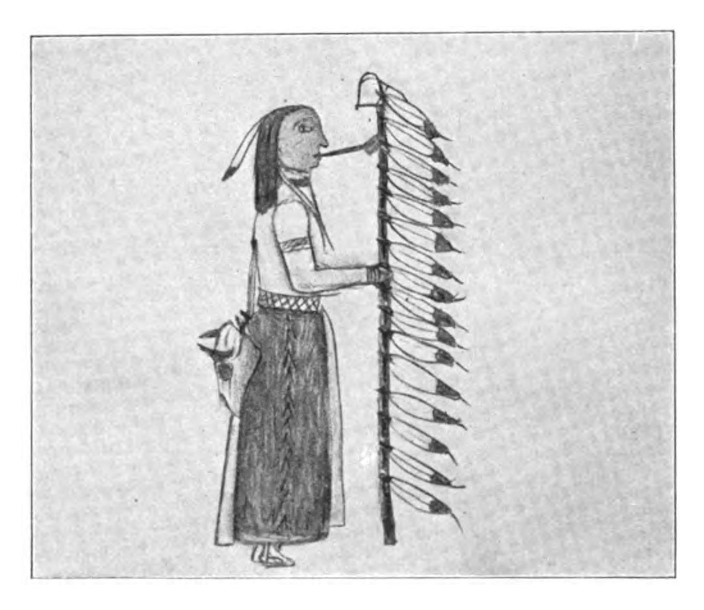


Fig. 275. Dakota beim Sonnentanz mit einem Büffelschädel auf dem Rücken. (Nach dem Indianer Buschotter.)

Wenn die Dakota im Winter allzusehr von der Hungersnot geplagt werden, oder auch wenn sie wünschen, irgend einen Feind zu überwinden, so sagt der eine oder der andere:

„Gut, ich will im Sommer zu Wakantanka beten.“

Von diesem Augenblick an wird der betreffende Mann scheu und ehrfurchtsvoll wie eine heilige Persönlichkeit betrachtet. Man geht leise im Bogen um ihn her, vermeidet in seiner Gegenwart Streit, und wenn es zum Kampfe kommt, so steht er als über allem irdischen Kriegswesen erhaben allein abseits.

Der Sommer naht. Boten ziehen in die umliegenden Dörfer und laden zu dem heiligen Feste des Selbstopfers. Nun kommen sie von allen Seiten — es mögen Blutfeinde zusammentreffen, bei dem Feste sind es gute Nachbarn. Die Heiligkeit der Ceremonie erschließt allen absoluten Frieden.

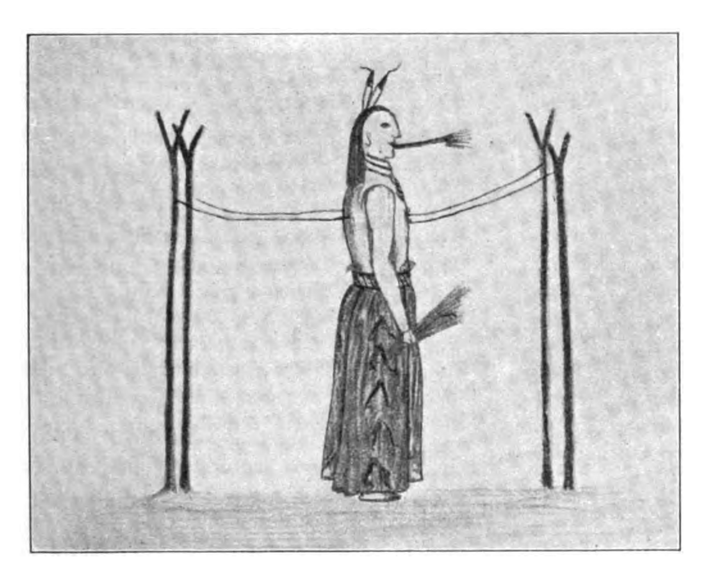


Fig. 276. Dakota beim Sonnentanz zwischen vier Stangen.
(Nach dem Indianer Buschotter.)

Eines Abends beim Mondschein macht sich eine Schar erkorener Männer auf, einen Baumstamm, der als heiliger Sonnenpfahl dienen soll, aufzusuchen. Im Mondschein schlägt der erste sein Beil in den Stamm, der zweite zieht es heraus. Schlag fällt auf Schlag, bis der Riese niedersinkt. Dann schleifen sie ihn zum Festplatze. An seiner Spitze haben sie eine aus Reisig nachgebildete Gestalt dessen angebunden, das sie erflehen.

Auf dem Festplatz, um den im weiten Kreise die Zelte des Stammes und der Besucher schon aufgeschlagen sind, ist zwischen der

Mitte und dem Ostrande ein eigenes Zelt errichtet, darin rüstet sich die kleine Schar derer, die das Selbstopfer beschworen haben, durch Enthaltungsgebräuche, Tabaksrauch und Tanz zum heiligen Opfer. In der Mitte wird der Pfahl errichtet, im Kreis um ihn läuft ein bedeckter Laubengang. Zwischen dem Sonnenpfahl und dem Laubengange spielt sich die ehrwürdige schauerliche Handlung ab.



Fig. 277. Dakota am Sonnenpfahl emporgezogen. (Nach dem Dakota Buschotter bei Dorsey.)

Nun sind alle Vorbereitungen getroffen. Am Abend vorher haben die Männer auf dem Festplatz rund um den Laubengang den Uucita geritten. In der Nacht haben sich die Kandidaten vorbereitet, haben sich kunstvoll angemalt, haben einen roten Rock und ein Büffelfell umgehängt, haben die Adlerfedern in das Haar gesteckt. Sie haben sich vor allen Dingen eine neue Pfeife reichen lassen, schön dekoriert und mit dem heiligen Kraute gefüllt.

Mit Sonnenaufgang beginnt die Ceremonie. Aus dem Vorbereitungszelt schreiten sie über den Festplatz in den Laubengang. Auf dem Wege sind Pfähle eingeschlagen, darauf hängen die

Opfernden die Gaben, die nach dem Feste den Armen zufallen: Tabaksbeutel, Stoffe 2c. Im Laubengange folgen Umzüge und Tänze und Gesänge. Die, die sich nachher opfern wollen, haben die Hände aufgehoben und die Innenseite dem heiligen Gestirne zugewandt.

Die heilige Sonne steht über dem Pfahle, da hebt das barbarische Opfer an. (Fig. 274.) Die ihr Gelübde gethan haben, opfern nun ihr Blut. Die einen schneiden sich einfach Streifen von Fleisch aus dem Körper. Andere durchbohren den Rücken und hängen durch die Öse mit Hülfe eines Lederstreifens einen Büffelschädel. Mit diesem Gewicht tanzen sie. (Fig. 275.) Wieder andere aber durchbohren Brust und Rücken, ziehen Lederstreifen durch die losgetrennte Haut und binden diese an vier Pfähle. (Fig. 276.) Halb hängend tanzen auch sie. Viele aber begnügen sich nicht mit diesem Ballast oder Hautaufreißen. Sie lassen sich ebenfalls die Haut auf dem Rücken loslösen und kleine Stöckchen durchziehen; an diesen Stöckchen werden Lederriemen befestigt. An diesen Lederriemen lassen sie sich am Sonnenpfahle emporziehen, und da oben hängen sie, bis die Hautstreifen und kleine Fleischfetzen losreißen. (Fig. 277.) Oftmals müssen die armen Kerle lange tanzen und hängen, bis dies Ende eintritt. Oftmals werden schwere Büffelschädel noch an sie gehängt, damit die Tortur schneller endet. Zuweilen aber ist es auch schon vorgekommen, daß ein Freund, dem der tapfere Bursche allzusehr litt, irgend ein Pferd zum Geschenk machte, damit er sich nur an den Leib jenes hänge, auf daß so dessen Fleisch eher reiße, und so seine Qual ein Ende nehme.



Fig. 278 Der Mann im Monde. (Haidazeichnung bei Niblack.) Koong der Mond zog einmal mit seinen Strahlen einen Mann mit samt seinem Wassereimer und einem Strauch, an dem er sich festhalten wollte, empor. Dieses kann man nun oben sehen. Wenn der Mann seinen Wassereimer umkehrt, regnet es.

So war der heilige Sonnentanz der Dakota.

„So war“, — denn es ist nicht mehr. Die Regierung der Vereinigten Staaten hat die Weiterführung dieser Ceremonie im Jahre 1883 verboten.

„Es war“, — aber die Taue, an denen die sich selbst Opfernden am Sonnenpfahle hingen, werden im Gedächtnis der Weltgeschichte bleiben; denn sie stellen eine der interessantesten Verkörperungen der Sonnenbahn dar, — der Sonnenbahn, auf der die Toten in das Jenseits pilgern, der Bahn, an der hier tapfere Männer sich selbst sozusagen der Sonne opfern, auf daß sie den Feldern des Stammes günstig strahle.

Die listige Spinne.

Leute, die gerne erzählen wie die westafrikanischen Neger, mögen oftmals eine Sage aufgreifen, deren Kern vergessen und aus reiner Freude am Fabulieren aus einem ursprünglich tiefernsten Stoffe lustige und vergnügliche Dichtungen herstellen, die des mythologischen tiefen Charakters gänzlich bar sind. Eine derartige Umbildung scheint mir an der Nord-Guineaküste Westafrikas, etwa zwischen Senegambien und der Nigermündung stattgefunden zu haben, denn hier hat sich um die Gestalt Nanjs oder Anansies, das ist die Spinne, eine merkwürdige Fabelgruppe gebildet, unter denen viele noch Anzeichen mythologischer Entstehung, viele jedoch auch die charakteristischen Eigenschaften in fröhlicher Erzählerlaune erfundener Dichtungen tragen. Da dieselben teilweise geradezu als entzückende Märchen bezeichnet werden können, möchte ich einen Teil von ihnen hier wiedergeben.

1. Spinnengeschichte. Accra.

Die Neger haben Traditionen von einem gewissen Nanj, nämlich von seinen Ränken und Schelmstücken. Man könnte Nanj mit Recht den Eulenspiegel der Schwarzen nennen. Die Neger haben fast nichts zu verrichten, sondern schlafen bei Tage und kommen beim Mondschein zusammen, sitzen vor ihren Thüren, wohl so in einem Haufen. Da erzählen dann die Alten den Jungen die Geschichten von Nanj. Diese finden an den Ränken und Betrügereien desselben einen sonderlichen Geschmack und wünschen nichts sehnlicher, als Gelegenheit zu finden, diesen Eulenspiegel nachzuäffen. Von alldem soll einiges hier nacherzählt werden.

Eine große schwarze Spinne, mit Namen Nanj hat auf Gottes Befehl (!) die ersten Menschen geschaffen, oder richtiger nach der Negermeinung: Nanj mußte die Stoffe herstellen, aus denen der Mensch geschaffen ward. Nanj war fleißig und spann Stoff zu einer Menge Menschen, bis sie nicht mehr konnte. Nanj erwartete hierauf für ihre Mühe einigen Dank von den Menschen. Sie liefen aber davon und eine Gottheit unterrichtete sie, was sie thun und lassen sollten.

Nanj schaffte noch einen von dem wenigen Stoffe, den sie noch übrig hatte. Dieser ward kleiner als die vorigen, und Nanj erzog ihn selber, unterrichtete ihn und legte ihm ihren Namen Nanj bei. Dieser ist der Held, von dem die Traditionen handeln; wie er ohne Arbeit in der Welt leben konnte, nämlich er betrog andere; wie er fähig war, die Gottheit zu narren, wenn er ihr ein Huhn geben sollte. Seine Mutter zeigt ihm, wie er das Fleisch essen, die Federn und die Beine aber wieder zusammen und die Gestalt des Huhnes wieder zu Wege bringen sollte.

Sollte er ein Ei liefern, so lehrte sie ihn, wie er ein Loch darein schlagen, es austrinken, es mit Erde oder Sand ausfüllen und das Loch wieder zukleistern sollte, mit der Versicherung, er würde noch Ehre damit einlegen, weil er ein so großes und schweres Ei bringe. Und ähnlich erzählen sie mehr.

2. Spinnengeschichte. Accra.

Wenn die Neger folgende Geschichte erzählen, so äffen sie alle Dinge der Erzählung nach. Ist Nanj von einem Orte zum andern gegangen, so geht der Erzähler gleichermaßen einige Schritte. Hat Nanj etwas gespeist, so ihm wohlschmeckt, hat er geweint, gelacht, getrunken, getanzt u. s. w., so macht ihm der Erzähler alles nach. Es sind bei der Vortragung und Vorstellung der folgenden Geschichte mehrere Schwarze von nöten, deren jeder eine Rolle übernimmt.

Es war einstens im ganzen Lande ein Mißwachs und eine große Hungersnot, sodaß eine Bohne ein Ei kostete. Nanj wußte nun, daß sein Nachbar noch einen ziemlichen Vorrat an Bohnen hatte. Dieser war ein Schütze, und wenn er morgens ausging, befahl er, daß seine Kinder die Bohnen in die Sonne legen und sie fleißig umrühren sollten, damit keine Würmer in sie kommen möchten, sie sollten aber keine davon speisen, bis er zurückkäme, dann würde er die Portionen austeilen.

Nanj fand sich ein, wenn der Schütze nicht zu Hause war, grüßte die Kinder, und sie thaten ein Gleiches. Nanj hatte seinen ganzen Körper mit Pech oder Gummi überstrichen und bat um die Erlaubnis, vor ihnen tanzen zu dürfen, dieweil er ein neues Stück erfunden habe. Die Kinder willigten sehr gerne ein, Nanj fing an zu tanzen und wälzte sich in den Bohnen, sodaß viele an seinem Körper hängen blieben. Als der Tanz vollendet war, zeigte Nanj den Kindern seine Hände und sagte:

„Ihr sehet wohl, daß ich nichts mit mir nehme.“

„Nein,“ antworteten die Kinder. Nachdem nahm er die Bohnen von seinem Körper und gab sie seiner Frau.

Da nun der Schütze zurückkam, erzählten die Kinder, daß Nanj bei ihnen gewesen und zeigten ihm den Tanz, den sie gemerkt hätten. Endlich merkte der Schütze, daß seine Bohnen abnahmen, und hatte Nanj im Verdacht. Er ging an einem Morgen aus und verbarg sich nahe bei seinem Hause im Gebüsch. Da sah er denn, wie Nanj auf erwähnte Weise ihn seiner Bohnen bestahl. Hierauf bemächtigte er sich Nanjs, schlug ihm beide Hände ab und

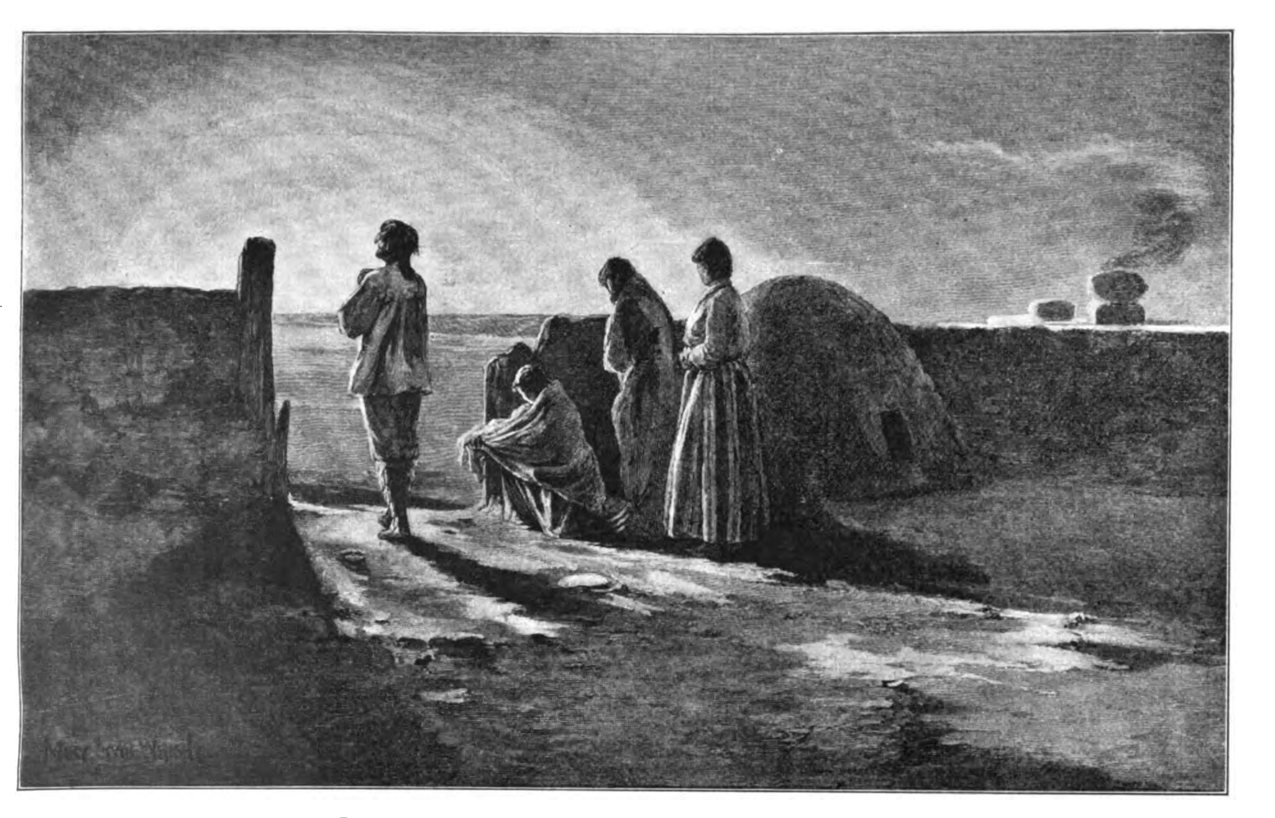


Fig. 279. Gebet zur aufsteigenden Sonne. Pueblos; Nordmexiko. (Nach Mathilde Stephenson.)

ließ ihn laufen, wohin er wolle. Nanj kam nach Hause und verbarg die Hände unter seiner Leibbinde. Er fing an, auf seine Frauen zu schelten, daß sie nicht gleichfalls Essen schafften und sagte, er wolle zukünftig seinen Frauen gar nichts mehr liefern, sondern nur seine Kinder ernähren, wie er denn auch befahl, die Kinder sollten in sein Haus gebracht werden und mit ihm speisen.

Die Frauen waren damit einverstanden und jede trug ihr Kind in Nanjs Hütte. Nanj verfügte sich zuletzt zu den Kindern, schloß die Thür und stieß jedes von ihnen mit dem Rest seiner Arme vor den Mund und drohte, ihnen gleichfalls die Hände abzuschlagen, wenn sie nicht sagen würden, sie seien recht wohl ernährt worden. Die Kinder versprachen es und schwiegen zwei Tage still. Den dritten Tag aber klagten sie den Vorfall ihren Müttern, die den Nanj überraschten und sahen, daß er keine Hände habe.

Sie entschlossen sich nun alle, Nanj zu verlassen und andere Männer zu suchen. Sie liefen alle von dannen. Der schlaue Nanj ging voraus, verbarg sich in einem Gebüsch und fing an, Holz zu hacken. Die vorbeigehenden Frauen grüßten ihn, ohne zu sehen, wer er sei. Nanj veränderte seine Stimme, dankte für ihren Gruß und fragte, wohin sie zu gehen gedächten. Die Frauen erzählten ihm in der Kürze die Begebenheiten und ihren Vorsatz. Auch fragten sie ihn, ob er keine Frau nötig habe. Nanj antwortete:

„Freunde, wollt Ihr meinem Rate folgen, so kehret zurück und gehet zu Eurem Manne. Ich hatte 20 Weiber; 19 von ihnen aber habe ich weggejagt, denn ich habe genug an einer in dieser teuren Zeit.“

Die Frauen nahmen Abschied und gingen weiter. Nanj lief wieder voraus und gab vor, 50 Frauen gehabt und 49 weggejagt zu haben. Ebenso geschah es zum dritten Male; da sagte er, er habe 100 Frauen gehabt und 99 weggejagt.

Die Frauen unterredeten sich hierauf und beschlossen zuletzt, die Gottheit um Rat zu fragen. Dieses hörte Nanj ebenfalls und sprach in dem Gebüsche, in dem er verborgen war, gleich wie die Gottheit. Das Ende von alle dem war, daß die Frauen nach ihres Mannes Hause zurückgingen.

Er war aber auch hier schon gegenwärtig und wollte sie nicht wieder in seine Hütte zurücklassen, bis sie dem Nanj vorteilhafte Bedingungen bewilligt hatten.

3. Spinnengeschichte. Accra.

„Soll ich erzählen oder nicht?“

„Wir sind bereit zu antworten.“ *)

Wars nicht eine große Hungersnot, als nichts zu essen und nichts zu beißen war und die Henne und der Hahn mit knapper Not noch eine Nuß auf dem Düngerhaufen entdeckten, daß unser Spinnemann und Spinnesohn, von Not getrieben, sich auch nach Nüssen umschauten? Hatte da der Spinnesohn nach langem Suchen eine Nuß entdeckt und sie aufgeklopft, als der Kern in eine Rattenhöhle hineinfuhr. Spinnchen lief nach, den Kern zu suchen, und ehe er sichs versah, fand er sich in der Unterwelt von drei Zwerggeistern umringt, einem roten, einem weißen und einem schwarzen.

Ihre Haare hingen über das Gesicht herab, ihre Fingernägel waren zu Krallen geworden, gewaschen hatten sie sich noch nie. Spinnchen erschrak. Sie aber erkundigten sich, was er da zu schaffen habe? Spinnchen erzählte seine Geschichte. Hierauf holten die Geister eine große, schöne Yamswurzel herbei, befahlen aber Spinnchen, bloß die Schalen auf das Feuer zu setzen, den Yams selbst aber auf den Dünger zu werfen. Spinnchen that es, und aus den Schalen wurde das beste Essen. Als Spinnchen gegessen hatte und satt geworden war, gaben ihm die Geister eine ganze Last Yamswurzeln und lehrten ihn das Liedchen.

---

*) Diese Geschichten werden gewöhnlich von einem herumziehenden Erzähler, dem auf dem Marktplatze versammelten Volke vorgetragen. Der Erzähler stellt immer Fragen, auf die die herumsitzenden Zuhörer und zwar in dem in der Fragestellung schon gelegenen Sinne im Chore antworten. Die ersten beiden Zeilen der vorliegenden Erzählung stellen die immer wiederkehrende erste Frage und die erste Antwort solcher Unterhaltung dar.

Der Erzähler singt:

„Weißer Geist hoho!
Roter Geist hoho!
Schwarzer Geist hoho!"

Die Zuhörer singen:

„Wird mein Kopf es übertreten,
Was wird geschehen?
Den Kopf, den wirft er weg;
Den Fuß, den wirft er weg;
Den Kopf, den wirft er weg;
Du, Du beleidigst die großen Gottheiten."

Dann begleiteten sie Spinnchen, befahlen ihm aber, das Lied niemals zu singen und es niemand zu lehren, sowie den Yams immer auf die angegebene Weise zu behandeln. Spinnchen that es. Zu Hause war große Freude über den Yams. Als er verzehrt war, holte Spinnchen eine zweite Last und so fort.

Nun wollte aber der Spinnemann wissen, wo Spinnchen den Yams hole; aber Spinnchen fürchtete das Wesen seines Vaters und verweigerte beharrlich jede Auskunft. Als es sich nun aber wieder einmal zu einem fünften Gange anschickte, stand sein Vater in der Nacht auf, nahm Spinnchens Sack, nahm die Kleider heraus und that Asche hinein, machte außerdem unten in den Sack ein kleines Loch. So fand er der Spur der Asche nachgehend den Weg, und das nächste Mal setzte er es durch, daß er ging.

Wie er nun die drei Geister sah, herrschte er sie an:

„Hei! was ist das für eine Art, wie Ihr es treibt! Ihr Schmutzbengel, her mit Euch, daß ich Euere Haare schneide und Euch wasche."

Und in der Weise stritt er lange mit ihnen, bis sie fragten, was er denn eigentlich wolle, und sie ihm Yams zum Kochen gaben. Aber er machte es nicht, wie sie sagten, sondern that den Yams in den Topf und warf die Schalen fort. Aber die Yamswurzeln wurden nicht weich. Da schalten die Geister ihn einen Thoren und befahlen ihm, es anders zu machen, worauf das Essen genießbar wurde. Zuletzt lehrten sie ihn dieses Lied:

„Weißer Geist hoho!
Roter Geist hoho!
Schwarzer Geist hoho!"
„Wird der Kopf es übertreten,
Was wird geschehen?
Den Kopf, den wirft er weg;
Den Fuß, den wirft er weg;
Den Kopf, den wirft er weg;
Du, Du beleidigst die großen Gottheiten!"

Als sie ihm aber befahlen, weder zu singen noch es jemand zu lehren, und noch nicht recht ausgeredet hatten, begann der Spinnemann schon zu singen. Darüber zur Rede gestellt, sagte er, er habe ein Lied seiner Heimat gesungen. Kaum war er aber ein Weilchen gegangen, so sang er wieder. Aber plumps! von oben fällt etwas herunter, der Spinnemann stürzt hin, dort liegt sein Kopf, da die Hand, dort ein Fuß, der Spinnemann ist gestorben! Aber immer singt er noch. Da sagt der weiße Geist zu dem anderen:

„Er ist ein armer Schelm, laßt uns ihn wieder lebendig machen."

Da hatten die Geister Erbarmen mit ihm, machten ihn wieder lebendig und bedrohten ihn aufs neue. Aber kaum zu sich gekommen, singt er auch wieder. Nun prügelten sie ihn durch und ließen ihn mit leerer Hand gehen. Mit Schimpf und Schande kam er heim, und dort ward das Betragen des Spinnevaters verworfen, das des Spinnchens aber ward Sitte, nämlich:

„Wenn Du in eine fremde Stadt kommst, dann sollst Du nicht über die Sitten der Bewohner schimpfen, sondern Dich in dieselben schicken."

4. Spinnengeschichte. Accra.

Es begab sich einmal, daß Spinne für den damaligen König ein Grundstück kultivierte, wofür ihm eine Kuh als Lohn werden sollte, da man schon damals wie heute von dem Grundsatz ausging, daß für nichts nur der Tod sei. Spinne war ein Schelm und

dachte: „Selberessen macht fett“, und traf demnach genaue Vorkehrung, daß kein ungebetener Gast sich beim kommenden leckeren Mahl einstelle. Er schleppte daher das Mastvieh an einen abgelegenen Platz, wo die Zubereitung und das Mahl ungestört vor sich gehen konnte. Doch siehe da! Als er eben daran war, das gehörnte Tier auf den Boden zu legen und ihm den Todesstoß zu versetzen, erschien ein Ungeheuer mit vielen Augen. Spinne erschrak ob der fremden Erscheinung, ließ das Schlachtopfer fahren und machte sich aus dem Staube.

Doch, von dem vieläugigen Tier zurückgerufen und ermutigt, kehrte Spinne auf die Mahlstatt zurück und ward von ihm gezwungen, die Kuh zu töten und das Mahl herzurichten. Spinne that pflichtgetreu, ob wollend oder nichtwollend, das Geheißene. Eben war er mit einem Teil der Mahlzeit fertig und sog schon mit innerem Behagen den heißen Duft der dampfenden Speise ein, als das vieläugige Tier das Wort „Tamoku!“ hervorstieß, worauf Spinne tot zu Boden sank. Der Mörder machte sich nun ungesäumt über die Speise her und verzehrte, was des andern Schweiß erworben und seine Kochkunst zubereitet hatte. Nach beendigter Mahlzeit jedoch rief das vieläugige Ungetüm den leblos Daliegenden durch einen anderen Zauberspruch wieder zum Leben zurück.

So geschah es an die zwei- bis dreimal. Spinne kochte, hoffte und ward in Todesnacht versenkt. Da endlich klagte der also übel behandelte Spinne sein Leid einem alten Weiblein. Dieses, erfahren in solchen Zauberkniffen, wußte Rat und Abhülfe. Es wußte dem für Spinne totbringenden Tamoku ein entsprechendes Zaubersprüchlein entgegenzusetzen. Sie hieß ihn, sobald das vieläugige Tier das verhängnisvolle Tamoku bei der festlichen Tafel aussprechen werde, das Wort „Tomodso“ auszurufen.

Spinne that, wie ihm die Alte befohlen, und siehe da! Tamoku hatte nicht seine gewöhnlich Wirkung. — Das vieläugige Ungeheuer dagegen brach, wie vom Blitzstrahl getroffen, beim Klange des Zauberwortes Tomodso leblos zusammen. Nun that sich Spinne an der Mahlzeit gütlich und suchte sich bestmöglichst für die seither gehabten Entbehrungen zu entschädigen. Als er seinem Bedürfnisse



Fig. 280. **Dankesbezeugungen gegen den großen Geist; Irokesen.** (Nach Erminnie A. Smith.)
Diese Indianerzeichnung dürfte uns zeigen, wie — nämlich ebenso — die Sonnenceremonien aussahen vor der christlichen Zeit, also ehe die Indianer den „Großen Geist" in ihre Religion aufnahmen.

reichlich Rechnung getragen hatte, nahm er das leblose Tier und legte es auf das Feuer Da sein Fleisch eine gar so schöne weiße Farbe durch das Rösten erhielt, kam Spinne die Lust an, davon zu kosten. Aber, o weh! Im selben Augenblick wurde seine Zunge so dick und so lang, daß er dieselbe nicht einmal tragen konnte.

„Was soll ich thun?“ sprach der nunmehr großzüngige Spinne.

Lange ging er mit sich zu Rate, und siehe, seine Schlauheit ließ ihn auch diesmal nicht im Stich. Als Dolmetscher oder Sprecher des Königs berief er das ganze Volk und gab einen angeblichen Befehl des Königs kund, der dahin lautete, daß ein jeglicher sich an die See zu begeben habe. Dort solle sich ein jeder in den Fluten baden. Bevor dies aber geschehe, habe jeder seine Zunge am Ufer niederzulegen. Nach dem Bade möge sie ein jeder wieder zu sich nehmen.

Sie gingen in Begleitung des königlichen Sprechers an den bezeichneten Platz, die Lagune. Alle legten ihre Zungen auf dem Damm nieder und begaben sich ins Wasser. Während nun alle mit sich selbst und mit der Waschung zu thun hatten, benutzte Spinne diesen günstigen Augenblick zu einem Geniestreich. Er ließ seine Augen über die Reihe der Zungen gleiten und suchte nach der schönsten, zierlichsten und zartesten. Als solche erkannte er die des Schweines, er nahm dieselbe und eignete sie sich ohne Bedenken an. Er ward somit zum Lügner und Räuber. An die Stelle derselben legte er seine große und unförmige Zunge. Hierauf verließ er, als sei nichts weiter geschehen, den Platz.

Nach alle dem kamen die Badenden aus dem Wasser und griffen nach ihren Zungen. Alle fanden die ihrigen außer dem Schwein, welchem zuletzt nur die lange, unförmige Zunge übrigblieb. Wohl oder übel mußte es dieselbe nehmen, „denn“, dachte es, „lieber eine wüste, als gar keine Zunge“, gelobte sich aber, von nun ab sich nur noch von Dünger zu ernähren. Das Schwein ging hin und that so bis auf den heutigen Tag.

Moral: „Was für den einen Verlust ist, ist für den anderen Gewinn.“

Oder: „Hast Du etwas und willst solches nicht mit Deinesgleichen gemein haben, so mußt Du es mit den Tieren teilen.“

5. Spinnengeschichte. Temne.

Die Spinne forderte die Buschziege auf, mit auf die Jagd zu gehen. Die war bereit. Spinne nahm einen Fallstrick mit. Im Walde traf Spinne einen Stein, dem ein Bart gewachsen war. („Das ist nämlich das Netz der Ziege.") Spinne sagte: „O Wunder! ein Stein mit einem Bart."

Kaum hatte Spinne das gesagt, so fiel er nieder, blieb liegen und erwachte erst am Abend. Dies war der Grund des betrügerischen Benehmens gegen seine Genossen, die er später verschlang.

So forderte er denn die Buschziege auf, ihn zur Jagd zu begleiten und hieß sie, in der Nähe der bewußten Stelle angelangt, ein Stück vorausgehen und auf ihn, der sich erst erleichtern wolle, warten. Als sie wieder am Steine ankamen, sagte Spinne: „Nun komm!"

Doch da entgegnete die Buschziege: „Schau, wie der Stein einen Bart bekam."

Kaum war das Wort gefallen, so fiel die Buschziege nieder, und Spinne nahm sie auf und brachte sie heim, wo er dieselbe mit seinen Kindern verzehrte.

Als die Buschziege verzehrt war, lud Spinne die Trak-an zur Jagd ein. In der Nähe des Steines forderte er diese wieder auf, bis zum Steine weiter zu gehen, da er erst noch sein Wasser abschlagen wolle. Als er die Trak-an (eine Antilopenart) am Bestimmungspunkte antraf, sagte diese: „Spinne, sieh doch, wie der Stein einen Bart bekam!"

Die Trak-an fiel nieder, Spinne nahm sie auf und trug sie nach Hause, wo er mit seinen Kindern das Fleisch verspeiste.

Ebenso machte es Spinne mit der Antilope. Doch als er mit der Buschkuh in gleicher Weise verfuhr, fiel dies dem Fillentamba auf, welches wohl bemerkt hatte, daß die Tiere, die mit der Spinne zur Jagd auszogen, niemals heimkehrten. Also folgte Fillentamba unbemerkt und beobachtete die Scene am Stein, wie die Buschkuh sagte: „Schau, was der Stein für einen Bart hat!" wie Spinne und seine Kinder das Tier zerteilten und es nach Hause brachten.

Da lief Fillentamba auch nach Hause und erzählte es allen seinen Kameraden.

Da fordert denn Spinne auch Fillentamba zur Jagd auf. Fillentamba war einverstanden. Wie gewöhnlich schickte Spinne den Begleiter voraus. Als aber Spinne zu Stein kam, sagte Fillentamba nicht das Zauberwort. Spinne versuchte, Fillentamba dazu zu bewegen, aber der entging der bezaubernden Antwort. Da sagten endlich beide das Wort und beide fielen betäubt nieder. Es war am Morgen und sie erwachten am Abend wieder. Beim Erwachen versuchte Spinne das Gespräch wieder auf das Thema zu bringen. Fillentamba fragte darauf: „Was soll ich sagen?"

Spinne entgegnete: „Sag, der Stein bekam einen Bart!"

Kaum hatte die Spinne das Wort ausgesprochen, so fiel sie nieder. Fillentamba sprach es aber nicht nach. Er lief nach Hause und warnte alle Leute, das Wort an dem Stein auszusprechen, denn dann fielen sie in die Hände der Spinne, die sie verzehren würde.

6. Spinnengeschichte. Temne.

Ein König hatte Acht auf seine Kühe. Spinne erblickte sie; er sah eine besonders große und forderte Tamba (eine mystische Persönlichkeit) auf, sie mit ihm zu verspeisen. Tamba wollte schon, wußte aber nicht, wie es anzufangen sei. Spinne meinte er wisse schon Bescheid. Sie gingen zusammen dahin, wo die Herde weidete. Da trafen sie den Ameisenbär, der just eine Höhle in den Boden grub. Spinne sagte zum Ameisenbär, das würde, falls die Kühe des Königs in die Grube träten, für ihn böse ablaufen. Da erschrak der Ameisenbär und begann, die Grube wieder aufzufüllen. Da er aber müde war, ging er bald schlafen. Derweilen fing Spinne die große Kuh und brachte sie in die Höhle. Dann kehrte er zur Stadt zurück. Unterdessen sagte der König zu seinen Leuten, es würde dunkel, sie sollten nach den Kühen sehen. Diese zogen aus, um sie einzufangen. Sie fanden aber die eine in der Höhle. Nur noch ihr Kopf blickte heraus. Da liefen sie zum König und

erzählten ihm, daß eine Kuh in einer Grube läge und stürbe. Da rief der König sein Volk zusammeu, um die Kuh heraufzuholen.

Eingehend schildert nun die Mythe das Palaver, welches der König abhielt, als sie die Kuh antrafen. Der Ameisenbär ward herbeigerufen und vernommen. Spinne warf seine Worte dazwischen und das Urteil lautete:

„Da der Ameisenbär die Kuh des Königs getötet hat, mag er selbst getötet werden.“

Denn das war ausschlaggebend: der Ameisenbär hatte die Grube gegraben.

Der Ameisenbär ward in der Grube, in der die Kuh verschieden war, bestattet. Als Lohn für seine Bemühungen bei Auffindung des Kuhmörders erhielt Spinne ein Bein der Kuh. Als alle in die Stadt gegangen waren, holte Spinne den Tamba, der ihm den Ameisenbär auffsuchen, ausgraben und in sein Haus schaffen helfen mußte. Er teilte mit Tamba das Fleisch. Nach einem Monde war das Fleisch verzehrt.

Als nun eines Abends, da die Leute des Königs schlafen gegangen waren, die beiden dahingepilgert waren, wo sie die Kühe des Königs angebunden antrafen, ergriff Spinne seine Medizin, streichelte eine große Kuh und sagte: „Kuh, laß einen Wind streichen, Kuh, laß einen Wind streichen!“

Die Kuh that so, und beide schlüpften in den Bauch des Tieres! Spinne zeigte Tamba das Herz und warnte den Genossen davor, dort zu schneiden. Spinne schnitt alsdann Fleischstücke heraus, und Tamba steckte sie in den mitgebrachten Korb. Danach forderte Spinne die Kuh wieder auf, einen Wind streichen zu lassen, und so gelangten sie wieder aus deren Leib. Vier Tage lebten sie von dem Fleische. Da zogen beide abermals zu gleichem Zwecke aus.

Wie damals gelangten sie in die Kuh. Diesmal aber schnitt Tamba und zerschnitt die Herzfibern, sodaß die Kuh tot zu Boden sank. Nun wußten sie nicht, was thun? Tamba setzte sich in den Mastdarm. Die Leute des Königs meldeten diesem den Tod der Kuh.

Die Männer begannen, das Tier zu zerschneiden. Da schrie Spinne: „Seid vorsichtig, daß Ihr mich nicht trefft!“

Die Leute erschraken und berichteten das dem König. Da kam dieser selber und befahl, an derselben Stelle weiterzuschneiden. Aber Spinne kroch an einen anderen Ort. Als die Leute beim Zerlegen soweit gekommen waren, zogen sie Spinne und ihren Korb heraus. Spinne ward gebunden und sollte geschlagen werden, weil er das beste Stück der Herde des Königs getötet hatte.

Da schrie Spinne: „Ich und Tamba, wir waren zusammen. Ich und Tamba waren zusammen!"

„Wer ist Tamba?" fragten sie.

„Ich weiß nicht, von wo er kam", sagte Spinne.

Der König glaubte ihm nicht. Unterdessen saß Tamba im Mastdarm. Die Leute schnitten denselben heraus, um ihn am Wasser zu reinigen. Wie sie nun seinen Inhalt ausschütteten, kam Tamba mit heraus und sprang unbemerkt an das andere Ufer. Er beklagte sich nun, daß die Leute beim Ausspritzen ihn mit Kuhdünger überschüttet hätten. Der König schenkte, um ihn zu beruhigen, ihm darauf ein neues Gewand.

Beim Palaver behauptete Spinne nun, daß Tamba sich an dem Diebstahl beteiligt hätte. Darauf rief man dessen Frau, um sie zu verhören. Diese sagte nun allerdings aus, daß Tamba seit gestern Mittag nicht zu Hause gewesen sei. Tamba wußte sich jedoch zu rechtfertigen, indem er darauf hinwies, daß, wenn er dabei gewesen wäre, er auch hätte in der Kuh gefunden werden müssen.

Da wurde das Urteil über Spinne gefällt; er wurde an einen Palmbaum gebunden und mit Palmzweigen gestäubt. Deshalb hat er so viele Beine bekommen. Als Spinne genug gepeitscht war, ließ der König ihn laufen. Er wurde darauf krank, erholte sich aber wieder und hatte nun viele Beine. Da lief er davon in den Wald.

7. Spinnengeschichte. Nigergebiet.

Einige Asbonleute brachten ein Pferd der Asbonrasse, um es zu verkaufen. Da der Preis aber sehr hoch war, so war dies sehr schwierig. Der Eigentümer des Pferdes sagte: „Dies, mein Pferd,

ist nicht mit Geld, sondern nur mit der Hand einer Frau zu bezahlen."

Leute kamen, fragten den Eigentümer des Pferdes und sagten zu ihm: „Was ist der Preis Deines Pferdes?"

Er sagte zu ihnen: „Was den Preis meines Pferdes betrifft, so muß ich sagen: es kann nur mit der Hand einer Frau bezahlt werden."

Die Leute sagten: „Aha! Der Preis von diesem Deinem Pferd ist zu hoch. Wer mag es kaufen!"

Ein gewisser Bursche kam, fragte den Eigentümer des Pferdes und sagte: „Was kostet es?"

Er sagte ihm: „Es kann nur mit der Hand einer Frau bezahlt werden."

Der Bursche sagte: „Danke sehr, ich kann das Pferd nicht kaufen", und ging davon.

Und ein anderer Knabe, sein Gefährte, kam wieder; der wußte, daß seine Mutter alles, was er auch wünsche, für ihn thun werde. Er kam, er fragte den Eigentümer des Pferdes und sagte zu ihm: „Was kostet das Pferd?"

Der sagte zu ihm: „Wenn Du hingehen, die Hand Deiner Mutter abschneiden und sie mir bringen könntest, so würde ich Dir das Pferd geben."

Der Knabe sagte: „Ganz recht."

Der Knabe ging zu seiner Mutter, sie zu fragen und sagte zu ihr: „Ach, meine Mutter! Kaufe mir für Deine Hand dieses Pferd."

Sie sagte zu ihm: „Ganz recht; geh, hole ein Messer und schneide sie ab."

Der Knabe ging, brachte ein Messer herbei und schnitt die Hand seiner Mutter ab und gab sie dem Eigentümer des Pferdes. Der Eigentümer gab ihm das Pferd, und der Knabe band es alsogleich los.

Drei Tage später sagte er zu seiner Mutter: „Ich will jenen Ort sehen, wo das Land der Welt sein Ende hat."

Seine Mutter sagte: „Ganz recht;" und sein Vater auch. Alle sagten: „Ganz recht, möge Dich Gott wieder zurückbringen."

Der Knabe sagte zu seinem Pferde: „Sieh mich an; für die Hand meiner Mutter habe ich Dich gekauft. Trage mich zu der Stelle, wo die Welt ein Ende hat.“

Er machte alles fertig, legte den Sattel auf, bestieg das Roß und ritt davon.

Wie er so dahinzog, traf er seinen Freund, die Spinne. Die Spinne fragte ihn und sagte: „Ach, Knabe, wohin gehst Du?“

Er sagte zu ihr: „Ich will das Ende der Welt sehen.“

Die Spinne sagte zu ihm: „Darf ich Dir folgen?“

Er sagte: „Folge mir.“

Sie Spinne setzte sich auf den Zweig resp. das Blatt eines Baumes.

Auf diese Weise zogen die beiden nun weiter und weiter, bis sie an einen Ort kamen, wo es kein Land mehr giebt. Hier sahen sie in einiger Entfernung eine Frau, die eine Hexe war; die sahen sie, diese sie aber nicht; sie that etwas Unpassendes. Der Knabe und die Spinne kamen an ihren Ort und grüßten sie. Sie nahm den Gruß an und sagte zu ihnen: „Geht es Euch gut, meine Kinder?“

Sie sagten: „Sehr gut.“

Sie sagte zu ihnen: „Kommt, laßt uns zu meinem Hause gehen.“

Sie sagten: „Wir sind es zufrieden.“

Da reisten sie dorthin, wo es weder Land noch Bäume, sondern nichts als Wind, nichts als Wasser, nichts als einen dunklen Ort gab. Sie ließen sich bei dem Hause der Hexe hernieder. Am Abend suchte sie nach dem Hahne, um ihn zu töten. Der Hahn lief fort und verbarg sich im Grase. Sie suchte und suchte, konnte ihn aber nicht finden. Sie kochte das Essen, brachte es dem Knaben und der Spinne und sagte zu ihnen: „Seht da meine Nahrung, eßt!“

Sie sagten: „Ganz recht!“

Der Knabe sagte: „Ich mag dies Essen nicht.“

Die Spinne sagte: „Damit ist es nicht gemacht, laß es uns nur essen.“

Sie setzten sich nieder und aßen.

Die Spinne hatte einen eisernen Stock. — Als sie ihre Nahrung gegessen und sie beendet hatten, gingen sie schlafen. Mitten in der Nacht nahm die Hexe ein Messer und schärfte es. Der Hahn krähte und sagte: „Sieh nur, sie kommt, mach Dich fertig."

Der Knabe verstand die Sprache des Hahnes.

Die Hexe sagte: „Wo ist der Hahn? Den ganzen Tag hab ich ihn gesucht, kann ihn aber nicht finden."

Sie sah unter das Bett, streckte ihre Hand darunter und tastete nach ihm, konnte ihn aber nicht finden. Sie setzte sich wieder, nahm wieder das Messer, und während sie es scharf machte, sang sie: „Iß nur Fleisch! Iß nur Fleisch!"

Wieder krähte der Hahn und sagte: „Sieh, da kommt sie."

Die Frau — das ist die Hexe — verstand die Sprache des Hahnes. Bis es zu dämmern begann, krähte der Hahn dreimal. Sie begrüßte den Knaben und sagte zu ihnen: „Habt Ihr gut geschlafen?"

Dann fragte sie und sagte zu ihnen: „Saht Ihr, daß ich gestern etwas Unpassendes that?"

Die Spinne antwortete und sagte: „Das sah ich."

Die Hexe schämte sich, ging, suchte den Hahn und sagte: „Wenn ich diesen Knaben und die Spinne nicht töte, werden sie die Nachricht in ihr Land tragen."

Sie suchte nach dem Hahn, nahm ihn, tötete ihn, kochte ihn und brachte ihn der Spinne und dem Knaben. Als sie gegessen hatten und schlafen gegangen waren, sagte die Spinne zu dem Knaben: „Sei heute Nacht auf Deiner Hut."

Der Knabe sagte: „Ganz recht."

Die Spinne nahm ihren eisernen Stock, legte ihn dicht neben sich. Nachdem sie ein wenig geschlafen hatte, stand sie auf, nahm ihren Stock und setzte sich so in der Nacht an die Thüröffnung. Die Frau machte sich fertig; sie kam, den Knaben und die Spinne zu töten und sie zu essen. Sie schärfte ihr Messer und sang dabei: „Iß Du Fleisch! Iß Du Fleisch!"

Die Spinne machte sich zurecht und sagte: „Sieh, da kommt sie."

Sie nahm ihren eisernen Stock und stellte sich neben die Thüröffnung. Die Hexe kam leise, leise daher. Die Spinne nahm den eisernen Stock. Die Hexe steckte ihren Kopf in das Zimmer. Die Spinne zerschlug ihren Kopf mit dem Eisenstock.

Die Hexe ging aber in ihr Zimmer zurück und leckte das Blut an ihrem ganzen Körper auf. Nachdem sie ein wenig gewartet hatte sagte sie: „Jetzt sind sie eingeschlafen.“

Sie schärfte ihr Messer wie früher; sie kam leise, leise daher. Da hörte sie Spinne. Die Hexe steckte den Kopf in das Zimmer. Spinne zerschlug ihren Kopf mit dem Eisenstock. Die Hexe kehrte zu ihrem Zimmer zurück, und wie früher leckte sie dabei ihr Blut auf.

Dreimal kämpften die beiden in dieser Weise, beide, die Hexe und Spinne die ganze Nacht hindurch, bis es Tag wurde. Da sagte Spinne zu seinem Freund: „Paß auf, diese Frau ist eine Hexe. Die ganze Nacht hindurch habe ich ihren Kopf zerschlagen.“

Der Knabe sagte: „Ist das wahr?“

Spinne sagte: „Ja, es ist wahr.“

Der Knabe sagte: „Laß uns fertig machen. Am Morgen werden wir in unser Land gehen.“

Spinne sagte: „Ganz recht.“

Die Frau kam zu ihnen und sagte ihnen: „Habt Ihr gut geschlafen?“

Spinne erwiderte: „Sehr gut.“

Als sie sie begrüßten, sagten sie zu ihr: „Heute werden wir in unser Land gehen.“

Sie sagte: „Ganz recht.“

Der Knabe nahm Rasiermesser und band sie an den Schwanz des Pferdes. Der ganze Schwanz des Pferdes war nichts als lauter Rasiermesser. Der Knabe legte den Sattel auf und machte alles zurecht und bestieg das Pferd. Sie machten sich auf.

Die Frau verwandelte sich in eine Hexe, sie wollte den Knaben festhalten. Sie suchte immer den Schwanz des Pferdes zu packen. Die Rasiermesser zerschnitten ihre Hände. Sie blieb stehen und leckte das Blut auf. Wieder kam sie wie der Wind daher und

sagte: „Bleibt vor dem Munde dieses Feuers stehen. Ich werde Euch fangen und essen."

Der Knabe und Spinne rannten und kamen zu einem Orte von heißem Wasser, welches sehr kochte. Der Knabe sagte zu dem Pferde: „Errette mich vor diesem heißen Wasser, denn ich habe Dich für die Hand meiner Mutter gekauft."

Das Pferd machte einen gewaltigen Sprung und kam so mit einem Male über den ganzen See mit heißem Wasser. Spinne saß auf, aber er sowohl wie sein Blätterpferd fielen in das Wasser. Der Knabe kehrte schnell zurück und zog sie heraus.

Die Hexe kam allein an das heiße Wasser. Sie kam und überholte sie, sie griff in den Schwanz des Pferdes des Knaben und, als die Rasiermesser zuschnitten, ließ sie los, blieb stehen und leckte das Blut auf. Der Knabe und Spinne rannten beide und kamen zu einem Feuer, welches wie Wasser herniederlief. Die Hexe sagte zu ihnen: „Bleib dort stehen, ich werde Euch überholen und Euch essen."

Der Knabe sagte zu seinem Pferde: „Errette mich von diesem Feuer. Für die Hand meiner Mutter habe ich Dich gekauft."

Der Knabe gab seinem Pferde die Peitsche, es galoppierte dahin und das Roß sprang über den ganzen See; Spinne nahm er mit sich.

Als sie über den See gekommen waren, kam die Frau wie der Wind daher. Sie gelangte über den Feuerplatz, überholte den Knaben und Spinne und packte in den Schwanz des Pferdes. Wieder zerschnitten die Rasiermesser ihre Hände. Sie machte Halt und leckte das Blut auf.

Der Knabe und Spinne galoppierten weiter und kamen zu einem See mit kaltem Wasser. Da sagte der Knabe zu seinem Pferd: „Errette mich von diesem Wasser; für die Hand meiner Mutter habe ich Dich gekauft."

Und als er das Pferd geschlagen und Spinne zu sich heraufgenommen hatte, setzten sie über den See.

Die Hexe sagte zu sich: „Warum soll ich mich so noch länger ärgern? Es wird für mich besser sein, nach Hause zu gehen."

Sie sagte: „Ich werde sie niemals fangen."

Sie kehrte in ihre Stadt zurück.

Nachdem der Knabe und Spinne den ersten und den zweiten See gekreuzt hatten, gelangten sie an einen Platz, wo wieder Land war und gingen so auf trocknem Grunde.

Spinne ging zu dem Ort, welchen er liebte.

Auch der Knabe kam in seine Stadt, er ging in das Haus seiner Mutter. Als sein Vater und seine Mutter und seine Schwestern und seine Brüder ihn sahen, freuten sie sich sehr; denn ihr Sohn war ja vom Ende der Welt zurückgekommen.

So ist es, und es ist fertig. Die Geschichte des Pferdes aus dem Asbongeschlecht, des Knaben, Spinnes und auch der Hexe hat ihr Ende erreicht.

Wie die Spinnengeschichten sich heute darstellen, dürfen sie nicht anders aufgefaßt werden als lustige kleine Volkserzählungen. Als eine solche charakterisiert sie allein schon die ganze naive Art und Weise der Darstellung, zumal der letzten Geschichte, in der Spinne, wie in den meisten anderen, als listiger Bursch aufgefaßt ist.

Etwas anderes ist das Ergebnis, wenn wir nach dem Ursprunge dieser Erzählungen Ausschau halten. Da tritt uns vor allen Dingen das Motiv des Verschlungenwerdens, dann dasjenige der nächtlichen Kämpfe als bezeichnende Merkmale entgegen. Wenn Spinne den Kopf der Hexe in der Nachtzeit zertrümmert, wenn deren Blut ringsherum läuft, so erinnert das entschieden an Maui, der mit dem Feuergotte kämpft oder an andere Sonnengötter, welche aus einem Blutbade des Morgens auferstehen. Und zu alledem kommt noch dazu, daß in der letztwiedergegebenen Haussa-Variante Spinne an den Horizont reist, daß dort das Land der Finsternis ist (die Nacht oder Unterwelt), daß in dieser Nacht und zwar meist vorgeschoben gegen den Morgen der Hahn kräht, immer ein Zeichen

des Sieges der Sonne im Osten; daß ferner die Sonne resp. Spinne über den feurigen See kommt, das erinnert dann an den Sonnenaufgang.

Das sind wie gesagt letzte Reste, die uns den Weg der einstigen Entstehung verraten. Wie gerade Spinne dazu kommt, die Sonne zu repräsentieren?

Auf Neuseeland ist ein Sonnengott auch eine Spinne oder wenigstens der Heros klimmt am Spinnenfaden zur Sonne auf, von der Sonne nieder.

Dann sitzt wieder die die Seelen in das Jenseits führende Sonne, diesmals dargestellt als räuberische Hexe mitten in einem Spinnennetz und in diesem fängt sie die Seelen der Menschen, die daraufhin sterben. Das letztere ist eine Mythe der Bagos (Westafrika), die mir Missionar Keil erzählt hat. Sie löst das ganze Problem. Das Bild ist nicht uneben:

Strahlenförmig entsendet die Sonne das Lichtmeer — strahlenförmig webt die Spinne ihr Netz. So werden die zarten Fäden der Spinne zu Sonnenstrahlen und die Sonne zur Spinne, die in listiger Weise die Menschenseelen einfängt.

Doch die Sonnenmythe ward zum Märchen. Denkt einmal nach, ob Ihr nicht vielleicht auch deutsche Märchen kennt, die aus der Sonnenmythologie entstanden! Schließen wir hiermit.

So ist es, und nun ist es zu Ende — würde der afrikanische Märchenerzähler sagen.

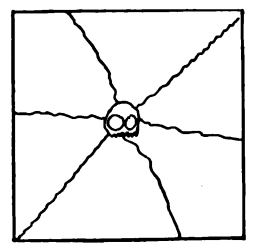
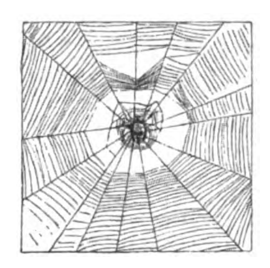


Fig. 281. Die Juju Nfali. Zeichnung eines Eingeborenen. Dies soll die Spinnengottheit und den Juju Nrali-Pfahl darstellen. Vergl. Fig. 273. — Juju Nfali soll als Spinne in der Sonne leben. — Zum leichteren Verständnis wiesen die Bagos auf eine Spinne im Netz und auf die strahlende Mittagssonne.



Zur Erläuterung der Fig. 281 und der Juju Nfali; das Bild des Spinnennetzes und der Sonne mit ihren Strahlen.



Weltentstehung, Himmeleinsturz, Sintflut.



Richtig aufgefaßt bedeutet die Ausbildung der Sonnenmythologie bei den Naturvölkern eine gewisse wissenschaftliche Forschung resp. Auslegung. Diese ganze Mythologie bedeutet Theorie. Nach der Anschauung dieser Menschen ist eben alle Wandlung in der Natur abhängig nicht etwa von naturwissenschaftlichen Gesetzen, sondern von der Handlungsweise bestimmter Götter. Wenn wir nun hören, diese Wilden hätten auch Sagen resp. Anschauungen, betreffend die Weltentstehung 2c., so können wir uns von vornherein sagen, daß es sich um Vorstellungen handelt, die mit den Sonnenmythen in einem bestimmten Zusammenhange stehen. Besonders ist das so, wenn wir von verschiedenen Himmeleinstürzen hören.

Von den verhältnismäßig wenigen afrikanischen Schöpfungsgeschichten wollen wir die eine große der Yoruba und einige kleinere zu verstehen suchen. Später suchen wir dann Parallelen in anderen Ländern auf.

Die Schöpfungsmythe der Yoruba.

Die Yoruba besitzen zwei Himmelsgötter Olorun und Obatala.

Olorun ist der göttliche Himmel, der Gott, der zu weit, zu gleichgültig und zu groß ist, um sich um den Menschen zu bekümmern. Der Name bedeutet Besitzer des Himmels; Ellis hat übersehen, daß er auch Besitzer der Sonne heißt, denn „orun“ heißt gleichzeitig Firmament und Sonnen. Olorun besitzt keine Priester, von ihm wird kein Bildnis angefertigt, es giebt keine Tempel Oloruns. Nur selten, wenn alle Götter ihre Hülfe versagen, ruft ihn der Yoruba an. Man kann sagen, Olorun lebe mehr im Sprichwort, als in

der Anschauung oder im Kulte, gleich wie der Himmel, des Namen wir auch oft gebrauchen, vielleicht mißbrauchen oder falsch verwenden. Auch er ist nicht allmächtig, denn ein Sprüchwort sagt: „Ein Mensch kann nicht Regen machen, und Olorun kann Dir nicht ein Kind geben."

Denn dies gehört zu Obatalas Funktionen. Jeder Gott hat seine Pflichten.

Obatala ist der Hauptgott der Yoruba. Sein Name bedeutet: „Gott des weißen Gewandes". Weiß ist nämlich seine Farbe; weiß sind seine Tempel, seine Bilder, seine Amulette. Seine Diener, Priester und Verehrer tragen weiße Gewandung. Obatala ward von Olorun geschaffen, so sagen die Priester. Der übergab ihm die Welt und das Firmament; er selbst zog sich zurück. Wenn Obatala also ebenfalls ein Himmelgott ist, so ist er doch anthropomorpher aufgefaßt als Olorun. Einer Mythe zufolge, die allerdings nicht allgemein zu sein scheint, hat Obatala das erste Menschenpaar aus Thon geformt. Durchweg aber herrscht die Ansicht, daß Obatala die Kinder schenke.



Fig. 282. Krieger von den Molukken mit Stockschild; daneben der Schild von der Seite. (Nach Kükenthal.)

Odudua oder Odua ist die Hauptgöttin der Yoruba. Sie ist die Mutter, welche empfängt. Der Name kommt von „do" das ist „schwarz sein" und „dudu" ist „schwarz" her. Die Neger halten eine schwarze Haut für eine große Zierde, auch für schöner als die gewöhnliche Cigarrenfarbe. Odudua ist als eine sitzende, ein Kind säugende Frau dargestellt. Odudua ist das Weib Obatalas. Aber sie ist gleichaltrig mit Olorun und nicht von diesem geschaffen, wie ihr Gemahl. Andere Eingeborene glauben zwar, sie sei in Ife entstanden, doch ist dies eine vollständig sekundäre Mythe. Odudua

stellt die Erde dar und ist mit dem anthropomorphen Himmelsgott verheiratet. Obatala und Odudua, Himmel und Erde, stellen, wie die Priester sagen, zwei große geschlossene Kalebassen dar, welche einmal geschlossen, nicht geöffnet werden können. Dies wird in den Tempeln symbolisch durch zwei weiße untertassenförmige, eng aufeinander gefügte und so eine abgeflachte Kugelform bildende Kalebassen zur Anschauung gebracht. Die obere präsentiert das Himmelsgewölbe, die untere die sich diesen am Horizont anschmiegende Erde.

Einer weit verbreiteten Mythe zufolge ist Odudua blind. Am Anfang der Welt waren sie und Obatala in der Dunkelheit einer großen geschlossenen Kalebasse eingeschlossen.

Obatala lag im oberen, Odudua im unteren Teile derselben. Die Mythe berichtet nicht davon, wie sie in diese Lage gekommen sind, sondern weiß nur davon zu erzählen, daß sie lange in dieser Lage gewesen sind, zusammengepreßt, unbehaglich, hungrig. Da begann Odudua zu schelten; sie tadelte ihren Mann ob der Einsperrung. Es entspann sich ein arger Streit, in dessen Verlauf Obatala wütend seiner Frau die Augen aufriß, weil sie ihre Zunge nicht beherrschen konnte. Da verfluchte ihn Odudua; sie sprach: „Nur Schnecken sollst Du in Zukunft essen!“

Das ist der Grund, warum Obatala Schnecken als Opfer dargebracht werden. Da die Mythe Odudua ihre Augen nicht wiedergewinnen läßt, muß man annehmen, sie sei blind gewesen. Aber kein Eingeborener sieht sie als blind an.

Odudua ist ferner die Göttin der Liebe. Viele Geschichten werden von ihren Lieben und Abenteuern erzählt. Ihr Haupttempel ist in Ado, der Hauptstadt des Staates gleichen Namens, der nördlich von Badagri liegt. Es wird von der Anlage des Ortes eine lange Geschichte der Liebe Oduduas zu einem Jäger erzählt, dem sie beim Abschied für ihn und alle hier in Zukunft Wohnenden Heil und Segen im Angedenken ihres Glückes zugesagt habe.

Vor dieser Tändelei mit dem Jäger schenkte Odudua ihrem Gatten einen Knaben Aganju und ein Mägdlein Yemaja. Der Name Aganju bedeutet: unbewohnter Landstrich, Ebene, Wüste, — nach Burton: Firmament. — Yemaja heißt: Mutter der Fische.

Der Nachkomme von Himmel und Erde mag also Wasser und Land repräsentieren. Yemaja ist die Göttin der Bäche und Ströme, sie steht den Wasserordalen vor. Sie wird dargestellt als eine weibliche Figur gelber Farbe; blaue Perlen und weiße Kleider trägt sie. Die Verehrung von Aganju scheint außer Brauch gekommen zu sein, aber auf einem offenen Platz vor des Königs Residenz in Oyo wurde der Gott ehemals verehrt.

Yemaja heiratete ihren Bruder Aganju und schenkte ihm einen Sohn mit Namen Orungan. Dieser Name ist zusammengesetzt aus Orun = Himmel bezw. = Sonne, gan von ga = hoch sein; er scheint zu bedeuten: in der Höhe des Himmels. Er scheint den offenen Raum zwischen Himmel und Erde zu repräsentieren. Der Nachkomme von Wasser und Land würde demnach unserem Luftraum gleichkommen. Orugan liebte seine Mutter zärtlich, doch einst zankte er mit ihr und sie lief von dannen.*) Orugan raste hinter ihr her, und beinahe hatte er sie mit dem ausgestreckten Arme erreicht, um sie festzuhalten, da schlug sie rücklings auf den Boden.

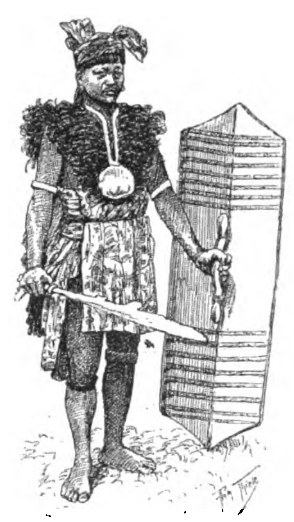


Fig. 283. Dajak mit erweitertem Stockschild (Tartsche); Borneo. (Nach Photographie von Kükenthal.)

Sofort begann der Körper furchtbar zu schwellen, zwei Wasserströme quollen hervor und der Körper zerbarst. Die Ströme vereinten sich und bildeten eine Lagune. Ihrem zerklüfteten Leibe entsprossen 15 Götter:

Dada	= die Gottheit	der Pflanzen,	
Schango	= „ „	des Blitzes,	
Ogun	= „ „	des Eisens und Krieges,	
Olokun	= „ „	der See,	

*) Abgekürzt erzählt.

Oloso	= die Gottheit	der	Lagune Olosa,
Oya	= „ „	des	Niger,
Oschun	= „ „	des	Oschunflusses,
Oba	= „ „	des	Obaflusses,
Orischa Oko	= „ „	des	Landbaues,
Oschosi	= „ „	der	Jagd,
Oke	= „ „	der	Berge,
Aje Schalagu	= „ „	des	Reichtums,
Schankpanna	= „ „	der	Blattern,
Orun	= „ „	der	Sonne,
Oschu	= „ „	des	Mondes.

Zur Erinnerung an dieses Ereignis wurde einer Stadt der Name Ife gegeben. — Ife, das Aufschwellen, das Aufbersten. — Sie ward dort gegründet, wo Yemajas Körper niederstürzte und zerbarst. Diese Stelle ward — vielleicht kennt man sie noch — bis zum Jahre 1882, wo die Stadt durch die Ibadan zerstört ward, gezeigt.

Erwähnenswert ist, daß nicht alle Götter Yemajas Leibe entsprossen.

Welchem Ideenkreise, welchen Motiven ist diese Schöpfungsgeschichte entsprossen?

Bedenken wir, daß die Übertragung bestimmter Funktionen und Thätigkeitskreise an einzelne der individuellen Mythenbildungskraft des einen Bezirkes „Yoruba“ zuzuschreiben ist, daß somit weniger die Arten der Götter als der Verlauf, die Züge der Mythe in Betracht kommen, daß wir in eben diesem Bezirke Yoruba die große Bedeutung des Schango erkannt haben — Schangos des Sonnengottes —, so ist es nicht schwer, drei wichtige Momente herauszufinden, die in anderen mythologischen Bezirken wieder aufgefunden und mit dem dortigen zu vergleichen sind, die einen Anhaltepunkt für die Antwort auf die Frage: „Woraus wächst die Schöpfungsgeschichte empor?“ geben können. Es sind diese drei Punkte: 1) das Aufeinanderliegen Obatalas und Odubuas; 2) die Verfolgung Aganjus; 3) der Neidersturz der Yemaja.

Für die Verfolgung der Yemaja durch Aganju bietet Yoruba selbst die Parallele. Schango verfolgt in gleich rasender Weise die Oya. Die Sonne hatte auch dort eine direkte Beziehung zur Mythe vom Feuerdiebstahl, also zu der Mythe, der zufolge z. B. Maui von dem unterirdischen Gotte verfolgt wird. Dieses Moment führt also in den Kreis der Sonnenmythen.



Fig. 284. Krieger von Wetter; Bandameer. (Nach Jacobsen.)
Die Schildhaltung ist nach dem Original (unten von vorn gesehen) verbessert.
Die Handhabung ist bei Jacobsen falsch.

Einmal zu der Vermutung gekommen, daß auch hier dem Rhythmus der Sonnenmythen nachgespürt werden müsse, ist es nicht mehr schwer, die Beantwortung für die Frage aufzufinden. — Im Anfange liegen auch die Menschen in Kammapas Bauch dicht gedrängt, so dicht, daß das Schwert des sich befreienden Hubeane oder Litaolane — die Strahlen der aufgehenden Sonne — sich mühsam durch sie hindurchzwängen muß, da Hubeane nicht die tausende verletzen will.

Das ist der erste Punkt. Obatala und Odudua sind in der Kalebasse eng aufeinander gezwängt. — Der Himmel liegt in der Dunkelheit auf der Erde. — Da reißt Obatala der Odudua die Augen auf. — Die Sonne steigt empor.

Also ist in der enggedrückten Lage Obatlas und Oduduas die Dunkelheit der Nacht dargestellt, und es schließt sich folgerichtig an sie der Sonnenaufgang an. Das gleiche Motiv bietet eine Akwapimsage. Der zufolge soll in alten Zeiten der Himmel der Erde viel näher gewesen sein, denn heute. Wenn jemand fischen wollte, so stupfte er mit einem Stecken den Nyankupong — der Verkörperung Nyames, des Himmels — und siehe, es kamen Fische heraus, und sie fielen gleich den Regentropfen, nur größer, auf die Erde. Nach einem solchen Fischregen hatte der Betreffende nichts weiter zu thun, als aufzulesen. Aber was geschieht? Ein Weib stieß einst Fufu in einen Mörser. Aber es ging sehr schlecht, denn die Höhe genügte nicht. Sie sagte daher zu Nyankupong: „Erhebe Dich ein wenig, ich habe nicht Raum genug für einen Fufustößel.“

Nyankupong gehorchte und fragte: „Bis hierher?“

„Nein,“ sagte sie, „noch weiter!“

So that er dreimal: endlich hieß sie ihn Halt machen. — Auf diese Weise kam es, daß Nyankupong dem Erdboden so fern kam, daß, wenn jemand ruft, er es kaum noch hört, und was die Fische betrifft, so sind sie jetzt sehr rar. Wäre jenes Weib nicht gewesen, so würde man heute noch die Fische umsonst bekommen.

Die Ovaherero erzählen:

Vor vielen, vielen Jahren ließen die „Großen“ im Himmel (Eyuru) wegen der zunehmenden Gottlosigkeit der Menschen den Himmel auf die Erde herniederfallen und infolgedessen verloren fast alle Menschen das Leben; nur wenige blieben übrig. Diese wenigen, die am Leben geblieben waren, nahmen in ihrer Not, da der Himmel sehr schwer auf der Erde lastete, ein schwarzes Schaf und opferten dieses den Großen im Himmel. Da beschlossen diese, die letzten Menschen zu verschonen und zogen den Himmel wieder zurück, und so halten sie ihn bis auf den heutigen Tag. Seit jener Zeit

kann aber niemand mehr in den Himmel steigen. Denn die Großen im Himmel haben Wächter ausgestellt, welche dort Wache halten müssen, wo Himmel und Erde zusammenstoßen. Diese Wächter sind gewaltige einäugige Riesen.

Also die großen Riesen halten Wache, da, wo Himmel und Erde zusammenstoßen, wo also die Sonne auf- und untergeht. Ihre Beziehung wird, da sie einäugig sind, wohl schnell erkannt.

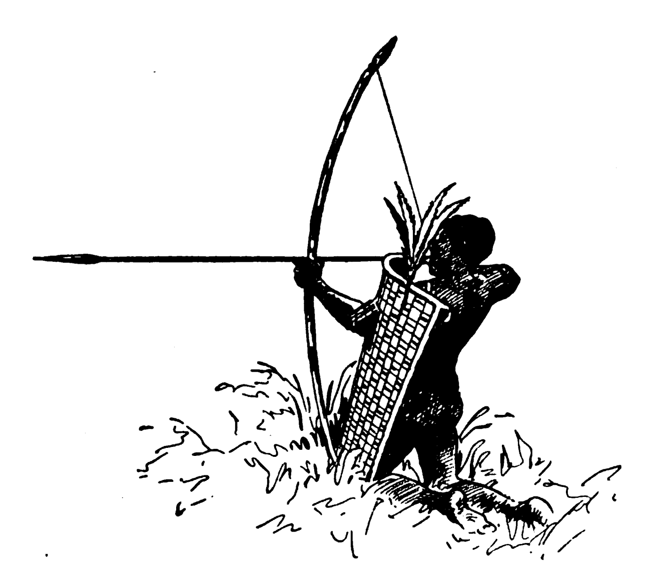


Fig. 285. Bogenschütze von den Varuinseln westlich Neuguinea mit Bogenschild. (Nach Originalskizze.)

Sie hier in der Mythe vom Tage und der Nacht in dieser Gegend wiederzutreffen, ist besonders anziehend.

Die Kanga und Loango haben ebenfalls eine Tradition von einem Einsturz des Himmels, der eine allgemeine Vertilgung des Menschengeschlechtes herbeigeführt hat. Nachdem sie aber alle erschlagen waren, erschuf die Gottheit neue Menschen.

Wenden wir uns jetzt nach Ozeanien, und prüfen wir die Schöpfungsgeschichte dieser Völker!

Im Gegensatz zu Afrika bietet Ozeanien mächtige, gewaltige, eingehende, umfassende Kosmogonien. Die kann ich hier nicht zergliedern, sondern ich beschränke mich darauf, einige Teile, die wichtigsten, zu besprechen. Beginnen wir die Untersuchung mit Erinnerung an die zwei Hauptmomente der Yoruba-Mythe, die gepreßte Lage Obatalas und Odiduas und den Niedersturz Yemajas.

Als die beiden Götter Obatala und Odudua zusammengepreßt in der Kalebasse liegen, reißt Obatala der Gemahlin die Augen aus — die Sonne steigt empor, der Himmel hebt sich, es wird Tag. So lag im Anfange Tangaroa im Ei. Er zersprengt die Schale, da wird es Tag. Das Ei ist also identisch mit der Kalebasse, der Vorgang des Tagesanbruches in Ozeaniens und Afrikas Mythologie, also in dieser selben Form vorhanden. Weshalb gerade das Ei besonders geschickt für diese Mythe ist, brauche ich wohl nicht erst zu erörtern.

Wir gelangten in Afrika von dieser Version zu der Mythe vom Aufheben des Himmels. Auf Neuseeland liegen Rangi und Papa, Himmel und Erde im Anfange eng aufeinander gepreßt. Ihre Kinder sind in Finsternis gehüllt. Da beraten sie, wie zu helfen sei. Tamakauenga, nach anderen Maui, schlägt vor, sie zu erschlagen. Tanematua aber, der Gott der Wälder, spricht dafür, sie nur zu trennen. Dieser Antrag geht durch, und Tane stützt Kopf und Füße gegen die Mutter, hebt mit dem Rücken den Vater, und also werden Himmel und Erde getrennt.

Daß Tane-matua, der Gott der Bäume, der Trennende ist, ist deshalb besonders interessant, weil die Höhe der Bäume und Büsche in den Mythen der anderen Inseln eine besondere Rolle spielen, und weil auch die Wakamba-Mythe erzählt: als die Sonne einem Baume zu nahe gekommen war, hob sich der Himmel empor.

So heißt es auf Rarotonga, der Himmel habe der Erde so nahe gelegen, daß die Menschen nur kriechen konnten. Ein Mann stemmte ihn ruckweise empor, erst bis zur Höhe der Teve-Pflanze (vier Fuß), dann bis zu der des Kauariki-Baumes (einer Sykomore),

dann bis zu den Berggipfeln und dann bis zur Höhe, die der Himmel heute hat. Ellis fand die gleiche Mythe auf Tahiti. Der Mann war dort der Gott Rua. Auch auf Samoa heben die Pflanzen den Himmel.



Fig. 286. Krieger von Angriffshafen auf Neuguinea mit Bogenschild. (Nach Finsch.) Unten der Schild von innen. (Nach dem Original.)

Auf letzterer Insel entdeckte Turner eine Lesart der Mythe, die eine frappierende Ähnlichkeit mit der Atwapim-Version hat. — Im Anfange lag der Himmel dicht auf der Erde. Da kam zu einer Frau ein Mann; der bat um einen Trunk Wasser. Er wollte, sagte er, auch den Himmel höher heben.

„Hebe ihn zuerst in die Höhe“, — sagte sie.

Er hob ihn.

„Ist es genug?“ — fragte er dann.

„Nein, noch ein wenig höher!“

Da hob ihn der Mann noch höher.

Auch die Motu berichten, im Anfange habe der Himmel auf der Erde gelegen. Aber ein Mann, der zornig war über den Zank seiner Weiber, durchschnitt das Rohr, das Himmel und Erde zusammenhielt, sodaß ersterer emporstieg, letzte herabsank. Auf den Gilbertinseln hat der Gott Rigi den Himmel emporgehoben, um den Menschen und Tieren Existenzmöglichkeit zu verschaffen.

Fassen wir alles zusammen, so ergiebt sich, daß wir in den Weltentstehungs- und Weltuntergangsmythen nichts anderes sehen dürfen als Variationen jener Motive, die wir aus der Sonnenmythologie schon hinlänglich kennen. Der Sonnenaufgang wird umgewandelt zu einer Weltentstehung: die Weltentstehung ist so nichts anderes als der erste Sonnenaufgang. Auf der andern Seite wird auch der Sonnenuntergang als ein einmaliges großes Ereignis, als erster großer Sonnenuntergang in die Vergangenheit gebracht.

Einmal bis zu dieser Erkenntnis vorgedrungen, werden wir stutzig, wenn wir von anderen ähnlichen großen Ereignissen hören, die als historisch bezeichnet werden. Wenn die Weltentstehung weiter nichts ist als der erste Sonnenaufgang, die weitverbreitete und berühmte Sage vom Himmeleinsturz nur eine sehr selbständig gewordene Lesart des Sonnenuntergangsmotives, dann dürfen wir mit Recht bezweifeln, ob die weitverbreitete Sintflutsage wirklich als eine historische Reminiscenz angesehen und mit der biblischen Tradition ohne weiteres in Zusammenhang gebracht werden darf.

Die Zweifel sind berechtigt. So wie wir die Sintflutsage im Zusammenhange mit den übrigen Sonnenmythen betrachten, fällt ihre Zugehörigkeit in dieser Gruppe auf. Als Jelj, der Rabe in Nordwestamerika, seinem Oheim die Sonne gestohlen hat, läßt dieser das Wasser so hoch steigen, daß der Rabe fast umkommt und sich mit Krallen am Himmelsgewölbe festhalten muß. — Das ist eine ausgesprochene Sonnenaufgangsmythe, in der die Flut nichts weiter bedeutet, als das Meer, in dem die Sonne aufgeht oder untergeht. — Das gleiche werden wir, wie gesagt, im nächsten Kapitel von Maui hören.

Diese Erfahrung macht uns schon bedächtig. Sie lehrt uns, wie gefährlich es ist, Erzählungen der heiligen Schrift mit Sagen der Naturvölker in Zusammenhang zu bringen.

Nun zum letzten Kapitel über die Sonnensagen.

Auf zum Feuerdiebstahl!

Der Feuerdiebstahl.

So ziemlich bei allen Völkern der solaren Weltanschauung treffen wir die Prometheussage, eine Mythe, welche irgend einem Gotte die Gewinnung des Feuers zuschreibt. Im folgenden einige Beispiele.

1. Polynesische Lesart auf Mangaia.

(Nach Gill.)

In der Unterwelt (Avaiki) wurde dem Ro und der Buataranga ein berühmter Sohn — Maui — geboren. In seiner frühen Jugend wurde Maui zu einem der Wächter unserer Oberwelt, wo die Sterblichen leben, eingesetzt.

Gleich den übrigen Bewohnern der Welt lebte er von ungekochter Nahrung. Einst besuchte die Mutter, Buataranga, ihren Sohn; doch aß sie immer für sich allein, aus einem Korbe, den sie aus der Unterwelt mitgebracht hatte. Als sie eines Tages im Schlaf lag, guckte Maui in ihren Korb und entdeckte gekochtes Essen. Beim Kosten fand er es der rohen Nahrung, an die er gewöhnt war, weit überlegen. Dieses Essen kam aus der Unterwelt, folglich mußte das Geheimnis des Feuers dort sein. Zur Unterwelt,

der Heimat seiner Eltern, wollte er hinuntersteigen und diese Kunde gewinnen, sodaß er fortan stets den Luxus des gekochten Essens genießen könnte.

Als am nächsten Tage Buataranga sich aufmachte, um nach Avaiki (der Unterwelt) hinabzusteigen, folgte Maui ihr unbemerkt durch das Buschwerk. Dies war nicht schwer, denn sie kam und ging immer auf demselben Wege. Durch das hohe Röhricht lauschend, sah er seine Mutter vor einem schwarzen Felsen stehen, den sie also anrief:

„Buataranga, steige mit Deinem Leibe durch diese Kluft,
Der Regenbogengleichen muß Gehorsam werden.
Wie zwei dunkle Wolken vor der Morgendämmerung entweichen,
Oeffnet, öffnet meinen Weg zur Unterwelt, Ihr Grimmigen.“

Bei diesen Worten teilte sich der Fels, und Buataranga stieg hinab. Maui merkte sich diese magischen Worte sorgfältig und machte sich ohne Verzug auf den Weg zu Tane, dem Besitzer einiger wunderbarer Tauben. Er bat diesen dringend, ihm eine davon zu leihen; aber die angebotene Taube gefiel Maui nicht und wurde ihrem Eigentümer sogleich zurückgegeben. Eine bessere Taube wurde dem anspruchsvollen Borger vorgeführt, allein auch diese ausgeschlagen. Keine andere konnte Maui zufriedenstellen, als Akaotu oder „Furchtlos“, eine rote und von Tane ganz besonders geschätzte Taube. Sie war so zahm, daß sie ihren Namen kannte und, wohin sie auch ziehen mochte, sicher zu ihrem Herren zurückkehrte. Tane, der sich nur ungern von seinem Liebling trennte, nahm Maui das Versprechen ab, daß er die Taube unbeschädigt zurückerhalten solle.

Maui schwang sich nun, seine rote Taube mit sich nehmend, durch die Lüfte zu der Stelle, wo seine Mutter hinabgestiegen war. Auf die magischen Worte, die er erlauscht hatte, öffnete sich zu seiner großen Freude der Fels und, die Taube hinablassend, stieg er hinunter. Einige versichern, daß Maui sich in eine Stechfliege verwandelt, sich auf den Rücken der Taube gesetzt habe und so hineingekommen wäre. Als die beiden grimmigen Wächterdämonen

der Kluft sich von einem Fremden überlistet sahen, griffen sie wütend nach der Taube, um sie zu verschlingen. Zum Glück für den Borger bekamen sie nur den Schwanz in ihre Gewalt, während die Taube, ohne ihren schönen Schwanz den Weg zu den Schatten fortsetzte. Maui war über das Mißgeschick, welches den Lieblingsvogel seines Freundes Tane betroffen hatte, sehr betrübt.

In der Unterwelt angelangt, suchte Maui das Haus seiner Mutter. Es war das erste, welches er erblickte, und er wurde zu ihm durch den Schall des Kleiderklopfens geleitet. Die rote Taube ließ sich auf einem Backhaus gegenüber der offenen Hütte nieder, in welchem Buataranga mit Klopfen der Rindenzeuge beschäftigt war. Sie hielt inne und sah staunend zu dem roten Vogel, von dem sie erriet, daß es ein Besucher aus der Oberwelt sei, da keine der Tauben im Reiche der Schatten rot war. Buataranga sagte zu dem Vogel:

„Bist Du nicht vom Licht des Tages hierhergekommen?“

Die Taube nickte Bejahung.

Fig. 287. Krieger von Alor; Bandameer. (Nach Jacobsen.) Der Schild ist nach dem Original von innen, also mit dem Tragriemen gezeichnet.

„Bist Du nicht mein Sohn Maui?“ fragte die alte Frau weiter.

Wieder nickte die Taube.

Hierauf trat Buataranga in ihre Wohnung, und der Vogel flog zu einem Brotfruchtbaum. Maui nahm wieder seine eigene, menschliche Gestalt an und ging, seine Mutter zu umarmen, die ihn fragte, wie er zur Unterwelt herabgestiegen wäre, und welches der Grund seines Besuches sei. Maui gestand, daß er gekommen sei, das Geheimnis des Feuers zu erforschen.

Buataranga sagte: „Dieses Geheimnis hütet der Feuergott Mauike. Wenn ich kochen will, sage ich Deinem Vater Bu, daß er ein brennendes Holzstück von Mauike erbittet."

Maui fragte, wo der Feuergott wäre. Seine Mutter bezeichnete die Richtung und sagte ihm, der Ort hieße Are-aoa oder Haus der Bananenstöcke. Sie bat Maui, vorsichtig zu sein, „denn der Feuergott ist ein furchtbarer Geselle, von sehr reizbarer Gemütsart".

Maui ging furchtlos zum Hause des Feuergottes, durch eine sich emporkräuselnde Rauchsäule geleitet. Mauike, der gerade damit beschäftigt war, Essen zu kochen, unterbrach seine Arbeit und fragte, was der Fremde wollte. Maui erwiderte: „einen Feuerbrand". Der Feuerbrand wurde gegeben. Maui trug ihn zu einem Fluß, der am Brodfruchtbaum vorüberfloß, und löschte ihn dort aus. Dann kehrte er zu Mauike zurück und erhielt einen zweiten Feuerbrand, den er ebenfalls im Fluß auslöschte. Als der Feuerbrand zum dritten Male vom Feuergott gefordert wurde, war dieser außer sich vor Wut. Er scharrte die Asche seines Ofens zusammen und gab etwas davon dem kühnen Maui auf einem Stück trocknen Holzes. Diese glühenden Kohlen wanderten in den Strom, wie vorher die brennenden Scheite.

Maui dachte ganz richtig, daß ein Feuerbrand ihm von geringem Nutzen wäre, wenn er nicht das Geheimnis, der Feuerbereitung erlangen könnte. Der Brand konnte einmal erlöschen, aber wie dann wieder Feuer machen? Seine Ansicht war daher, Streit mit dem Feuergott anzufangen und ihn durch überlegene Kraft zu zwingen, das unschätzbare Geheimnis zu offenbaren, welches bis jetzt nur ihm allein bekannt war. Andererseits beschloß der Feuergott, im Vertrauen auf seine eigene wunderbare Stärke, den Frechen zu vernichten, der in sein Geheimnis dringen wollte. Maui forderte zum vierten Male Feuer von dem wütenden Feuergotte. Mauike befahl ihm, sich fortzumachen, sonst würde er zur Strafe in die Luft geworfen; denn Maui war klein von Gestalt. Aber der Besucher sagte, nichts würde ihm mehr Freude machen, als seine Kräfte mit denen des Feuergottes zu messen.

Mauike ging in seine Wohnung, um seinen Kriegsgürtel anzulegen, doch bei seiner Rückkehr sah er, daß Maui sich zu enormer Größe ausgedehnt hatte. Doch dadurch nicht entmutigt, ergriff Mauike ihn kühn mit beiden Händen und schleuderte ihn bis zur Höhe eines Kokosnußbaumes. Maui brauchte die List, sich beim Fallen so leicht zu machen, daß er durch den Sturz durchaus nicht verletzt werden konnte. Rasend darüber, daß sein Gegner noch atmete, nahm Mauike alle seine Kräfte zusammen und schleuderte ihn weit höher, als der höchste Kokosnußbaum, der je gewachsen ist. Doch Maui blieb von seinem Falle unverletzt, während Mauike, nach Luft schnappend, dalag.



Fig. 288. Krieger von Letti (Bandanerer) mit asiatischem Schild. (Nach Jacobsen.)

Jetzt war die Reihe an Maui. Den Feuergott ergreifend warf, er ihn zu schwindelnder Höhe und fing ihn, wie einen Ball, in seinen Händen wieder auf. Ohne Mauike den Boden berühren zu lassen, warf er ihn zum zweiten Male in die Luft und fing ihn mit den Händen wieder auf. Versichernd, daß dies nur eine Vorbereitung zu einem letzten Wurf sei, der sein Schicksal besiegeln würde, bat der atemlose und völlig erschöpfte Mauike Maui innezuhalten und sein Leben zu schonen, was er nur begehren würde, solle ihm gehören.

Der Feuergott, nunmehr in einem erbarmungswürdigen Zustande, durfte sich jetzt verschnaufen. Maui sagte:

„Nur unter einer Bedingung will ich Dich verschonen; — enthülle mir das Geheimnis des Feuers. Worin liegt es verborgen? Wie wird es hervorgebracht.“

Froh versprach Mauike, ihm alles zu sagen, was er selbst wüßte, und führte ihn in das Innere seiner wundervollen Wohnung. Hier lag in einem Winkel ein Haufe Kokusnußfasern, in einem anderen lagen Bündel Stäbe von feuergebendem Holz, dem au, oronga, tauinu und besonders der aoa oder Banane. Diese Stäbe waren sämtlich trocken und zum Gebrauch fertig. In der Mitte des Raumes lagen zwei kleinere Stäbe bei einander. Einen derselben gab der Feuergott Maui, ließ ihn denselben festhalten, während er selbst den anderen stark dagegen rieb. Und dabei sang der Feuergott:

„Gieb, o gieb mir Dein verborgenes Feuer,
Du Bananenbaum!
Vollbringe den Zauber;
Richte ein Gebet an den (Geist vom)
Bananenbaum!
Entzünde ein Feuer für Mauike
Aus dem Splitter des Bananenbaumes!“

Während dieses Gesanges sah Maui zu seiner großen Freude, wie sich aus dem feinen Staub, der durch die Reibung des einen Stabes an dem anderen gebildet wurde, ein leichter Rauch erhob. Als sie in ihrer Arbeit fortfuhren, wurde der Rauch stärker, und, von des Feuergottes Atem angefacht, brach eine schwache Flamme aus, worauf die feine Kokusnußfaser dieselbe festhalten und vergrößern mußte. Dann nahm Mauike die verschiedenen Bündel Stäbe zu Hülfe, und bald schlug eine leuchtende Flamme empor, zu Mauis Erstaunen.

Das große Geheimnis des Feuers war gesichert. Aber der Sieger beschloß, sich dafür zu rächen, daß er beunruhigt und in die Luft geworfen worden war, indem er seines überwundenen Gegners Wohnung in Brand setzte. In kurzer Zeit stand die ganze Unterwelt in Flammen, die den Feuergott und seine Habe verzehrten. Die Felsen selbst krachten und barsten vor Hitze, und von da stammt der alte Spruch: Die Felsen in Orovaru (bei den Schatten) brennen.

Bevor Maui das Land der Geister verließ, nahm er sorgfältig die beiden Feuerstöcke an sich, die einst das Eigentum Mauikes gewesen, und eilte zu dem Brodfruchtbaum, wo die rote Taube

„Furchtlos“ ruhig seiner Rückkehr harrte. Seine Hauptsorge war, den Schwanz des Vogels wieder in Ordnung zu bringen, um Tanes Zorn zu vermeiden. Es war keine Zeit zu verlieren, denn die Flammen verbreiteten sich reißend schnell. Er bestieg wieder die



Fig. 289. Krieger von Solor (Bandameer) mit asiatischem Schild. (Nach einer naturgroßen Modellfigur im Reichsmuseum in Leiden.)

Taube, welche seine Feuerstäbe, einen in jede Kralle nahm, und flog zum unteren Eingange der Felskluft. Auf nochmaliges Aussprechen der von Buataranga gelernten Worte teilten sich die Felsen, und glücklich gelangte er zur Oberwelt zurück. Dank den Bemühungen seiner Mutter stieß die Taube auf keinen Widerstand bei den grimmen Wächtern des Weges zu den Schatten. Als sie wieder

ans Licht kam, nahm die Taube einen langen Schwanz an, indem sie sich in ein sorgfältig abgeschlossenes Thal niederließ, welches seither Rupe-tau oder der Taube Ruheplatz genannt wurde. Maui nahm wieder seine ursprüngliche menschliche Gestalt an und beeilte sich, die Lieblingstaube Tanes zurückzubringen.

Das Hauptthal Keia durchziehend, sah er, daß die Flammen ihm vorausgeeilt waren und zu Teao einen seitdem offen gebliebenen Durchgang gefunden hatten. Die Könige Range und Mokoiro zitterten für ihr Land, denn es schien, als ob alles durch die verheerenden Flammen vernichtet werden sollte. Um Mangaia vor weiterer Verwüstung zu schützen, boten sie alle ihre Kräfte auf, und es gelang ihnen schließlich, das Feuer zu unterdrücken. Rangi nahm seit dieser Zeit den Namen „Feuchtauge“ an, zur Erinnerung an seine Leiden, und Mokoiro wurde fortan stets Auai oder „Rauch“ genannt.

Die Bewohner von Manggaia benutzten den Brand, um sich Feuer zu verschaffen und sich Essen zu kochen. Doch nach einiger Zeit ging das Feuer aus, und da sie nicht im Besitz des Geheimnisses waren, konnten sie kein neues Feuer hervorbringen.

Nur Maui war nie ohne Feuer in seiner Wohnung, ein Umstand, der das Erstaunen aller erregte. Mannigfach waren die Nachforschungen nach der Ursache hiervon. Zuletzt fühlte er Mitleid mit den Bewohnern der Welt und teilte ihnen das wunderbare Geheimnis mit, daß das Feuer in dem Hibiscus, der urtica argentea, dem tauinu und der Banane, also in bestimmten Hölzern, verborgen wäre; dieses Feuer könnte durch den Gebrauch der Feuerstücke, die er machte, herausgezogen werden; schließlich ließ er sie des Feuergottes Sang anstimmen, um den Gebrauch der Feuerstöcke wirksam zu machen.

Seit jenem denkwürdigen Tage benutzten alle Bewohner dieser Oberwelt mit Erfolg die Feuerstöcke und genossen den Luxus von Licht und gekochter Nahrung.

2. Mythe von der Insel Nias bei Sumatra.

(Nach Bastian.)

Sadawa, eine Nebenfrau von Balugu Luomewona, wünschte ihren Sohn Bela auch zur Erde heruntersteigen zu lassen, als Sirao die übrigen ersten Bewohner heruntergeschickt hatte. Sie befestigte ihn an einer langen dünnen Kette, die vom Winde so heftig geschüttelt wurde, daß sie riß. So stürzte Bela herab und kam auf einen hohen Baum zu liegen. Deshalb mußte er seinen Aufenthaltsort auf hohen Bäumen suchen und sich mit dem Wild der Wälder nähren.



Fig. 290. Krieger von Solor. Die Figur 289 von hinten.

Jetzt sehen nur noch die Priester die Belas, früher dagegen sahen sie nicht nur alle Menschen, sondern Belas und Menschen machten sich auch gegenseitig Besuche, um sich das Feuer bei einander zu holen, wie dies die Niasser noch heute thun.

Als nun einmal ein Sohn Hias (Mensch) zu einer Bela ging, um Feuer zu holen, hatte diese Frau augenblicklich solches nicht, weil es ausgegangen war. Nun konnte sie aber, wie alle Bela, Feuer reiben, welche Kunst sie den Menschen mit aller Vorsicht vorenthielten, und welche sie als Privatgeheimnis betrachteten.

Darum wollte die Frau (Bela), während sie das Feuer anmachte, den Sohn Hias mit einem Kleide bedecken; er sagte jedoch zu ihr: „Durch dieses Kleid kann ich sehen, setze einen Korb über mich hin.“

Nun war es aber zu augenscheinlich, daß er hierdurch auch noch sehen konnte. Dann erbat der Schlaue, doch lieber noch einen Korb über ihn zu werfen.

Also that sie und schlug in der Meinung, jener könne es nicht sehen, Feuer.

Der Mensch, der Feuer holen kam, hatte aber seinen Zweck erreicht; er hatte wohl aufgemerkt, wie sie zu Feuer kam, und lachte die Frau aus.

So lernten die Menschen die Kunst der Feuerentzündung.

3. Sage der Catlö'ltq, N. W.-Amerika.

(Nach Boas.)

Ein Mann hatte eine Tochter, welche einen wunderbaren Bogen und Pfeil besaß, mit dem sie alles zu erlegen vermochte, was sie haben wollte. Sie war jedoch träge und schlief beständig. Darüber ward der Vater böse und sprach:

„Schlafe nicht immer, sondern nimm Deinen Bogen und schieße in den Nabel des Ozeans, damit wir das Feuer erhalten.“

Der Nabel des Ozeans war ein ungeheuerer Wirbel, in welchem Hölzer zum Feuerreiben umhertrieben. Die Menschen hatten damals noch kein Feuer.

Das Mädchen ergriff nun ihren Bogen, schoß in den Nabel des Ozeans und das Reibefeuerzeug sprang ans Land.

Da freute sich der Alte. Er entzündete ein großes Feuer, und da er es für sich allein behalten wollte, baute er ein Haus mit einer Thür, die wie ein Maul auf- und zuschnappte und jeden tötete, der hereintreten wollte.

Die Menschen aber wußten, daß er das Feuer im Besitz hatte, und der Hirsch beschloß, es für dieselben zu rauben. Er nahm harziges Holz, spaltete dasselbe und steckte sich die Splitter in die Haare. Alsdann band er zwei Boote zusammen, bedeckte dieselben mit Brettern und tanzte und sang auf denselben und fuhr so zu dem Hause des alten Mannes. Er sang:

„O, ich gehe und werde das Feuer holen.“

Die Tochter des alten Mannes hörte ihn singen und sagte zu ihrem Vater: „O, laß den Fremden ins Haus kommen, er singt und tanzt so schön.“

Der Hirsch landete und näherte sich singend und tanzend der Thür. Er sprang dabei auf die Thür zu und stellt sich, als wolle er in das Haus hineingehen. Da schnappte dieselbe zu, ohne ihn jedoch zu treffen. Während sie sich nun aber wieder öffnete, sprang er flugs in das Haus hinein.

Dort setzte er sich ans Feuer, als wolle er sich trocknen und sang weiter. Er ließ dabei den Kopf über das Feuer sinken, sodaß er ganz rußig wurde und das Holz, das in seinen Haaren steckte, sich endlich entzündete. Da sprang er hinaus, lief von dannen und brachte den Menschen das Feuer.



Fig. 291. Tänzer von Hawai mit Tanzschild. (Nach Cook.)

4. Erzählung aus Bogatjim.

(Privatmitteilung von A. Hoffmann.)

In der Vorzeit kannte nur eine einzige alte Frau in Bogatjim das Feuer. Die allein kochte alle Speisen und hütete sorgfältig das Geheimnis des Feuers. In dem Dorfe waren einige neugierige Buben, welche gerne das Geheimnis der Alten gekannt hätten.

Eines Tages versteckten sich diese Burschen und warteten, bis die Alte ihre Hütte verlassen hätte. Darauf gingen sie eilig hinein, konnten aber nichts Auffälliges darin entdecken, als einen großen Topf. Neugierig hoben sie den Deckel von dem Topfe ab, erschraken aber gewaltig, als aus dem Topfe der Mond, der Träger des Feuers herausstieg. Sie haschten nach der feurigen Kugel, aber der Mond stieg durch das Dach der Hütte und setzte sich auf einen Kokosnußbaum.

Dort erwischte ihn nun zwar einer der Buben noch einmal, ohne ihn jedoch festhalten zu können. Der Mond stieg höher und höher, und endlich blieb er am Himmel hängen.

Der Bube, welcher den Mond noch einmal angefaßt hatte, hatte schmutzige Hände, und die Abdrücke davon sieht man noch heute am Monde. (Vergl. auch die Fig. 278, deren Erklärung eine nordwestamerikanische Deutung der Mondflecken bietet.)

Unsere Frage ist, was diese merkwürdigen Mythen bedeuten. Handelt es sich hier wirklich um eine Geschichte vom Ursprunge des Feuers? Sollte hier wirklich erzählt werden, wie die „Wilden“ sich die Errungenschaft des Feuerzeuges historisch erklären?

Sicher nicht!

Ohne weiteres können wir den Sinn der Erzählungen vom Feuerdiebstahl aus dem Schlusse der Maui-Mythe, wie sie auf Neuseeland ausklingt, erkennen. Die Maori nämlich erzählen, daß die Sonne das erste Mal aufgegangen wäre, als Maui vor dem verfolgenden Feuergotte mit dem Feuerzeuge in der Hand zur Oberwelt entflohen wäre. Wir haben es also mit einer Sonnenmythe zu thun, mit einer Mythe, die sozusagen die Untergangsmythen, die Mythen vom Verschlungenwerden ergänzen. Denn als Maui in den Rachen der Hine-nui-te-Po geschlüpft ist, und diese ihr Maul geschlossen hat, da geht die Sonne das erste Mal unter.

Die Feuerdiebstahlsmythen sind vielleicht die schönsten aller Sonnensagen, denn der Sonnenaufgang ist hier immer sehr wirkungsvoll beschrieben. Man denke an das auflohende Feuer, das hinter dem der Unterwelt entweichenden Maui emporzüngelt, — oder nein — ich bin hier sogar weniger genau, wie die Mythen selbst, denn diese sagt, daß die Flammen ihm vorausgeeilt wären. Das ist auch viel richtiger, denn die Morgenröte strahlt vor der Sonne am Himmel empor. Es giebt übrigens noch eine Variante dieser Mythe, welche fast noch schöner ist. Nach dieser erbat Maui ebenfalls einen Brand vom Feuergotte. Der Feuergott zog einen Nagel heraus, den der pfiffige Maui sofort im Flusse löscht. Der Gott giebt einen zweiten, einen dritten, einen vierten. Maui erstickt eine

Flamme nach der andern. Zuletzt hat der Feuergott ihm 20 Brände gegeben. Jeder Brand war ein Nagel, es waren die zehn Fingernägel und die zehn Fußnägel. Es ist dasselbe Bild, wie es die alten Griechen verwendeten, als sie von den Rosenfingern der Aurora sprachen. Es sind die Strahlen der aufgehenden Sonne.

In anderer Weise bedeutungsvoll sind die folgenden Mythen. Wenn das Reibefeuerzeug im Nabel des Ozeans liegt, so heißt das soviel, als ob die Sonne aus dem Ozean emporsteigt. Hier in Nordwestamerika kann ich aber auch auf eine schon mehrmals erkannte Eigenschaft der solaren Mythologie hinweisen, die uns nun schon recht vertraut ist. Mehrere Versionen der Feuerdiebstahlsmythe beginnen in dieser Gegend nämlich mit den Worten: „Die Gespenster, Geister der Verstorbenen, hatten das Feuer.“

Das heißt natürlich wieder nichts anderes, als daß, da die Seelen der Verstorbenen in das Land der Sonne folgen, da die Verstorbenen also sozusagen die Besitzer der Sonne sind, die Sonne bei den Verstorbenen gestohlen werden muß. Und so ist auch der Verlauf dieser Mythen immer. Sagen, die auf die eben beschriebene Weise anfangen, verlaufen immer so, daß den Gespenstern das Feuer entwunden wird.

Ein verwandtes Motiv liegt auch in der Mythe von Nias verborgen. Dieselbe wird nämlich eingeleitet mit der Erklärung, daß die Belas an einer langen dünnen Kette vom Himmel gekommen wären. Nun, was solche Ketten bedeuten, das wissen wir zur Genüge. Da haben wir einmal wieder einen Sonnenstrahl und in den Belas die Sonnenkinder. Den Belas wird jedoch das Feuer entwendet, und das heißt wieder nichts anderes, als daß eben die Sonne aufgeht.

Auf diese Weise wird in mannigfacher Art das Feuer mit der Sonnenmythologie in eine enge Beziehung gebracht. Wir haben es hier also nicht sowohl mit einer Erklärung vom Ursprunge des Feuers zu thun, sondern mit einer Erklärung des Umstandes, daß allen Völkern der solaren Weltanschauung das Feuer heilig ist. Aus diesen Sagen spricht nichts anderes als eine Erläuterung des Feuerdienstes. Diesem aber wollen wir einen eigenen kleinen Abschnitt widmen.

Der Feuerdienst.

Verrät schon der eben besprochene Cyklus der Mythen vom Feuerdiebstahl, daß zwischen dem Feuer und der Sonnenverehrung ein gewisser Zusammenhang bestehen muß, so geht dies vor allen Dingen aus dem ziemlich ausgesprochenen Feuerdienst hervor, den wir nicht selten bei jenen Völkern antreffen, die im Bannkreise der solaren Weltanschauung leben.

Altäre mit ewigen Feuern, das heilige Feuer der Vesta, die Feuerjungfrauen Perus u. s. w. sind Symbole dieser Erscheinung. Es ist immer mehr oder weniger ausgeprägt eine solare Verehrungsweise, die den vestalen Feuern zu Grunde liegen. Ich will wie immer einige Beispiele heranziehen und dabei nicht verfehlen, die besonders wirkungsvollen Feuertänze der Navajos nördlich von Mexiko in den Vordergrund zu bringen.

Das Fest Dsilyidje Qacal wird im Winter gefeiert, wenn Blitz und Donner schweigen. Vielleicht hat einer vom Stamme gesagt, er fühle sich krank. Vielleicht hat er das gesagt, ohne eigentlich krank zu sein. Das ist aber ganz gleichgültig. Die Hauptsache ist, er wird nun das Fest bezahlen, dessen eigentlicher Kern in Gebeten um reiche Ernte und befruchtenden Regen besteht.

Der Mann oder die Frau haben also gesagt, daß sie sich krank fühlen. So sind sie denn in ein Schwitzhaus befördert worden, um dort unter der Hand einer wohlweisen Geistes- und Körperobrigkeit der Gesundheit zu leben.

Boten ziehen aus, sie heißen Akaninili und sind gekleidet wie der mythische Dsilyi Neyani. In der Hand tragen sie das weiße Mehl, das sie auf den Weg streuen. Es ist die weiße Farbe, welche

die Bahn der Sonne andeutet. Auf den Beinschienen und Unterarmen ist in die schwarze Grundbemalung die weiße Zickzacklinie des Gottes der Stürme und der Eile hineingezeichnet; Federbüsche zieren ihre Glieder. Ein zierlicher Federstab ruht in der Linken. — Mit einem Worte und nach der Abbildung zu schließen: die Burschen sehen entzückend aus. Die Boten ziehen in die Ferne und laden die fremden Stämme zu Gaste.

Die feierliche Nacht ist gekommen. Im weiten Kreise umzieht eine Reisighecke den Festplatz, auf dem in der Mitte ein gewaltiger Holzstoß, mächtige Stangen in schwerer Arbeit herbeigeschleppt, ruht. Das ist der große Feuerherd, der die ganze Nacht durch mit seinen Flammen die elf Vorstellungen, die zwischen Sonnenuntergang und Sonnenaufgang vorgeführt werden, beleuchten soll.



Fig. 292. Der Bote Ukaninili. (Nach Dr. Matthews.)

Die Sonne ist untergegangen. Ein Trupp jener Leute, die dem darstellenden Bunde angehören, erscheint im Kreise. Sie haben glattanliegende Hosen an; ihr aufgelöstes Haar wallt frei hernieder; mit weißer Erde sind sie über und über bemalt; in der Hand tragen sie den etwa armlangen am Kopfende mit Federn bedeckten verdickten Stab.

In groteskten Sprüngen nahen sie dem Feuer. Die lodernde Flamme schlägt schon in voller Glutgewalt knisternd nach allen Seiten; die weißen Gestalten ziehen von Ost über Süd nach West, über Nord nach Ost zurück und so weiter, springend um das Feuermeer; sie springen wie Indianer immer tanzen, halb schwerfällig gebunden, halb schleichend, halb kriechend. Ihr Bemühen ist, den Federüberzug am verdickten Ende des Stabes dem Feuer so nahe zu bringen, daß die Federn versengen; die weiße Lohe schlägt aber den weißen Gestalten glutstrahlend entgegen; es ist gefährlich, dem

Feuerherd zu nahe zu kommen; mancher schlängelt sich auf dem Boden kriechend dichter an das Feuer hin.

Endlich brennt das Bällchen. Halloh!

Nun kommt ein Kunststückchen. In der Hand hatten sie einen Federring, den haben sie, nachdem der erste Federüberzug abgebrannt ist, schnell über das dicke Ende geschoben.

Es ist für die Zuschauer klar, daß die weißen Springer zu zaubern vermögen. Wo sollte sonst das neue Federköpfchen herkommen?

Nachdem sie mit Jubel das Erscheinen des zweiten Federbällchens begrüßt haben, gellen sie wild auf und brechen in wilden Sätzen durch die Umzäunung.

Auch der nachfolgende von den 11 Tänzen ist interessant. Kennen wir doch die Bedeutung des Pfeiles in der Sonnen-mythologie zur Genüge. Die zwei Jünglinge, die nunmehr auf-treten, sind fast gekleidet wie die Akaninili, also so, wie die Schmetterlingsgötter einst den Gründer der Ceremonien Dsilyi geformt hatten. Es fehlt ihnen aber Federstab und Mehlbeutel. Dafür tragen sie einen langgefiederten Pfeil. Jeder von beiden hält den Pfeil in die Höhe, deutet an, wie weit er ihn verschlucken werde, d. h. von der Spitze bis zum Befiederungsanfang, dann beugt er sich zurück und verschluckt den Pfeil etwa acht Zoll weit. Dies Experiment dauert nicht sehr lange. Nach einigen Chassees rechts und einigen Chassees links, einigen schlürfenden Schritten, zieht er behutsam den Pfeil wieder heraus, ohne sich zu verwunden. Darauf ist gewissermaßen der Pfeil geheiligt, der Tänzer pilgert zu dem angeblich oder wirklich Kranken und berührt mit der Pfeilspitze dessen Fußsohlen, Arme, Hände &c.

Nach einigen weiteren Tänzen kommt als achter in der Reihe die Sonnenaufgangsceremonie daran. Dieselbe beginnt mit dem Auftritt von 16 Männern, welche in einem Korbe das Bild der Sonne tragen. Sie scharen sich um einen Stab, singen und tanzen rundherum, springen dann auseinander und siehe da, jetzt geht die Sonne am Stabe auf, das Sonnenbildnis. Das Sonnen-bildnis schwankt in majestätischer Ruhe vor aller Augen am Baume

Fig. 293. Der erste Feuertanz nach Sonnenuntergang. (Nach Matthews.)

empor. Einige Minuten bleibt sie über den Tänzern schweben, dann sinkt sie wieder zurück.

Zweimal geht so die Sonne auf, dann hebt ein weiterer Reigen an. Der Bund beweist nämlich nicht nur, daß er Herrschaft hat über die Sonne; jetzt wollen sie auch zeigen, daß sie die Macht





Fig. 294. Der Tänzer hält den großen befiederten Pfeil in die Höhe.



Fig. 295. Der Tänzer verschlingt den Pfeil. (Nach Matthews.)

und befruchtende Gewalt der Sonne haben. Aus einer Wurzel, die sie vor aller Augen in den Boden pflanzen, und die nichts weiter zeigt als ein grünes Keimbüschlein, zaubern sie eine große Pflanze mit mächtiger Blütenstaude hervor. Aber nicht einmal damit genug. Immer wieder scharen sie sich um die Pflanze und als sie wieder auseinandergehen, da sind die Blütenblätter herabgefallen und die



Fig. 296. Der letzte Feuertanz vor Sonnenaufgang. (Nach Matthews.)

Staude trägt prächtige Früchte, die nunmehr auf fröhliche Weise eingesammelt werden.

Gegen Sonnenaufgang naht das feierliche Ende der heiligen Nachtceremonien. Der mächtige Stoß ist beinahe niedergebrannt, da treten wieder die weiß angestrichenen Männer auf, diesmal ausgerüstet mit einem Borkenscheit vom Cedernbaume, den entzünden sie an den letzten Flammen des Herdes, und nun springen sie wieder in wilder Jagd um die Brandstätte herum, immer bemüht, dem Vordermanne mit dem Brande möglichst nahe zu kommen. Oder auch sie schleudern im Tanze Funken, Qualm und Flammen um den eigenen Leib, sie springen durch die letzten Lohen der Glut; sie scheinen sich im Feuer zu baden. Sie können das auch ohne sich zu verbrennen, da die weiße Körperhülle, die Erdbemalung, sie gegen die Flammen schützt.

Mit diesem eindrucksvollen Tanze endet die heilige Nacht. Wenn die Sonne aufgeht, ist das Strauchgatter, das vordem nur einen Eingang von Osten hatte, an vier Stellen, nach Osten, Westen, Süden, Norden offen.

Sie haben die Nacht durch viele schöne Lieder gesungen. Ehe die Sonne aufging, erschallten noch fröhliche Weisen:

„Lullaby! Lullaby!
Der Tag bricht an!
Lullaby!
Jetzt erscheint der Knabe des Tageslichtes!
Lullaby!
Jetzt ist es Tag!
Lullaby!
Jetzt erscheint das Mädchen des Tageslichtes!
Lullaby!
Rundherum ist Tag!
Lullaby! Lullaby!“

Daß dieses eigenartige Fest ein Sonnenfest ist, dafür sprechen so viele Anzeichen, daß ich es kaum nötig habe, darauf des weiteren einzugehen. Nur einige Einzelheiten mögen hervorgehoben werden. Wir sehen, wie die Leute an dem Stabe die Sonne emporziehen,

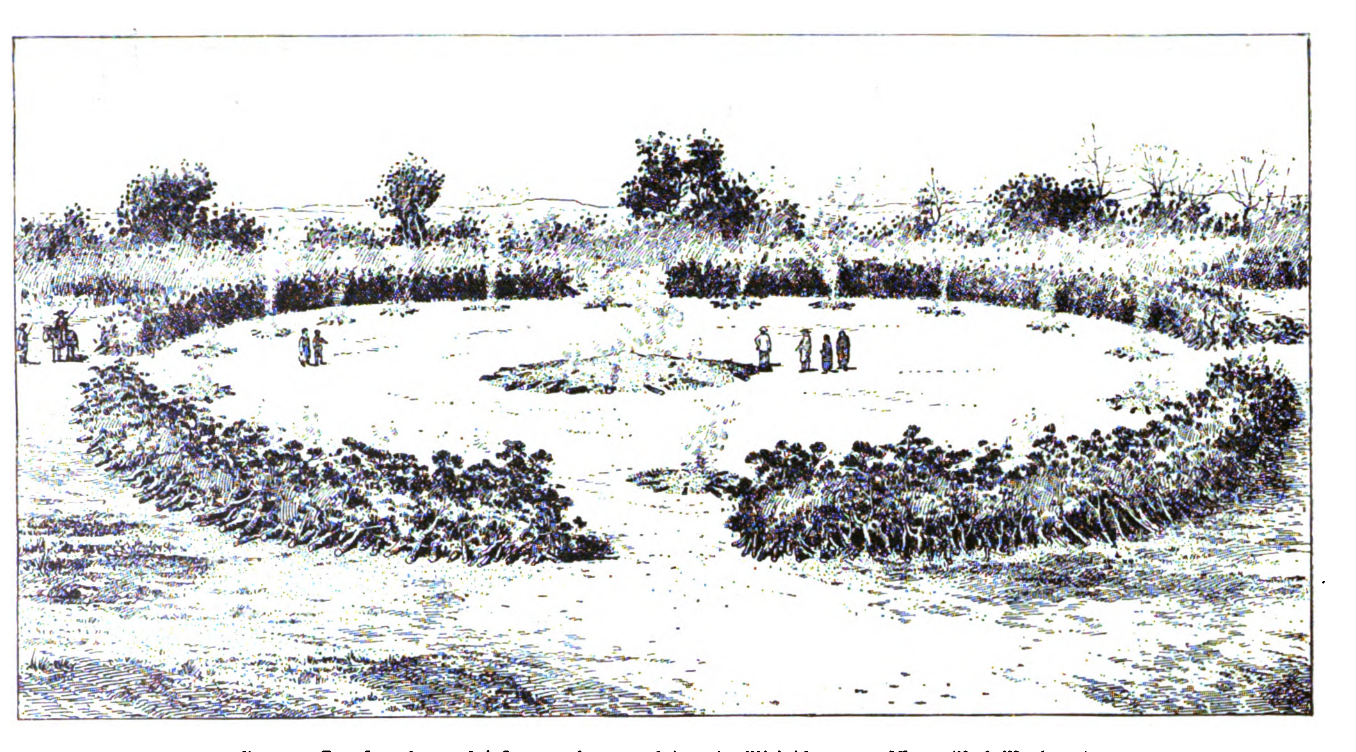


Fig. 297. Das Strauchgatter bei Sonnenaufgang, nach den vier Windrichtungen geöffnet. (Nach Matthews.)

wie die Leute also zeigen, was das Ganze bedeuten soll, wir sehen vor allen Dingen, wie unter dem emporgezogenen Sonnenbild das Aufwachsen einer Pflanze dargestellt ist, wir haben gehört, daß der Hauptzweck des Festes ist, reiche Ernte und befruchtenden Regen zu erzielen.

Das alles also schart sich um das Feuer, welches nichts anderes ist als der Sonnenball auf der Erde. Vergleichen wir unsere Fig. 297, den am Morgen nach den vier Himmelsrichtungen geöffneten Kranz aus Buschwerk mit der landläufigen Darstellung der Sonne (Fig. 298), so haben wir das besser belegt, als durch irgend welche sonstige Beschreibungen.

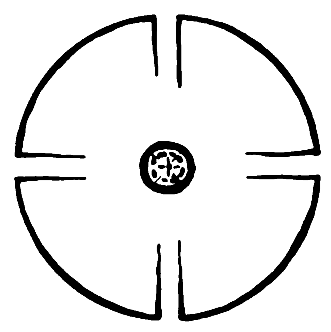


Fig. 298. Sonnendarstellung auf einem Thongefäß der Pueblos. (Im Privatbesitz.)

Der Feuerdienst tritt aber auch sonst als eine Verherrlichung der Sonne auf der Erde in eine nahe Beziehung zu den Fragen des alltäglichen Lebens. Nehmen wir z. B. den Kultus des Ganga Chitome im alten Königreiche Kongo. Das ist ein Priester, der Tag und Nacht das heilige Feuer unterhalten mußte. Bei Beginn eines neuen Jahres verlöschten alle Familien ihr Feuer und holten solches aufs neue beim Ganga Chitome. Dies Feuer sollte glücklich ihren Feldern, der Gesundheit des Hauses und dem Wohlstande der Viehherden strahlen. Daher wurden die Erstlinge des Feldes, der erste Wurf des Viehes dem heiligen Feuerpriester überbracht.

Dadurch ist der Feuerdienst klar charakterisiert. Die Ehrerbietung, die man der Sonne als entferntem Gestirn nicht erweisen konnte, bezeugte man dem stellvertretenden Feuer auf der Erde. Eins soll dabei aber betont werden: den Feuerdienst finden wir hauptsächlich bei den Völkern der zweiten entwickelteren solaren Weltanschauungsepoche, bei den Ackerbauvölkern, welche mit der heiligen Sonne weniger den manistischen Seelen-Sonnenfolgen-Gedanken verbanden, als den Begriff des Fruchtbarkeit und Regen spendenden Gestirnes.

Daher flehen die Bakongo zur Zeit der Dürre auch den Mokisso (Geist) Chitome um Regen an. Und da der Ganga Chitome die Sonne repräsentiert, darf er auch nicht auf gewöhnliche Weise sterben. Fühlt er sein Ende herannahen, so erhängt er sich an einem Stricke.

So tritt uns auch im Feuerdienst wieder der heilige Strick, die Seelen-Sonnenbahn entgegen.

Die Entdeckung des Feuers.

Ohne Frage — die Kulturenentdeckungsgeschichte kennt kein Volk, das es nicht versteht, das Feuer zu hüten, das Feuer zu benutzen. Diese Thatsache ist lange bestritten worden. Jetzt ist sie aber vollkommen erwiesen.

Fig. 299. Feuerzeug aus Neuholland.

Die zweite, sicher ebenso wichtige Frage, ob alle Völker der Erde es verstehen, Feuer zu bereiten, — diese Frage dürfen wir nicht so schnell bejahen. Ich habe gewichtige Gründe, daß dieses durchaus nicht der Fall ist.

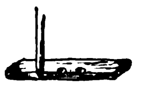


Fig. 300. Feuerzeug aus dem ostindischen Archipel. (Nach Pleyte.)

Ich knüpfe somit an die mythologischen Kapitel an, verlasse aber mit diesem Kapitel den Bereich mythologischer Anschauungsweise und werde nunmehr versuchen, die charakteristischen Elemente der materiellen Kultur zu zergliedern. Da muß ich voranstellen den Satz: „Alle Menschen kennen das Feuer.“

Dieses Besitztum ist es, welches die Kultur auch der niedrigst stehenden Völker von der der Tiere unterscheidet. Es giebt Tiere,

die sich Häuser bauen, es giebt Tiere, die sich kleiden, es giebt Tiere, die Vieh züchten und ackerbauen, Tiere mit zierlichen Staatsgebilden, — Tiere, die das Feuer hüten, Tiere, die das Feuer ständig zu nutzen verstehen, die giebt es nicht. Auf der Stufenleiter unserer Kultur bedeutet die Gewinnung und Verwendung des Feuers das erste der drei Stadien: Feuerzeit, Dampfzeit, Elektrizitätszeit.



Fig. 301. Zwei Barutse, Südostafrika, Feuer bohrend. (Nach Photographie.)

Man hat die menschlichen Kulturen eingeteilt nach der Verwendung des Eisens, der Bronze und des Steines, hat so ein Steinzeitalter, eine Bronzezeit und die Eisenkultur unterschieden. Es werden Tage kommen, in denen man mit größerem Rechte die Vorfeuerepoche, die Feuerepoche, die Dampfepoche und die Elektrizitätsepoche und was weiß ich hervorheben wird. Denn die Nutznießung dieser Naturkräfte bedeutet für die Kultur sehr viel, mehr als die Verwendung der Rohmateriale, wie die des Steines und des Eisens etwa.

Mit dem Feuer erhielt der Mensch eine ständige Arbeitskraft. Er braucht das Fleisch nicht mehr zu klopfen, er kann es jetzt

braten. Er kann Töpfe brennen, kann Eisen schmelzen, kann sich erwärmen ꝛc.

Betrachten wir das Feuer als diesen großen Faktor, so müssen wir rundweg erklären, daß wir die Völker der denkbar niedrigsten Kulturepoche überhaupt nicht mehr kennen gelernt haben. Jedoch sind uns — und das ist unendlich wertvoll — noch einige Übergangsformen aus der Zeit „vor der Feuerfabrikation“ in die Zeit „ständiger Feuerzüchtung“ erhalten geblieben.

Da es mir sehr wichtig war, diese Verhältnisse möglichst genau kennen zu lernen, habe ich eingehend Umschau gehalten, vielfach herumgefragt, bis es mir gelungen ist, bestimmte Anhaltepunkte als Beweis dafür zu finden, daß es noch kürzlich Völker gegeben hat, die es nicht verstanden, das Feuer selbst herzustellen, daß diese Völker vielmehr ihre ganze Kunst darin sahen, das Feuer zu unterhalten. Es ist damit der Beweis gebracht, daß es vor der Zeit der Feuerfabrikation eine Zeit der Erhaltung gelegentlich angetroffenen Feuers gegeben hat. Im Jahre 1897 schrieb mir A. Hoffmann über die Deutsch-Neuguineaküste:



Fig. 302. Chimila, Nordkolumbien, Feuer bohrend (Nach Photographie.)

„Als ich 1892 nach Neuguinea kam, bedienten sich die Leute an der Küste schon allgemein der schwedischen Zündhölzer. Auf meine Fragen, wie sie früher Feuer angemacht hätten, erhielt ich stets zur Antwort: Wir ließen das Feuer nie ausgehen. In den Gebirgsdörfern, die noch wenig Beziehung zur Küste haben, hüten

die Leute (noch heute) ängstlich das Feuer. Kommt es doch einmal vor, daß im ganzen Dorf kein Feuer ist, so werden Leute ins Nachbardorf gesandt, um dort Feuer zu holen. Es giebt eine Holzart, welche sehr schwer brennt, aber sehr lange noch glimmt. Solches glimmende Holz hat der Eingeborene immer auf seiner Feuerstelle liegen. Will er kochen und sich wärmen, so nimmt er getrocknete Blätter und dürres Reisig und legt das glimmende Holz, das er vorher durch kräftiges Hin- und Herschwenken zu frischer Glut angefacht hat, in den Haufen hinein. Geht der Eingeborene ins Feld oder auf Reisen, so nimmt er stets ein Stück glimmenden Holzes mit sich. An Lagerstätten im Walde, sowie an den Bächen und in den Feldern trifft man häufig Bäume, die langsam verkohlen, und die der Eingeborene angesteckt hat, um stets Feuer zur Stelle zu haben."


Fig. 303.
Feuerbohrender Nordostneuholländer.

Ist so eine Provinz künstlicher Feuerzüchtung erwiesen, so kann ich auch noch mit einer zweiten aufwarten.

Guy Burrows teilt mit, daß die Buschvölker am oberen Uelle das Feuer erhalten, indem sie es in großen Bäumen aufbewahren, die monatelang glimmen. Gleichermaßen ist dies bei den um die Tschuapaquelle im innern Kongogebiet herumsitzenden resp. herumstreifenden — denn sie sind nie ansässig — Zwergvölkern der Fall. Die Mongos, welche dort nach Südosten ihre Felder im Urwalde angelegt haben, standen lange Zeit mit den


Fig. 304.
Feuerbohrender Südostneuholländer.

Zwergen in gutem Verkehr. Die Zwerge lieferten das Jagdwild, die Mongos Gartenerzeugnisse, Töpfe, Pfeilspitzen und — Feuerbrände. Die Zwerge hatten sich so vollständig an diesen Tauschverkehr gewöhnt, daß sie ihre glimmenden Bäume ausgehen ließen. Es kamen nun Tage der Feindschaft, erbitterter Kämpfe. Die Zwergvölker stritten und fochten mit einem Todesmut — um das Feuer. Es soll den armen Kerlen damals sehr schlecht gegangen sein, und sie sollen sich vielfach von rohem Fleische ernährt haben, bis sie eines Tages ein Dorf überfielen, das Feuer mitnahmen und nun

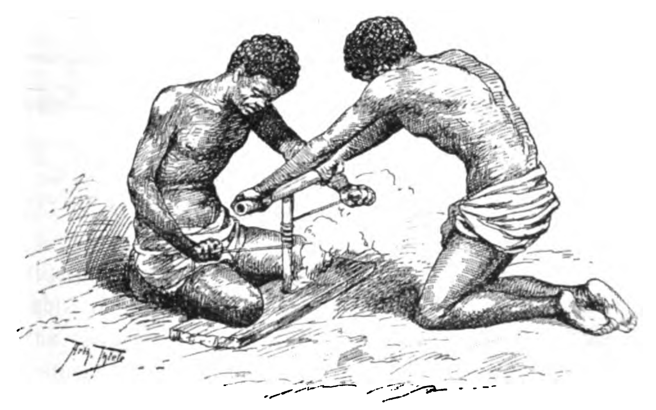


Fig. 305. Feuerbohrende Westmadegassen. (Nach Photographie.)
Typischer Schnurbohrer.

in ihre unzugänglichen Wildnisse sich zurückzogen. Seitdem sieht man sie sehr selten. Was aber wichtiger ist: Sie haben an verschiedenen Stellen glimmende Bäume in Brand gesetzt, sozusagen „Feuerstationen". Der Berichterstatter sagt, es sei sehr gefährlich, sich solchem Baume zu nähern, denn es wäre immer ein Wachtposten in der Nähe, und die Zwerge ließen nicht mit sich spaßen, wenn sie diese Feuerstationen bedroht sähen.

Es ist demzufolge sicher, daß wir es mit Völkern zu thun haben, die es nicht verstehen, Feuer zu machen, deren ganze Kunst vielmehr darin beruht, das Feuer lebendig zu erhalten.

Von den Steinen hat schon sehr richtig darauf hingewiesen, daß die Kenntnis resp. Erkenntnis des Wertes des Feuerbesitzes wohl älter sei als die einfachsten Feuerzeuge, die wir kennen. War irgendwo ein Prairiebrand entstanden, so mögen die Menschen die äußerlich verkohlten Opfer desselben ebenso emsig aufgesucht haben, wie heute noch die wilden Tiere den dem Feuer anheimgefallenen Ratten, Vögeln und jungem Wilde nachspüren. So wird der Mensch überhaupt auf das Braten der Tiere gekommen sein. Thatsächlich und nachweisbar ist das Braten ja älter wie das Kochen. Die Gelegenheit, das Feuer zu beobachten, ist wohl nicht so sehr selten gewesen. Man braucht nicht nur den Blitz in Anspruch zu nehmen. Auf Buru sagt man, daß der Kinarbaum (Kleinhovia hospita L.) in außergewöhnlich trockenen Jahren sich leicht ohne Zuthun der Menschen durch Reibung seiner Äste entzünde und viel zur Entstehung der von Zeit zu Zeit auftretenden Waldbrände beitrage. Ja, Turner ließ sich von den Eingeborenen Nukufetaus erzählen, daß nach ihrer Überlieferung sie das Feuer entdeckt hätten, als von zwei trockenen Zweigen die vom Winde aneinandergerieben wurden, Rauch aufstieg.

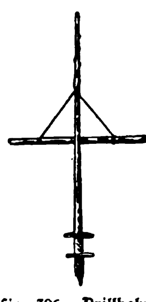


Fig. 306. Drillbohrer aus Englisch-Neuguinea; hier zum Muschelbohren, in Mikronesien aber zum Feuerentzünden benutzt. (Museum in Melburne.)

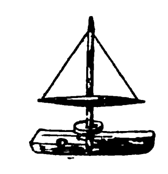


Fig. 307. Feuerzeug aus dem Westen des ostindischen Archipels. (Nach Pleyte.) Pumpenbohrer.

Wir brauchen und dürfen nicht einmal an solche Sagen wie die letzte glauben, müssen sie aber in Anspruch nehmen, wenn es sich darum handelt, zu beweisen, auf welche Weise und wie häufig die Menschen Gelegenheit hatten, das Feuer als solches kennen zu lernen.



Fig. 308. Bambusfeuerzeug aus dem ostindischen Archipel. (Nach Mason.)

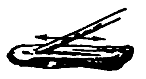


Fig. 309. Reibefeuerzeug aus Polynesien. Dieselbe Form kommt am Kongo vor.

Kannte der Mensch die Verwendung des Feuers, hat er es schon nutzbar gemacht und gezüchtet, wie wir dies bei den Papua Neuguineas und den Zwergen Innerafrikas soeben gesehen haben,

so brauchte es nur die eigentliche Erfindung eines Feuerzeuges. Diese aber können wir ebenfalls ohne große Schwierigkeit nachweisen.

Die Wamolonge westlich des Tanganika befestigen die Sehne am Bogen, indem sie den Bogenstab kurz vor den Enden durchbohren. Sie machen das, indem sie den Bogen auf die Erde nehmen und ihn mit den Knien festhalten. Nunmehr nehmen sie ein Stückchen harten Holzes, welches vorher über dem Feuer angekohlt ist. Sie setzen das Hölzchen senkrecht auf die Stelle, wo das Loch eingeführt werden soll und quirlen darauf mit den Handflächen den Stab senkrecht auf einem Punkte hin und her, so lange, bis der Stab durchbohrt ist. Ist diese Arbeit, die mehrere Tage oft in Anspruch nimmt, vollendet, so reiben sie die Stelle kräftig mit Öl ein. Als ihnen mein Berichterstatter einen eisernen Nagel in die Hand gab und sie aufforderte, mit diesem Werkzeuge die Arbeit noch einmal zu versuchen, schüttelten sie überlegen lächelnd den Kopf und wiesen darauf hin, daß der Bogen beim Anspannen später splittern würde, wenn dies nicht beim Herstellen der Öffnung selbst schon eintreten solle.



Fig. 310. Feuermacher in Neusüdwales. (Nach Brough Smith.)

So wie diese Leute, so bohren fast sämtliche Afrikaner, Madagassen und anscheinend auch alle Südseevölker feine Löcher. Das Löcherquirlen als solches ist z. B. bei den Wamolonge eine Kunst, die nicht alle verstehen. Bei den Wamolonge führen es aber diejenigen aus, die auch das — Feuer entzünden. Somit haben wir die große Thatsache: Das Feuer wird nämlich genau auf die gleiche Weise hergestellt.

Die Art und Weise Feuer herzustellen, welche die verbreitetste ist, ist aus den Abbildungen 299—304 zu ersehen. Es handelt

sich bei diesem Verfahren immer darum, mit einem härteren Holze ein weiches zu durchbohren. Meistenteils liegt in einer Lücke unter dem wagerechten und weicheren Holze irgend eine leichtentzündliche Masse, ein Zunder. Oft ist auch der Zunder in die Bohrhöhlung hineingelegt. Ausnahmsweise scheint es vorzukommen, daß der Bohrstab selbst innerlich Zunder enthält, daß dieser nämlich ein Rohrstab ist. Der Hauptwitz ist, es zu verhüten, daß die gebohrte Stelle wieder kalt wird. Und das passiert dem Ungeübten immer. Denn indem man mit den Handflächen quirlt und nach unten drückt, rutschen die Handflächen ungemein schnell nach unten und man muß nunmehr die Hände schnell wieder nach oben bringen. Steigt aber erst einmal ein leichter Rauch auf, so ist immer durch Blasen und Einfügung trockener Blätter, durch Hin- und Herschwenken der glimmenden Blätter das Feuer schnell gewonnen.

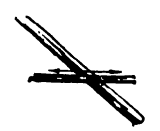


Fig. 311. Das Feuerreibezeug der vorigen Abbildung mit Reibevorrichtung.

Das Quirlen haben die Wilden sich vielfach erleichtert. Statt der Hände nahm man eine Schnur. Der eine drückte mit einem quergehaltenen Stabe den senkrechten Quirlstock nach unten, der andere schlang eine Schnur darum, die er hin- und herzog (Fig. 305). Der Pumpenbohrer (Fig. 306 und 307) lag dann nicht mehr so fern. Es läßt sich nachweisen, daß alle diese Feuerzeuge gleichzeitig als Lochbohrer verwendet werden, daß aber die Bohrer stets älter sind als die Feuerzeuge. An vielen Orten, an denen schon der Pumpenbohrer für Herstellung von Löchern Verwendung findet, begnügt man sich noch mit den primitiveren und schwerfälligeren einfachen Methoden zur Feuerherstellung.

Läßt sich hier das Aufwachsen des Feuerzeuges aus einem ganz einfachen Arbeitsinstrument nachweisen, so ist dies auch noch bei anderen Methoden möglich. Das ist z. B. das einfache Bambusfeuerzeug des ostindischen Archipels (Fig. 308). Der Bambus wird der Länge nach in zwei Teile geteilt; die feinen Membranen des Innern, die Seele, d. h. jene zarten Häutchen, die wir auch in unseren Rohren haben, werden zu einem kleinen Kügelchen zusammengeballt und unter die eine Hälfte des mit der konkaven Seite auf dem Boden liegenden Bambusscheites geschoben. Dieser Scheit wird

fest auf den Boden gehalten, mit dem andern aber und zwar mit dessen scharfer Kante solange oberhalb des Membranekügelchens hin und her „gesägt", bis der liegende Scheit durchschlitzt ist, bis also die durch den Schlitz rieselnden heiß gesägten Bambusstäubchen auf die leicht entzündliche Membranemasse niederfallen.

Das Wort „gesägt", das sich uns unwillkürlich auf die Lippen drängt, scheint mir auch hier den Fingerzeig der technischen Entwicklung des Feuerzeuges zu geben. Beim Bambussägen wurde das Feuerzeug „entdeckt". Gar manche Methode der Südsee, das Schleifen eines harten Stabes in einer weichen Rinne, wie es die Polynesier üben (Fig. 309), dann die Methoden von Neusüdwales (Fig. 310 — 312 sollen illustrieren, wie die Neuholländer dieser dem halb melanesischen Tasmanien gegenübergelegenen Küste mit einem Holzstabe über einer mit Mark gefüllten Rinne, die in einen Holzstock oder Baumstumpf geschnitten ist, so lange sägen, bis das Mark Feuer fängt) führe ich auf die Bambussäge- und ähnliche Sägemethoden zurück.



Fig. 312. Feuerreiben in Neusüdwales. (Nach Brough Smith.)

Jedenfalls geben uns die Bemerkungen Pleytes und Rosenbergs, daß beim Bambusfeuerzeug statt des Bambus zuweilen Holz genommen wird, die Berechtigung, an eine Verwandtschaft zwischen Bambusfeuerzeug im ostindischen Archipel und Holzreibeinstrument in Polynesien zu glauben.

Doch noch eine andere Form, diejenige Neuguineas bringe ich mit dem Bambusfeuerzeug in Beziehung. Finsch beschrieb dasselbe seinerzeit folgendermaßen:

„Das Hauptinstrument, Newära genannt, ist ein kurzes, von der Rinde entblößtes Aststück, an einem Ende längsgespalten und mittels eingeklammerten Steines klaffend gehalten. Der Eingeborene nimmt eine Handvoll trockenes Gras, reibt es, ballt es zusammen und legt es unter das Holzstück, auf welches er mit den Füßen tritt, um es festzuhalten. Mit einem langen Streifen gespaltenen Bambus, „Ana“ genannt, das durch den klaffenden Spalt gesteckt wird, fängt er nun an, mittels Hin- und Herziehen zu reiben, wodurch häufig schon in 30 Sekunden das Gras in Brand gerät. Den Ana trägt jeder Eingeborene bei sich, Holz findet sich überall, da jedes trockene Stück genügt.“

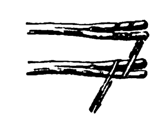


Fig. 313. Feuerzeug aus Südostneuguinea. (Slg. Finsch im Berliner Museum für Völkerkunde.) Oben das Objekt, wie es im Museum aufbewahrt wird, unten wie ich mir seine Anwendung vorstelle.

Das von Finsch mitgebrachte Exemplar des Newäta, welches sich im Berliner Museum für Völkerkunde befindet, habe ich in Fig. 313 oben abgebildet. Da mir nun Finsch schreibt, daß es ein Versehen sei mit dem Ana, daß diese Ana nämlich nicht ein Bambus, sondern ein Stuhlrohrstreifen sei, so habe ich die Verwendung dieses Instrumentes in Fig. 313 unten darzustellen gesucht.

Außer diesen kommen noch verschiedene andere Feuerzeuge bei den Naturvölkern vor, die aber sämtlich mit der gewöhnlichen Arbeitstechnik nahe verwandt und zum größten Teil aus ihr direkt hervorgegangen sind. Ich erinnere da nur an die Schlagmethoden. Wenn mit einem Feuerstein (Fig. 314) gegen Bambus oder Topfscherben geschlagen wird, so können wir das direkt auf ein Arbeitsverfahren zurückführen. Wenn die Eingeborenen mit ihren Feuersteinäxten einen Bambus umzuschlagen versuchten, so sprühte die kieselreiche Decke des Bambus unwillkürlich Funken. Es lag nahe, auf diese Weise ein Feuerzeug zu „entdecken“.

Quälen wir uns nicht länger mit der ermüdenden Beschreibung der Instrumente. Halten wir es vielmehr fest, daß die Entdeckungsgeschichte des Feuerzeuges keine großen Genies in Thätigkeit gesetzt hat, daß vielmehr die Natur selbst dem Menschen die Nützlichkeit des Feuers erst sehr eindringlich vor Augen gehalten hat, daß er dann

dieses zu erhalten suchte, daß er es züchtete, und daß endlich die einfachsten Arbeitsmethoden ihm die einfachsten Feuerzeuge in die Hand drückten.

Das ist alles.

Wenn wir aber aus den Mythen vom Feuerdiebstahl, um so zum Schluß zu kommen, wirklich eine Lehre für die Technik der Feuergewinnung und ihre Geschichte ziehen sollen, so ist es die, daß die Eingeborenen selbst niemals in ihren Mythen davon reden, daß das Feuerzeug „entdeckt“ worden wäre, daß es vielmehr immer heißt, es hätte ihnen der Gott, also ein Fremder das Feuerzeug gebracht.



Fig. 314. Stein zum Feuerschlagen aus dem ostindischen Archipel.

Wer dieser Fremde war?

Sollte das etwa jenes Volk gewesen sein, jene Völkerwanderung, die die ganze Sonnenmythologie über den Norden der Erde trug?

Die Steinzeit.

Habt Ihr schon einmal über die Steinzeit nachgedacht? Es liegt etwas Märchenhaftes in diesem Begriffe. Wohl vor allem deswegen, weil wir von Zeit zu Zeit an sie gemahnt werden und sie doch nicht kennen. Der Bauer, der beim Pflügen einen schön geschliffenen Kelch oder eine säuberlich zugeschlagene Speerspitze findet, der Schweizer Landwirt, der am Strande seines Sees oder auf dem Boden seines Torfbruches das Gerüst eines Pfahlbaues und alte Topfscherben und Reste eines Netzes auffindet, dessen Gedanken mögen einen Augenblick in der Steinzeit verweilen; — ich sage, weil wir so häufig an sie erinnert werden und sie uns doch so fremd ist.

Die Reisenden haben in vielen Teilen der Welt noch Menschen gefunden, die nicht das Eisen kannten und mit Steinen und Knochen ihre Geräte und Waffen schnitzten und kratzten. Und sie haben uns erzählt, wie schwer die Arbeit mit solchem Handwerkszeug ist, wie eine wochenlange Arbeit zum Fällen eines Baumes gehört, wie das Beil nach wenigen Hieben stumpf ist und neu geschliffen werden muß, wie jene Menschen trotzdem so eifrig bemüht sind, auch „Schönes“ zu schaffen, ihrem Auge wohlgefällige Skulpturen, allerhand Schmuckwerk und wunderlichen Tand.

Sie haben Muße.



Fig. 315. Pfahldorf. Tupuselei an der Südküste des englischen Neuguinea. (Nach Photographie.)

Sie kennen nicht den hastigen Sinn des Europäers, der von einem Ziel zum andern gleitet, ruhelos, nervös, nie ganz befriedigt. Es liegt ein uns fremd gewordener Genuß in dieser behaglichen Arbeit des Steinbeiles. Für sie, die Arbeiter, ein Genuß und für uns, den Beschauer, ein märchenhafter Zauber.

Man denke z. B. an ein Pfahldorf, das sich im Meere erhebt (Fig. 315). Es liegt eine große That darin, dem Meere den Boden des Lebens abzugewinnen, auf den fließenden Gewässern eine feste Wohnstätte zu schaffen. Und wenn wir absehen von allen kleinen Fragen, so werden wir zum mindesten erstaunen über die Großartigkeit der Leistung, die die Menschen der Steinzeit hervor-

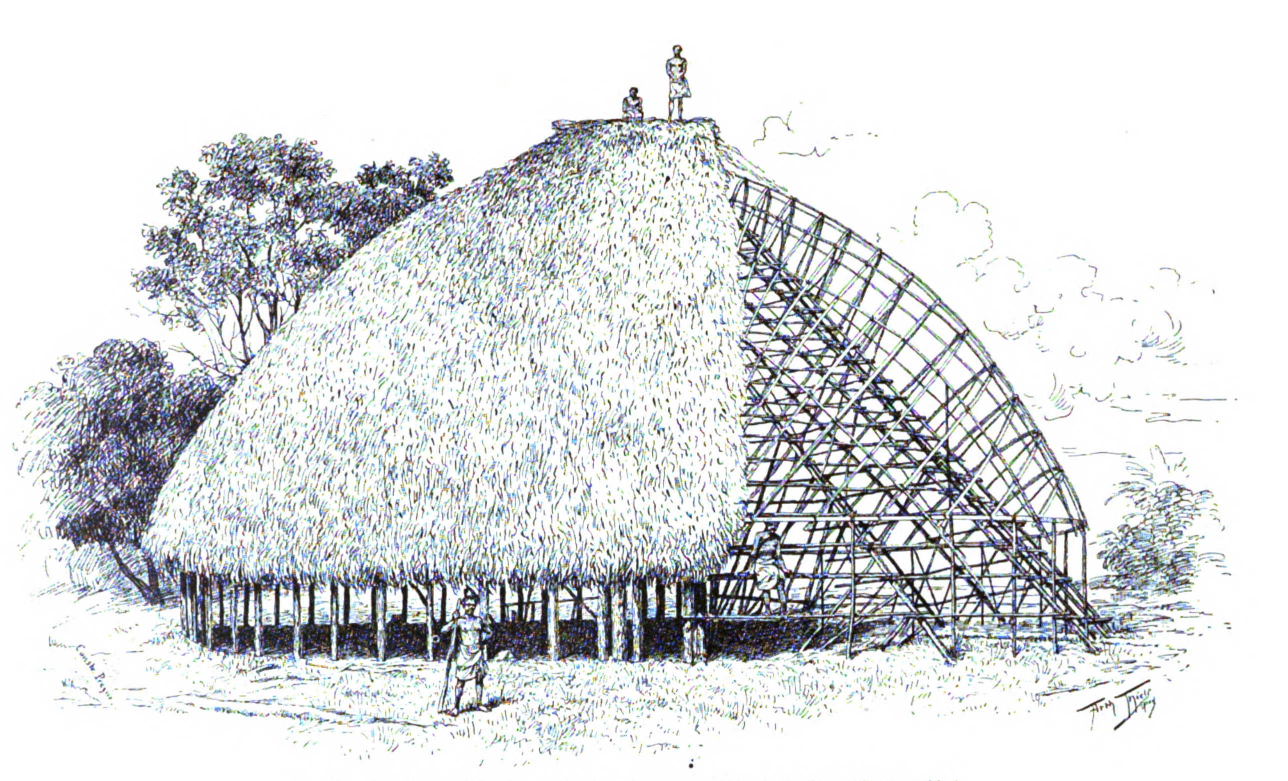


Fig. 316. Hausbau auf Samoa. (Konstruiert und gezeichnet nach einer Photographie.)

gebracht haben. Ich denke hier nicht an die großartigen Steinbauten, ich erinnere vielmehr an die konstruktiv viel interessanteren Gebäude der Südsee, von denen hier wenigstens eines in Fig. 316 geboten werden soll. Das, was uns hier mit gerechtem Erstaunen erfüllt, ist weniger die Größe und der Umfang des Gebäudes, als die graziöse und fein durchdachte Bauart, welche die raffinierteste Ausnutzung der Materiale, des Holzes, des Bambus und der Flechtmittel verrät. Ich will hier auch gleich einige andere Leistungen vorführen. Man stelle sich einen südamerikanischen Bogen vor. Derselbe mißt 2—3 m zuweilen. Er ist leicht, aber sehr gleichmäßig gebogen, den Enden zu ebenmäßig verjüngt und auf der Oberfläche schön poliert.



Fig. 317. Brasilianerin einen Bogen glättend. (Nach spanischem Holzschnitt)

Nun muß man sich mal vergegenwärtigen, welche Arbeit die Herstellung eines solchen Bogens verursacht! Um ihn zu gewinnen muß ein Riese des Waldes, ein ganzer Baum, fallen Derselbe wird bis auf den Kern vom Holze entblößt. Aus dem innersten Kern wird ein Stab herausgeschält. Bis dahin war das Steinbeil thätig. Nunmehr treten kleine Instrumente, wie der Schädel eines kleinen Nagers (Fig. 318) oder eine scharfkantige Muschelschale in Kraft. Mit ihrer Hülfe wird der Stab geglättet, über dem Feuer wird ihm die erwünschte Biegung gegeben, und endlich wird er mit einer Mischung von Öl und zermalmten Blättern poliert. Ist das Instrument fertig, so verrät nichts die unglaubliche Mühe, die seine Herstellung veranlaßt hat.



Fig. 318. Südamerikaner einen Bogen mit Hülfe eines Thierschädels glatt reibend. (Nach Crevaux.)

Fig. 319. Kriegsflotte Tahitis. (Nach Cook.)

Und das ist gerade das Großartige!

Oder aber man vergegenwärtige sich den Anblick der stolzen Kriegsflotte Tahitis (Fig. 319), den uns der außerordentlich glaubwürdige und durchaus korrekte Zeichner der Cookschen Expedition erhalten hat. Ich muß gestehen, daß ich schon manche Stunde vor diesem Bilde gesessen habe, daß ich manchesmal, wenn ich mich nicht mit den Leistungen der „Wilden“ jener Epoche abzufinden vermochte, fragend in dieses Blatt vertieft habe. Und jedesmal wieder werde ich von dem großartigen Anblicke gefesselt, jedesmal wieder komme ich zu dem Schlusse, daß wir doch eigentlich recht wenig Recht haben, diese „Wilden“ von oben herab anzusehen.

Dreierlei ist es, was uns an den Leistungen der sogenannten Steinzeit Bewunderung abnötigt. Das erste ist die Massenleistung. Großartige Leistungen der Steinzeit, wie die Bauten des ältesten Ägypten, die Tempel Mexikos und Perus haben den Beschauern die Frage auf die Lippen gezwungen, wie jene Menschen mit den unglaublich geringen technischen Hülfsmitteln es überhaupt fertig gebracht haben, diese Steinblöcke herzurichten, zur oft weit entfernten Baustelle zu schaffen und aufeinander zu türmen. Die Frage ist nicht schwer zu beantworten. Es war damals eben eine ganz andere Organisation der Massenarbeit. Als der Inka Yupanki Patschakutek Inka, der zehnte Kaiser, genannt der Große, den Bau der Festung von Kuzko begann, bot er zunächst in den verschiedenen Provinzen des Reiches 20000 (schreibe zwanzigtausend!) Arbeiter auf, welche nach dreimonatlichem Frondienste von ebensovielen abgelöst, während der Frone aber von ihren Ortsangehörigen beköstigt wurden. 4000 Mann fanden in den etwa 25 km von Kuzko entfernten Steinbrüchen von Muyna Beschäftigung; 6000 schleppten die von jenen losgebrochenen riesigen Quadern an starken aus Leder und Agavefasern gefertigten Seilen und auf Walzen nach dem Bauplatze; die übrigen 10000 bearbeiteten hier die Quadern, wie den Felsen, auf welche man jene zu Mauern aufschichtete. Saykuska, die „Ermüdenden“, nannte man die Riesenblöcke, welche man über steile Felsen wie über Flüsse herbeizuschleppen hatte; ebensogut hätte man sie die Tötenden nennen können; denn mehr als einer von

ihnen raubte Arbeitern das Leben. Einer der größten, so erzählt man, erschlug, weil an einem steilen Hange die Seile rissen, drei bis vierhundert Werkleute mit einem Male. Wie viele Menschenkraft aber auch verbraucht wurde, der Bau schritt vorwärts; tausende von Arbeitern erlagen: sie wurden durch andere ersetzt. Vier Inkas arbeiteten daran; ein halbes Jahrhundert verstrich, man baute noch: man baute eben, bis das große Werk vollendet war.

Wer wollte uns heute solche Leistung zumuten? — Deshalb sage ich: Die Arbeitsleistung der Steinzeit war großartiger als die unsere!

Das zweite, was uns unbedingt imponieren muß, ist die raffinierte Ausnutzung des Materials. Was wir durch technische Fertigkeit oder vielmehr mit technischen Hülfsmitteln auszuführen vermögen, dasselbe leisteten jene durch praktische Verwendung. Ich will hierfür ein Beispiel anführen. Ein kleiner Dampfer des Kongostaates, der einen Leutnant und einige andere Europäer beherbergte, der mit Äxten und allem möglichen modernen Arbeitsmaterialien ausgerüstet war, hatte die Aufgabe, an der Luebomündung eine Station, ein Haus zu bauen. Sehr komisch wirkt es, wenn ich nun erzählen muß, daß die Herren das nicht fertig brachten, „weil beim Aufeinanderschichten der Wände die runden Balken immer auseinander rollten.“ — Man vergleiche damit die geistige Leistung, die technische Raffiniertheit, mit der ein Haus, wie Fig. 316 gebaut worden ist.

Nun, wer will da noch über die „Wilden“ lächeln?

Das dritte, was an Arbeiten der Steinzeit auffällt, ist die außerordentliche Formvollendung. Die Wilden begehen weder in technischer noch in ornamentaler Hinsicht jemals einen Stilfehler. Jeden Gegenstand, den sie in der Zeit des richtigen Wildentumes, in der Zeit vor der Bekanntschaft mit dem Europäer und dessen technischen Erleichterungsmitteln, hergestellt haben, — ich sage jeden Gegenstand, den wichtigsten und den unwichtigsten, haben sie mit einer Liebe, mit einer Formvollendung gestaltet, geglättet, geschmückt, die wir heute im allgemeinen noch garnicht zu schätzen verstehen, die diesen Dingen aber einen ewigen Wert und in der Kulturgeschichte den ersten goldenen Preis für Handwerksarbeit sichert.

Auch für die Mühseligkeit und die Behaglichkeit andererseits, mit der diese Menschen arbeiten, soll ein Beispiel geboten werden, nämlich die Herstellungsweise der Armbänder aus Muschelschalen, welche die Papua Neuguineas tragen. Dieselben haben die Kreisform. Der innere Durchmesser beträgt 5 cm. Die Oberfläche ist glatt geschliffen. Bei der Herstellung ist der innere Kreis die Hauptsache, und braucht es hierzu eines Werkzeuges, während alle andere Arbeit aus freier Hand verfertigt wird. Die Herstellung dieses inneren Kreises nun, das Ausbohren, hat der ungarische Forscher Biro eingehend beobachtet und geschildert wie folgt:

Zur Herstellung bedarf es eines überaus einfachen Instrumentes, das auf sehr einfache Weise angewendet wird. Das Material liefern dicke, dichte und feste Muscheln. Das Eny, das Werkzeug zum Muschelbohren (Fig. 321) besteht aus zwei Hauptbestandteilen, dem oberen Bohrer und dem unteren Kloß (Fig. 326), der zum Festhalten der zu durchbohrenden Muschelscheibe dient.

Der Bohrer selbst besteht aus einem bald dickeren, bald dünneren Bambus, auf dessen obere Hälfte mit einer dicken Bastweide ein längliches Steinstück aufgebunden ist. Der Meister faßt nun die beiden freigebliebenen Enden des Steinstückes und dreht das Rohr auf der untergelegten Schale hin und her, wobei dann das untere Bambusende, das Limbije, die Muschelschale auf einem regelmäßig kreisförmigen Stücke zu reiben beginnt. Auf dem durchzubohrenden Stücke wird die Reibung noch durch das Gewicht der auf den Querstein aufgelegten, niederdrückenden beiden Hände vermehrt. Allein mit dem Bambusrohre ließe sich jedoch die dicke Muschel nicht durchbohren, und deshalb wird aus der nebenstehenden Kokosschale Sand darauf gestreut, welcher die Limbije beim Eindringen in die Muschel unterstützt. Außerdem wird noch von Zeit zu Zeit auf den Sand Wasser geträufelt.

Nun würde sich aber die zu durchbohrende Muschelschale sicherlich hin und herbewegen, wenn sie nicht ganz festgestellt wäre. Dies aber geschieht, indem sie auf einen Holzkloß, der rechtwinklig ausgehöhlt (Fig. 326) und mit einem Ranzenfetzen (Fig. 327) ausgefüllt ist, gebettet wird. Um aber die Lagerung noch fester zu gestalten,

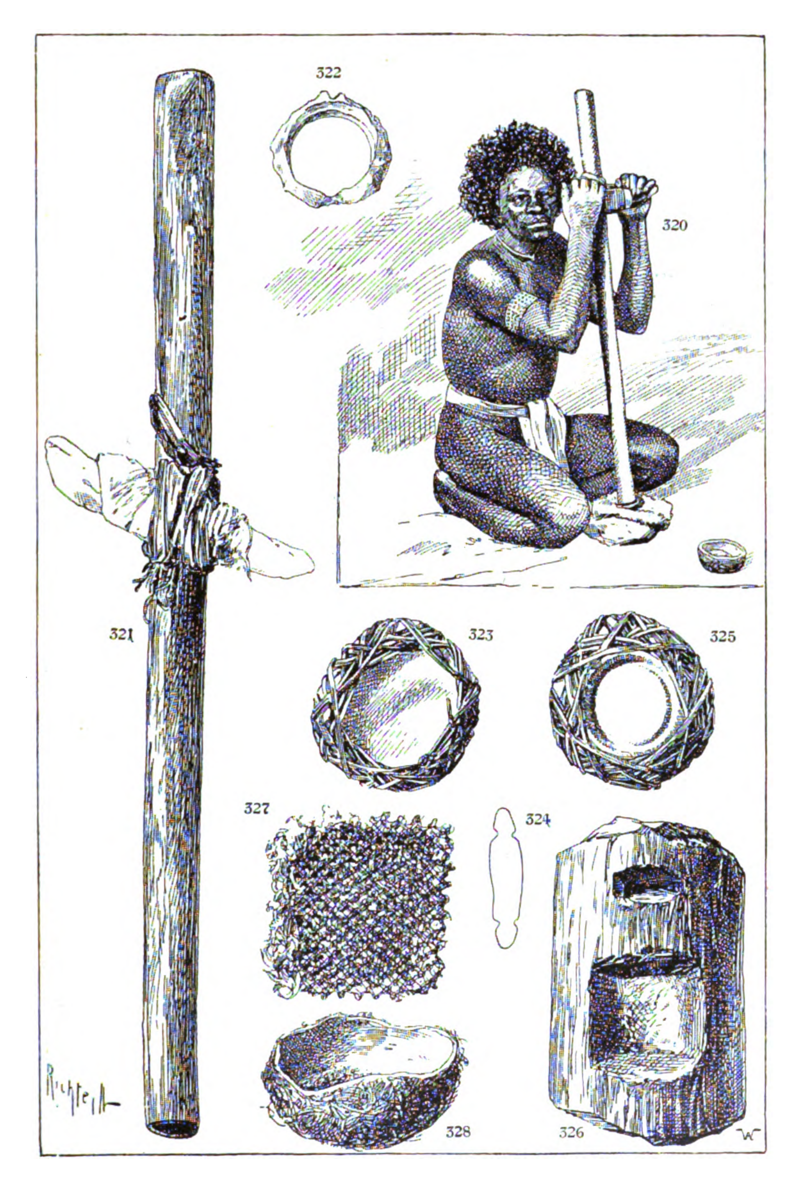


Fig. 320—328. Ein Muschelringfabrikant und seine Geräte; (Berlinhafen in Deutschneuguinea (Nach Biro-Jankó.) Fig. 320 (rechts oben) der Papua bohrend; 321 der eigentliche Bohrer; 322 (oben zwischen beiden) der Ring nach vollendeter Bohrarbeit; 323 (links unter dem Papua) der in Weidengeflecht verpackte Ring vor der Bohrarbeit; 325 (daneben) mit der Furche nach der ersten Bohrung; 324 (schräg zwischen beiden) Querschnitt der Muschel nach leichter Anbohrung von zwei Seiten; 326 (rechts unten) der Klotz mit dem rechteckigen Einschnitt; 327 der Ranzenfetzen; 328 die Kokosschale mit Sand.

wird die Muschelschale mit einem festen Weidengeflecht umgeben. Dies Weidengeflecht leistet auch sonst noch gute Dienste. Es nimmt dem Muschelstück unten die Glätte, es fängt auch den Sand auf, der beim Bohren immer die Neigung zeigt, seitwärts fortzurieseln.

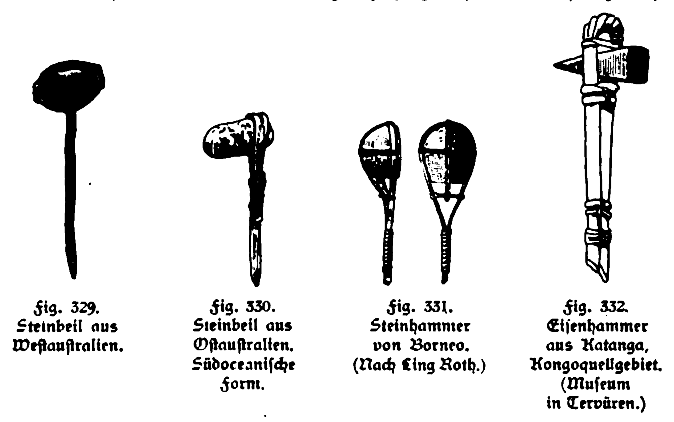


Fig. 329. Steinbeil aus Westaustralien.

Fig. 330. Steinbeil aus Ostaustralien. Südoceanische Form.

Fig. 331. Steinhammer von Borneo. (Nach Ling Roth.)

Fig. 332. Eisenhammer aus Katanga, Kongoquellgebiet. (Museum in Tervüren.)

Ist das Bohrloch von der einen Seite halb durchgeschnitten, d. h. die Rinne, wie auf Fig. 325, tief genug durchfurcht, so wird die Muschelschale herumgedreht und die Bohrung von der andern Seite begonnen. Natürlich kommt es auf das Augenmaß des Bohrers an, ob die beiden Kreisschnitte genau ineinander übergehen, ob also zuletzt die ausgebohrte Scheibe glatt herausfällt.

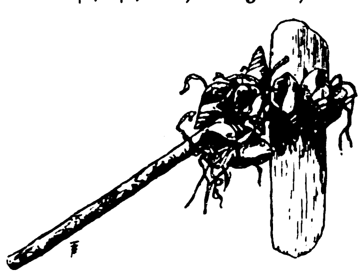


Fig. 333. Kultusinstrument der Bube auf Fernando Po. (Leipziger Museum für Völkerkunde.)

Ist nunmehr das Weidengeflecht entfernt, der Rand auf einem Schleifsteine glatt abgeschliffen, so ist der Armring fertig.

Es wäre sehr perspektivelos, sehr wenig kritisch, wenn man alle Völker der Steinzeit geschichtslos als auf einer Kulturhöhe stehend betrachten wollte. Vielmehr sind die Unterschiede der

Kulturformen im Rahmen der Steinzeit viel weitere, als derjenige beträgt, welcher die Völker der Steinzeit und die der Eisenzeit trennt.

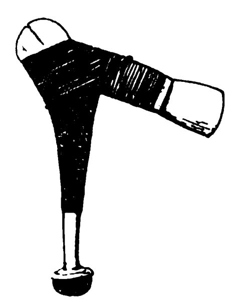


Fig. 334. Steinbeil von den Entrecasteaux-Inseln.

Ich werde in dem nächsten Abschnitt auf die Verschiedenartigkeit der Stein- und der Eisenvölker eingehen, hier will ich nur soviel sagen, daß wir allein dem charakteristischen Instrument der Steinzeit, dem Steinbeil zufolge drei Kulturetappen zu unterscheiden vermögen. Ich will diese Verschiedenartigkeit wenigstens in einem Gebiete, in dem weit ausgedehnten Ozeanien zeigen. Ozeanien bietet drei verschiedene Kulturzonen, die allerdings in den buntschillerndsten Übergängen miteinander verbunden sind. Wir haben auf Neuholland, auf dem Festlande Australien die südozeanische

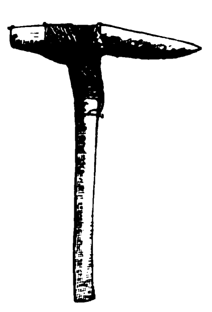
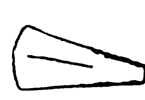


Fig. 335. Steinbeil von Tahiti. (Museum in Edinburg.) Nordoceanische Form.



Fig. 336. Steinbeilklinge aus Polynesien. (Britisches Museum in London.) Nordoceanische Form.



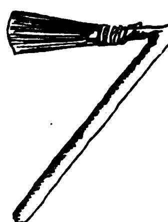


Fig. 337. Bootsbaubeil vom Kongo.

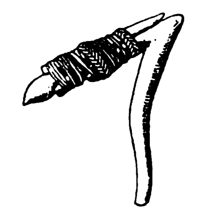


Fig. 338. Steinbeil aus dem östlichen Deutsch-Neuguinea. Mitteloceanische Form.

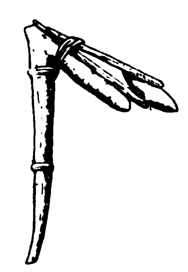


Fig. 339. Typisches Steinbeil aus dem östl. Neuguinea. (Nach O. Finsch.)

Kultur, auf Neuguinea und den westlich davon gelegenen Inseln, also in Melanesien, die mittelozeanische und in Polynesien und Mikronesien, also in den im weiten Bogen Melanesien umgebenden

Inselländern, die nordozeanische Kultur. Dementsprechend haben wir auch drei Steinbeile.

Das südozeanische Steinbeil (Fig. 329 und 330) wird charakterisiert durch die stehende Klinge, welche von einem darumgebundenen Holzstück festgehalten wird oder in einen Harzklumpen gesteckt ist. Diese stehende Klinge ist nicht geschliffen, sondern immer nur geschlagen.

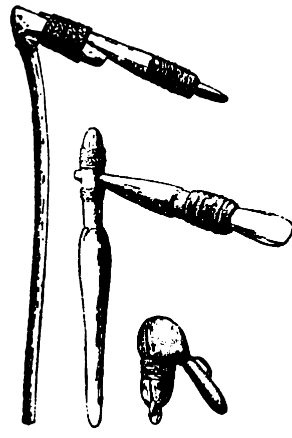


Fig. 340. Fig. 341. Fig. 342.
Fig. 340. Steinbeil aus dem südlichen, englischen Neuguinea; — Fig. 341 aus dem nordwestlichen, holländischen Neuguinea; — Fig. 342 aus Neukaledonien. (Alle drei Steinbeile im Museum in Edinburg.)

Verwandte Formen können wir als Hämmer auch in Indonesien (Fig. 331) und Afrika (Fig. 332) nachweisen. Fig. 333 ist ein hölzernes Kultusinstrument, welches jedenfalls mit diesen Formen in Beziehung steht, da die Klinge nicht liegt. Da gehören auch jene weit entwickelteren Eisenäxte hin, die in den Initialen Seite 278 und 300 abgebildet sind.

Das nordozeanische Steinbeil, welches als Ganzes in Fig. 335 und dessen Klinge in Fig. 336 abgebildet ist, zeigt in sofern eine Änderung als die geschlagene und geschliffene Klinge auf einem nach hinten geschwungenen Knieholze in liegender Stellung aufgebunden ist.

Das mittelozeanische Steinbeil hat eine in ein Futter, das heißt zwischen zwei Hölzer gefaßte nur geschliffene Klinge. Das Futter, welches allein genommen mit dem Steinkelt zusammen einen Meißel darstellt, ist auf ein nach vorn gebogenes Knieholz gebunden oder in den nach Südozeanien gelegenen Gebieten auch wohl einfach in südozeanischer Art durch ein Loch des Axtstieles geschoben (z. B. Fig. 341).

Auch die letztere Form kehrt unter den Eiseninstrumenten wieder. Siehe Fig. 337.

Diesen Übergang zur Eisenzeit wollen wir aber in einem eigenen Abschnitte betrachten.

Das eiserne Zeitalter.

Steinzeit und Eisenzeit, — so teilt die alte Tradition ein. Nun haben sich starke Widersprüche gegen den Begriff Steinzeit erhoben, man hat an ihre Stelle eine Holzzeit einschmuggeln wollen und summa summarum ist der Kredit der „Steinzeit“ in der Wissenschaft recht tief gesunken.

Von einer höheren Perspektive aus betrachtet, ist aber weder eine Gegenüberstellung von Stein- und Eisenzeit, noch die Betonung der Holzzeit oder der Steinzeit oder wie man will, besonders glücklich. Denn wenn ich die beiden Fragen aufwerfe, wodurch diese beiden Zeiten denn eigentlich vor einander ausgezeichnet werden, oder was wir als Charakteristikon der Steinzeit den späteren Kulturepochen gegenüber aufzuführen vermögen, — frage ich derartig, so wird niemand eine besonders inhaltsreiche Antwort positiven Sinnes bieten können. Denn es hieße doch außerordentlich oberflächlich die Kulturgeschichte der Menschheit behandeln, wollte man sie nur nach dem einmal bevorzugten Arbeitsmaterial in Kapitel bringen — in Epochen teilen. Sehr scherzhaft ist es, wenn man eine sehr wesentliche Thatsache bedenkt.

Die Papua des östlichen Neuguinea lebten, als man sie kennen lernte, noch in der unverfälschten Steinzeit. Die Völker des westlichen Neuguinea dagegen lebten schon in Berührung mit eisenschmiedenden Völkern. Man sollte meinen, die Papua mit dem Eisenbeil und Eisenmesser müßten die technisch gewandteren sein, ihre Produkte künstlerischer, glatter, eleganter gearbeitet sein. Das entspräche doch wenigstens der allgemeinen Anschauung über den Fortschritt, den die Eisenzeit bedeutet.

Fehlgeschossen, mein Verehrtester!

Gerade umgekehrt ist es. Dieses Verhältnis läßt sich nicht nur auf Neuguinea nachweisen, sondern auch in Brasilien und bei den Eskimos. Es ist eine feststehende Thatsache, daß wenn man einem



Fig. 343. Hochofen bei Moliro, südöstliches Kongogebiet. (Nach Photographie.)

Naturvolke, das bis dahin mit Stein, Zahn, Muschelschale gearbeitet hat, das Eisenwerkzeug in die Hand giebt, daß dieses Volk dann allerdings sogleich die alten Geräte fahren läßt, daß aber die Produkte, die mit den neuen Instrumenten, mit dem Eisen hergestellt

sind, daß diese dann unendlich viel elender und kümmerlicher aussehen, daß die alte Pracht, die alte Formvollendung, die alte Sauberkeit wie verschwunden ist.

Eine gleiche Erfahrung macht man mit den Völkern Innerafrikas, die über ein ziemlich reiches eisernes Werkzeug verfügen. Mit ihren eigenen weichen Geräten haben sie entzückende Sachen geschnitzt; sobald sie den festen europäischen Stahl erhalten, verschwindet die Accuratesse, die Kunstfertigkeit total.



Fig. 344. Schmiede in Katanga. (Nach einer Originalzeichnung der Katangaexpedition.)

Diese Erscheinung, daß ein Volk mit den höheren, besseren Arbeitsinstrumenten zunächst nicht einen Fortschritt erzielt, ist eine durch die ganze Kulturgeschichte gehende. Ein Volk muß überhaupt erst in jede ihm dargebotene höhere Kulturstufe hineinwachsen und benimmt sich in ihrem Gewande zunächst ebenso läppisch und ungeschickt wie ein Knabe, der die ersten langen Hosen erhält, der in den kurzen Pantalons gar zierlich und elegant einhersprang, in der neuen Tracht aber außerordentlich linkisch und drollig einherschreitet.

Aber vergleichen wir einmal das Volk, das ein Eisenwerkzeug erhält und den Jungen, dem man die langen Hosen schenkt. Die langen Hosen sind nur ein äußeres Symbol, ein äußeres Zeichen

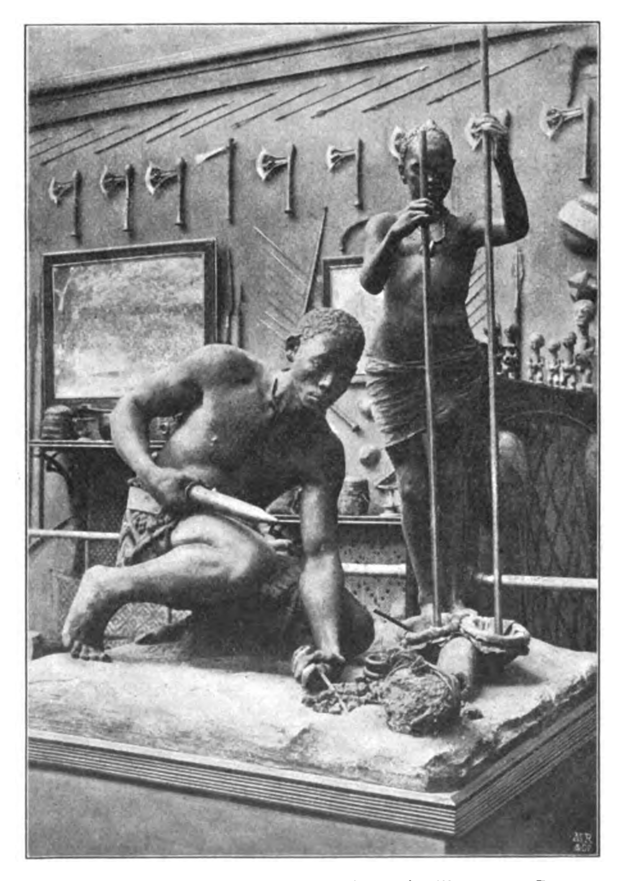


Fig. 345. Schmiede der Bassonge. Modellfiguren im Museum zu Tervüren. Die Tracht ist falsch. Die Gewandung des hockenden Mannes stammt aus dem nördlichen Sankurugebiet.

heranwachsender Geisteskräfte, das Merkmal einer höheren Stufe in der Schule. Das Eiseninstrument bedeutet aber absolut keinen geistigen Fortschritt.

Dieser theoretischen Betrachtung entsprechen die Thatsachen vollständig. Man hat oft darauf hingewiesen, daß die östlich von Asien gelegenen Länder, nämlich Ozeanien und Amerika das Eisen nicht vor der Ankunft der Europäer besessen hätten; daß dagegen die westlich von Asien gelegenen Erdteile, Afrika und Europa, im Besitze der eisernen Geräte gewesen wären. Man hat damit die ganze Kulturgeschichte in Zusammenhang bringen wollen, hat daraus beweisen wollen, daß gerade der Besitz des Eisens den Griechen, Römern, Spaniern und Nordeuropäern den Besitz der Welt gesichert hätten. Anschließend daran hat man behauptet, daß wenn die Mexikaner oder Peruaner das Eisen vor den Europäern entdeckt hätten, daß diese dann sich die Welt unterworfen hätten wie wir heute.

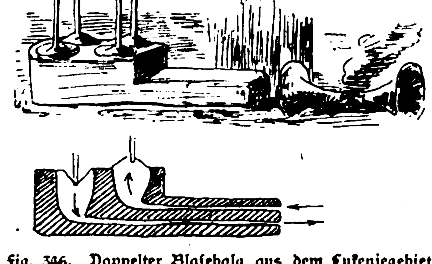


Fig. 346. Doppelter Blasebalg aus dem Lukenjegebiet. (Nach Originalzeichnung.) Die untere Zeichnung, ein Querschnitt, zeigt die Anwendung an. Wenn zwei der Stempel heruntergezogen sind, werden die anderen beiden in die Höhe geführt. Es gehören zu jeder Schmiede immer zwei derartige Doppelgebläse.

Das ist die Grundlehre der Klassifikation der Völker in solche der Steinzeit und solche der Eisenzeit. Und diese Grundlehre ist durchaus verfehlt.

Vergleichen wir doch einmal, was z. B. die eisenarbeitenden Völker des Kongo vor denen des alten Mexiko voraus haben!

Man hat gesagt, der Vorteil läge vor allen Dingen in den verbesserten Ackerbaumaschinen.

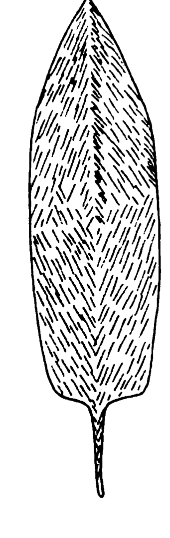


Fig. 347. Messerklinge als Geld. (Slg. Brandt.)

So? Steht denn nun der Ackerbau der Kongovölker höher wie der der alten Mexikaner?

Nicht im geringsten!

Man hat auf die Waffen hingewiesen. Gewiß, einige Eisenwaffen haben diese Völker mehr. Ihre eisernen Waffen sind gefährlicher wie die der Mexikaner. Aber dadurch ist nur die Form des Krieges, der Kriegsführung, modifiziert worden, die geistige Kultur aber in keiner Weise.

348 349 350 351

Fig. 348—351. Unbearbeitete Pfeilspitzen als Geld; Ubanghi bei Lakembé. (Slg. Brandt.)

Wenn wir nun außerdem noch in Betracht ziehen, daß die Instrumente der Eisenzeit so ungefähr dieselben wie die der Steinzeit sind, daß eben nur alles, was vordem aus Stein war, jetzt aus Eisen hergestellt wird (vergl. z. B. die Beile im vorigen Kapitel), so werden wir vollends davon überzeugt werden, daß das Programm: „Stein- und Eisenzeit" wie so manche andere alte Tradition der Völkerkunde zum alten Gerümpel geworfen werden muß.

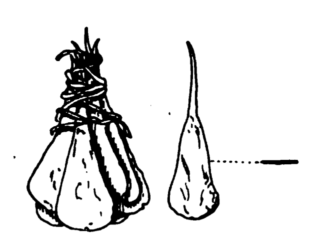
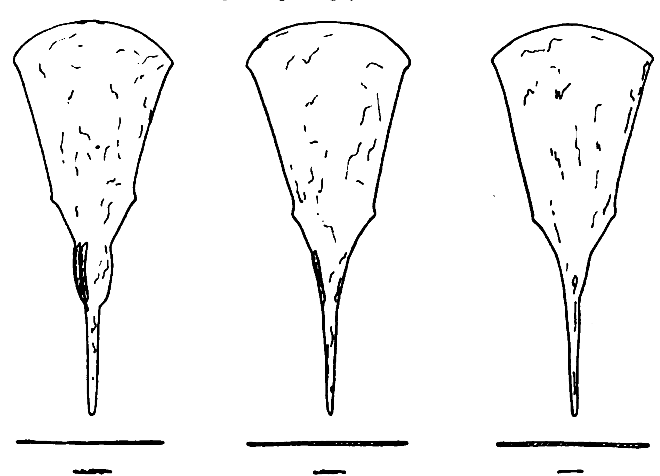


Fig. 352. Eisengeld der Banza; wird zu Pfeilspitzen verarbeitet. (Slg. Brandt.)

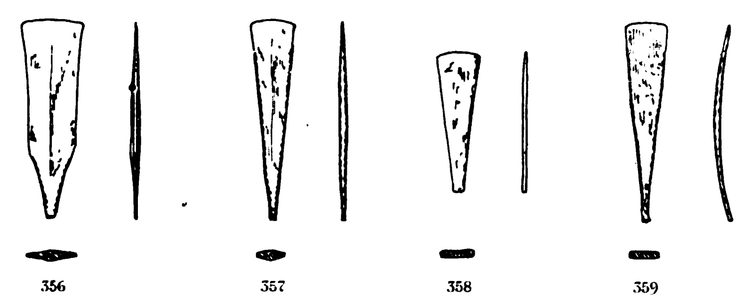
Das klassische Land der Eisenindustrie unter den Naturvölkern ist Afrika. Der Grund ist ein sehr einfacher. Wenn die alten Mexikaner kein Eisen hatten, so lag das daran, daß dieses Metall ihnen nicht von der Natur aufgedrängt wurde, — wenn die Afrikaner unter den Naturvölkern die besten Schmiede sind, so liegt das daran, daß dieser Erdteil seiner breitesten Fläche nach nichts als ein großes Bassin leicht löslicher Eisenerze ist. Innerafrika ist ein großes „Lateritbecken". Das Brauneisenerz, der Raseneisenstein färbt die Flüsse Afrikas braun und rot. So ist es nicht schwer, das Erz zu gewinnen. In einem Hochofen (Fig. 343), einem hohen

Thon-Cylinder, der mit Ausgängen am untern Rande versehen ist, werden schichtweise Holzlagerungen und Raseneisenerzstücke angehäuft. Von unten wird die Lagerung angezündet und dann brennt der Bau



353 354 555

Fig. 353—335. Eisengeld; Stämme westlich der Ubanghimündung. Wird zu Hacken verarbeitet. (Slg. Brandt.)



356 357 358 359

Fig. 356—359. Eisengeld vom mittleren Mobangi; wird zu Beilen verarbeitet. (Slg. Brandt.)

allmählich ab. Durch die Öffnungen am unteren Rande fließt das flüssige Metall ab.

Dann kommt der Schmied an die Reihe (Fig. 344 und 345), Mit einem Blasebalg, welcher im allgemeinen die Gestalt wie in

Fig. 345 dargestellt besitzt, wird das Eisen im Feuer in Glut gebracht. Mit einem einfachen eisernen Keil als Hammer und einem großen Steine als Amboß wird es verarbeitet. Als Zange dient meistens ein einfach gebogener Rotang- oder Stuhlrohrzweig.

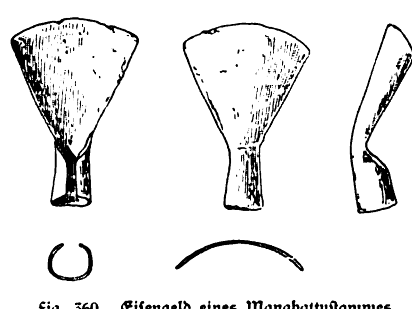


Fig. 360. Eisengeld eines Mangbattustammes. (Slg. Brandt.)

Sehr wesentlich ist es, daß das Eisen in Afrika einen sehr starken Einfluß auf den Handel ausgeübt hat. Die ausgezeichnete Sammlung von Dr. Brandt bietet hierfür die prächtigsten Belege.

In Fig. 347 ist eine Messerklinge, in Fig. 348—351 eine Serie von Pfeilspitzen, in Fig. 352 ein Satz roher Barren für Messerfabrikation, in Fig. 353—355 sind dünne Beilklingen aus

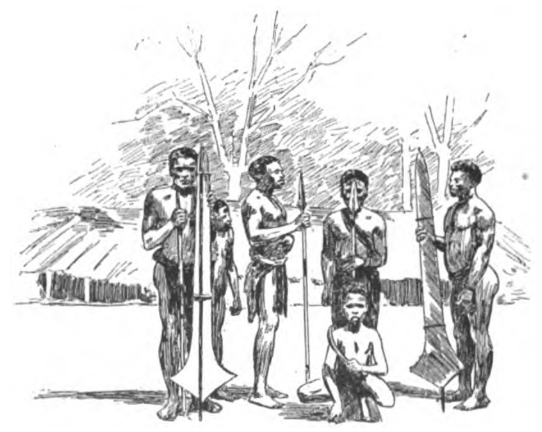


Fig. 361. Häuptlinge von Lomami mit „Geld". (Nach Photographie.)

dem Süden, in Fig. 356—359 dicke Axtklingen aus dem Norden, in Fig. 360 das Blatt einer Mangbuttohacke, wie alle diese Dinge als Geld in den Handel kommen, zur Abbildung gebracht. — Dieser

Handel ist ein ganz selbstverständlicher. Einige Stämme wohnen in eisenreichen Gegenden, andere in eisenarmen. Ich habe in Fig. 53 (Seite 36) schon einen Beleg gebracht, wie solcher Austausch sich gestaltet.

Ich will aber hier noch eine weitere eigentümliche Erscheinung hervorheben, die die Eisenindustrie charakterisiert.

Im nordöstlichen Kongogebiet, sowie in der Gegend des oberen Sankuru, begnügt man sich nicht mehr mit dem einfachen nützlichen Eisengeld, welches ohne weiteres für Werkzeug und Waffen umzugestalten ist. Die Prunkliebe hat hier eine wunderbare Umgestaltung geschaffen. Ich führe hier dem Leser einige wohlbegüterte Chefs oder Dorfhäuptlinge vom mittleren Lomami vor. (Fig. 361.) Dieselben sind auf einer Kaufreise begriffen und tragen ihren Reichtum prunkend zur Schau.

Jawohl, mein lieber Leser, diese 1 3/4 m langen und dünnen Speerblätter sind das Geld dieser Leute. Das Exemplar der Brandtschen Sammlung ist in Fig. 362 abgebildet.

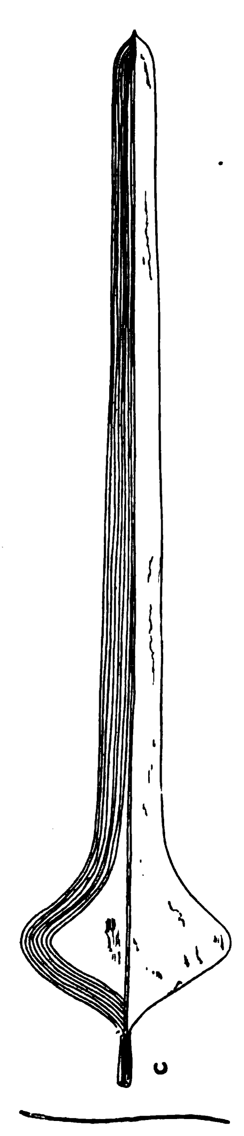


Fig. 362.
Eisengeld von Lomami.
(Slg. Brandt.) Natürl. Größe ca. 165 cm. Wird angeblich auch als Ruderblatt und Prunkspeer verwendet.

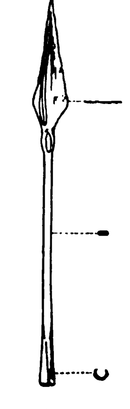


Fig. 363.
Eisengeld (Speerspitze) der Mobali.
(Slg. Brandt.)

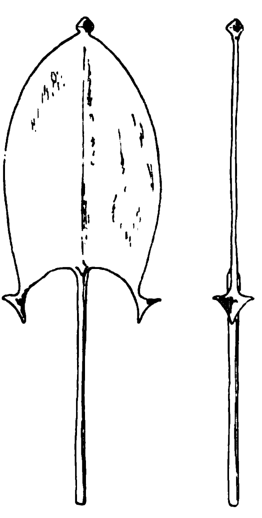


Fig. 364. Eisengeld vom Nghirri.
(Slg. Brandt.

Die Kunstfertigkeit dieser Leute begnügt sich nicht mehr mit den einfachen rohen Hacken und Axtklingen. Und so entsteht bei den prunkliebenden Bolongole eine Geldphantasie, wie sie sich üppiger wohl kein Kommerzienrat vorstellen kann. (Fig. 365—371.) Die Entstehung dieser wunderlichen Geldform ist übrigens charakteristisch. Die Bolongole pflegen nämlich bei großen Tanzfesten ihr Geld auszustellen. Es wird dann speerartig auf Stöcke gesteckt. Nun prunkt jeder gern mit dem Seinen. Jeder sucht den anderen in neuen Formen zu übertreffen. Auf diese Weise hat denn das Eisengeld bei den Leuten nicht mehr den Kurswert von soliden Beilklingen oder brauchbaren Speerspitzen, sondern den Wert der Verschrobenheit.

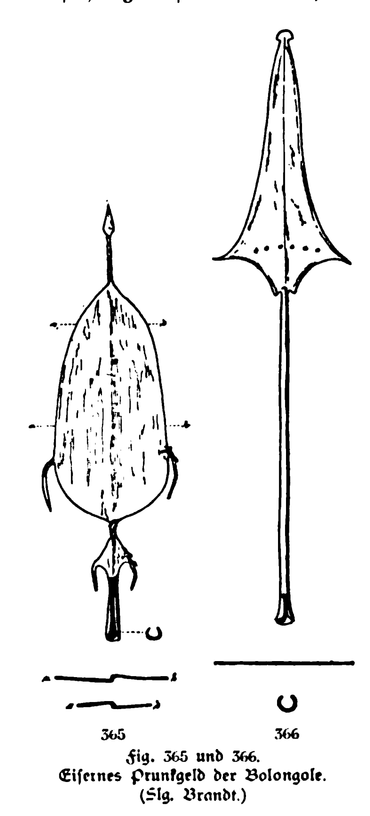


Fig. 365 und 366.
Eisernes Prunkgeld der Bolongole.
(Slg. Brandt.)

Um bei dieser Gelegenheit übrigens kurz auf einige andere Fragen der Metallindustrie einzugehen!

In Afrika ist anscheinend und ziemlich sicher nachweisbar der Eisenzeit keine Bronzezeit vorangegangen. Diese Kultur ging vielmehr direkt vom Stein zum Eisen über. Das Kupfer, welches vorkommt, wird lediglich zum Schmuck verwendet. Daher auch die verbreitetsten Handelsformen, welche die Umarbeitung zu Ringen und Spangen direkt vorbereiten. (Fig. 372—376.) Daneben wird es auch in Kreuzform (Fig. 377) umgesetzt.

Das Messing, welches seit dem Mittelalter in großen Massen nach Afrika exportiert worden ist, spielt ebenfalls nur als Schmuck

eine wesentliche Rolle. So haben wir uns die beliebte Münze des Kongo, das Mitako (Fig. 378) zu erklären. Daß diese Geldsorte sehr schnell auch die Gestalt der Kupfermünze angenommen hat, kann als selbstverständlich gelten. (Fig. 379 und 380.)

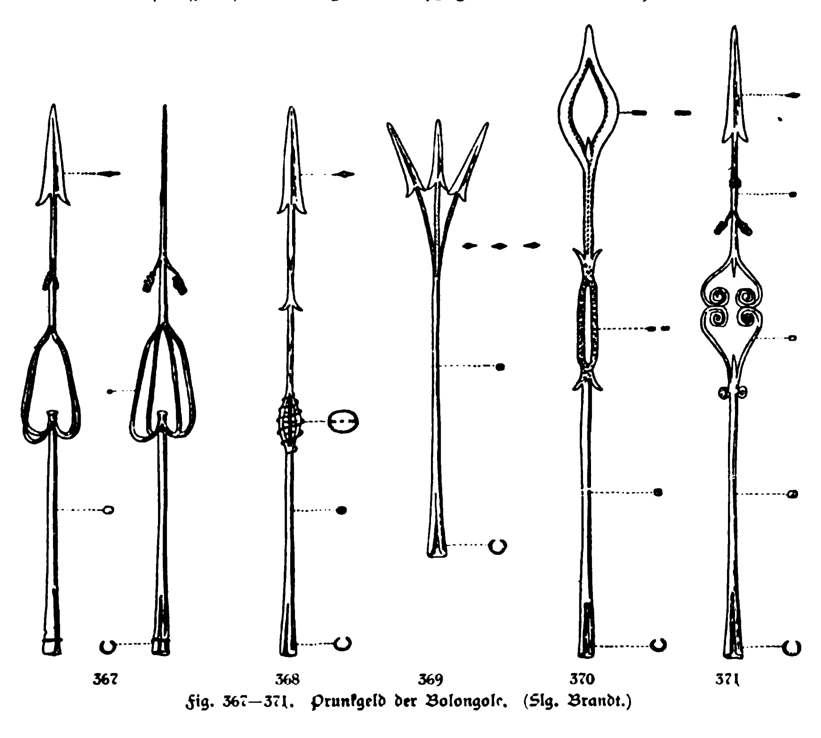


Fig. 367—371. Prunkgeld der Bolongolo. (Slg. Brandt.)

Die Bronze hat wohl nur im alten Peru eine besondere Rolle gespielt. Bei allen anderen Völkern, im ostindischen Archipel und in Afrika sehen wir den direkten Übergang zum Eisen. Das Eisen — um so den Schluß dieser Darlegungen zu ziehen — hat keine andere Bedeutung für den Haushalt der Naturvölker gewonnen als eine verhältnismäßig unbedeutende Instrumental- und Waffenvermehrung bei einer wesentlichen Verbesserung. Ja, noch nicht einmal bei den alten Römern haben wir eine ausgiebige Verwendung dieses Materiales.

Wenn man von einem eisernen Zeitalter reden darf, wenn man eine Kulturform überhaupt nach einem Material charakterisieren

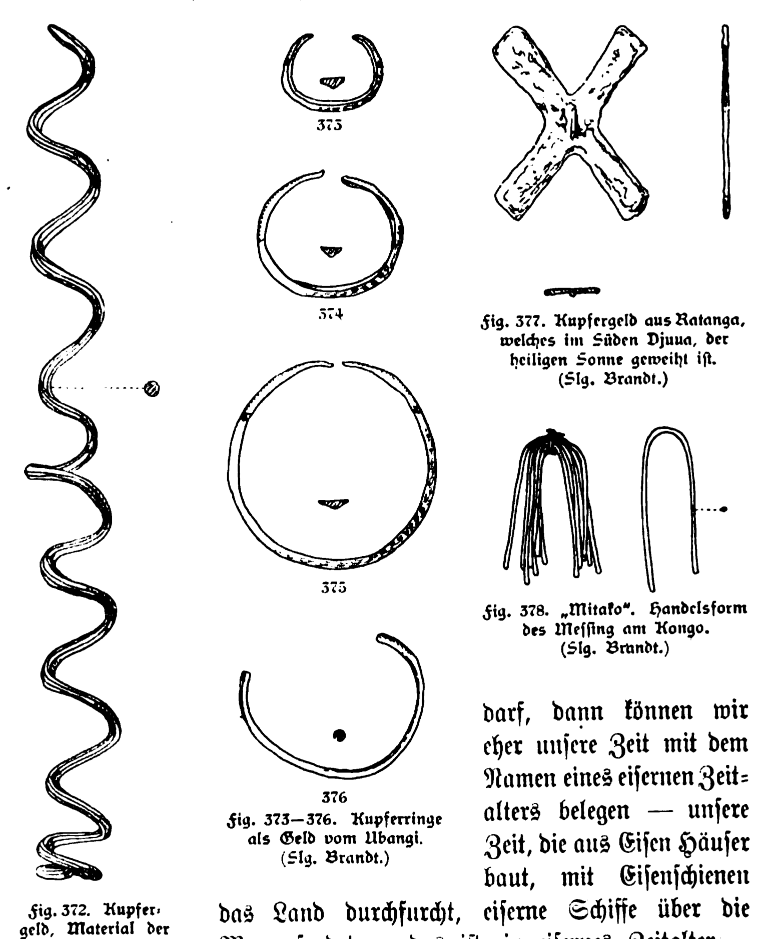


Fig. 372. Kupfergeld, Material der Ringfabrikation. Mobangi. (Slg. Brandt.)

Fig. 373—376. Kupferringe als Geld vom Ubangi. (Slg. Brandt.)

Fig. 377. Kupfergeld aus Katanga, welches im Süden Djuua, der heiligen Sonne geweiht ist. (Slg. Brandt.)

Fig. 378. „Mitako". Handelsform des Messing am Kongo. (Slg. Brandt.)

darf, dann können wir eher unsere Zeit mit dem Namen eines eisernen Zeitalters belegen — unsere Zeit, die aus Eisen Häuser baut, mit Eisenschienen das Land durchfurcht, eiserne Schiffe über die Meere sendet — das ist ein eisernes Zeitalter.

Die eiserne Waffenpracht war schon vordem. Aber wenn die Naturvölker auch noch so schöne Waffen geschmiedet haben (vergleiche Fig. 381—388), den Höhepunkt haben sie auch darin noch nicht erreicht. Als Höhepunkt der

eisernen Waffentechnik muß das Schwert und der Panzer eines mittelalterlichen Ritters gelten.

Das lehrt uns die Geschichte des Krieges.

Urgeschichte des Krieges.

Seht: Es war einmal eine Zeit, da zogen die Menschen zu zweien oder in kleinen Trupps über die Erde hin. Da war die Erde noch ganz schwach bevölkert. Es gab in der Zeit wohl den Streit, den Mord, nicht aber den Krieg.

Der Krieg entstand erst, als die Leute sich zusammengethan hatten zu festen Genossenschaften, zu Stämmen, zu Staaten. Kurz, der Krieg entstand erst, als die Erde bevölkerter ward.

Die Völker, die „vor dem Kriege“ lebten, hatten also auch noch keine Kriegswaffen. Sie hatten keinen Schild, sie hatten auch keine Kriegssitten, sie hatten keine Wohnplätze, darum waren sie, wenn sie in Streit gerieten, Räuber und Mörder. Als Mörder waren sie aber nicht anders als auf der Jagd, nur, daß das Erschlagen des Wildes ihnen alltäglich und gewohnt, also gesetzmäßig war, während der im Zwiste erschlagene Genosse den Blutbann und

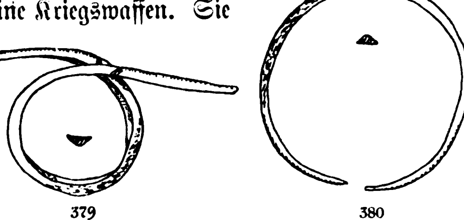


Fig. 379 und 380. Messingringe, neues Geld am Mobange. (Slg. Brandt.)

die Blutrache heraufbeschwor. Mit der Blutrache aber entstand der Krieg und diese Blutabrechnung hat sich demnach solange noch unter den Menschen erhalten, bis sie es gelernt hatten, in einem ehrlichen Kriege eine ernste und würdige Gerichtsbarkeit und Rechtsverteidigung zu sehen. Als diese Anschauung sich erst Bahn gebrochen hatte, da verschwand die Blutrache, denn da vergaß man über der großen Sache des Sieges oder Besiegtseins eines ganzen Stammes oder Staates den Verlust, den eine einzelne Familie dabei erlitten hatte.

Es ist schwer, Beispiele aus der Urgeschichte des Krieges zu finden. Einige wenige aber lassen sich wohl noch bei den verstreutesten aller uns bekannten Jägervölker nachweisen, bei den Zwergvölkern Afrikas und bei den Neuholländern auf dem Festlande Australien. Hier treffen wir noch ganz schlichte und einfache Kriegsverhältnisse, Zustände, die im Morde einerseits, im einfachsten aller Zweikämpfe andererseits ihren Ausdruck finden.

Einen Buschmann Südafrikas auf dem Kriegspfade giebt es nicht. Der Buschmann zieht nur aus zum Raube. Er selbst, der eine entschiedene Gleichgültigkeit gegen den Besitz hat, wird niemals zum Viehzüchter erzogen werden können. Wie er es aber gewohnt ist, dem Wilde nachzustellen, das Wild zu erlegen, so schleicht er sich auch gegen die Viehhürden der Hottentotten und Kaffern heran, so wie er es gewohnt ist, das Wild zu erschlagen, so überfällt er die unglücklichen Wächter der Herden, die er nicht etwa bindet und fesselt, sondern denen er, wenn er sie schlafend antrifft, kurzer Hand den Kopf mit einem Steine zerschmettert. Wird er dann auf der Flucht verfolgt, dann schlägt er lieber das geraubte Vieh tot, dann zerschneidet er lieber den Rindern die Achillesferse, als daß er sie in das Besitztum der früheren Besitzer zurückfallen läßt. Der Mensch ist eben für den Buschmann nichts anderes als ein Tier. Wie er das Tier einfach totschlägt, ebenso unbekümmert zertrümmert er ein Menschenleben. Dasselbe nun tritt uns in Australien entgegen. Hier haben wir einige interessante Beispiele aus dem Leben, die Karl Lumholz aufgeschrieben hat.

Eines Tages, so schreibt er, als ich allein mit Jokkai, einem Neuholländer aus Queensland, im Lager saß, rief er plötzlich aus:

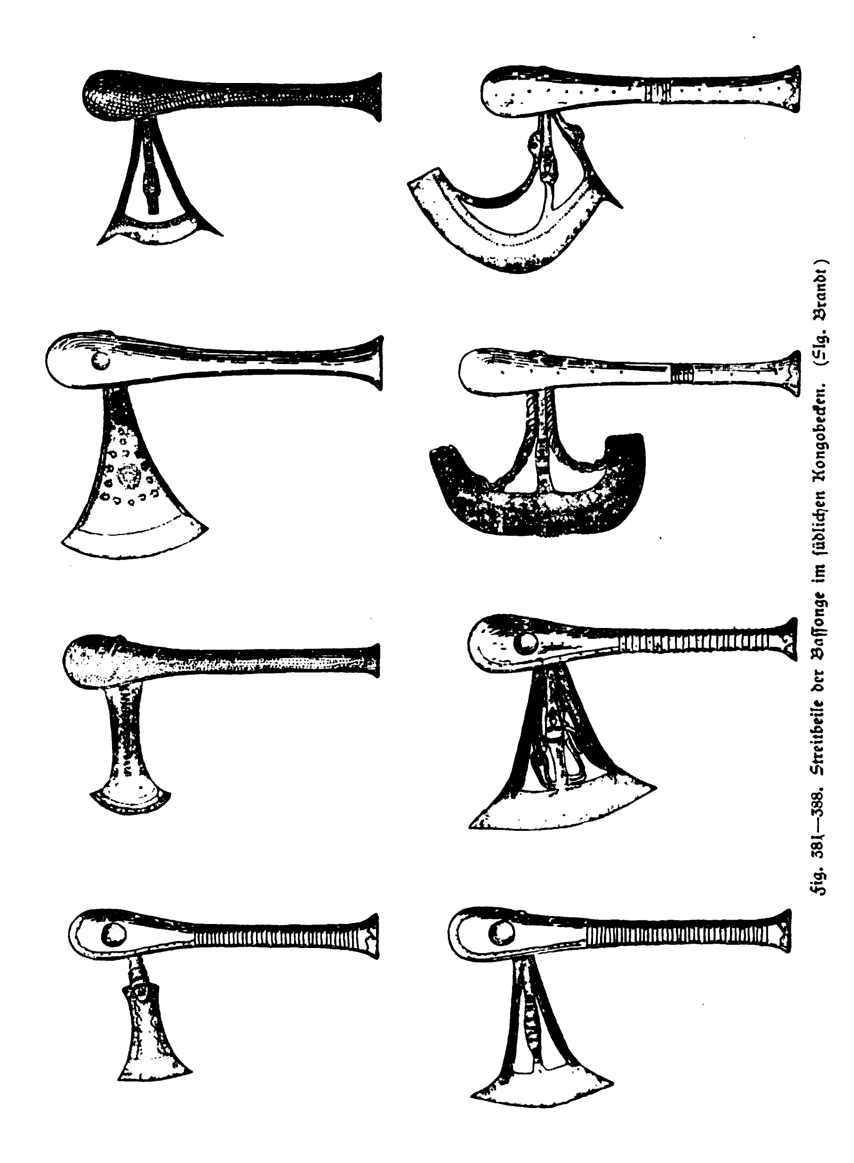


Fig. 381—388. Streitbeile der Bassonge im südlichen Kongobecken. (Slg. Brandt)

„Poor Fellow, white Fellow!“ (Armer weißer Mann!)

Im Glauben, daß er mich meinte, fragte ich halb ärgerlich, was das zu bedeuten habe; er schlug sich über den Nacken und sagte:

„Jimmy, den weißen Mann im Wasser.“

Ich begriff nun, daß etwas passiert sei, und erfuhr durch Jokkai, daß derselbe Jimmy, der mich zu wiederholten Malen auf den Expeditionen begleitet hatte, einen weißen Mann getötet und ins Wasser geworfen habe. Der weiße Mann hatte mitten am Tage unweit Herbert Vale Rast gemacht; Jimmy hatte ihm angeboten, Holz zu holen und Feuer anzumachen, was angenommen wurde. Als aber der weiße Mann Thee bereitete und nicht gleich Jimmy davon zu trinken gab, wurde derselbe zornig und schlug den Weißen im Moment, als er die Tasse an den Mund führte, mit seinem Beil so heftig in den Nacken, daß derselbe tot umfiel und nun von Jimmy beraubt und ins Wasser geworfen wurde.

Vor nicht langer Zeit hatte derselbe Jimmy sogar eine seiner Frauen getötet, die junge, hübsche Molle=Molle, die er von einem seiner Genossen geraubt hatte. Da dieselbe aber ihren ersten Mann liebte, sich nicht mit Jimmy vertragen konnte und außerdem von seiner anderen eifersüchtigen Frau arg geplagt wurde, machte sie einen mißglückten Fluchtversuch, nach welchem sie von Jimmy mit der Axt über die Schulter gehauen wurde, um sie zu brandmarken. Trotzdem machte sie einen zweiten Fluchtversuch, kam nach Herbert Vale, wo ich mich damals aufhielt und bat mich dringend, Jimmy zu erschießen, „weil er nicht gut sei“. Trotz ihrer hübschen Augen, ließ ich mich auf keinerlei Versprechungen ein, riet ihr aber, zu ihrem ersten Manne zurückzukehren, und in derselben Nacht verschwand sie auch.

Späterhin erfuhr ich, daß sie zwar den Mann ihrer Liebe, aber doch nur ein kurzes Glück gefunden habe; denn Jimmy war der Stärkere und holte sie zurück, worauf er sie mit einem Stein auf den Kopf schlug und sie in den heißen Sand warf. Dort verließ er sie mitten am Tage, nachdem er Steine über sie gewälzt hatte, und fast wäre sie schon damals gestorben. Als ich später Molle=Molle auf einer Reise nach einem anderen Lande traf, war sie sehr

mager und blaß geworden; auch hatte sie tiefe Wunden im Kopfe, und auf dieser Reise war es, wo er sie mit seinem Beile tötete und sie von einem alten Manne begraben ließ, ungefähr drei Wochen, nachdem er den weißen Mann getötet hatte. —

Also dieselbe Brutalität, mit der das Wild und das Vieh getötet wird, tritt in jenen Zeiten vor dem eigentlichen Kriege zwischen Mensch und Mensch auf. Der hier erwähnte Mordgrund ist auch wohl die Ursache der ersten Anfangsstadien der ersten Kämpfe geworden. Der erste Kriegsgrund dürfte im Weiberraub, im Kampfe um die Frau zu suchen sein. Auch hierfür haben wir von Lumholz ein charakteristisches Beispiel erhalten.

Lumholz hatte von einigen Eingebornen vernommen, daß drei Meilen vor Herbert Vale ein „Borbobi" abgehalten werden sollte. Borbobis sind Zusammenkünfte, bei denen diese Wilden von vielen Distrikten herkommen, um im Zweikampf ihre Zwistigkeiten zu schlichten. Da ich (Lumholz) Lust verspürte, dieser Zusammenkunft beizuwohnen, schloß ich mich einem Schwarme an, und so reisten wir nachmittags ab. Als wir uns dem Kampfplatze näherten, begegneten wir nach und nach vielen kleinen Stämmen, die den ganzen Tag über in den kühlen Buschhölzern gefaulenzt hatten, um Kräfte für den bevorstehenden Kampf zu sammeln. Alle, auch Weiber und Kinder, schlossen sich uns an; alle waren in ihrem besten Staate, denn wenn diese Wilden zu Tanz oder zu Borbobi gehen, putzen sie sich sorgfältig, und die Vorbereitungen werden schon mehrere Tage vorher getroffen, indem sie sich auf den Weg machen, um Erdfarbe und Wachs zu suchen. Am Vormittage des betreffenden Festtages bleiben sie im Lager und gehen nicht auf die Jagd, da sie mit ihrer Ausschmückung beschäftigt sind. Sie schmieren sich teilweise oder ganz mit der roten oder gelben Erdfarbe ein; manchmal bemalen sie auch den ganzen Körper mit einer Mischung von geriebener Kohle und Fett — als wären sie nicht schon vorher schwarz genug! Aber nicht allein die Männer, auch die Weiber malen, wenn auch in geringerem Maße, barocke Felder quer über das Gesicht. Auch das Haar wird geschmückt und zu großen Büscheln mit Wachs verklebt. Diese Wachsfiguren strahlen, glänzen in der Sonne und geben den Haaren ein poliertes Aussehen.

Alle Männer waren bewaffnet, sie hatten viele Spieße, ganze Bündel mit Nolla=Nollas (Wurfkeulen) und Bumerangs und außerdem große Holzschilder und Holzschwerter. Der Schild, welcher bis zur Hüfte des Mannes reicht und dessen Breite $2^1/_2$ bis $2^3/_4$ der Länge ausmacht, ist von leichtem Feigenholz gearbeitet; er ist oval, massiv und ein wenig gebogen. Inmitten der Vorderseite befindet sich eine Erhöhung, in der innen die Handhabe ausgeschnitzt ist, dagegen ist die Innenseite fast eben. Hält der Eingeborene den Schild in der linken Hand vor sich, so ist der größte Teil des Körpers geschützt. Die Vorderseite ist auf groteske und wirkungsvolle Weise mit bunten Farben bemalt und in Felder eingeteilt, die bei jedem Schilde verschieden sind und somit das Waffenzeichen eines jeden Mannes ausmachen. Das Holzschwert, als notwendige Ergänzung des Schildes, ist ungefähr 10 cm breit bis an die abgerundete Spitze und reicht einem Manne gewöhnlich vom Fuß bis an die Schulter. Es ist von hartem Holz, mit sehr kurzem Handgriff und so schwer, daß ein Ungeübter es kaum mit halb ausgestrecktem Arm in die Höhe halten kann, — eine Stellung, die sie stets vor Beginn des Kampfes einnehmen.

Am Ausgange des Waldes hielt unser Schwarm und die übrige Wildenschaft, die sich uns angeschlossen hatte, eine kurze Rast. Einer der Neuankommenden lief wie ein Rasender umher; er war für einen Schwarzen ungewöhnlich groß und hatte langes, dichtes Haar, das wie Borsten vom Kopfe abstand. Indem er dies dichte Haar wie ein Besessener schüttelte, lief er mit zurückgebogenem Kopfe und Oberkörper in wilden Volten und langen Sprüngen umher; dabei hielt er sein großes Holzschwert in der einen und den Schild in der andern Hand aufrecht vor sich.

Als er hinlänglich umhergelaufen war, um seinen wilden Kriegsmut abzukühlen, machte er Halt; er war schweißtriefend und die rote Erdfarbe lief in langen Strähnen über sein Gesicht. Dann aber legte er wieder mit langen Sprüngen und Volten los, das Schwatzen der andern wurde lebhafter, der Kampfeifer wuchs, alle hielten ihre Waffen bereit.

Plötzlich stimmte ein Alter ein entsetzliches Kriegsgeheul an und schwang seinen Spieß über dem Kopfe. Dies wirkte wie ein

elektrischer Schlag auf alle. Sie versammelten sich alle augenblicklich zu einer großen Schar, heulten aus vollem Halse, hielten ihre Schilder aufwärts in der linken Hand und schwangen Schwert, Spieß, Bumerangs oder Wurfkeulen in der Luft. Darauf stürzten sie unter wildem Kriegsgeheul durch den Wald und kreuzten dreimal im Zickzack gegen den Feind, der sich weit weg jenseits der Ebene befand. Bei jeder neuen Wendung hielten sie plötzlich still und schwiegen einen Augenblick, stürzten dann aber wieder heulend weiter, bis sie sich nach dem dritten Kreislauf mitten auf der Ebene dem Feinde gegenüber befanden und still hielten. — Auch die Weiber und Kinder eilten auf den Kampfplatz.

Die fremden Stämme auf der anderen Seite standen scharenweise vor ihren Hütten, die sehr malerisch unter den buschbelaubten Höhen lagen. Gleich nachdem unsere Wilden Halt gemacht hatten, traten drei der Feinde herausfordernd mit dem Schilde in der Linken und dem erhobenen Schwerte in der rechten Hand hervor. Ihre Köpfe waren dicht besetzt mit den eleganten weiß und gelben Schöpfen der weißen Kakadus; jeder hatte sich mit ungefähr 40 Stück geschmückt, die mit Bienenwachs befestigt waren und ihrem Kopfe das Ansehen einer großen Aster gaben. Die drei Männer näherten sich den unseren, indem sie in langen, elastischen Sprüngen vorwärtsliefen. Ab und zu schnellten sie wie die Katzen in die Luft und fielen hinter ihren Schilden nieder, die sie so gut verbargen, daß wir sie kaum im hohen Grase sehen konnten.

Dieses Manöver wiederholte sich, bis sie den unsrigen auf ungefähr 20 m nahe waren, worauf sie Halt machten, den großen Schild vor sich haltend, die Schwertspitze gegen die Erde stützend und zum Kampfe bereit. Aus der Ferne folgte langsam die große Schar der fremden Stämme.

Nun sollten die Zweikämpfe beginnen. Drei Männer traten aus unserer Schar hervor, um die Herausforderung anzunehmen; die übrigen hielten sich bis auf weiteres ruhig. Die gewöhnlich herausfordernde Stellung ist, wie bereits angedeutet, den Schild in der linken Hand und das erhobene Schwert in der rechten. Das Schwert ist indessen so schwer, daß es ungefähr wie ein Schmiede-

hammer benutzt werden muß, um den Schild des Feindes mit voller Kraft treffen zu können, und der Kämpfende muß daher beim Beginn des Kampfes das Schwert vornüber auf die Erde sich senken lassen, worauf er es nach hinten und gegen den Kopf des Feindes schwingt. Hat der eine seinen Hieb gethan, so kommt die Reihe an den andern, und auf die Art geht es abwechselnd Schlag auf Schlag, bis es damit endigt, daß der eine ermüdet und sich verloren giebt, oder der Schild bricht, wodurch der Betreffende als kampfunfähig erklärt wird.

Noch während die drei ersten Paare aushielten, begannen mehrere andere zu kämpfen. (Fig. 389.) Das Ganze ging unregelmäßig zu; aber meistens wurde der Kampf mit Wurfwaffen eingeleitet, wodurch man sich auf den Leib rückte und mit dem Schwerte endigte. Nicht selten wurde die Sache auf Abstand abgemacht, indem Bumerangs, Nolla-Nollas und Spieße gegen die Schilde geworfen wurden. Die Wilden sind sehr geschickt im Parieren, und selten werden sie durch die beiden erstgenannten Wurfwaffen verwundet. Dahingegen durchbohren die Spieße mit Leichtigkeit die Schilde und dringen oft so tief durch, daß sie den Betreffenden verwunden, der dann als kampfunfähig angesehen wird und sich als überwunden erklären muß. Immer waren mehrere auf dem Kampfplatze, oft 7—8 Paare zugleich, aber die Kämpfenden wechselten beständig.

Die Weiber sammeln die Waffen auf, und hat ein Streitender mehrere Duelle abzumachen, so versieht ihn seine Frau während des ganzen Kampfes mit neuen Waffen. Die anderen Weiber verfolgen mit gespannter Aufmerksamkeit den Verlauf des Kampfes; denn auch für sie steht vieles auf dem Spiel: manche von ihnen tauscht an diesem Abend mit dem Manne. Bei den Australiern ist es nämlich Sitte, daß sie gegenseitig ihre Frauen rauben und die Streitigkeiten, welche daraus entstehen, werden bei Vorbobis geschlichtet, indem der Sieger im Zweikampf die Frau behält. Auch alte Frauen nehmen am Kampfe Teil. Mit denselben Stöcken versehen, die sie zum Ausgraben von Wurzeln benutzen, halten sie sich hinter den Kämpfenden auf. Mit beiden Händen umfassen sie den Stock, stoßen ihn fest

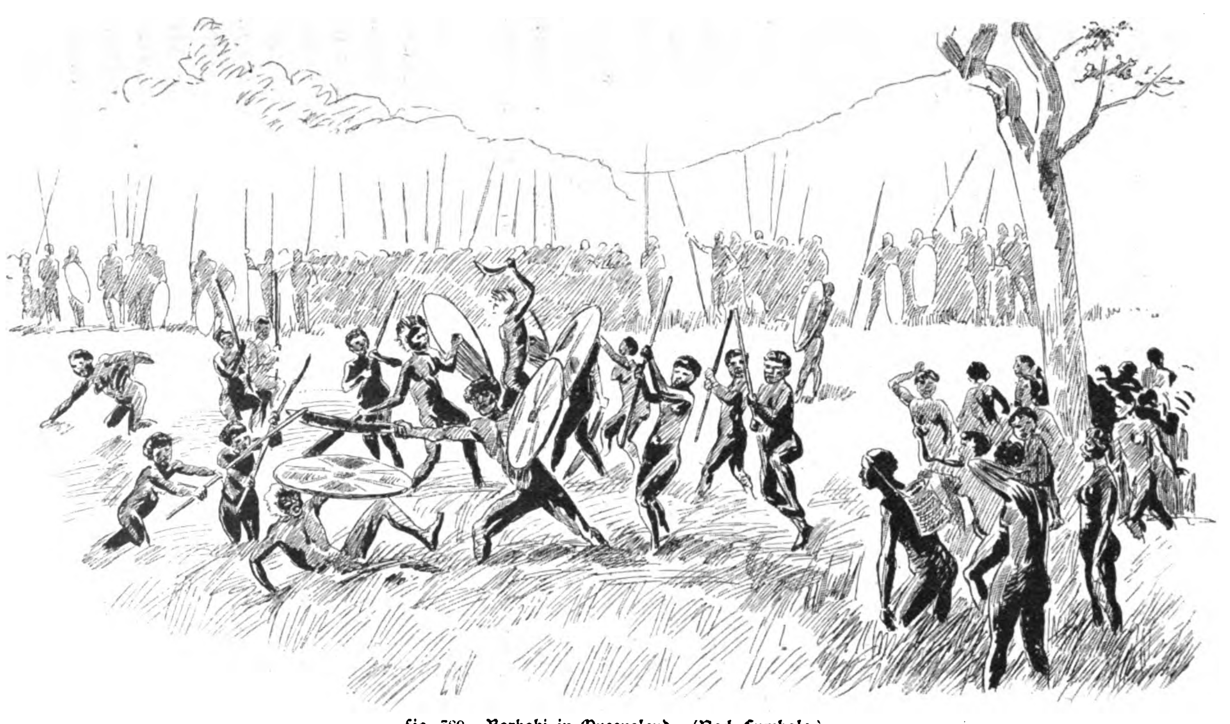


Fig. 389. Borbobi in Queensland. (Nach Lumholz.)

in die Erde, und hüpfen in wildem Fanatismus auf und ab. Hetzend und kreischend umringen oft vier oder fünf alte Weiber einen Mann und machen einen wahnsinnigen Lärm. Die Männer werden dadurch mehr und mehr angefeuert; der Schweiß läuft von ihnen herab, und sie strengen sich aufs äußerste an.

Wird der eine von ihnen überwunden, so scharen sich die alten Weiber um ihn und halten ihre Stöcke beschützend über ihn, um die Schwerthiebe des Feindes von ihm abzuwehren, indem sie schreien:

„Töte ihn nicht, töte ihn nicht!“

Ich ging dicht an den Kampfplatz heran und folgte mit gespanntem Interesse den interessanten Auftritten, die nur 3/4 Stunde dauerten, mir aber mehr Unterhaltung boten als irgend eine scenische Vorstellung je zuvor. Bumerangs und Wurfkeulen sausten an meinen Ohren vorbei, was mich aber nicht hinderte, mit größtem Interesse die Ausbrüche der Leidenschaft bei diesen wilden Naturkindern zu beobachten. Diese verzweifelten Kraftanstrengungen der Männer, der Eifer der jungen Weiber und die lächerliche Raserei, welche die alten Frauen gepackt hatte! Ihre kreischenden Stimmen mischten sich mit den dumpfen Schlägen der Schwerter, dem Klange der Wurfkeulen und dem schwirrenden Fluge der Bumerangs durch die Lüfte.

Hier wurden Zwistigkeiten aller Art ausgetragen, nicht nur zwischen den Stämmen, sondern auch unter den einzelnen Individuen, und man kann sich nicht wundern, daß eine so tief stehende Völkerschaft ihre Uneinigkeiten auf eine so wenig parlamentarische Weise zu ordnen sucht; aber sonderbar mag es doch erscheinen, daß die alten Weiber so aktiv bei der Abwicklung dieser Kämpfe mitwirken. Mit Ausnahme des Mordes an den Mitgliedern desselben Stammes, betrachten die Australneger nur Diebstahl als Verbrechen. Die Strafe dafür wird von dem Bestohlenen ausgeführt, indem er den Dieb zum Kampfe mit Schild und Holzschwert auffordert, der entweder nur im Beisein der Nächsten, die als Zeugen dienen, stattfindet, oder auch beim Borbobi, und derjenige, welcher im Kampfe gewinnt, hat das Recht auf seiner Seite.

Weiber, die auch bei diesen Wilden als des Mannes wichtigstes Eigentum angesehen werden, zu rauben, ist der gröbste, aber auch zugleich der allgemeinste Diebstahl und eigentlich die gebräuchlichste Art und Weise, sich eine Frau zu verschaffen. Daher ist das Weib die erste und vornehmste Ursache zu diesen Zwistigkeiten. Viel seltener veranlaßt ein Diebstahl von Waffen, Geräten und Nahrungsmitteln einen Zweikampf; auch entsinne ich mich keines Beispiels, daß Waffen gestohlen worden wären. Besteht der Diebstahl aus einem geringen Quantum von Nahrungsmitteln oder sonstigen Kleinigkeiten, so geschieht es häufig, daß der Bestohlene den Thäter nicht fordert, sondern sich damit begnügt, den Beleidigten zu spielen, namentlich wenn er sich seinem Gegner gegenüber an Stärke und Geschick im Führen der Waffen unterlegen fühlt. Auch fühlt sich der Bestohlene hinlänglich befriedigt, wenn ihm z. B. die Reste der entwendeten Nahrungsmittel wiedergegeben werden oder ihn durch Tabak, Waffen u. s. w. Ersatz geboten wird. Selbst wenn sich der Dieb als überlegen ansieht, scheut er das Duell, denn die Wilden entgehen gern jeder Unannehmlichkeit, und die Strafe, mit dem Bestohlenen kämpfen zu müssen, ist für den Dieb weit größer als man denken sollte, obgleich man selten zum Blutvergießen kommt. Es ist nicht nur die physische Kraft, die bei diesen Rechtskämpfen den Ausschlag giebt, sondern auch die Verwandten der Betreffenden spielen dabei eine bedeutende Rolle, und für den Kämpfenden ist es eine große moralische Stütze, wenn er viele starke Männer auf seiner Seite weiß. Er weiß, daß sein Gegner den Kampf nicht aufs äußerste treiben wird, weil er seine Verwandten fürchtet; er kann sich auch darauf verlassen, daß diese, wenn es ihm im Kampfe schlecht ergeht, dazwischentreten und den Kampf beenden, bevor er verwundet wird. Verwandtschaftliche und freundschaftliche Bande sind daher bei Abmachung von Streitigkeiten von großer Bedeutung bei den Australnegern, wenn auch nicht so wichtig wie physische Kräfte.

Nach einem solchen Kampfgetöse müßte man annehmen, gefallene in Blut schwimmende Krieger zu sehen; doch gehört dies dank der Einmischung der Verwandten und Freunde zu den größten Seltenheiten. Nur einer hatte durch einen Bumerang eine leichte Wunde

am Oberarm bekommen und war deswegen der Gegenstand allgemeinen Mitleides. Bei dem nächsten Vorbobi wurde einer mit einem Spieße durchbohrt, und da dieser mit einem Widerhaken versehen war, konnte er nicht herausgezogen werden. Sein Stamm führte ihn drei Tage mit sich herum, ehe er starb.

Gleich nach Sonnenuntergang endete übrigens der Kampf und während die Erregung über die Begebenheiten des Tages noch bei allen Teilnehmern nachwirkte, suchte jeder Stamm sein Lager auf. Nachts wurde nicht viel geschlafen, desto mehr aber geschwatzt, und viele Familienrevolutionen gingen vor sich, indem Männer ihre Frauen verloren und Weiber andere Gatten bekommen hatten. Früh in der Morgenkühle wurden die Duelle fortgesetzt, und darauf war allgemeiner Aufbruch. Jeder zog wieder in sein Land zurück. Während meines Aufenthaltes bei Herbert River fanden vier Vorbobis im Zwischenraum von drei bis vier Wochen statt; das war gerade in der heißesten Zeit. Im Winter werden jene Kämpfe nicht abgehalten.

Summa summarum: Der Begriff Krieg existiert für diese Leute noch nicht. Auf der einen Seite herrscht der einfache Mord, auf der anderen Seite eine etwas kompliziertere Kampfesweise, die man wohl nicht mit Unrecht „Prügelei“ nennen kann. Diese Prügeleien oder, wenn man sie vornehm betiteln will, „Duelle“, haben sich dann auch noch bei höher entwickelten Kulturzuständen erhalten. Ich erinnere an die Kampfesscenen im malaiischen Archipel und in Südafrika. Besonders bei Zulu, Barutse, Basuto und bei einigen Stämmen unserer Kolonie Deutsch-Ostafrika haben die „Stock-Gefechte“ Sinn und Bedeutung einer individuellen Rechtsverteidigung behalten. Bei den Südafrikanern führt in solchen Fällen jeder der beiden Paukanten zwei Stöcke. Mit dem einen pariert er, mit dem andern schlägt er. Einmal greift er mit der linken, einmal mit der rechten Hand an. Es ist ein geschicktes Spiel. Man würde auch vielleicht eine gewisse Art von Achtung davor haben, wenn die tapferen Krieger nicht gerade ein merkwürdiges Objekt ihrer Treffkünste sich beständig auswählten. Sie schlagen

nämlich seltener nach dem Kopfe, der durch den dicken Wollpelz hübsch geschützt ist, sondern vielmehr nach den Beinschienen, in welcher Gegend der Mensch merkwürdig empfindlich ist, viel empfindlicher als man im allgemeinen glaubt. (Siehe Fig. 390.)



Fig. 390. Barutse im Stockgefecht. (Nach Photographie.)

Wie die Form dieser Kämpfe sich in bestimmten Arten des Einzelgefechtes erhalten hat, so auch die Waffen. Die Kampfesweise entstand in der Zeit „vor dem Eisen". So fehlen ihr denn ganz bestimmte Waffenelemente, die erst später entstanden und zuletzt den bedeutendsten Einfluß auf die Kriegsweise gewonnen haben. Vor allem fehlen Messer, Beil, man kann auch wohl sagen der Speer und alle Kriegsmaschinen, als da sind: Schleuder, Wurfbrett,

Bogen und Wurfleine. Das heißt also, die eigentlichen Fernwaffen fehlen.

Dagegen treten Waffen auf, die eigentlich gar nicht den Namen solcher verdienen. Der Knüppel in seiner verbesserten Gestalt als Keule oder auch unter einem Namen, der bei uns einen mystischen Klang hat, als Bumerang, leitet solche Kämpfe ein. Diese Waffen erinnern unangenehm daran, daß auch europäische Straßenjungen, wenn sie sich in sicherer Entfernung wissen, mit Steinen werfen. Es ist ungefähr dasselbe. Die eigentliche wirkliche Waffe bleibt demnach bei den Neuholländern wenigstens das Holzschwert und der Schild, von denen das erstere sich in dem benachbarten ostindischen Archipel zum Kris, zu einer Eisenwaffe umgebildet hat, die in der Hand der Vorkämpfer eine ernste Rolle spielt, während die letztere, der Schild, und zwar dessen Stockschildform, sich noch lange erhalten und umgebildet hat. Doch hierfür ein neues Kapitel.



Fig. 391. Vorkämpfer von den Molukken.

Als Abschluß gebe ich die Fig. 391, die einen malaiischen Vorkämpfer mit Stockschild und symbolischem Holzstab als Repräsentanten mimischer Tanzscenen darstellt, in denen die veraltete Form der Einzelkämpfe noch einmal zu Ehren kommt.

Menschenfresser.



ls das Schrecklichste, das Grauenvollste, überhaupt als ein Verbrechen, als das Verbrechen der Verbrechen, pflegt man im allgemeinen die Menschenfresserei anzusehen. Man behauptet sogar, es sei eine wider die Naturgesetze gerichtete Sünde, wenn eine Art sich von Geschöpfen dergleichen Art nähre, wenn also der Mensch den Menschen verzehre.

Für uns, die wir der Geschichte des menschlichen Krieges nachspüren, den Kampfesmitteln, die der Mensch dem Menschen gegenüber gebildet, — für uns, die wir soeben die Urgefilde des Mordes verlassen haben, für uns darf der Kannibalismus nicht mehr das Unglaubliche und Grausenerregende haben. Für uns taucht aber mit dem Kannibalismus auch eine Frage hervor. Es ist eine der meistumstrittenen Fragen der Völkerkunde, es ist die Frage:

„Worauf ist die Menschenfresserei zurückzuführen?“

Man hat die verschiedensten Gründe als Urgründe des Kannibalismus angegeben, hat erklärt, die Menschenfresserei entstamme religiösen Gründen, sie sei gemeinsam mit den Menschenopfern entstanden. Wieder andere behaupten, Gourmandiserie, die raffinierteste aller Feinschmeckerei habe zu den menschlichen Leckerbissen geführt. Zum dritten ist man auf den Haß verfallen, zum vierten auf Hungersnot &c.

Ich halte die Frage in den meisten Fällen nicht für so sehr schwierig, besonders nicht, wenn man im Auge behält, daß lasche, temperamentlose, energielose, „wirklich zahme“ Völker im allgemeinen nicht Kannibalen sind. Dagegen sind aktive Stämme, Menschen, die so recht im Kampf ums Dasein groß geworden sind, Völker, die

sich durch Thatkraft auszeichnen, unter den Wilden eigentlich meistenteils Menschenfresser. Ich will ein Beispiel nehmen: die Neuholländer des Festlandes Australiens. Man hat im Süden liebenswürdige, überaus weiche und weichliche, ganz ungewöhnlich faule, aber gutmütige Stämme getroffen. Diese waren nicht Kannibalen. Im schroffen Gegensatz dazu stehen dagegen die Queensländer, von denen Lumholz uns etwa folgendermaßen berichtet:

Bei Herbert River kommt es sogar vor, daß geradezu Expeditionen zur Erlangung von Menschenfleisch veranstaltet werden. Zu solchem Zwecke versammelt sich dann eine kleine Truppe der dreistesten Männer, die wegen ihres Mutes großes Ansehen genießen. Es sind ihrer nicht viele, denn es gelten diese Überfälle meistenteils nur kleinen aus vier bis sechs Individuen bestehenden Familien. Die Reise geht langsam vor sich und für Proviant muß unterwegs gesorgt werden. Haben sie eine geeignete Familie aufgefunden, so gehen sie sehr behutsam an ihr Werk, lagern sich abends heimlich in einiger Entfernung und beginnen den Angriff vor Sonnenaufgang, wo dann die Überrumpelten aus dem Schlafe geschreckt werden und in ihrer Angst gar nicht an Widerstand zu denken vermögen. Die Männer verteidigen nicht einmal ihre schutzlosen Weiber und Kinder. Ein jeder muß sich seiner eigenen Haut wehren, so gut es geht, und den Alten geht es gewöhnlich am schlimmsten; sie werden gleich getötet und verspeist. Als ausgezeichnete Beute gilt selbstverständlich eine Frau. Wenn sie noch jung ist, wird sie nicht getötet, ist sie dagegen alt, so entgeht sie ebensowenig wie die andern dem Tode und Verspeistwerden.

Demnach sind die Eingeborenen in Nord-Queensland und an vielen andern Orten Kannibalen. Meine Leute machten auch durchaus kein Geheimnis daraus. Im Gegenteil, sie wählten abends vorzugsweise dieses Thema, das mich zugleich aufbrachte und anekelte, zum Gegenstand ihrer Unterhaltung. Die Australneger kennen keine größere Delikatesse als Menschenfleisch und beim bloßen Gedanken an dasselbe fangen ihre Augen an zu funkeln. Wenn ich meine Leute fragte, welche Teile des menschlichen Körpers ihnen am besten schmeckten, schlugen sie jedesmal auf die Lenden. Den

Kopf essen sie nie, auch nicht die Eingeweide: aber ihren größten Leckerbissen finden sie in dem Fett, das die Nieren umgiebt. Durch das Verzehren desselben glauben sie die Stärke des verstorbenen Mannes zu erlangen, was noch mehr der Fall sein würde, wenn sie die eigentlichen Nieren äßen, die nach dem Glauben der Australneger das Centrum des Lebens sind.

Vor geraumer Zeit wurde einmal ein weißer Polizist von Wilden überfallen. Sie traktierten ihn so lange mit Keulenschlägen, bis sie ihn für tot hielten, worauf sie ihm die Nieren herausnahmen und davonliefen. Der Mann kam einen Augenblick zum Bewußtsein und konnte noch, bevor er den Geist aufgab, die Begebenheiten mitteilen.

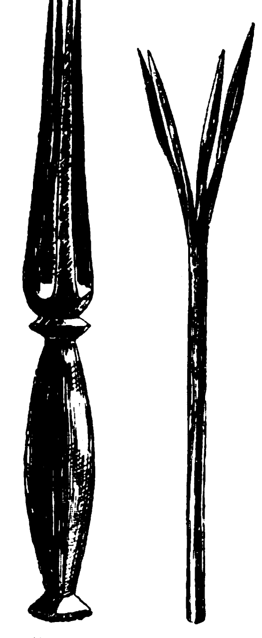


Fig. 392. Menschenfleischgabel von Fidschi. (Im Besitze von Reuleaux.)

Fig. 393. Menschenfleischgabel der Mobali. (Slg. Brandt.)

Ganz besonders schätzen die Eingeborenen bei Herbert River das Fett des erschlagenen Feindes; sie essen es nicht allein als eine stärkende Delikatesse, sondern tragen es auch in Gras eingewickelt als Amulett in einem Korbe um den Hals, — in dem Glauben, daß ihnen dies sehr großes Jagdglück bringen werde, daß sie so nur gleich auf die Beute loszugehen brauchen. So erzählte mir ein Mann, daß er sofort, nachdem er ein Stückchen Menschenfett zu sich gesteckt, auf die andere Seite des Flusses zu einem Baume gegangen sei, in dem er eine große eßbare Schlange gefunden habe.

Leute ihres eigenen Stammes essen die Australneger gewöhnlich nicht; doch kenne ich Beispiele, wo sogar Mütter ihre eigenen Kinder verspeist haben.

Mr. White hat mir mitgeteilt, daß die südlich von der Karpentarischen Bucht wohnenden Wilden ebenfalls bis zu einem gewissen

Grade Kannibalen sind. Sie töten jedoch keinen, um ihn zu essen; aber die Weiber verzehren diejenigen, die eines natürlichen Todes sterben, und bei Moreton-Bay werden die Toten von ihren eigenen Verwandten gegessen.

Die Weißen werden nicht gern gegessen. Auf meine Frage, ob jener bewußte Jimmy (siehe voriges Kapitel) den ermordeten weißen Mann gegessen habe, sahen die Leute mich erstaunt an und antworteten: „Ach bewahre, schreckliche Übelkeit!“

Gleichzeitig berührte der Schwarze mit einer Grimasse seinen Hals, um seinen Widerwillen gegen das Fleisch des weißen Mannes auszudrücken, und die übrigen Schwarzen waren ganz seiner Meinung. Auch später hörte ich sagen, daß das Fleisch der Weißen nicht gut sei, und es läßt sich auch denken, daß bei dem Weißen, der hier durch unaufhörlichen Genuß von gesalzenem Fleisch, Thee und Brot seinem Fleisch einen anderen Geschmack als ihn das des Schwarzen hat, der ja sein Leblang hauptsächlich Pflanzenkost ißt. Civilisierte Schwarze haben mir gesagt, daß das Fleisch der Weißen einen salzigen Geschmack habe, den die Schwarzen nicht leiden können.

Das stimmt auch mit ihrer Vorliebe für das Fleisch der Chinesen überein, deren Nahrung aus Reis und anderer Pflanzenkost besteht. Während meines Aufenthaltes in Australien geschah es mehrmals, daß die Schwarzen im Norden Queenslands Chinesen scharenweise töteten, und einmal dienten so Chinesen für mehrere Tage als Mahlzeit. Alle Fremden, die das Land eines Stammes durchreisen, sind natürlich seine Feinde, sowohl Weiße als Chinesen, welche letztere als eine andere Art von Schwarzen von fernliegenden Ländern angesehen und bei gegebener Gelegenheit getötet werden. Menschenfleisch ist übrigens keine gewöhnliche Kost für den Australneger, vielmehr eine seltene Delikatesse, und während meines Aufenthaltes bei Herbert River wurden nur zwei Schwarze getötet und gegessen. Der eine war noch ein junger Mann, der andere ein älterer, der nicht schnell genug entfliehen konnte als sein Stamm überfallen wurde. Sein Fleisch wurde in Körben nach Herbert Vale gebracht.

Hier liegt der Kannibalismus der niedrigsten Anschauung vor. So wie der Australneger sein pflanzenfressendes Känguruh und

den pflanzenessenden Nachbar mit Wohlbehagen verspeist, so verabscheut er den versalzenen Körper des Europäers. In dieser anscheinend rein äußerlichen Form und Wahl des Gourmees ist schon die innere Thatsache der Gewohnheit verkörpert.

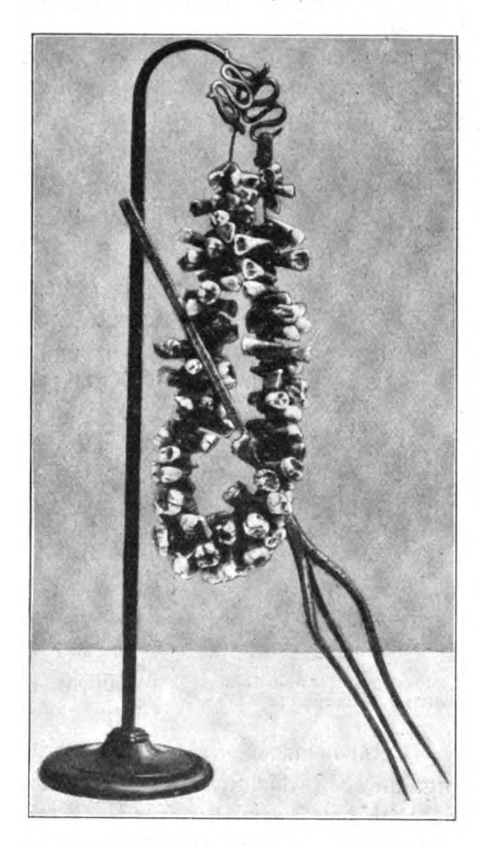


Fig. 394. Kette von Menschenzähnen und Menschenfleischgabel vom Mongala. (Slg. Brandt.) Jeder Zahn soll die Reliquie eines kannibalischen Mahles darstellen.

Man hat gesagt, es sei unmoralisch und im Sinne von „unnatürlich“ eine Versündigung, wenn ein Geschöpf ein Geschöpf seiner Art verzehre. Im Sinne der Natur mag das recht sein, im Sinne der Menschen aber, die sich doch einmal mit ihrem ganzen Geistesleben in den Kampf gegen die Natur eingelassen haben, im Sinne des Menschen als eines Kulturobjektes ist dies nicht gedacht. Für den Menschen, der die niederste Kulturstufe verlassen und seinen Fuß auf höhere gesetzt hat, für den fängt die „andere Art“ beim Nachbardorfe an. Die ganze Auffassung der Völker dieser etwas höher gelegenen Stufe lehrt uns das. Ich will nur an die Zustände, wie sie in Borneo und in Sumatra herrschen, erinnern. In dem Kapitel über Schädeljagd wurde schon darüber gesprochen. Wenn es darauf ankommt, einen Schädel zu

erbeuten, dann ist jedes Geschöpf des Nachbardorfes schon „eine andere Art“, und zwar dies nicht nur in Dingen der Schädeljagd, sondern auch in Sachen des Kannibalismus.

Ich will hier auch ein Beispiel geben, wie der Kannibalismus auf dieser zweiten Stufe aussieht. Ich will ein solches, das uns der Freiherr von Brenner aufgezeichnet hat, wählen. Derselbe schrieb einst in sein Tagebuch:



Fig. 395.
Menschenfresser vom Kongo.
(Nach Zeichnung von Ward.)

Allem Anscheine nach ist Si Gallak ein reicher Häuptling, seine Zähne sind vergoldet und in einer Bambusdose, die mit Schriftzeichen bedeckt ist, befand sich ein Goldschmuck, ein Halsband von auffallend schöner und geschmackvoller Arbeit, das er uns gern zeigte, mir jedoch nicht zum Abzeichnen überließ. In dem Deckel dieser Dose war ein Zahn eingesetzt, der, wie er sagte, von einem erschlagenen und aufgefressenen Feinde herrührte, den er furchtbar haßte und noch über den Tod hinaus mit seiner Rache verfolgte, denn jedesmal, wenn er den Deckel der Dose, die er stets bei sich führte, schloß, schlug er auf den Zahn, wobei er das angenehme Gefühl zu haben behauptete, als gebe er seinem Feinde einen ordentlichen Schlag.

Dennoch machte er gleichzeitig den Eindruck eines im Grunde gemütlichen Menschenfressers, denn er ließ sich gutwillig hänseln und von den Tobanern wegen seiner breiten und langsamen Sprache auslachen. Ja, er lachte sogar nicht selten mit.

Als wir ihn fragten, ob wir, wenn wir ihn in seinem Orte besuchen sollten, nicht auch etwa aufgefressen und unsere Schädel als stolze Andenken aufgehängt werden würden, da meinte er, daß wir wohl sicher sein könnten und uns kein Haar gekrümmt werden würde.

Wenige Jahre später begegnete Meißner einem Batak, der eben zu ihm zu gehen begriffen war und einen Menschenschädel und eine

geräucherte Hand trug. Da nun Meißner beim Ankauf dieser Reliquien sich eingehend mit dem Manne über die Herkunft unterhielt und einer seiner Begleiter diese Unterredung sofort wörtlich aufschrieb, so sind wir in der Lage, auch die fernere Lebensgeschichte des Häuptlings Si Gallak, der so gerne auf den Zahn in seiner Dose schlug, weil er dann das Gefühl hatte, als schlüge er seinem Feinde direkt auf den Mund, mitzuteilen.




Fig. 396. Der Schädel des aufgefressenen Kannibalen Si Gillak.




Fig. 397. Si Gillaks Hand.

Meißner fragte:

„Woher stammen der Kopf und die getrocknete Hand, die Du da trägst.“

„Die sind von einem Feinde, der vor drei Jahren in unsere Hände fiel,“ antwortete der Batak.

„Und den Ihr wohl aufgefressen habt?“

„Natürlich, was sonst.“

„Wer hat ihn denn gefressen?“

„Mein Schwager mit seinen Leuten?“

„Erzähl: Wieso, warum? — Wie hat er geheißen?“

„Sein Name war Si Kemal Si Gallak. Er war mit seinem Bruder, seiner Frau und seiner Mutter aus dem Vorlande geflohen, wo er Radja gewesen war, — da wollte er in Pantjo, dem Dorfe meines Schwagers, die Herrschaft an sich reißen und nannte sich einen Zauberer. Da hat ihm mein Schwager den Krieg erklärt, und er unterlag.“

„Kam es denn zum Gefecht?“

„Gefecht? — Nein. Wir haben ihn gefangen genommen. Wir lauerten einige Tage dicht beim Wege in Reisfeldern verborgen, bis wir ihn allein erwischen konnten. Da haben wir ihn gepackt, gebunden und zu unserem Häuptling gebracht, der ihn in den Block sperren ließ.“

„Und sein Bruder?“

„Der Bruder fiel im Kriege.“

„Wieso im Kriege, er war doch allein?“

„Nun ja, — wir haben ihn nachts angeschossen, als er schlief. Die Kugel drang ihm in den rechten Arm, und er setzte sich, in der Linken ein Messer haltend, zur Wehr; doch wir blieben Sieger, wir haben ihn niedergemacht und seinen Kopf dem Häuptling geschickt. — Nennst Du das keinen Krieg?“

„Und was geschah mit seinem Körper?“

„Nun! — den haben wir gegessen.“

„Und dann, was geschah mit dem Kopf?“

„Den hat unser Häuptling dem Si Kemal Si Gallak vor der Nase auf den Boden gesetzt, damit er wisse, was seiner harre.“

„Konnte er sich nicht loskaufen?“

„Loskaufen? — Keine Rede, er mußte sterben.“

„Schrie er denn nicht?“

„O ja, das half ihm aber nichts, er war gebunden.“

„Und dann?“

„Haben wir ihn gegessen, ganz natürlich!“

„Wie geschah das?“

„Nächsten Tag, als die Sonne nicht mehr stieg und sich noch nicht neigte, brachten wir den Kemat aus dem Block, drückten ihn auf den Boden, das Gesicht nach aufwärts, und mein Schwager schlug ihm den Kopf ab — nein, er schnitt nur den Rest durch. Das Herz bekam er und so viel Fleisch als er wollte; wer sonst Lust hatte, hielt ein Stückchen über das Feuer und verzehrte es so; den Rest haben wir mit Pfeffer und Salz gekocht und zu Hause (?) gegessen; die größeren Knochen wurden zusammengebunden und im Bale zu den anderen gehängt. Den folgenden Tag vertrieben wir durch Schießen seinen Begu und vergruben seinen Kopf auf dem Wege zum Bale, damit auch seine Freunde auf denselben treten und sich ihn dadurch zum Feinde machen."

„Was geschah mit seiner Frau?"

„Die habe ich für meinen Schwager auf dem Markte um den Preis von 120 Dollars verkauft."

„So hat dieser vollkommene Deckung seiner Kriegskosten gefunden?"

„Gewiß, und noch Gewinn obendrein!"

„Was wurde aus der Mutter?"

„Die Mutter! — ba! — Der Guru sagte, sie wäre so schlecht wie ihre Söhne, und da haben wir ihr einen Monat später den Hals abgeschnitten."

„Und gefressen?"

„Natürlich, was sonst?"

„Warum sind denn im Schädel so wenig Zähne?"

„Die haben die Leute herausgebrochen, um sie auf dem Deckel ihrer Sirihkalkdosen anzubringen."

„Und wozu das?"

„Ja! wenn sie den Deckel zuschlagen, haben sie dieselbe Empfindung, wie wenn sie dem Si Kemat selbst auf den Mund schlügen." —

Es giebt wohl kaum einen charakteristischeren Bericht über den Kannibalismus der Dajak als den vorliegenden. Denn was hier besonders wertvoll ist, ist die Einfügung der Notiz über den Krieg.

So wie es hier geschildert ist, — so kurzweg der Mord, — diese Selbstverständlichkeit des Vernichtens eines unbequemen Menschen, — das ist das Typische in dieser Epoche der Kriegsgeschichte, in der die „andere Art" stets im Nachbardorfe anfängt. In diese Auffassung gehört der Kannibalismus hinein. Da brauchen wir uns nicht nach fernerliegenden Motiven umzusehen. Hier spricht der ganze Zusammenhang, die ganze kriegerische Lebensform dafür, daß wir es mit einer einfachen Ausdrucksform kriegerischer Brutalität und Vernichtungsgier zu thun haben. Es soll damit aber nicht etwa geleugnet werden, daß auch religiöse Gründe zur Menschenfresserei zu führen vermögen, wofür nachfolgend Belege erbracht werden sollen.

Wie wir beim Schädeldienst ein kriegerisches und ein religiöses Moment beachten müssen, wie nämlich einerseits der Schädel ein kriegerisches Denkmal ist, eine Trophäe, und andererseits wieder der Schädel erjagt wird, um einen Geist für das Jenseits als Sklave zu gewinnen, — so mischen sich auch in der Menschenfresserei kriegerische und religiöse Ideen zu oftmals unentwirrbaren Sittengruppen.

Es ist ja sicher, daß man bei den niederen Völkern, bei den sogenannten Wilden, das religiöse Leben vom Alltäglichen nicht trennen kann, weil das Fehlen eines wirklichen Zweckbewußtseins, die intensive Durchdringung symbolischer Auffassungsweise einen durchaus verwirrenden Einfluß auf das ganze Gedankenleben ausübt. Wir sehen, wie die Geschichte von der Feuerentdeckung in die Sonnenmythologie gemischt wird, wie das Gewerbe des Schmiedes eine heilige Sache wird, wie die Welt überhaupt nicht mehr nach natürlichen, thatsächlichen Gesichtspunkten des praktischen Lebens, sondern nach geistigen Werten, nach den Gesetzen der Tierwertschätzung und des Geisterglaubens, des Manismus, abgeurteilt wird.

So kann es denn auch nicht wunder nehmen, daß auch die Menschenfresserei nicht nur auf dem Gebiete praktischer Kriegsführung, sondern auch im religiösen Leben eine Rolle spielt. Knüpfen wir

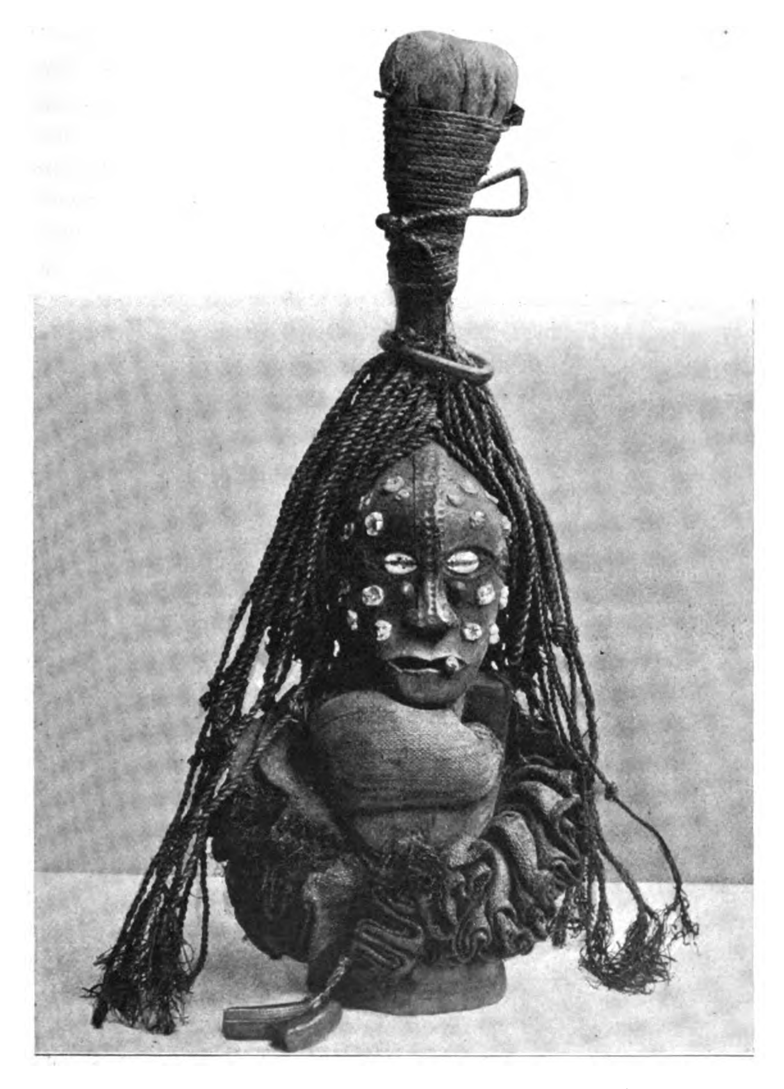


Fig. 398. Mona Kakesas Ahnherr, ausgerüstet mit seinen eigenen Zähnen, die aus dem Kopfe gebrochen wurden, nachdem die Leiche von den eigenen Stammesgenossen verzehrt war.
(Im Besitze des Verfassers.)

beim Schädeldienst, einer in seinen Beweggründen der Menschenfresserei durchaus verwandten Sittengruppe an, so fällt uns sofort der in dem den Schädeldienst behandelnden Kapitel erwähnte Fall ein, daß in Südguinea die Leute mit Vorliebe das Gehirn eines hochverehrten Stammesangehörigen verzehren, um auf diese Weise den Geist dieses Verstorbenen und dessen Kraft in sich aufzunehmen. Das ist schon der Anfang eines gewissen Kannibalismus. Derselbe nimmt noch schauerlichere Form an, wenn die Hinterbliebenen, also die eigenen Verwandten eines Toten die in dem vermoderten Kadaver sich bildenden Würmer verzehren. Diese Würmer erscheinen ihnen wie das sich auskrystallisierende „Leben". Es ist das ein Gedanke, der gar nicht so ferne liegt. Daran schließt es sich eng an, wenn die Verwesungssauce aus dem Kadaver herausgepreßt und getrunken wird. Das ist bei den Völkern des ostindischen Archipels und im westlichen Afrika, dann bei den nordöstlichen Brasilianern garnicht so sehr selten.

Vergegenwärtigen wir uns die in dem Kapitel über Geheimbünde erwähnten Vergeistigungsgebräuche; wie nämlich die Geheimbündler danach streben, einen fremden Geist in sich aufzunehmen, wie dies erreicht wird durch Verschlingen eines Teiles vom Körper eines anderen Menschen, — wenn wir das alles bedenken, dann kann uns der nächste Schritt nicht mehr so unverständlich bleiben: daß nämlich die Leute die Leichen des eigenen Stammes verzehren.

Auf diesem manistischen Anschauungsboden hat sich eine Gruppe kannibalischer Sitten gebildet, die am besten bei den Nordwestamerikanern zu beobachten ist. Bei den Nordwestamerikanern treffen wir vielfach eine Gruppe von Geistlichen oder Priestern oder Schamanen an, die Hametzen heißen. Das Wort kommt von Ham gleich Fressen. Die Leute heißen also schon Fresser resp. dem Sinne nach Menschenfresser. Von diesen schreibt Jacobsen folgendes:

Bei den südlich von den Koluschen und Tlinkiten wohnenden Indianerstämmen an der Küste und auf den Inseln von Britisch Columbia scheint der Kannibalismus bis in die neueste Zeit geübt worden zu sein; ist es doch um das Jahr 1860 noch auf der von den Engländern besetzten Insel Vancouver selbst vorgekommen, daß

in Gegenwart eines Europäers bei einem Feste einem Kriegs-gefangenen, der an einen Pfahl gefesselt worden war, der Leib auf-geschnitten wurde, worauf die Indianer das strömende Blut mit den Händen auffingen und tranken; wahrscheinlich ist der Leichnam dann gänzlich verzehrt worden. In diesem Falle schritt die englische Regierung so thatkräftig strafend ein, daß, soweit die Macht ihrer Kanonenboote reichte, ähnliches nicht wieder vorgekommen zu sein scheint, obwohl Adrian Jacobsen eine denselben Vorgang dar-stellende Pantomime 1882 an der Westküste von Vancouver vor-tragen sah.

Ein anderer merkwürdiger Rest von Menschenfresserei hat sich dagegen bis auf unsere Tage erhalten. Die höchste der sozialen Rangstufen nehmen bei jenen Indianern eine Art von Heiligen ein, die bei jedem Stamme mit anderem Namen, so bei den Quakiutl auf Vancouver als Hametzen bezeichnet werden. Zu der Genossenschaft derselben darf sich ein Abkömmling einer angesehenen und wohl-habenden, d. h. im Besitze von sehr viel Wolldecken befindlichen Familie melden. Wird er seiner Herkunft nach für würdig befunden, so tritt er in eine vierjährige Prüfungszeit voll schwieriger Übungen und peinigender Kasteiungen; während der letzten vier Wochen dieser Lehrzeit aber weilt er einsam im Walde, um sich durch körperliche Entbehrungen zu der Aufnahmeceremonie vorzubereiten. Er ist dann schon in den Augen der übrigen Ortsinsassen ein Wesen höherer Art, das bewohnt und geleitet ist von dem sonst in der Luft hausenden Gotte Päh-Päh-Kvalamisiva, und mit leisem Schauer geht ihm jeder aus dem Wege, der im Gebüsch den Ton seiner Flöte und Pfeife hört.

Der Aufnahmeakt besteht darin, daß der Hametz plötzlich aus dem Walde in das Dorf einbrechend, oder wohl auch in einer von den übrigen Hametzen vorbereiteten Festversammlung einem oder mehreren seiner Stammesgenossen mit den Zähnen ein Stück Fleisch aus dem Arm reißt und dasselbe samt ausgesaugtem Blute hinunter-schlingt, oder daß er Hunden ein Stück aus der Kehle herausbeißt. Die bei der ersten Form des Weiheaktes geschädigten Menschen lassen wohl den in wahnsinniger Wut über sie herfallenden Hametz gewähren,

weil sie nicht gegen den in ihm wirkenden Gott ankämpfen wollen und — weil sie mit vielen Decken, oft bis zu 40 Stück dafür bezahlt werden.

Die Teilnahme der Hametzen an Festlichkeiten ist sehr begehrt, doch müssen vier Häuptlinge viermal sie feierlich einladen, ehe sie sich zu einer Zusage herbeilassen. Ein so geladener Hametz bereitet sich sodann durch Hunger und Abgeschlossenheit in der dunkelsten Ecke seines Hauses für das Fest vor, denn der Brauch erheischt, daß ein solcher Heiliger blaß und hager aussehe. Wandert er dann, mit seinem vollen Staat bekleidet, unter Vorantritt der vier Häuptlinge zum Festorte, so braucht er, mit äußerster Langsamkeit einen Fuß vor den anderen setzend, Stunden, um einen Weg von vielleicht nur 100 Schritt zurückzulegen, und wird bei diesem wundersamen Schneckengange von seinen Dorfgenossen mit tiefernstem Schweigen betrachtet und ehrfurchtsvoll angestaunt; auch auf dem Feste selbst ist er dann Gegenstand allgemeiner Aufmerksamkeit und Hochachtung und nimmt all diese Huldigungen mit selbstbewußter Würde entgegen.

Das höchste Recht des Hametzen besteht jedoch darin, daß er an den Leichenmahlen seiner Genossen teilnehmen darf, und die Beteiligung an einem solchen hebt ihn dann in der Meinung seiner Stammesbrüder zur höchsten Würde und Heiligkeit empor. In tiefer Waldeseinsamkeit versammeln sich die Hametzen zu ihrem Kannibalenmahle, dem kein Laie sich nahen darf; dann nehmen sie eine von den in den Holzkästen auf den Bäumen oder auf Holzgerüsten aufgestellten, durch die Einwirkung der Luft getrockneten Leichen herab, weichen dieselben in Wasser und zerbeißen schließlich die Mumie, große Stücke des scheußlichen Mahles verschlingend Wenn die Leichname genügend alt sind, d. h. Leuten angehören, die mindestens vor ein bis zwei Jahren verstorben sind, so soll der Genuß gesundheitlich unschädlich sein; dagegen ist es wiederholt vorgekommen, daß beim Verzehren von noch verhältnismäßig frischen Kadavern Hametzen an Blutvergiftung zu Grunde gegangen sind. Für jede Teilnahme an einem solchen schaudererregenden Diner erhält der Hametz zur Bestätigung und als Abzeichen einen kunstvoll aus Holz geschnitzten Totenkopf, den er als Zierrat an einem großen

Halsringe von Cedernbast trägt; der echte Vertreter dieser wunderlichen Sitte, der seinerzeit in verschiedenen Städten Deutschlands vorgestellt wurde, konnte mit nicht weniger als acht solchen Medaillen prahlen.

Ich kann nun mitteilen, daß ich zweimal als Zuschauer bei Hametzenfesten gegenwärtig war: das eine Mal wurden fünf Menschen Stücke Fleisch aus den Armen gerissen, das andere Mal biß ein Hametz 16 Hunden die Kehle aus. Bei dem ersten Feste sang und tanzte der Hametz zunächst die vier ersten bei solcher Gelegenheit üblichen Tänze; gegen den Schluß des vierten aber wurde er wie rasend, sodaß er wie ein wütender Bär schrie; dann zerrte er alle Decken, mit denen er bekleidet war, vom Körper und stürzte sich auf einen der in der Nähe sich befindenden Indianer. Dieser wehrte sich nach Kräften und anfangs auch mit Erfolg, bald aber warf der Hametz, dem sein Wahn übernatürliche Kräfte zu verleihen schien, seinen Gegner zu Boden, riß ihm ein großes Stück Fleisch aus dem Arm und verschluckte dasselbe.

In dieser Weise verfuhr er mit dem nächsten seiner Stammesgenossen, bis er fünf derselben gebissen hatte; da schien es den übrigen wohl „genug zu sein des grausamen Spieles“, denn eine Anzahl anderer Hametzen suchte ihn zu bändigen; er aber sprang denen, die ihn halten wollten, über die Köpfe und war nicht zu zwingen. Da eilte man, den Schamenen oder Medizinmann herbeizuholen, der eine Viertelstunde lang allen möglichen Hokuspokus mit dem Tobsüchtigen aufführte, bis derselbe schließlich ruhig wurde. Ich kann versichern, daß dieser ganze Vorgang den scheußlichsten Anblick bietet, den ein Mensch zu sehen bekommen kann; ich werde ihn mein Lebtag nicht vergessen. Ganz besonders dämonisch war der Blick des furchtbar Erregten, wenn er sich ein neues Opfer suchte; er kam auf mich zu und that, als wolle er sich auf mich stürzen, ich aber machte mich bereit, ihm einen wuchtigen Schlag zu versetzen, und es ist wohl möglich, daß er meine Gedanken erriet, denn er ließ ab von mir und wählte einen anderen. — Viele der Indianer flohen aus Furcht.

Nach Ablauf des Festes wurden die Gebissenen für das Wundfieber und die Angst, welche sie hatten ausstehen müssen, dem

Brauch gemäß mit wollenen Decken bezahlt. Mir hatte das schauderhafte Schauspiel Gelegenheit zu einer interessanten Entdeckung gegeben: ich sah nämlich, daß die Hametzen nicht immer nur mit den Zähnen, wie wir erfahren und geglaubt hatten, sondern hier und da auch mit Hülfe eines Messers das Fleisch aus dem Arme lösen; es mag das der Masse der entfernter stehenden Zuschauer dadurch unsichtbar werden, daß das am Boden liegende Opfer und sein Bedränger regelmäßig mehrere andere Hametzen eng umringen.

Bei dem zweiten Fest wurden 16 Hunde von einem Hametz in der Weise gebissen, daß er jedem ein Stück aus der Kehle herausriß. Er trug wärend der Jagd nach den Hunden eine große Maske, einen Wolfskopf darstellend, dessen Unterkiefer und Augen beweglich waren. Als kein unverletzter Hund mehr in der Nähe war, stellte er sich, als wäre ihm übel, und würgte scheinbar große Stücke von Fleisch, die er unter den Decken verborgen gehalten hatte, durch den Wolfsrachen heraus, während ein zweiter Hametz die allzugroßen Stücke, welche schwer durch den engen Rachen gingen, mit den Zähnen erfaßte und gewaltsam herauszog. Schließlich beteiligte sich eine Menge Indianer an einem Tanze, der veranschaulichte, daß der durch Unterkriechen mehrerer unter die Decken immer länger und länger werdende Wolf zu entfliehen suchte, während die Menge ihn zu halten trachtete; es machte das einen Heidenlärm.

In den soeben beschriebenen Scenen äußert sich der religiöse Kannibalismus direkt und unverkennbar. Wir können diese Gruppen also aus dem Bereiche der Kriegssitten verhältnismäßig leicht ausscheiden und der Geschichte des Si Galak gegenüberstellen, die ihrerseits den besten Beleg für den kriegerischen Kannibalismus giebt.

Diese kriegerische Menschenfresserei beansprucht noch ein Wort. Es ist nämlich auffallend, daß gerade diejenigen Völker, die die bedeutendsten Leistungen auf anderen Gebieten gezeitigt haben, die schlimmsten und ausgeprägtesten Kannibalen sind. Ich kann hier Beispiele aus Afrika wählen. Ich will erinnern an die Asande oder Niamniam, die Mangbattu, die Bassonge, die Bakuba, — das sind alles Völker, die über ein erstaunliches Kunstgewerbe verfügen. Die

Sammetstoffe, die Holzschnitzereien, die Eisenarbeiten, die Korbwaren, die diese Völker liefern, über die ich in der „reiferen Menschheit“ berichten werde, stellen das Hervorragendste dar, was jemals auf diesen Gebieten von den sogenannten Wilden geleistet wurde. Es sind das Gegenstände, deren kunstgewerblicher Wert teilweise sogar das übertrifft, was bei uns als marktgängige Ware die „guten Stuben“ ziert. Ich sage das mit vollem Bewußtsein.

Und doch sind das Kannibalen!

Wie soll man das Rätsel lösen?

Ich weiß dazu nur eins zu sagen. Ich kann das nur vergleichen mit dem Moralzustande in der Renaissance. Die Renaissance ist eine Zeit gewesen, in der die ethische Kraft sich in dem Umsturz aller Moralgesetze äußerte. Es ist sicher, daß diese Leute mit dem freien großen Kunstgefühl, die Leute, die sich von der Fessel der Schablone in künstlerischer Auffassung befreit hatten, daß diese Menschen auch die Moralfessel abgestreift hatten und in Mord, Betrug, Raub und Hinterlist das Tollste geleistet haben, was je geleistet worden ist, und dies stets, wenn sie irgend einen Plan erreichen wollten. Es ist also die Bethätigung der ethischen Kraft eines ethischen Befreiungsprozesses.

Ich habe das Gefühl, als ob es sich bei den eben erwähnten Wilden Afrikas, den großen Künstlern des schwarzen Erdteiles um etwas Ähnliches handle, auch um eine Bethätigung der ethischen Kraft. Es liegt etwas Grauenvolles und, wenn es auch abschreckt, Großartiges in dem täglich wiederkehrenden kannibalischen Mahle eines König Munsa, eines König Gapetsch.

Ja, es kommt mir so vor, als läge in diesem Kannibalismus sogar ein gewisses historisches Dokument. Wenn es wahr ist, was ich eben sagte, daß der Kannibalismus nicht nur als das Verbrechen verstumpfsinnter Menschen, wie z. B. der Australier auftritt, daß wir dem gegenüber in ihm auch das Symptom ethischer Überlegenheit und großartiger kriegerischer Ungebundenheit erkennen müssen, dann scheint es fast, als müßten wir es mit dem blutigen Menschenopfer der ersten solaren Weltanschauungsepoche in Zusammenhang bringen. Dann wollen wir einmal einen Blick über die Erde

hinschweifen lassen und nach dem Zusammenhang in solchen Dingen fragen. Es ist eine wunderliche Antwort, die auf diese Fragestellung sich ergiebt:

Über die Erde hin zieht sich eine gewaltige Zeit, die Zeit, in der die riesigen solaren Ideen geboren werden, die Zeit der höchsten mythologischen Blüte. Es ist dieselbe Zeit, in der dem dunklen Rot der untergehenden Sonne das Blut des geopferten Menschen dargebracht wird, die Zeit, in der das Steinbildnis errichtet wird, in der der erste Webstoff den Leib des Menschen umhüllt, die Zeit des ersten Glückes an zierlichem Kunstgerät. Es ist die Zeit, in der gewaltige Herrscher starke Völker regieren, in der Völker sich gegenseitig zerschmettern und in der die wilde Lust am Herrschen bis zum kannibalischen Mahle aufwächst. Das ist die Zeit eines Königs Munsa, eines Gapetsch,

Das ist die erste Renaissance der Menschheit, die erste Zeit, in der das ethische Gefühl stärker war als die Macht des Alltäglichen. Und als ein Beleg dieser Zeit kann uns auch das kannibalische Mahl eines Munsa, eines Gapetsch gelten.

Kriegsvölker.

Niemand wird bezweifeln, daß zwischen dem Raubzuge einer neuholländischen Menschenfresserhorde und zwischen dem Angriff einer Massai- oder Zuluhorde ein himmelweiter Unterschied ist. Wenn wir alle Bilder aus dem Kriegsleben der Naturvölker uns vor Augen führen, so haben wir ein so bunt schillerndes Bild der Entwickelungsgeschichte auch des Krieges vor uns, wie es die Geschichte der Kulturvölker kaum zu bieten vermag.

Alle diese Kriegsformen in Systeme zu bringen, dürfte wohl überhaupt kaum möglich sein. Auch auf diesem Gebiete können wir

wieder nur nach bestimmten Gesichtspunkten die einzelnen Vorkommnisse betrachten.

Da haben wir das Zuluvolk Südafrikas, das eines Tages seine Wohnsitze verläßt und mit Weib und Kind im Troß von dannen zieht, um an irgend einer gesegneteren Stelle der Erde ein neues Heimatland zu gründen. Da heißt es, fremder Völker Mauern durchbrechen, denn es gilt, sich unterwegs zu ernähren und den Haufen zu beköstigen. Im wilden Ansturme bricht die Horde gleich



Fig. 399. Anstürmende Massai. (Nach Peters.)

einem Heuschreckenschwarme über das Land. Wo vorher blühende Äcker standen, gefüllte Kornspeicher, da rauchen jetzt glimmende Aschenhaufen. Wo vordem in fröhlicher Laune sich Frauen bei der Arbeit und Kinder im Spiele tummelten, da gähnt jetzt das öde Schweigen der Einsamkeit und Verlassenheit. Das wandernde Volk aber ist weitergezogen, vielleicht ärmer um einige Tote, aber desto reicher an Weibern und Sklaven, und so wälzt sich die wachsende Lawine fort, vor sich immer die grünende Hoffnung, hinter sich Rauch und Vernichtung.

Oder ein anderes Bild.

Eng zusammengepfercht im Pfahldorfe sitzt die Dorfgenossenschaft. Es wagt keiner den nächsten Umkreis zu übertreten, denn mit dem Nachbardorfe wird ständige Fehde unterhalten. Ist eine Wanderung notwendig, so geht der Zug mit starker Bedeckung. Doch was nützt die Bedeckung! Ein Pfeil schwirrt fast lautlos durch die Luft. Einer der Leute sinkt zu Boden. Von da an belauern des Toten Freunde die Benachbarten mit doppelter Hinterlist. Und wenn es nur ein Weib ist, das sie beim Wasserholen überraschen, so sind sie doch froh, eine Mord- oder, wie sie es nennen, Kriegsthat auf ihrer Seite verzeichnen zu können.

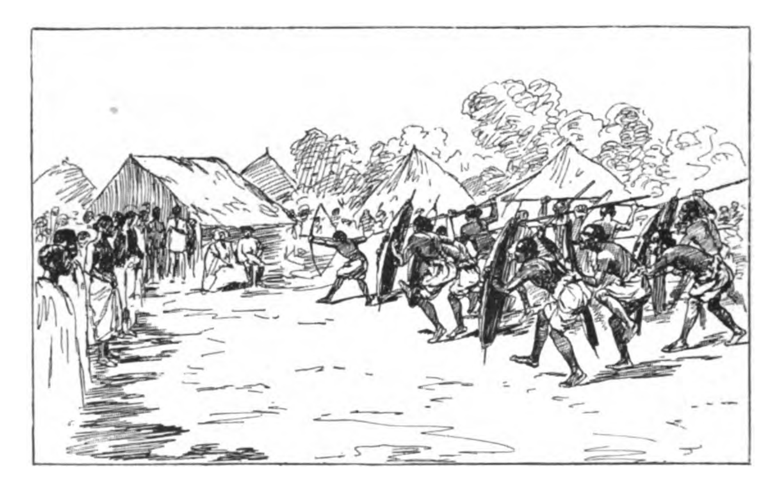


Fig. 400. Kriegstanz der Wute. (Nach Morgen.)

Oder ferner!

Eine Grenzstreitigkeit ist entstanden, zwei Völker wissen sich nicht mehr friedlich auseinander zu setzen, sie senden einander das Kriegszeichen. Nun rüstet alles. Von den Wiesen wird das Vieh hereingetrieben, um den Weiler ein Pallisadenzaun gezogen, Pfeile geschmiedet, Schleudersteine gesammelt und eifrig ausgekundschaftet, von welcher Seite nun der Feind anrücken wird. Und nun ziehen sie heran. Jetzt giebt es nächtliche Überfälle der Angreifer, Ausfälle der

Eingeschlossenen. Endlich mag ein Zweikampf und eine neue Verkehrsvereinbarung den Frieden wieder ermöglichen.

Also Besitz und Staatsform müssen als die regulierenden und die Kriegsform bestimmenden Faktoren bezeichnet werden. Raub und Plünderung der wohlhabenderen Nachbaren einerseits, andererseits aber Verteidigung des eigenen Besitzes stellen im allgemeinen die Kriegsform ansässiger und besser organisierter Naturvölker dar. Wie die Kriege aber verlaufen, das hängt von den verschiedensten Faktoren ab, als da sind: Volkserziehung, kriegerische Veranlagung, Waffen, und, was nicht zuletzt erwähnt werden darf, von der geographischen Beschaffenheit des Kriegsgebietes.

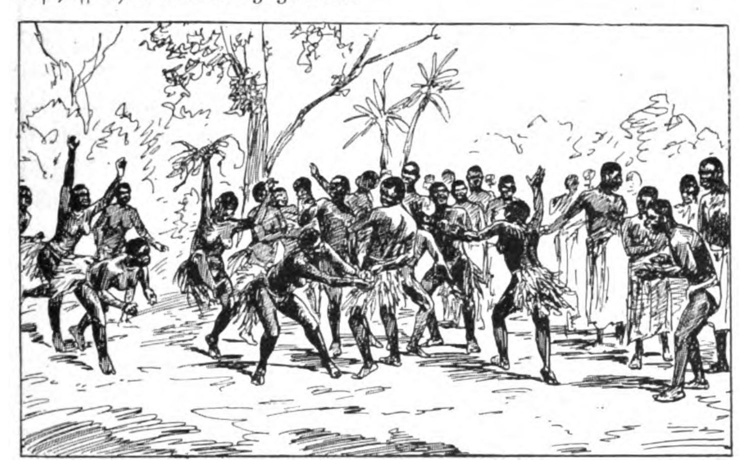


Fig. 401. Die Mannbarkeitserklärung der Yaunde. (Nach Morgen.)

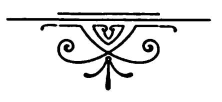
Die niederen Kulturformen ersetzen überall durch Massenorganisation das, was die höheren Naturvölker oder, wie man sie auch nennen kann, die angehenden Kulturvölker mit Hülfe entwickelterer Streitkräfte erreichen. Ich brauche nur an die Zulus und an die Massais in Afrika zu erinnern. Was an Kriegstüchtigkeit abgeht, wird geschickter Weise durch ein möglichst fürchterliches Aussehen, eine möglichst hoch gespannte Begeisterung ersetzt. Man tanzt sich in den Kriegseifer hinein (Fig. 400).

Die kriegerische Erziehung pflegt bei den Naturvölkern so ziemlich die ganze Jugenderziehung darzustellen. Ich erinnere daran, wie die, die in die Geheimbünde aufgenommen werden, ja meistenteils auch auf die Kriegsakademie gehen. Gerade das Kriegerische stellt ja bei den Naturvölkern den Mann so himmelhoch über die Frau, eine Sache, die manchmal gar spaßig anzusehen ist. Wenn z. B. die Yaunde-Jünglinge in den Kreis der Männer aufgenommen werden, da giebt es ein allgemeines Fest, dessen Hauptscherz darin besteht, daß die Jünglinge, die bis dahin sich in Frauentracht bewegt haben, nunmehr überfallen und ihrer Frauenkleider beraubt werden. (Fig. 401.)

„Vom Mädchen reißt sich stolz der Knabe" — in neuer Illustration.

Die Waffen der Naturvölker hier zu behandeln, kann ich nicht unternehmen. Die Entwickelungsgeschichte würde uns zu weit in die „reifere Menschheit" und in die „Urgeschichte des Krieges" hineinführen. Und so muß ich bitten, in diesen Werken sich über diese Dinge zu orientieren.

Überhaupt gehört der wahre „Krieg" nicht in die „Flegeljahre der Menschheit".



Verzeichnis

der

Initialen, Tafeln und Abbildungen

sowie

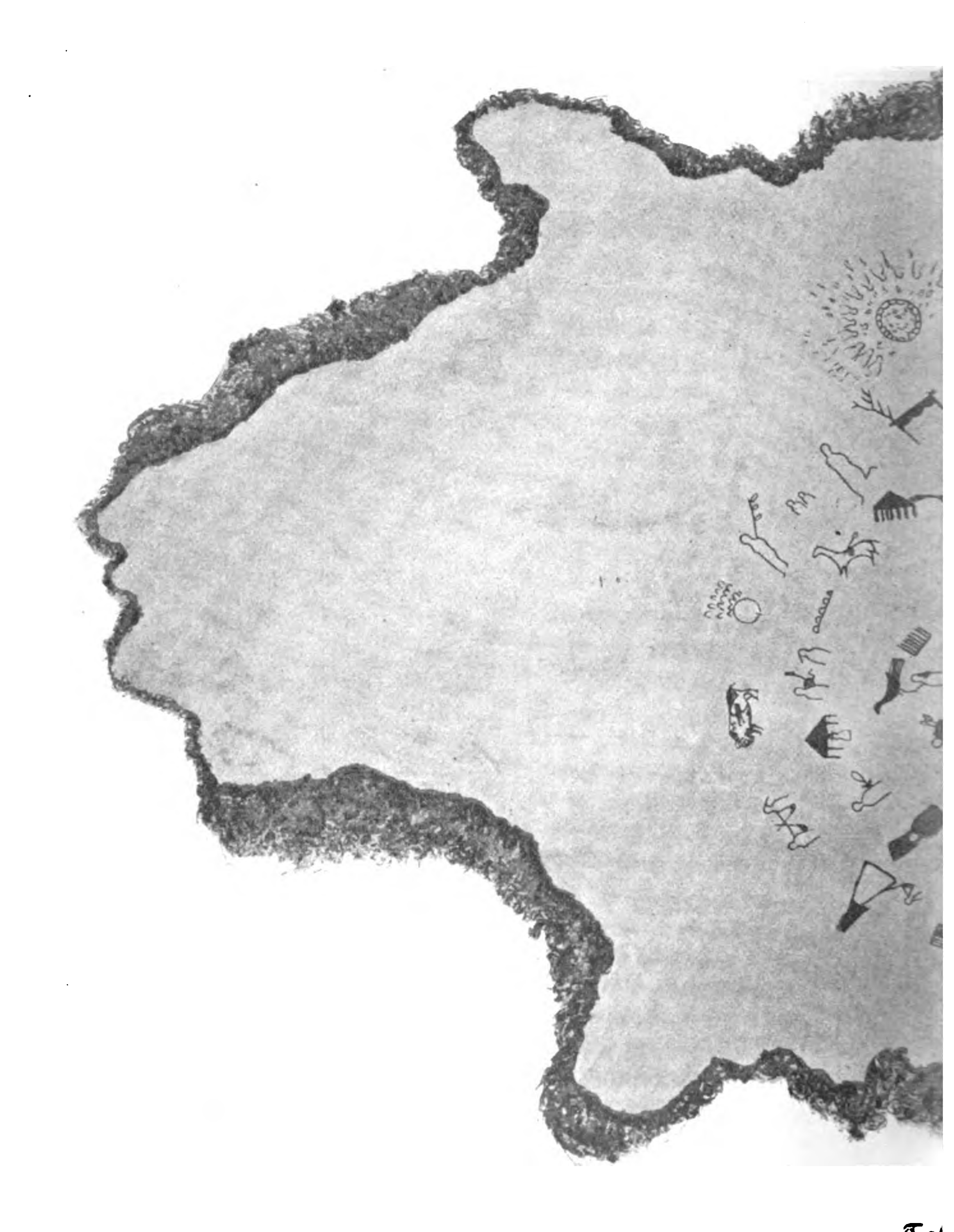
die Tafeln.



Verzeichnis der Tafeln.

Verzeichnis der Initialen.

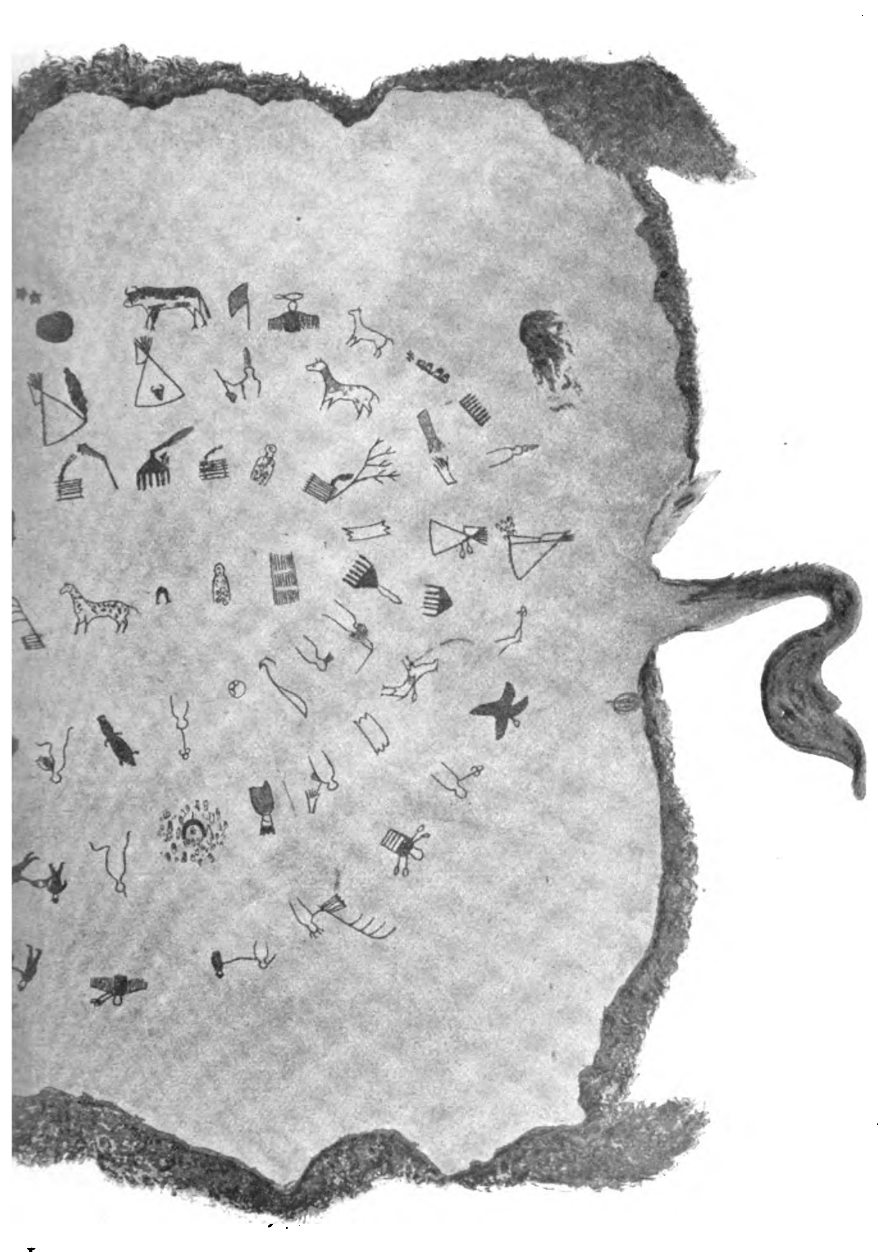
Verzeichnis der Textillustrationen.



Ta[

Lone Dog

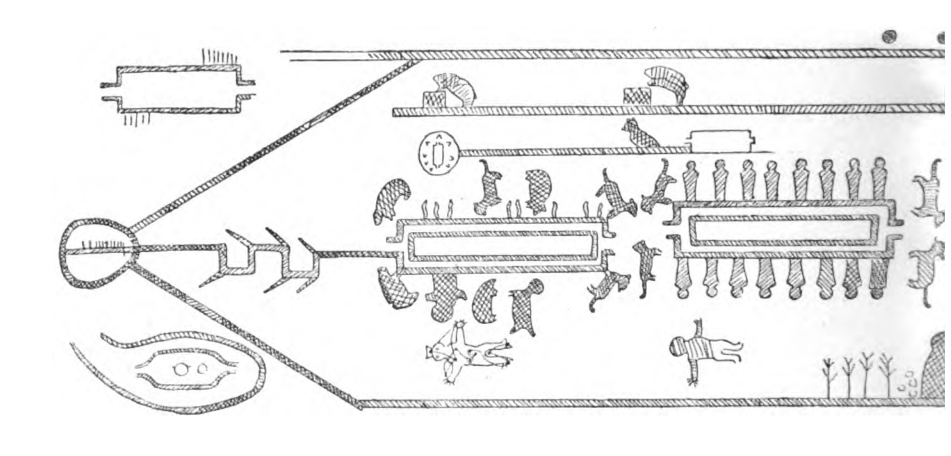
Nach [

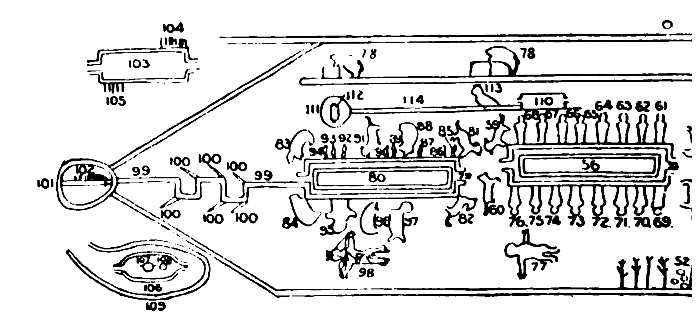


I.

Chronik.

ıllery.

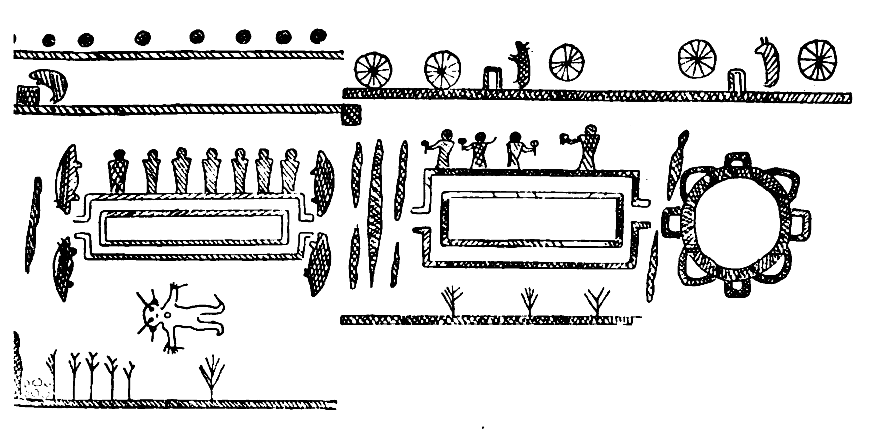


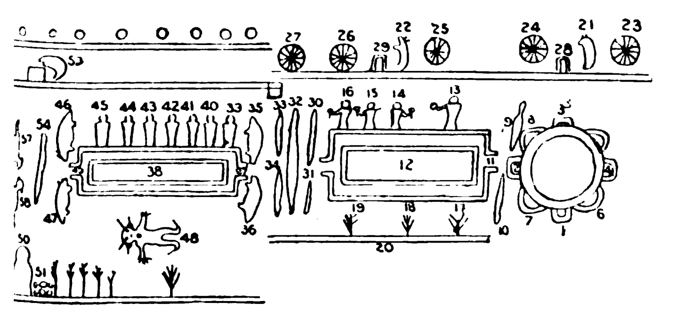


Tafel

Indianische Darstellung des Mide, a

Nach W. J.



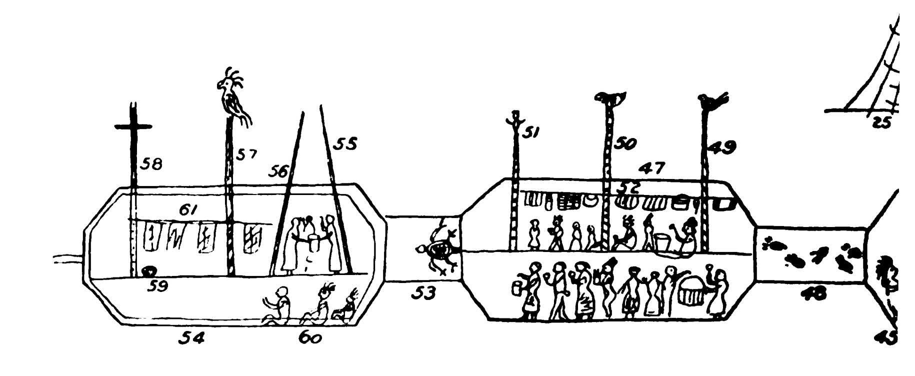


II.

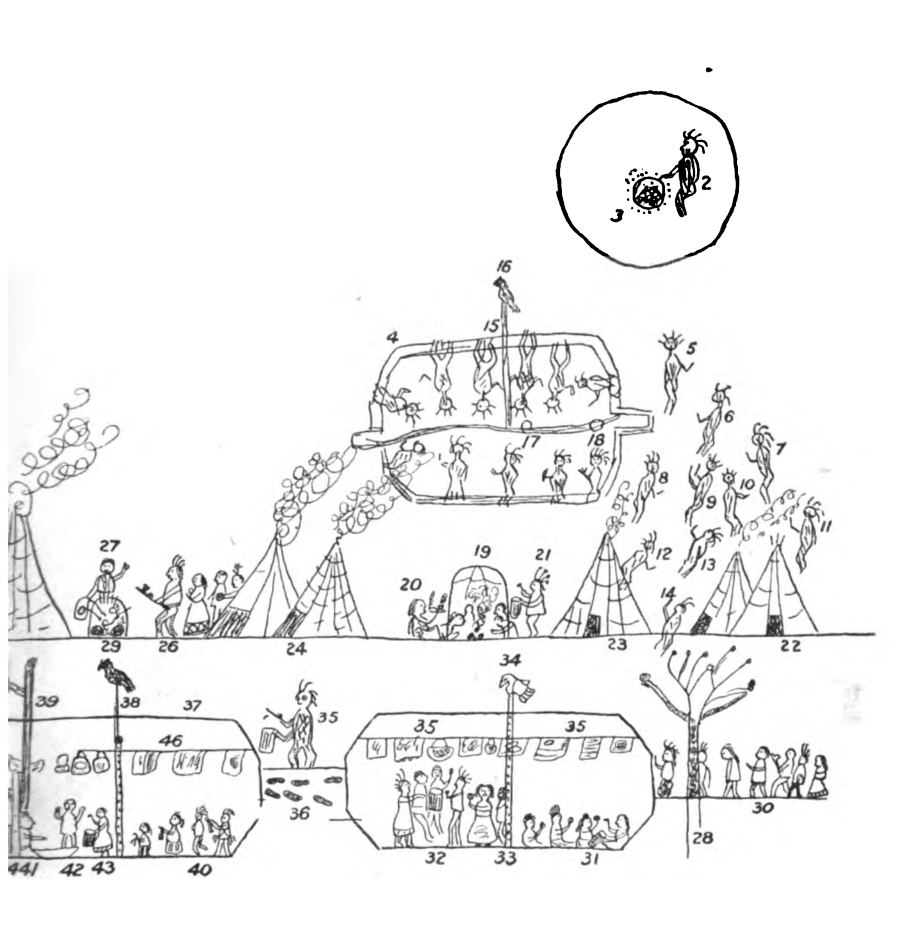
ller Ceremonien und Anschauungen.

Hoffmann.

Diese Darstellung der Mide, die an Niedlichkeit allerdings nichts zu wünschen übrig läßt, trägt einen vollkommen anderen Charakter wie die Abbildungen derselben Gegenstände auf Tafel II. Der Unterschied ist damit zu erklären, daß die Zeichenweise auf letztgenannter Tafel altertümlicher, diejenige auf vorliegendem Blatt dagegen von europäischer Zeichenweise beeinflußt ist.

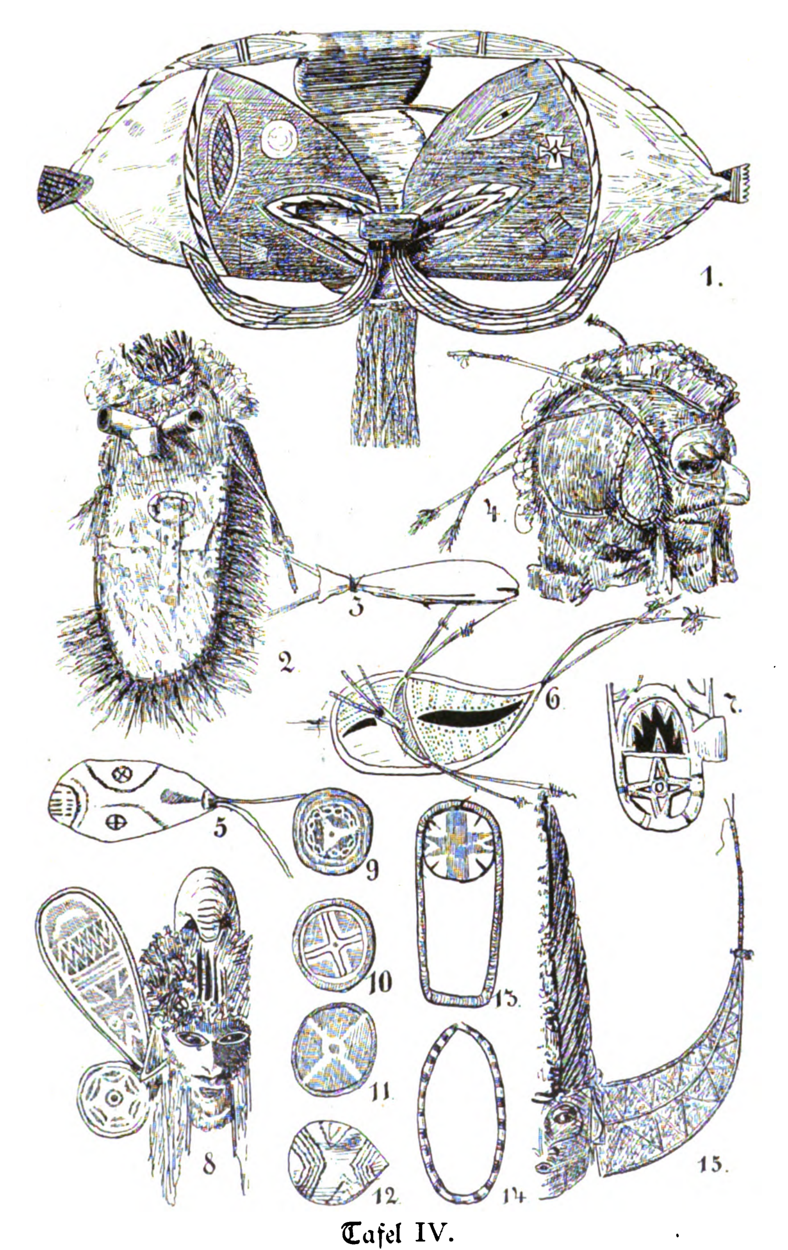


Ta



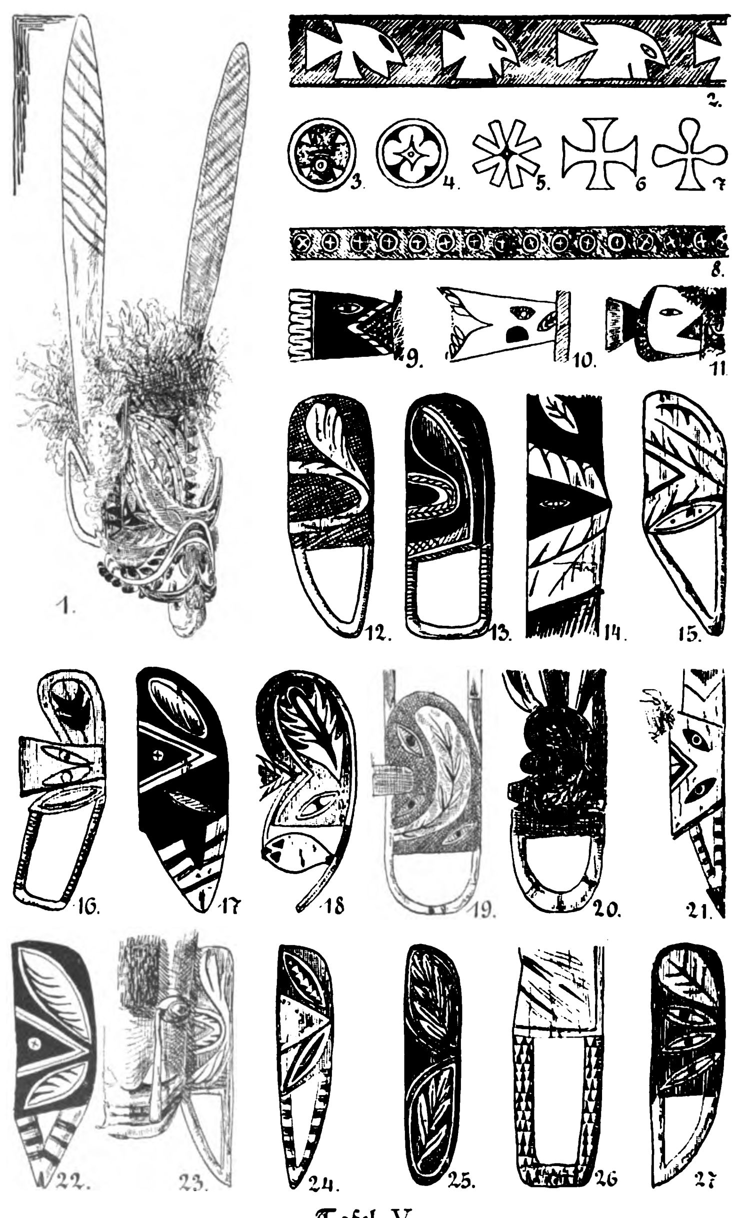
2
3
16
15
4
5
6
7
17
18
8
9
10
11
27
19
21
20
12
13
14
29
26
24
23
22
34
39
38
37
35
46
35
35
36
30
28
441
42
43
40
32
33
31

I III.

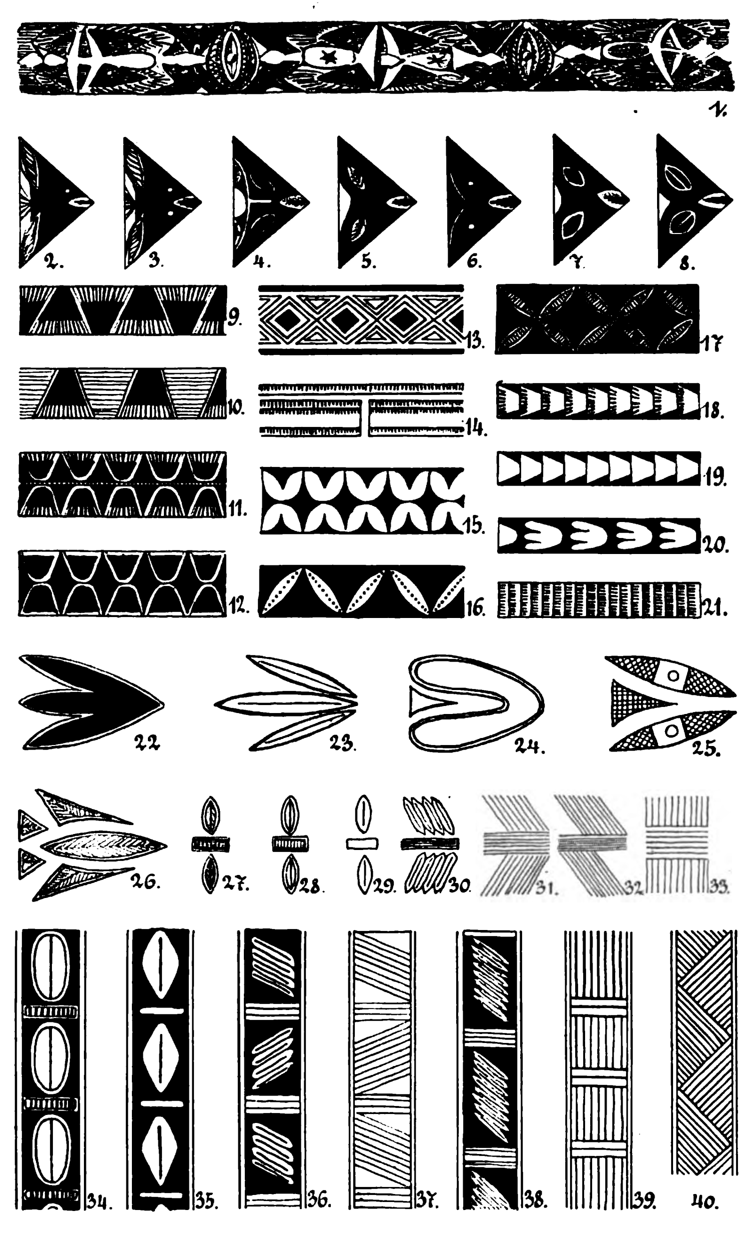


Tafel IV.

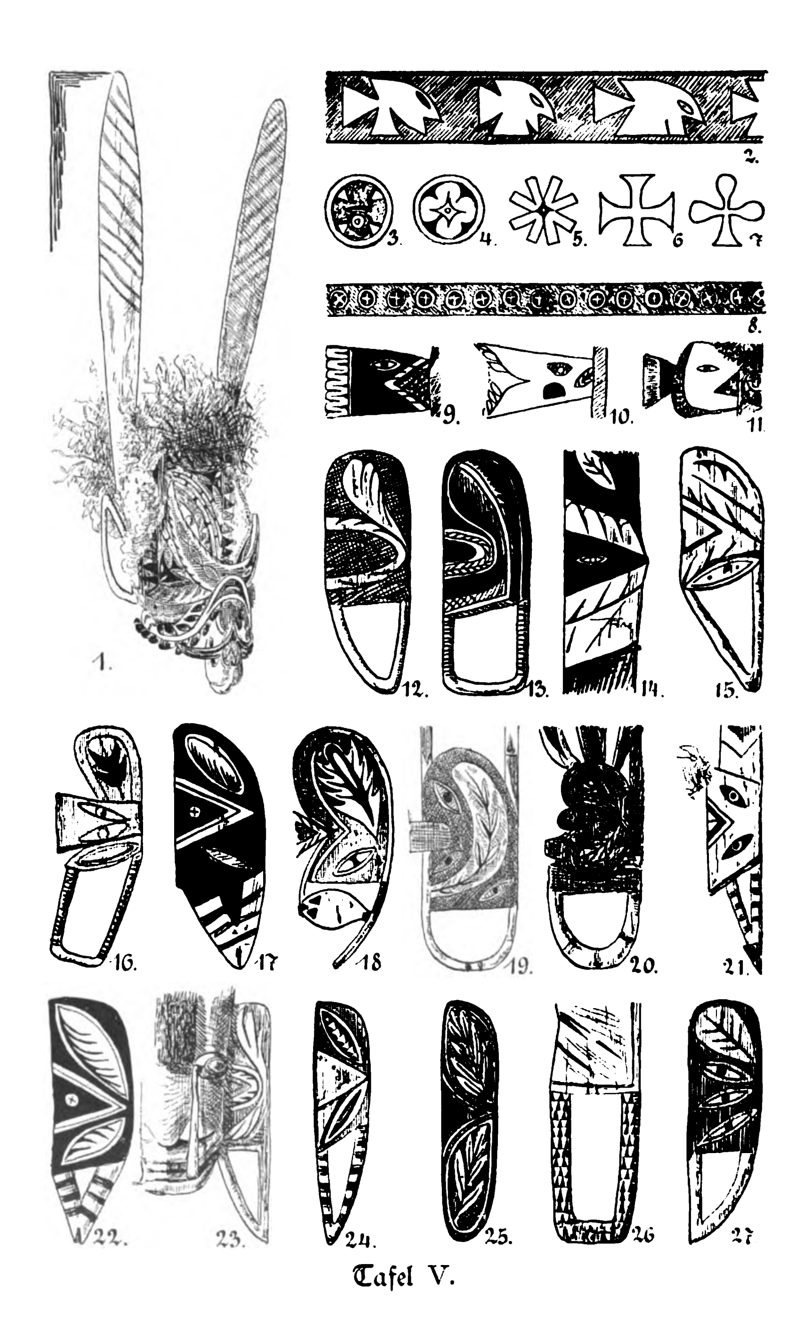
Tafel IV—VI. Fischornamente an Masken von Neumecklenburg und Neupommern in den Museen in Berlin, Bremerhaven, Bremen, Cambridge (England), New-York, Dresden, Jena, Stuttgart, München, Schwerin etc. Sämtlich nach Photographien gezeichnet. Die Figuren 9—27 auf Tafel V sind insofern ungeschickt gezeichnet, als Fig. 9—11 rechte und 12—27 linke Ohren sind.



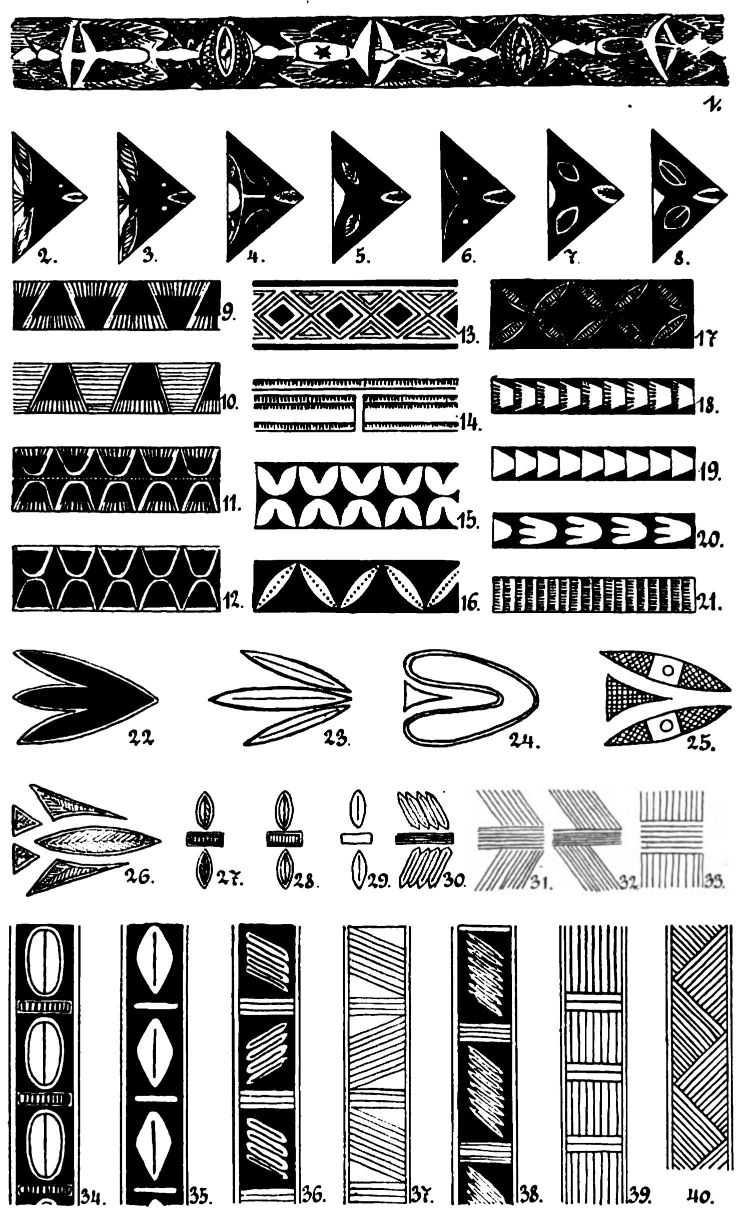
Tafel V.


1.
2. 3. 4. 5. 6. 7. 8.
9. 10. 11. 12.
13. 14. 15. 16.
17. 18. 19. 20. 21.
22. 23. 24. 25.
26. 27. 28. 29. 30. 31. 32. 33.
34. 35. 36. 37. 38. 39. 40.

Tafel VI.



Tafel V.


1.
2.
3.
4.
5.
6.
7.
8.
9.
13.
17.
10.
14.
18.
19.
11.
15.
20.
12.
16.
21.
22.
23.
24.
25.
26.
27.
28.
29.
30.
31.
32.
33.
34.
35.
36.
37.
38.
39.
40.

Tafel VI.

II. Teil

Die reifere Menschheit

Inhalt des II. Bandes

Das Verzeichnis der Tafeln und Abbildungen befindet sich am Ende des Buches.

Kapitel I.

Reinecke Fuchs.

(Vom Ausklingen der Naturfabel).

So wir nach den Unterschieden forschen, welche uns berechtigen, von Naturvölkern und Kulturvölkern zu reden, die „Flegeljahre der Menschheit“ der „reiferen Menschheit“ gegenüber zu stellen, so tritt uns vor allen Dingen der Begriff der höheren Gesittung entgegen. Es ist ja nicht sehr schwer, die Gegensätze niederer und hoher Kultur zu charakterisieren. Denn einfache Thatsachen der materiellen Kultur erhärten das. Was in den Flegeljahren im Gedächtnis der Menschen weiter getragen wurde, das hat die höhere Kultur zu festen Aktenbündeln vereinigt, die jeder Mann lesen kann, die jeder Mann fortsetzen kann, die jeden Mann schnell über die Errungenschaften der Voreltern orientieren. Der Kulturmensch hat eben die Schrift.

Ebenso klar und deutlich ist eine andere Gegenüberstellung. Das Naturvolk mit seinen schäbigen, wackligen Hütten, seinen teilweise gar jämmerlichen Waffen, seinen kümmerlichen Viehzucht- und Ackerbauverhältnissen ist in jedem Augenblicke von den Launen der Natur abhängig. Seine Hütte kann in jedem Augenblick von einem Sturme zusammengerissen werden; dann muß der Naturmensch eine Höhle aufsuchen. Ein wildes Tier kann ihn jeden Moment beschleichen. Oft nutzt dem armen Kerl der höhere Verstand nichts; er unterliegt der physischen Übergewalt, der größeren Körperkraft. Seuchen in den Herden, Hagel

oder Sonnenbrand auf den Feldern drohen in jedem Augenblicke. Das Gespenst des Hungers weicht niemals von der Schwelle seiner Hütte.

Wahrlich, es ist nicht schwer, das Unsichere, das Gefahrvolle, die Abhängigkeit des niederen Menschen der ruhigen Bildung, den sicheren Wirtschaftsverhältnissen und der behaglichen, im vorgeschriebenen Rahmen dahinfließenden Arbeit einer höheren Kultur gegenüber zu stellen. Schroffe Gegensätze



Fig. 1.

Spinne und Frosch. Zeichnung von Tojokuni. Diese und viele von den folgenden japanischen Künstlerwerken wurden nach der ausgezeichneten Reproduktion bei Netto und Wagner kopiert.



zu zeigen und zu charakterisieren ist nie ein Kunststück.

Vielleicht ist es schwieriger, an die Stelle der üblichen Charakterisierung der Gegensätze einen Versuch der Schilderung von Übergängen zu setzen. Mir persönlich erscheint es immer fesselnder, das Werden und die Gesamtheit der Menschheit beobachten zu können, als einen Triumphatorengesang darüber anzustimmen, was wir alles geworden sind, wie groß wir dastehen, — oder ein Jammerlied anzuheben, dessen Inhalt mit Klagen über die Zurückgebliebenheit, über das Trostlose und die Gottverlassenheit der armen Naturvölker angefüllt ist. So habe ich das denn auch hier als meine Aufgabe gesetzt, eine Aufgabe, deren Lösung mir sicher am leichtesten wird, indem ich direkt an die Schilderungen anknüpfe, welche im 1. Bande dieses Werkes in den „Flegeljahren der Menschheit“ zur Darstellung gelangt sind. In den Kapiteln über die Tiersagen der Buschmänner (Seite 83—99), über die heiligen Tiere (Seite 184—199),

und an manchen anderen Stellen des erwähnten Buches habe ich einige ursprüngliche Anschauungen der niederen Menschheit verständlich zu machen versucht.

Eben an diese Darlegung will ich anknüpfen, will versuchen, den Faden fortzuführen, will von den Jagden, von der Viehzucht und von allerhand anderer Verwendung der Tiere erzählen. „Tier und Mensch“ könnte man sonach den ersten Teil dieses Bandes überschreiben.



Fig. 2.
Auster. Nach Tojokuni.

Was sich uns eröffnen wird, kann mancher wohl vorher ahnen. Vom Ringen mit dem Tiere gehen wir aus, bei der allmächtigen Oberherrschaft über das Tier endet unser Weg. Und zuletzt ist ihm das Tier nicht mehr allein Zweck, Nahrungsmittel, sondern es ist ihm Gehilfe. An die Stelle des Nahrungsmittels tritt die leichter zu regierende, willenlose und absolut objektive Pflanzenwelt.



Fig. 3. Taschenkrebs. Nach Tojokuni.

Wir haben es gesehen und mit erlebt, wie das Tier erst gleichberechtigt mit dem Menschen war: Ich habe es in den „Flegeljahren der Menschheit“ und im ersten Buche meiner „Weltgeschichte des Krieges“ zu beweisen gesucht, daß die niedere Menschheit noch keinen sehr großen Unterschied zwischen einem fremdem Menschen und einem fremden Tiere gemacht hat. Sie hat das Tier ausgestattet mit menschlichen Eigenarten und über alle Maßen bezeichnend ist es, wenn der Buschmann seinen Bogen vor den wilden Tieren versteckt, „denn“ sagte er „wenn die wilden Tiere Bogen hätten wie wir, würden sie auf uns schießen.“ Mancher möchte nun vielleicht glauben, eine solche Anschauung verschwinde einfach aus dem Gesichtskreise der Menschheit. Das

wäre sehr irrig. Woran der Mensch einst gehangen, was er geglaubt hat, das lebt weiter in ihm, das stirbt nicht so ohne weiteres aus. Bis in die Neuzeit hinein, bis in unsere Kultur können wir bestimmte Formen der Dichtung, des Glaubens und Aberglaubens bis auf jene älteren Zeiten zurückführen, in denen der Mensch seine Eigenschaften in den Tieren suchte und die tierischen Eigenschaften den Menschen unterschob.

Z. B. eines, worauf wenig geachtet wird: die Anschauung der Kinder! Die Wissenschaft ist ja zuweilen langsamer wie die Kunst. So darf ich es wagen, an dieser Stelle ein Stücklein aus der Dichtung eines neuen großen Künstlers, eines gottbegnadeten Mannes einzufügen, welche dem Kindesleben so herrlich abgelauscht ist, daß sie direkt als wissenschaftlich verwendbares Material betrachtet werden darf.



Fig. 4. Fledermaus. Nach Tojokuni.

Der Dichter ist Gustav Frenßen, und der Held unserer kleinen Geschichte Jörn Uhl, ein ganz kleiner Bauernjunge aus den Marschen. Die Stelle lautet:

„Das Haus ist für Jörn Uhls Augen weit und groß. Wenn er in der großen Diele steht, oder durch die Scheune stolpert, so sieht er überall ins Schwarze. Er glaubt auch nicht, daß es da irgend wo eine Ende giebt. Die Diele ist so groß wie die ganze Welt.

„Die großen Menschen, die bald aus dieser Thür kommen, bald aus jener, die bald diese, bald jene sonderbare Handlung vorhaben, und das alles mit ernstem Gesicht thun, ohne zu schreien, ohne zu traben, ohne zu weinen: das ist erstaunlich. Alle sind anders als er, bloß der weiße Spitz, der neben ihm durch den ungeheueren Raum geht, der ist wie er. Sie essen zusammen und sie schlafen dicht neben einander. Und von Zeit zu Zeit, das ist am Sonnabend, werden sie zusammen von Wieten

in die große Waschbalje gesteckt, bis an die Ohren ins Wasser.

„Sie sind alle anders. Man denke an die Pferde, an die Menschen, an die Kühe. Bloß er und Spitz sind ganz gleich.



Fig. 5. Laus. Nach Tojokuni.

„Einmal hofften sie, sie bekämen einen richtigen Gesinnungsgenossen. Ein Fohlen graste neben der Mutter auf der Hofstelle. Daß das Mutterpferd zu den sonderbaren ernsten Wesen gehörte, das erkannten sie beide sofort. Aber in dem Fohlen verspürten sie verwandte Weltanschauung. Aber als der Spitz dem Fohlen zu nahe kam, schlug es aus. Hei, wie schlug es aus! Heulend stoben die beiden ins Scheunenthor. Dort standen sie, sahen ängstlich auf das Fohlen und bellten. So sagte er nämlich. Er sagte nicht: Wieten hat gescholten, sondern: Wieten hat gebellt. So sehr war der Spitz sein Kamerad und Gleichgenoß.



Fig. 6. Moskito. Nach Tojokuni.

„Es war kein Mensch da, der Jörn Uhl an die Hand nahm und ihm die Erscheinung deutete. Wieten hatte nicht Zeit, und die andern hatten keine Lust. Daß es so war, war wohl gut. Denn nun hieß es nach Robinsons Weise: Auf, entdecke dir selbst Land, Wasser, Geräte und Nahrung!

„Er und Spitz jagten eines sonnigen Tages mit lautem Hallo in den Burggraben, um eine Wasserratte zu fangen, die

da schwamm. Sie wurden beide herausgezogen, bekamen beide von Wieten ihre Schläge, wurden beide nebeneinander ins Bett gesteckt und bellten sich einander an. Das war so eine Entdeckungsfahrt.

„Sie wußten beide nicht, was ein Keller war. Sie meinten es wäre eine Tiefe ohne Boden, mit großen Eidechsen als Balken und Ständer. Eines Tages, als sie eine Wette gemacht hatten, wer am ehesten ans andere Ecke der Diele käme, und losstürzten, kam plötzlich vor ihnen eine drohende Stimme aus der Erde. Große Runkelrüben flogen rechts und links herauf. In gewohnter Eintracht flogen sie beide dem Knechte auf den Kopf. Nachher saßen sie heulend und bellend an der Leiter, die am Pferdestalle stand, und erzählten sich die schrecklichen Dinge, die sie gesehen hatten.

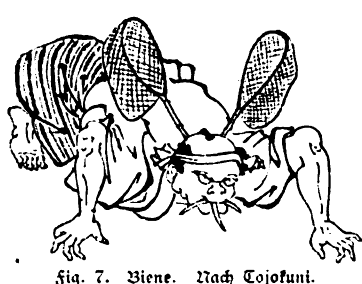


Fig. 7. Biene. Nach Tojokuni.

„So entdeckten sie alles zusammen, was sie umgab und bekamen eine bedeutende Erfahrung.

„Aber eines Tages wurde das Verhältnis zu Spitz ein anderes.

„Sie waren bisher beide so drei- oder viermal am Tage in die Hinterstuben gelaufen und hatten das kleine Mädchen, das in der Wiege lag oder im Stuhle saß, gestreichelt und umwedelt, und waren dann wieder hinausgelaufen und hatten sich weiter um das Kind nicht gekümmert. Aber eines Tages, als er mit Spitz im schönsten Sonnenscheine von der Weide kam, stand das kleine Mädchen draußen vor der Küchenthür und sah mit großen, ängstlichen Augen in die Umgebung. Niemals haben zwei sich so gewundert, als Jörn Uhl und Spitz. Das so etwas möglich war! Sie nahmen das kleine Ding gleich in die Mitte und gingen mit ihm auf den Weg, wo in den Wagenspuren schönes, lehmiges Wasser war, und fingen an, Gräben zu ziehen und Deiche zu bauen.

„Von der Zeit an verlor Spitz an Bedeutung. Jörn spielte nun den ganzen Tag mit dem kleinen Mädchen. Der Hund war immer weniger Kamerad; er wurde immer mehr nur Spielzeug."

Wir sehen hier im Kindesleben des Einzelnen einen Prozeß, den die Menschen als Gesamtheit in ihrer Kindheit auch durchgemacht haben und der in der Entdeckung des Nebenmenschen gipfelt. Es wäre aber falsch, anzunehmen, daß, sobald der

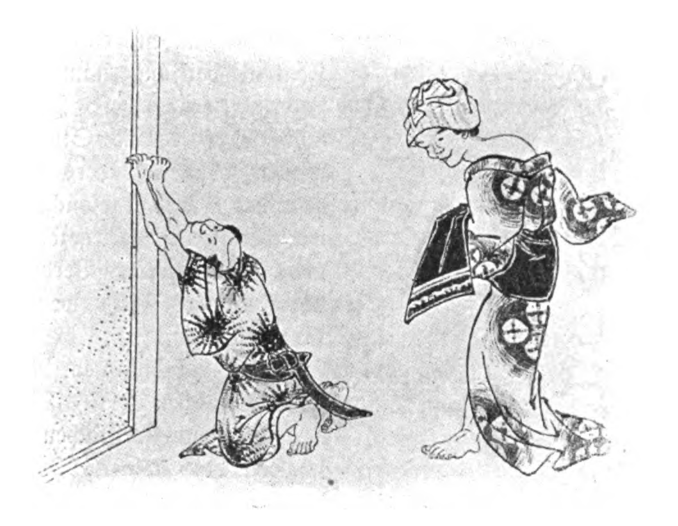


Fig. 8. Gelangweilter Kater und seine Kätzin. Nach Tojokuni.

Nebenmensch entdeckt worden sei, das Verhältnis zu dem Tiere einfach abgebrochen worden wäre. Nicht nur in der Kindheit eines jeden Menschen ist dasselbe wieder aufgefrischt worden. Auch die Erwachsenen haben es fortgeführt, nur haben sie es umgestaltet. Die besten Zeugnisse hierfür liegen in der Dichtkunst. Es zieht sich wie ein ununterbrochener roter Faden durch alles Fabulieren. Mit der wunderlichen Geschichte der Buschmannssage, in der Verworrenheit menschlicher und tierischer Auffassung mag es beginnen; die einfache natürliche Fabel hat

es fortgetragen; in der Fabel mit moralischer Tendenz, mit dem berühmten „fabula docet“ ist es weitergeflossen; in der didaktischen Dichtung, in der Tiermythe, im Jägerlatein klingt es weiter bis in unsere Zeit, und ein Rudyard Kipling hat es für uns wieder verständlicher gestaltet — dies herzliche Verständnis für das Tierleben.

Auf diesem Wege wollen wir einige Stationen berühren. Wenn ich dabei bei der berühmtesten aller Fabelsammlungen, bei der äsopischen nicht verweile, so kann ich dies Unterlassen damit begründen, daß ich ihre Kenntnis bei jüngern und älteren Lesern voraussetze. Ich will mich aber einem Stoffe zuwenden, der besonders in der deutschen Kulturgeschichte gar mancherlei Blüte gezeigt hat und dessen weite Verbreitung über die Erde sehr wenig bekannt ist.



Fig. 9. Goldfisch. Nach Tojokuni.

Ich will hier vom Reinecke Fuchs erzählen.

Die charakteristischen Eigenschaften des Reinecke Fuchs in der deutschen Tierfabel bieten keinerlei Veranlassung, dem Epos einen moralischen Grund oder ein „fabula docet“ als Urgrund des Entstehens unterzuschieben. Moral war es sicher nicht, die diesen Erzählungen das Leben gegeben hat. So darf ich denn mit Heinrich Schurtz behaupten, daß unsere älteren Gelehrten sich geirrt haben, wenn sie glaubten, die Entstehung der Fabel mit moralischen Beweggründen in Verbindung setzen zu müssen. Wie eine Fabel entsteht, will ich gleich an einem Beispiele aus dem Innern Afrikas zeigen:

Das Nilpferd und das Krokodil.

Das Nilpferd und das Krokodil sind zwei ausgezeichnete Kameraden und Freunde, die sich niemals streiten. Eines Tages sagte das Krokodil zum Nilpferd:

„Wenn du das zarte Gras meiner Gebiete begehrst, so sei dir dies unter einer Bedingung gewährt. Du bist stark im fließenden Wasser, während ich der Herr der Ufermoräste und Uferwiesen bin. Wir wollen einen Vertrag schließen: Suche du alle Boote zum Kentern zu bringen, und ich werde mit dem herrlichen zarten Menschenfleisch mich redlich nähren. Dagegen steht dir das freie Wohnen in meinem Königreiche und das Grasen auf meinen Wiesen zu."

Wie gesagt, so geschehen.

Seit dem Tage, da dieses grausige Bündnis geschlossen wurde, wird der Kahn des armen Schwarzen von dem kolossalen Dickhäuter überrascht und umgestürzt, und der Insasse dem anderen Kumpane, dem Krokodile, überliefert.

Söhne des Waldes, habt acht, wenn ihr über die Wogen dahingleitet; hütet euch vor den Freunden der Tiefe! — — —

Fabeln wie die vorliegende sind ursprünglich. Sie stehen der Entstehung am nächsten. Die Erfahrungen des täglichen Lebens werden hier einfach in der Erzählung beleuchtet. Daß das Nilpferd den Kahn umstürzt, und daß das Krokodil den herausgestürzten Mann verschlingt, das ereignet sich in diesen Gegenden häufig.

Mit diesem Beispiele tritt uns die Fabel nicht nur in ihrer ältesten Gestalt entgegen, sondern auch das Verständnis für eine andere Seite der Einwirkung des Tierlebens. Wie hier die Menschen zunächst Tiergeschichten erzählen, so haben sie auch zuerst Tierbilder gezeichnet. Es gab im Anfange kein mathematisches, kein pflanzliches Ornament. Im Anfang war nur die Tierzeichnung. Sogar die Menschendarstellung dürfte jünger sein. Sicher ist es jedenfalls, daß auch die Fabelillustration überhaupt die älteste Illustration ist. Ich habe dieses Kapitel

dementsprechend illustriert. Da haben wir hier in der Einleitung eine Reihe von Bildern (Fig. 1—9), die dem japanischen Maler Tojokuni (1773—1828) entstammen. Sie sind, wie mehrere der nachfolgenden japanischen Originalzeichnungen, den ausgezeichneten Sammlungen von Netto und Wagner entnommen. Diese Abbildungen zeigen uns, welches Verständnis auch in jüngerer Zeit noch der Japaner für das Tierleben hatte. Genau wie die Fabel uns menschliche Eigenschaften in Tieren zeigt, so



Fig. 10. Ebenfalls Tiere. Nach japanischer Zeichnung.

hat hier der Künstler die Menschen mit Tiereigenschaften ausgestattet. Ein jeder wird die einzelnen Geschöpfe direkt erkennen und an ihnen seine Freude haben.

Daran an schließt sich die Illustration des Fuchs- und Dachslebens bei den Japanern, wie solches durch die betreffenden Märchen textlich geschildert werden wird. Endlich kommen wir zum deutschen Reinecke Fuchs. Da haben wir zuerst einige Abbildungen nach der alten authentischen Ausgabe von 1498, dann eine Serie von Holzschnitten nach der jüngeren Glossar-

ausgabe und endlich eine Probe von Illustrationen, welche ein moderner Künstler der Goethischen Bearbeitung des Reinecke Fuchs beigefügt hat. Ich glaube, daß diese Zusammenstellung verschiedenes sehr Interessante bietet, da die Auffassung verschiedener Völker und Zeiten auf diese Weise zum Ausdruck gelangt.

Die Füchse bei den Japanern.

Man findet auf vielen Bauernhöfen Japans Statuetten des sitzenden Fuchses. Das Tier hat eine gewisse mythologische Bedeutung. Es ist hier nicht nur der schlaue Kumpan, der alle anderen Tiere am Narrenseil führt, er ist vielmehr ein Hexenmeister, der dann und wann auch einmal gutmütig einen Spaß vollführt, dessen lustige Streiche im allgemeinen aber nicht gerade harmlos genannt werden können. Es ist unter den Bauern eine altbekannte Thatsache, daß die Füchse den Bauer gar arg heimsuchen. Wenn so ein Trüpplein z. B. seine Produkte in der Stadt verkauft hat und nun nach Hause zieht, da ist es nicht selten, daß einige reizende Mädchen im Felde den Bauern freundlich zuwinken, daß plötzlich ein Theehäuschen am Wege entgegen winkt, daß summa summarum irgend eine besonders reizende Gelegenheit geboten ist, das erworbene Geld in Schnaps oder Wein in freundlicher Kompagnie anzulegen. Ist das Geld alle, schwindelt der Kopf, dann ist auch plötzlich der Zauber verschwunden, dann wird es den armen Burschen klar, daß das alles ein Werk der Füchse war, die sie zum Narren gehabt haben. (Fig. 11.)

Ein andermal auch harrt des Bäuerleins eine andere Ueberraschung. Die Füchse imitieren den stattlichen Aufzug eines Fürsten, eines Landesherrn, eines Barons. Sie nahen im kleinen Geschwader und wohl geordnet, sie tragen die Sänfte des Vornehmen. Vor dem Bäuerlein hält der Zug. Die Füchse reden ihm ein, er wäre jetzt der große Herr, der Daimio. Sie sagen das so lange, bis er es glaubt. Er steigt in den Palankin und läßt sich, umgeben von der Schar seiner Trabanten, durch

sein angebliches Reich tragen. Er sieht es nicht, daß die Waffen- und Standartenträger nur Bambusstangen führen, er bemerkt es nicht, daß die Gepäckträger statt der im Zuge eines Fürsten nie fehlenden Reiseutensilien, des kostbaren Theegeschirrs, des Lackkastens voll glänzender Seidengewänder, nur Kürbisse aufgeladen haben. Erst wenn der Spuk verschwindet, wenn er sich anstatt in einem feinlackierten, goldbeschlagenen, moschusduftenden Palankin in einem Korbe wiederfindet, der zwar auch nach irgend etwas duftet, für gewöhnlich aber zu nichts weniger als zur Aufnahme von Fürsten benutzt wird, merkt er, daß der Fuchs sie zum Besten gehabt hat, sei es nun aus Rache für früher ihm zugefügte Unbill oder aus reinem Mutwillen. (Fig. 12.)

Die Füchse haben etwas eigentümlich Menschliches in den Erzählungen der Japaner. Eine ganz besonders beliebte Schilderung ist diejenige der Fuchshochzeit. Es soll außergewöhnliches Glück bereiten, wenn man einem solchen Hochzeitszuge begegnet. Derselbe findet meist zur Zeit eines Sonnenregens statt, und der Japaner sagt, wenn es bei hellem Sonnenschein regnet: „Jetzt wird die Braut des Fuchses eingeholt". In welchem Zusammenhange diese Fuchshochzeiten zu den sonstigen Fabeln stehen, vermag ich nicht festzustellen. (Siehe Fig. 13—15.)

Wenn der Fuchs, so lange er seine fünf Sinne beisammen hat, auch sehr klug ist und den Menschen überlisten kann, so hat er doch, gerade wie der Mensch und aus denselben Gründen, auch seine schwachen Augenblicke. So erging es einem Fuchs, der sich der Abwechslung wegen mit einer Tochter Evas ergötzen wollte und die Gestalt eines alten freundlichen Priesters angenommen hatte. Wein, Weib und Gesang spielten eine große Rolle in der angegebenen Fröhlichkeit. Aber der Wein war dem Fuchs zu mächtig, und mit einem Male entdeckte seine Genossin eine schöne Fuchsrute unter dem Priestergewande. Sie faßte sich schnell, that, als wenn nichts vorgefallen, benachrichtigte aber andere Bewohner des Hauses, die nun überein kamen, den falschen Priester nicht gleich totzuschlagen, sondern sich erst noch mit ihm zu belustigen. Es wurde also weiter gekneipt und



Fig. 11. Vom Fuchs behexte Bauern. Nach Tojokuni.

gesungen, und alsdann das bekannte Fuchsspiel vorgeschlagen, bei welchem er schließlich in der Schlinge gefangen wurde. (Fig. 17.)

Dieses Fuchsspiel zeigt uns recht deutlich, welche große Rolle der Fuchs im Leben des alten Japan gespielt haben muß. Nicht nur, daß das Inu-o-mono, ein beliebter ritterlicher Sport, bei dessen Ausübung die Jäger in alter Rittertracht auf ihren Rossen in der Arena erscheinen und einem den Fuchs darstellenden Hund nachsetzen, noch heute im Gange ist, sondern auch in der Gesellschaft nimmt das Fuchsspiel eine beliebte Stelle ein. Hierzu gehören drei Spieler, zwei, die die beiden Enden eines zu einer Schlinge geformten Gürtels halten, der dritte, der einen hinter der Schlinge stehenden Gegenstand ergreifen und durch die Schlinge bringen muß, ohne seinen Arm durch die beiden andern, die die Schleife zuziehen, fangen zu lassen. Will man das Spiel nach allen Regeln der Kunst ausüben, so bindet der Fangende ein Tenugui so um den Kopf, daß der Schatten der beiden Enden desselben zwei Fuchsohren bildet, während der Schatten des darunter geschobenen Fächers die spitze Schnauze darstellt. Hält der Betreffende den Kopf richtig gegen das Licht, so bekommt man den Schattenriß eines Fuchsprofils, und in dieser Stellung muß er den Raub ausführen. (Siehe Fig. 17, Seite 21.)

Ich lasse nun zwei Fuchserzählungen der Japaner folgen:

Die spukenden Füchse im Moor.

Es saß einmal eine lustige Gesellschaft junger Leute beisammen, die sich Spukgeschichten erzählten. Dabei wurde tüchtig gezecht, viel gegessen und getrunken, und das Vergnügen dieses Abends ließ für die munteren Jünglinge nichts zu wünschen übrig.

Bei den vielerlei Erzählungen wurde namentlich der gespenstischen Füchse gedacht, die durch ihre Zauberkraft unglaubliche Dinge vollführen, der Menschen Sinne vollkommen gefangen halten und oft die ärgsten Neckereien, ja grausame

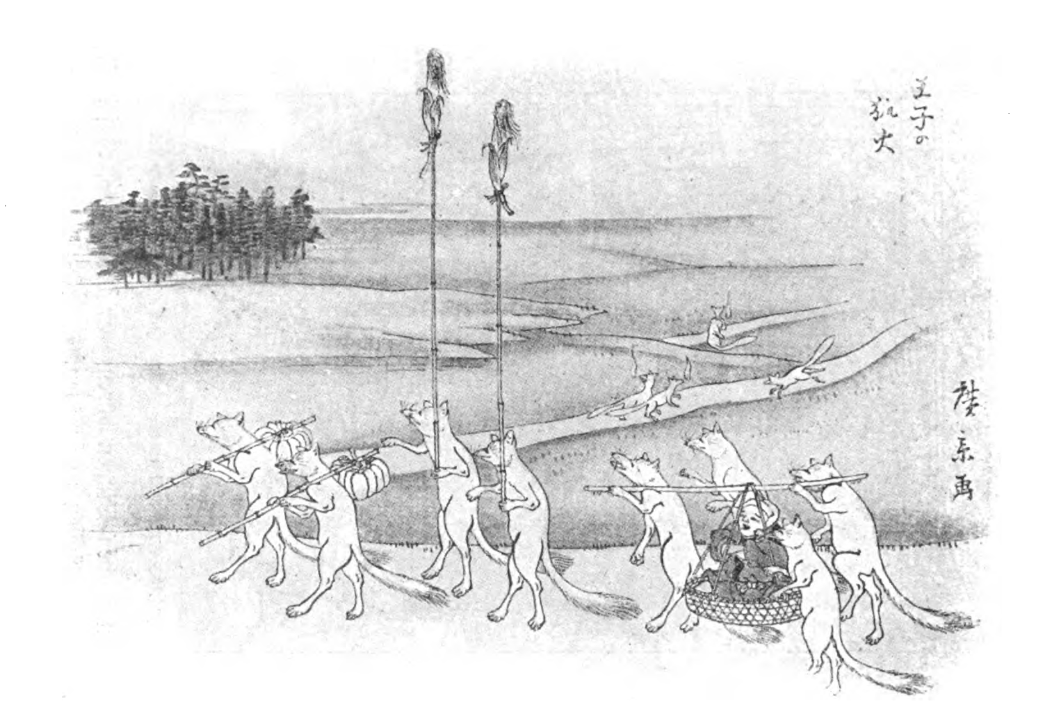


Fig. 12. Ein fingierter Daimiozug. Nach Hirokage.

Quälereien ausüben. Hin und her ward über diese Füchse, welche gewöhnlich weiß von Farbe sind, geredet; doch einer der jungen Leute, namens Tokutaro, war ungläubig und wollte durchaus



Fig. 13. Die Hochzeit der Füchse. Japanische Buchillustration.

nichts von solchen Dingen hören. Er behauptete, es sei lächerlich, sich vor Füchsen zu fürchten.

„Ich mache mich anheischig," rief er prahlerisch, „durch das nächste Moor zu gehen, wo die Füchse doch besonders zahlreich hausen sollen, ohne daß mir einer derselben ein Haar krümmt."

„Sei kein Narr,“ entgegnete ihm einer der anderen, „und sei nicht so vermessen! Wenn du das thun wolltest, und zwar um Mitternacht, so würdest du gewiß das Abenteuer nicht un=



Fig. 14. Die Hochzeit der Füchse. Japanische Buchillustration.

gefährdet bestehen, und die Füchse würden es schwerlich dabei bewenden lassen, dir blos ein Haar zu krümmen.“

Diese Worte stachelten den Ungläubigen erst recht zum Widerspruch an; es wurde noch ein Weilchen hin und her ge= redet und schließlich eine Wette eingegangen, deren Betrag

Tokutaro zu zahlen hatte, wenn die Füchse ihm einen Streich spielten; im umgekehrten Falle, wenn er unangefochten zurückkehrte, waren die anderen verpflichtet, ein Fäßchen Wein zu bezahlen, das in jedem Falle getrunken werden sollte.

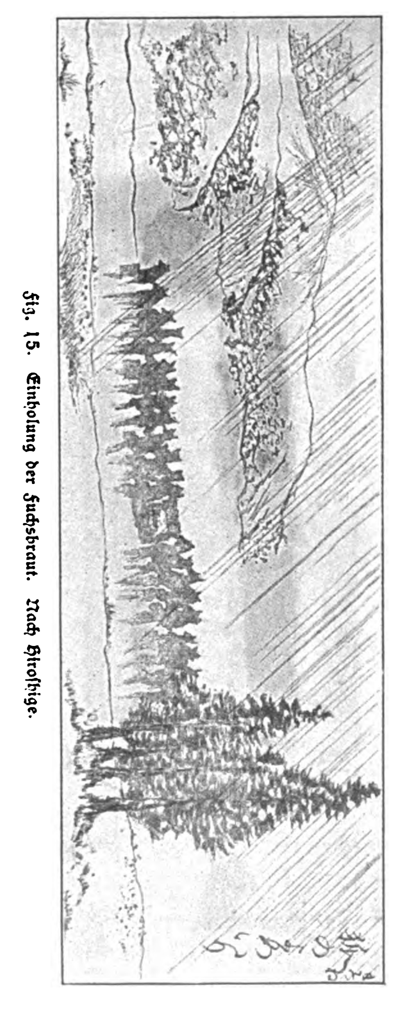


Fig. 15. Einholung der Fuchsbraut. Nach Hiroshige.

Als die Mitternacht herankam, machte sich der mutige Tokutaro auf den Weg. Wohlgemut schritt er auf das Moor zu, welches mit Sumpfeibengestrüpp bewachsen war, durch dessen Zweige der Wind strich und unheimlich rauschte. Doch der junge Mann behielt kaltes Blut; ihm däuchte die Mitternacht nicht eben anders als die Zeit des hellen Tages, und deshalb ging er ruhig weiter. Freilich dauerte es nicht lange, bis er einen weißen Fuchs nicht weit von sich in das Dickicht schlüpfen sah, und als gleich darauf ein hübsches Mädchen auf ihn zutrat, mußte er lachen. „Ich kenne eure Schliche", dachte er, „und lasse mich nicht so leicht anführen!" Das junge Mädchen, das ihm bekannt war, bat ihn um Begleitung und da das Haus ihrer Eltern nicht weit entfernt war, so war Tokutaro gern bereit, diesem Wunsche nachzukommen. Er ging neben dem Mädchen und sprach mit ihr

dies und jenes, war aber dabei fest überzeugt, daß seine Bekannte nur eine Täuschung und daß es in Wahrheit ein verzauberter Fuchs sei. Als sie nun die Wohnung der Eltern des Mädchens erreicht hatten, trat er mit demselben ein und begrüßte die Eltern, die ihm verbindlichst dankten, daß er ihre Tochter beschützt und nach Hause begleitet habe. Doch kaum hatte das Mädchen für einen Augenblick den Rücken gewandt, so winkte Tokutaro den Eltern geheimnisvoll zu, und als sie sich mit ihm in ein anderes Gemach begeben, verkündete er ihnen ohne alle Umstände, daß dies Mädchen, das er zu ihnen gebracht, gar nicht ihre Tochter sei, sondern ein verzauberter Fuchs, den er in dem unheimlichen Moor getroffen habe. Die Eltern des Mädchens hörten diese Worte mit großer Verwunderung; doch als er ihnen die Sache so glaubwürdig er konnte und mit allen Einzelheiten vorstellte, da überzeugten sie sich, daß es damit seine Richtigkeit habe. Was hatten sie nicht schon für Streiche gehört, welche die gespenstischen Füchse den Menschen gespielt hatten, mit denen sie um Mitternacht zusammen gekommen waren? Ihre Tochter, welche zu Freunden gegangen war, hatte ohnedies erst am folgenden Tage zurückzukehren versprochen; nein, es war in der That nicht wohl möglich, daß sie selbst es war, obwohl die Gestalt und die Manieren des Spukgebildes ganz die ihrigen waren. So erlaubten sie denn dem Tokutaro, den verzauberten Fuchs aus seiner angenommenen Gestalt herauszutreiben, wenn er es vermöchte. Tokutaro ging sogleich ans Werk.



Fig. 16.
Ein unvorsichtiger Fuchs.
Nach einem Netsuke.

„Ich will dem Schelme schon forthelfen," sprach er und begann dem Mädchen, das sich soeben auf sein Lager begeben hatte, mit verschiedenen Quälereien zuzusetzen. Er verbrannte ihr die Haut mit glühenden Kohlen, schlug es, bis die Haut

wund ward, doch der Fuchs zeigte sich nicht. Da endlich fing Tokutaro an, das Mädchen zu würgen. Das arme Geschöpf schrie mörderlich, allein er hörte nicht darauf und dämpfte ihr die Kehle so gewaltig, daß es seinen Geist aufgab. Mit den Worten: „Ich kann es nicht länger aushalten, ich muß sterben!" ließ es seinen Kopf sinken und war tot.

Nun sah die Sache freilich sehr böse für Tokutaro aus, denn die Leiche des Mädchens gab den schlagendsten Beweis, daß es wirklich die Tochter des Hauses gewesen war. Ein Fuchs wäre vermutlich längst davongelaufen und man hätte von dem Mädchen nichts mehr gesehen; kam aber der Fuchs ums Leben, so war der Zauber gebrochen und seine Leiche wäre alsdann an die Stelle des Spukgebildes getreten. Als nun aber die Eltern den schrecklichen Tod ihrer Tochter erkannten, da fingen sie an, gar jämmerlich zu wehklagen, und machten den jungen Tokutaro verantwortlich für seine Unthat, wie sie sagten.

„Du mußt nun auch sterben," riefen sie, „denn Du allein bist Schuld an ihrem frühen Tode!"

Und dann überfielen sie ihn, banden ihm Hände und Füße und wollten ihm gerade den Garaus machen, als plötzlich heftig gegen die Schutzläden des Hauses geklopft wurde. Die alten Leute sahen nach der Ursache und führten einen Priester herein, der um Einlaß gebeten hatte. Der Priester sah die unglückliche Lage des armen Tokutaro und erkundigte sich nach der Ursache derselben. Die Eltern erzählten die schreckliche Begebenheit von Anfang bis zu Ende; Tokutaro hörte gesenkten Hauptes zu, ohne ein Wort hineinzureden, denn er war vor Schrecken über den Ausgang seines Abenteuers ganz starr. Der Priester aber, als er alles gehört, redete kraft seines Amtes zum Frieden und bat um Tokutaros Leben.

„Was nützt Euch sein Tod?" sprach er. „Was hilft Euch das Bewußtsein, Eure Tochter gerächt zu haben? Nein, ich mache Euch einen anderen Vorschlag, wie Ihr den jungen lebenslustigen Mann strafen könnt, der allerdings sehr unklug, aber doch in guter Absicht gehandelt hat. Überlaßt ihn mir!



Fig. 17. Das Fuchsspiel. Nach Bokusen.

Ich will ihn zum Priester weihen; dann hat er die beste Zeit und Gelegenheit, seine That zu bereuen und abzubüßen."

Nach kurzem Bedenken gingen die alten Leute auf den Vorschlag ein, und damit sie auch sehen sollten, daß es dem Priester ernst sei, sein Vorhaben auszuführen, rief er einen in der Nähe befindlichen Mann herbei, der sofort Tokutaros Haupt kahl scheeren mußte. Der Mann schien ein Begleiter des Priesters zu sein, der sich auf die Priestertonsur wohl verstand, denn er machte seine Sache sehr gut. Zuerst fiel das schöne Zöpfchen des Tokutaros Scheitel, darauf der übrige Haarwuchs an den Seiten und rückwärts, und alsdann wurde der kahle Schädel noch einmal spiegelglatt rasirt, so daß Tokutaro aussah, als wäre er schon seit langer Zeit Priester gewesen. Während der Prozedur murmelte der Priester unaufhörlich Gebete, die in ihrer eintönigen Weise fort und fort ertönen, bis das Schermesser den letzten Schnitt auf Tokutaros Schädel gethan hatte. Da verschwand aber plötzlich alles rings umher; das Haus, die Eltern, der Priester und sein Begleiter, alle waren fort und Tokutaro sah sich mitten in dem unheimlichen Moor und hörte das gellende Gebell der Füchse, das wie ein Gelächter durch die Einöde wiederhallte. Er blickte sich nach allen Seiten verwundert um, er seufzte tief auf und war schon froh und glücklich, mit dem bloßen Schrecken davon gekommen zu sein. Da aber strich er mit der Hand über seinen Kopf und fühlte statt seines schönen Haares die spiegelglatte Haut des geschorenen Schädels. Beschämt und sehr verlegen kam er in diesem Zustande zu seinen Freunden zurück, die ihn jubelnd empfingen und wacker verspotteten. Er aber ließ sie lachen und spotten, erzählte umständlich die ganze Begebenheit und bezahlte seine Wette. Später aber, als er zu Hause ruhig über die Geschichte nachgedacht, ging er hin und meldete sich zum Priesteramt. Er wollte in Wirklichkeit das sein, wozu man ihn in seinen schweren Ängsten bestimmt hatte, und da er nun doch einmal geschoren war, so machte er sich nichts daraus, auch die übrigen Zeremonien durchzumachen, durch welche er zum Priester geweiht ward.

Das ist so ein Streich der gespenstischen Füchse, der immerfort mit sichtlichem Vergnügen von den Japanern erzählt wird.

Die gespenstische Füchsin.

Es war einmal ein Prinz, der noch jung war und sich zu vermählen wünschte. So sehr er sich aber auch nach einer Lebensgefährtin umschaute, er fand kein Mädchen in der ganzen



Fig. 18. Der Fuchs spiegelt sich im Wasser als schönes Fräulein. Nach einem Schwertstichblatt von Yasushira.

Umgegend, die ihm schön genug war, und so waren einige Jahre vergangen, ohne daß er sich zu einem Ehebündnis hatte entschließen können.

Als er eines Tages auszog, und ihn zu seinem prächtigen Kago, seinem von 8 Dienern getragenen Tragkorbe, ein glänzendes zahlreiches Gefolge geleitete, begegnete ihm ein anderer Zug, der ebenso lang und ebenso prachtvoll war wie der seinige. Verwundert blickte er auf den Kago, welchen ihm das entgegen-

kommende Gefolge eskortierte, und da gewahrte er eine wunderschöne junge Dame, die, als sein Auge auf sie fiel, ihr Antlitz rasch hinter ihrem Fächer verbarg. Sie war aber so schön, daß der Prinz sich augenblicklich in sie verliebte und einen Cavalier seines Gefolges an sie absandte, der sie um eine Unterredung bitten sollte. Diese Bitte wurde gewährt, und der Prinz fand die Dame ebenso anmutig und unterhaltend als schön und beschloß daher ohne Zögern, ihr seine Hand anzutragen. Zunächst fragte er nach ihrer Herkunft und Familie; sie entgegnete, sie sei aus einem vornehmen Hause, nannte aber als ihren Vater einen hochgestellten Adligen am Hofe eines Fürsten, dessen Herrschaft im allerentferntesten Teile des Landes gelegen war. Sie habe jedoch, so sagte die junge Dame ferner, nahe Verwandten in einer anderen Provinz, zu welcher der Weg durch die Besitzungen des Prinzen führte, und sie müsse diese besuchen, weil dort ein bedenklicher Krankheitsfall vorgekommen sei. Der Prinz war aber schon so sehr von Leidenschaft ergriffen, daß er den Gedanken nicht ertragen konnte, die Schöne nochmals in weite Ferne ziehen zu sehen, und so entschloß er sich, sie zu bitten, gleich bei ihm zu bleiben und seine Gemahlin zu werden. Die Dame machte zwar noch einige Einwendungen und wollte die Sache von der Einwilligung ihres Vaters abhängig machen; allein der Prinz rechnete ihr vor, wie lange Zeit darüber verstreichen würde, bis ein Bote den weiten Weg zweimal zurückgelegt hätte, und so gab sie endlich seinem Ungestüm nach und willigte in die Vermählung.

Der Prinz widmete sich nun, wie erklärlich, ganz und gar seiner jungen Frau. Jede Stunde, die er nicht seinen Geschäften oder der Jagd und anderen ritterlichen Übungen zu widmen hatte, brachte er bei ihr zu und fand stets die vollste Befriedigung an ihrer Unterhaltung.

Einstmals trat er — es war an einem warmen Sommertage — unvermutet in ihr Gemach. Er war sehr verwundert, als er sie nicht traf, da er wußte, daß sie sonst stets um diese Zeit in ihrem Zimmer der Ruhe pflegte; noch mehr erstaunte er

aber, als er auf einem kostbaren Kissen, das mit den in Japan sehr beliebten Chrysanthemumblumen oder Kiku reich verziert war, einen großen Fuchs schlafend erblickte. Leise trat er herzu, holte seinen Bogen und schoß auf den Fuchs. Auch traf er ihn richtig und zwar mitten auf die Stirn, allein der Pfeil war zu eilig geschossen und hatte nicht die Kraft, durch den Knochen zu dringen, sondern prallte von demselben ab. Der Fuchs entsprang und entschlüpfte in ein Dickicht des fürstlichen Parkes, in dem man ihn nicht aufzufinden vermochte, obwohl ihm der Prinz bis zum späten Abend nachspürte.

Als er nun aber ins Haus zurückkehrte, bemerkte er, wie seine geliebte Frau eine Wunde an der Stirn hatte, und sonderbarer Weise genau an der Stelle, an welcher der Fuchs von ihm getroffen war. Er stutzte; auf der anderen Seite aber bedachte er, das könne doch auch bloß ein Zufall sein. Ein Fuchs, der sich in den Dickichten des Parkes herumgetrieben, könne sehr wohl in die Nähe des Hauses geraten sein und sich dann auf den Kikublumen, welche die Füchse sehr lieben, habe ausruhen wollen. Er fragte daher seine Gemahlin ganz ruhig und ohne jeden bösen Verdacht, woher ihre Wunde auf der Stirn rühre. Da aber ward die sonst so sanfte Frau von einer wahren Wut ergriffen; ihre Augen funkelten unheimlich, und wilde Rachsucht schoß aus ihren Blicken. Von der Veranlassung ihrer Verwundung wußte sie keine gehörige Auskunft zu geben, und so sah der Prinz wohl ein, daß er von einem bösen Zauber umstrickt gewesen sein müsse, und daß seine Gattin doch wohl nichts anderes als jener Fuchs sei. Sofort rief er seine Wache herbei und ließ das vermeintliche Weib ergreifen und einkerkern. Dann schickte er zu einem Priester, der in dem Rufe stand, in allerlei Beschwörungen böser Geister und in Entzauberungen wohl erfahren zu sein, und kaum hatte dieser seine Räucherungen und Gebete begonnen, so verschwand auch der Spuk und statt der schönen Frau zeigte sich vor aller Augen derselbe große Fuchs, welchem der Prinz die Schußwunde am Kopfe beigebracht hatte. Nun aber war noch große Vorsicht nötig, damit nicht,

wenn man den Fuchs tötete, sein Geist noch größeren Schaden stiftete, als das Tier es bisher durch seine Zauberkünste vermocht, und so ward das unheimliche Geschöpf unter Anleitung des Priesters in einem dichtverschlossenen Raume zu Asche verbrannt und in fließendes Wasser gestreut. Danach wurde niemals wieder etwas von ihm gehört.

Der Tanuki der Japaner.

Der Tanuki ist der japanische Dachs oder Waschbärhund. Er ist ein ähnlicher Zauberheld, wie Gisune, der Fuchs. Viele Theaterstücke und eine große Zahl von Märchen behandeln in Japan die zauberischen Schelmereien des Tanuki. Dabei spielt sein großer Bauch eine ganz hervorragende Rolle. Sind z. B. am späten Abend noch einige Bauern bei der Feldbestellung beschäftigt, die im Rahmen der allgemeinen Wehrpflicht Japans gleichzeitig Militärreservisten sind, so kann es sich wohl ereignen, daß Tanuki mit zwei Stöcken auf seinem Bauche zu trommeln beginnt, daß infolge dieses Getöses die guten Bauern sich mit einem Male in den militärischen Stand zurückberufen fühlen, daß sie ihre Krauthacken schultern und über Stoppeln und Erdwellen hinweg nach dem Takte von Tanukis Trommel zu marschieren beginnen. (Siehe Fig. 19.)

Zu den bekanntesten Erzählungen, welche die Thaten des Tanuki zum Gegenstande haben, gehört die berühmte Geschichte vom Bambuku Chagama, welche ich hier folgen lasse:

Der heilbringende und talentvolle Theekessel.

Vor langer, langer Zeit war in einem Tempel, genannt Morinji, in der Provinz Joschiu, ein alter Theekessel. Eines Tages, als der Priester des Tempels dabei war, ihn über dem Herde aufzuhängen, um das Wasser für seinen Thee zu kochen, da streckte zu seiner Verwunderung der Kessel ganz plötzlich die Schnauze und den Schwanz eines Dachses heraus.

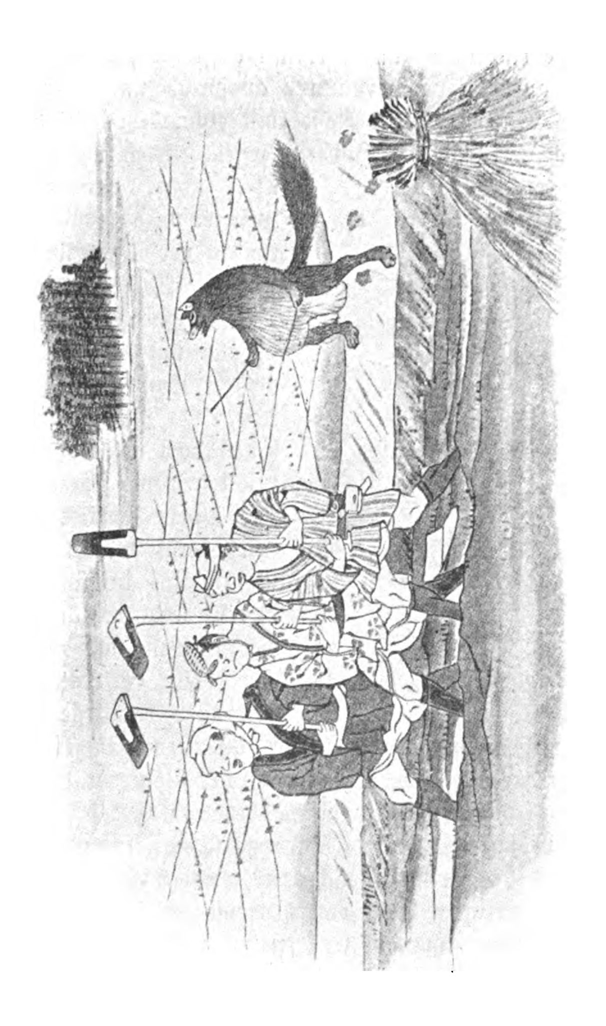


Fig 19. Tanuki foppt 3 Reservisten. Nach Hirokage.

Was für ein wundervoller Kessel, so ganz bepelzt hervorzukommen!

Der Priester war wie vom Donner gerührt und rief die Novizen des Tempels herein, die Erscheinung anzuschauen, und während sie das Ding ganz verblüfft anglotzten, indem der eine diese, der andere jene Vermutung aussprach und allerlei Vorschläge machte, sprang der Kessel mit einmal hoch in die Luft, und fing an, im Zimmer umherzufliegen. Noch mehr erstaunt als zuvor, versuchten der Priester und seine Zöglinge, ihn zu verfolgen und ihn zu fangen. Aber kein Dieb und keine Katze war ja halb so schnell und gewandt, wie dieser wundervolle Dachs-Kessel. — Zuletzt gelang es ihnen doch noch, ihn niederzuschlagen nnd fest zu kriegen, und indem sie ihn mit vereinten Kräften packten, zwängten sie ihn in einen Kasten hinein und beschlossen, ihn wegzutragen und in irgend einem sehr entfernten Ort zu vergraben, damit sie von dem Spukgeist nicht mehr geplagt würden. Für einen Tag fanden sie Ruhe. Aber das Schicksal wollte es, daß der Klempner, der für den Tempel zu arbeiten pflegte, den anderen Tag vorsprach. Da besann sich plötzlich der Priester anders und es fiel ihm ein, daß es schade wäre, den Kessel so für nichts und wieder nichts wegzuwerfen, und daß er doch noch wohl etwas, wenn auch nur ganz wenig, für ihn bekommen könnte. Er zog daher seinen Kessel hervor, der nun ganz seine frühere Gestalt angenommen und Schwanz und Schnauze wieder eingezogen hatte, und zeigte ihn dem Klempner. Als dieser den Kessel untersucht hatte, bot er



Fig. 20. Bumbugu Chagama.
Der zauberische Theekessel.
Nach einem Schwertstichblatt von Kadzumi.

20 Kupfermünzen dafür, und der Priester war nur zu froh, den Handel abzuschließen und diesen Störenfried von Kessel los zu werden. Der Klempner aber trabte mit seinem Pakete und seinem neuen Ankaufe nach Hause. In der Nacht darauf, als er sich schlafen gelegt hatte, hörte er beinahe bei seinem Kissen ein sonderbares Geräusch. Er lugte mit einem Auge unter seiner Decke hervor, und da erblickte er den Kessel, den er im Tempel gekauft hatte, über und über mit Pelz bedeckt und auf vier Füßen herumspazierend. Der Klempner richtete sich ganz erschreckt auf, um zu sehen, was es denn eigentlich sei, als plötzlich der Kessel wieder seine alte Gestalt annahm. Dies wiederholte sich mehrere Male, bis der Klempner zuletzt den Theekessel einem seiner Freunde zeigte, der darauf sagte:



Fig. 21. Der behexte Theekessel.

„Dies ist ohne Zweifel ein talentvoller und Glück verheißender Theekessel. Du solltest ihn hinausführen und ihn zur Schau ausstellen und ihn mit Begleitung, mit Gesang und Musik, auf einem ausgespannten Seile vor dem Marktpublikum tanzen und spazieren lassen."

Der Klempner dachte, daß dies ein sehr gescheiter Rat sei, traf seine Arrangements mit einem Schaugeber und veranstaltete eine öffentliche Vorstellung. Das Gerücht von den Leistungen und Kunststücken des talentvollen Theekessels verbreitete sich

bald, so daß sogar die Fürsten des Landes den Klempner in ihre Paläste kommen ließen, und er über alle Erwartung viel Geld zusammenbrachte. Selbst die Prinzessinnen und großen



Fig. 22. Der verzauberte Theekessel fängt vor dem Priester an zu tanzen. Nach japanischer Buchillustration.

Damen des Hofes waren über den tanzenden Kessel so entzückt, daß er, nachdem er seine Kapriolen kaum an einem Orte aufgeführt hatte, sich schon wieder nach einem anderen begeben

mußte, um sich auch dazu produzieren. Am Ende wurde der Klempner so reich, daß er seinen Kessel dem Tempel zum Geschenk zurückgeben konnte, wo derselbe als eine kostbare Reliquie



Fig. 23. Der Klempner läßt den verzauberten Theekessel vor dem Publikum tanzen.

deponiert und wie ein Heiligtum verehrt wurde. — — — —

Fast ebenso bekannt, wenn auch nicht in dem Maße berühmt und auf dem Theater zur Darstellung gebracht, ist die folgende Geschichte von Tanuki, in welcher der Schelm ein böses Ende

findet. Daß die Rache für schlechte Thaten in den Händen des Hasen liegt, des Meister Lampe, den wir in Deutschland eigentlich nur als Opfer des Reinecke Fuchs kennen, ist eine japanische Eigentümlichkeit, die uns aber nicht auf den Gedanken bringen darf, die japanischen Hasen wären etwa klüger wie die unseren. Von einer solchen Thatsache ist mir nichts bekannt.

Der krachende Berg.

Einstmals lebte ein alter Mann und eine alte Frau mitsammen, die in ihrem Hause einen weißen Hasen hatten, auf den sie große Dinge hielten und der ihr Liebling war. Eines Tages kam ein Dachs, der in der Nachbarschaft wohnte, herbei und verspeiste das Futter, welches die alten Leute für ihren Hasen hingesetzt hatten. Darüber wurde der alte Mann böse und ganz wütend, ergriff den Dachs und hing ihn bei den Beinen an einen Pfosten auf. Dann ging er in den Wald, Holz zu fällen, während die alte Frau zu Hause blieb und Weizen stampfte für die Abendgrütze. Da that der Dachs mit Thränen in den Augen seinen Mund auf und sagte zu der alten Frau:

„Ich bitte euch, meine Dame, ich bitte euch, macht den Strick los!“

Die mitleidige Frau, der es ein gar zu grausames Ding zu sein schien, ein armes Tier in solcher Qual zu lassen, löste den Strick. Aber nicht so bald fühlte sich der Dachs frei, als das undankbare Geschöpf in einem Umsehen davon war, indem es schrie: „Dafür will ich Rache nehmen!“

Als der weiße Hase dies hörte, lief er schnell in den Wald, um seinen alten Herrn zu warnen. Der Dachs aber brach während der Abwesenheit des Hasen ins Haus ein und brachte die alte Frau um. Dann nahm er die Gestalt der alten Frau an, warf ihren toten Körper in den Kessel, machte eine Suppe daraus und wartete dann, bis der alte Mann aus dem Walde zurückkäme. Als dieser ganz ermattet und hungrig anlangte, sagte ihm das vermeintliche alte Weib:

„Komm, komm! Ich habe dir von dem Dachse, den du aufhingst, eine schöne Kraftsuppe bereitet. Setze dich und genieße ein gutes Abendmahl!“



Fig. 24. Die Geschichte von Tanuki und dem Hasen. Nach japanischer Buchillustration.

Mit diesen Worten setzte sie den Suppentopf vor ihn hin, und der alte Mann langte herzhaft zu, leckte seine Lippen und lobte die schmackhafte Kost. Aber kaum war er mit Essen fertig, da nahm der Dachs seine natürliche Gestalt wieder an und rief:

„O, du häßlicher alter Mann, du hast dein eigenes Weib verzehrt. Sieh' ihre Knochen, die hier in der Küchengrube liegen!“ — und mit verächtlichem Gelächter machte er sich davon und verschwand.

Entsetzt über das Geschehene fing der alte Mann an, ein lautes Klagegeschrei zu erheben, und während er sein Schicksal bejammerte, kam der weiße Hase nach Hause. Nachdem er erfahren, wie die Sachen standen, beschloß er, den Tod seiner Herrin zu rächen. Er ging zurück in den Wald und traf da auf den Dachs, der gerade vor ihm herging, schwer beladen mit einem Bündel von Reisern und Brennholz. Der Hase schlug Feuer und zündete von hinten die Reiser an, ohne sich dem Dachs zu zeigen. Als dieser das Knistern des auf seinem Rücken brennenden Holzes vernahm, rief er:

„Hallo! was ist das für ein Geräusch?“

„O,“ — antwortete der Hase — „hier umher nennt man das den knisternden Berg. Dieser Lärm wird in der Gegend beständig gehört!“

Und als das Feuer an Stärke zunahm und Piff! Paff! Puff! emporflackerte, sagte der Dachs wieder:

„O Himmel, was kann denn das für ein Lärm sein?“

„Dies wird der Piff! Paff! Puff! Berg genannt,“ — antwortete der Hase. —

Aber plötzlich versengte das Feuer den Nacken des Dachses, so daß er, vor Schmerz schreiend, die Flucht ergriff und in einen Fluß sprang, welcher nahe dabei war. Obwohl nun das Feuer von dem Wasser gelöscht wurde, so war doch sein Nacken angebrannt und so schwarz wie eine Kohle. Der Hase, der nun Gelegenheit fand, den Dachs nach Herzenslust zu peinigen, bereitete ein Pflaster von Cayennepfeffer, das er zu des Dachses Wohnung brachte; indem er vorgab, großes Mitleiden mit ihm zu haben und ein souveränes Mittel gegen Brandwunden zu besitzen, applizierte er sein hitziges Kataplasma dem Nacken seines Feindes. O! wie das peinigte und kniff! und wie der Dachs nun vor Schmerz heulte und schrie!

Als er nach einigen Tagen wieder genesen war, ging er zum Hause des Hasen, in der Absicht, ihm Vorwürfe darüber zu machen, daß er ihm so viel Schmerz verursacht habe. Da=



Fig. 25. Der Hase bringt Tanuki um. Nach japanischer Buchillustration.

selbst angekommen, fand er, daß der Hase sich ein Boot ge=baut hatte.

„Wofür habt ihr denn dies Boot gebaut, Herr Hase?" — fragte der Dachs.

„Ich will zu der Hauptstadt des Mondes reisen," — antwortete der Hase. — „Möchtest du nicht mit mir gehen?"

„Ich danke dir, ich habe schon genug gehabt von deiner Reisegesellschaft bei dem krachenden Berge, wo du mir einen so bösen Streich spieltest. Ich will mir lieber für diese Reise mein eigenes Boot bauen," — antwortete der Dachs und begann sogleich, für sich ein Boot aus Lehm zu gestalten.

Als der Hase dies sah, lachte er verstohlen in seinen Ärmel, und nachdem sie fertig geworden waren, ließen sie ihre beiden Boote zugleich von Stapel laufen ins Wasser. Die Wellen schlugen gegen die Boote. Aber das des Hasen war von festem Holze, während das des Dachses nur von Lehm war, und da sie nun den Fluß hinunterruderten, fing das letztere an, Risse zu bekommen. Da erhob sich der weiße Hase in seinem Schiffe, ergriff sein Ruder, schwenkte es hoch in die Luft und schlug das Boot seines Feindes völlig in Stücke und dazu auch diesen selbst.



Fig. 26. Tanuki im Lehmkahn. Nach Hiroshige.

Als darnach der alte Mann vernahm, daß der Tod seines Weibes gerächt worden sei, wurde er von Herzen froh, pflegte und liebkoste nun mehr als je zuvor seinen Hasen, dessen tapfere Thaten ihm Veranlassung gaben, den rückkehrenden Frühling willkommen zu heißen. — — — — — — — — — — — —

Es liegt im Wesen der primitiveren Kunst des Fabulierens, bei der Tierbeochtung die verschiedensten Schicksale zu berücksichtigen. Sogar dann, wenn die Tiere hohe mythologische Eigenschaften repräsentieren, bleibt das Schicksal ein schwankendes. Ich habe in den „Flegeljahren der Menschheit" verschiedenes vom



Fig. 27. Dieses und die folgenden sind Illustrationen aus der ältesten Ausgabe des Reinecke Fuchs von 1498. – Der Widder Bellin kommt mit der Tasche, in welcher sich das Haupt Lampe's befindet, zu Hofe.

Raben bei den Nordwestamerikanern erzählt. Im Raben ist hier das Schicksal der Sonne geboten. Der Rabe ist eine Prometheusnatur. Und doch ist er nicht immer der große, starke Held, dessen Leben sich in großen Schicksalen abspielt. Vielmehr treten seine natürlichen Eigenschaften als Rabe mit besonderer Betonung



Fig. 28.
Der Dachs und Reinecke frühstücken einige Tauben, ehe sie sich wieder zu Hofe begeben.

hervor. Er ist der listige Kumpan, der die Sonne stiehlt und die anderen Tiere zum Narren hat. Dabei fällt er aber selbst auch herein. Es giebt so manche lustige Geschichte von ihm, in der er in kümmerlicher Weise den Kürzeren zieht.

Diese niedere natürliche Art des Fabulierens äußert sich auch in der letztbeschriebenen Tanukigeschichte. Wir werden sie sogleich wiedertreffen in einer Erzählung der Aino, in welcher die Füchse von einem Bauern zum Narren gehalten werden. Solcher Fabulierungsweise steht die höhere Dichtung gegenüber, welche die Eigenart eines Tieres, seinen Triumph oder sein Unterliegen, festhält. Deshalb reiht sich der nächsten Geschichte

gleich eine Besprechung des deutschen Reinecke Fuchs am geschicktesten an. Der deutsche Reinecke Fuchs repräsentiert eine Fabelkomposition der höheren Dichtkunst.

Die genarrten Füchse.

(Ainofabel; über die Aino vergl. Kap. IV.)

Ein Mann ging in die Berge, um Bast zu sammeln und Taue daraus zu machen und fand eine Höhle.

Zu dieser Höhle kam ein Fuchs, der folgendermaßen in menschlicher Sprache redete, obwohl er ein Fuchs war:

„Ich weiß etwas, woraus wir großen Gewinn ziehen können, laß uns morgen hingehen."



Fig. 29.
Im Hintergrunde kommt Reinecke mit seinem Vetter. Im Vordergrunde klagen die Tiere.

Darauf erwiderte der Fuchs, der in der Höhle war:

„Was meinst du für ein gewinnbringendes Geschäft? Höre, wenn es mir vorteilhaft zu sein scheint, werde ich mitgehen, sonst nicht."

Der Fuchs, der draußen war, sprach:

„Das vorteilhafte Geschäft ist dies: Morgen, zur Zeit des Mittagessens, werde ich hierher kommen, du mußt mich erwarten und wir wollen dann zusammen fortgehen. Wenn du die Gestalt eines Pferdes annimmst und ich die eines Mannes, der auf dir reitet, und wir gehen dann zusammen fort, so können wir hinab zur Küste gehen, wo Menschen wohnen, die große Mengen von Nahrung und allerhand andere Dinge besitzen. Unter diesen Menschen ist sicherlich einer, der ein Pferd braucht, und an den werde ich dich verkaufen. Dafür kann ich dann eine Menge kostbarer Dinge und Lebensmittel einhandeln. Darauf mache ich mich davon, du in deiner Pferdegestalt wirst auf die Grasweide geführt und irgendwo am Hügelabhange angebunden werden. Dann werde ich kommen und dir zur Flucht verhelfen. Wir werden die Lebensmittel und die sonstigen Kostbarkeiten gleichmäßig unter uns verteilen und beide Gewinn davon haben."

So sprach der Fuchs, der außerhalb der Höhle war. Der Fuchs im Bau war es sehr zufrieden und sprach:

„Komm und hole mich morgen zeitig ab, wir wollen zusammen gehen."

Der Mann hatte im Schatten eines Baumes verborgen gestanden und alles gehört. Darauf ging der Fuchs, der vor der Höhle gewesen war, davon, und auch der Mann ging zum Abend nach Hause. Am nächsten Morgen aber kam er zurück zur Höhle und sprach, indem er die Stimme eines Fuchses nachahmte, der am Tage vorher vor der Höhle gewesen war:

„Hier bin ich, komm schnell heraus. Wenn du dich in ein Pferd verwandelst, so wollen wir zur Küste hinabgehen."

Der Fuchs kam heraus, es war ein wohlgenährter Fuchs. Der Mann sprach zu ihm:

„Ich habe mich schon in einen Menschen verwandelt. Wenn du dich in ein Pferd verwandelst, so schadet es nichts, wenn uns auch andere Leute sehen."

Der Fuchs schüttelte sich und wurde ein großes braunes Pferd. Sie gingen nun zusammen ihres Weges und kamen zu



Fig. 30. Die Äffin redet dem Könige und der Königin freundlich zu, sie möchten doch der guten Thaten gedenken, welche Reineke vollführt hat.

einem sehr reichen Dorf, wo alles in Hülle und Fülle zu finden war. Der Mann sprach:

„Ich möchte dieses Pferd verkaufen, falls jemand eines zu kaufen wünscht."

Da das Pferd sehr schön war, wollte es jeder gern haben. Der Mann tauschte es gegen eine Menge Lebensmittel und Kostbarkeiten um und machte sich dann davon.

Nun war das Pferd aber so hervorragend schön, daß sein neuer Besitzer es nicht herauslassen wollte, sondern es immer im Stalle behielt. Er schloß Thüren und Fenster und schnitt Gras, um es zu füttern. Aber obwohl er ihm dies grüne Futter brachte, konnte das Pferd kein Gras fressen (da es eigent-



Fig. 31. Der letzte Zweikampf.

lich ein Fuchs war), es wollte nur Fische fressen. Nach vier Tagen war es dem Tode nahe. Zuletzt entkam es durch ein Fenster und lief nach Hause. Als der (wieder verwandelte) Fuchs zu der Wohnung des anderen Fuchses kam, wollte er ihn töten, aber da erfuhr er, daß nicht sein Genosse ihm den Streich gespielt hatte, sondern ein Mensch. Beide Füchse waren daher

sehr zornig und verabredeten, den Menschen zu suchen und ihn zu töten. Aber obwohl die Füchse diesen Entschluß gefaßt hatten, kam der Mann zu ihnen, entschuldigte sich demütig und sprach:

„Ich kam damals, weil ich Euch bei Eurer Verabredung belauscht hatte und habe Euch betrogen. Ich will Euch aber hinfort Reisbier (Sake) brauen und die göttlichen Symbole für Euch aufstellen und Euch anbeten für immer. Davon werdet Ihr größeren Gewinn haben, als wenn Ihr mich tötet. Auch Fische will ich Euch bringen jedesmal, wenn ich einen guten Fund thue, als Zeichen der Anbetung. Wenn ihr damit einverstanden seid, so werden die Geschöpfe, die da Menschen heißen, Euch für ewig anbeten."

Als die Füchse dies hörten, sprachen sie:

„Das ist in der That vortrefflich und gefällt uns sehr."

So sprachen die Füchse und so kommt es, daß alle Menschen, Japaner und Aino, den Fuchs anbeten. — — — — —

Nunmehr wollen wir aber die großartigste Form der Tierfabel, welche jemals entstand, eine großartige Leistung deutschen Geistes besprechen: unsern Reinecke Fuchs.

Das deutsche Tierepos.

In der herrlichen Pfingstzeit war es, als der gewaltige Nobel, der Löwe, der Herrscher aller Tiere, alle seine Unterthanen zu sich entbot, Hof hielt und zu Gerichte saß. Da kamen sie von allen Seiten, die Tiere des Nordens und Ostens und Westens und Südens; sie kamen alle bis auf einen: Reinecke der Fuchs blieb fern.

Der Schlaue wußte recht wohl, weshalb er gerade damals sich dem Gebote des Königs entzog. In ungebundenem Leichtsinne hatte er der angeborenen Schläue, der Lust an Streichen und am Raube nachgegeben, hatte bald diesen, bald jenen zum Narren gehabt, hatte Vögel gemordet und seinen ange-

borenen Feinden, zumal Isegrimm, dem Wolf, nebst seinem Weibe gar jämmerlich mitgespielt.

Er hatte recht geahnt. Kaum hatte die Tagung angehoben, da trat Isegrimm vor und wußte gar schreckliche Dinge zu erzählen, die Reinecke ihm und seinem Weibe angethan. Seinen Klagen schloß Wackerlos, ein Hündchen, sich an. Der Ferne hatte ihm eine Wurst gestohlen, die er selber mit Mühe sich angeeignet. Nur einer trat für Reinecke in die Schranken, sein Neffe, der Dachs Grimhart. Er wußte mancherlei vorzutragen, daß sein böses Licht auf die Ankläger warf. Reinecke hatte für den Wolf und sich einst Fische erobert; doch der Wolf hatte sie hastig verschlungen, hatte Reinecke nichts abgegeben. Solches und ähnliches wäre wohl geeignet gewesen, die Stimmung der Versammlung, den Zorn gegen Reinecke zu mildern, wenn nicht just eine noch schwerere Anklage gegen den Abwesenden erhoben worden wäre. Ein Leichenzug nahte. Es waren die Hähne, voran Henning. Sie trugen Kratzefuß, die beste aller eierlegenden Hennen ohne Hals und Kopf herbei. Auch dieses hatte Reinecke verschuldet. Die tiefe Trübsal, die große Trauer, die bei solchem Anblicke die Versammlung packte, brachte auch den letzten Verteidiger Reineckes, den guten Grimhart zum Schweigen. Herrlicher Zorn erfaßte da den König. Und allsobald rief er Braun, den Bären, daß er hingehe zu Reineckes Feste, daß er



Fig. 32. Dieses und die folgenden Illustrationen zu Reinecke Fuchs, Ausgabe 1650. — Der Hahn klagt wider Reinecke.

dem schwer Angeklagten den Befehl überbringe, er solle allsogleich vor dem Hofe erscheinen, sich zu verteidigen oder die verdiente Buße zu erleiden.

Braun, der Bär, zog von dannen. Wohl war ihm der Ratschlag gegeben worden, sich ja zu hüten vor den Listen des frechen Fuchses, aber der Rat allein gab ihm nicht die Ruhe. Er kam an das Thor von Malepartus, dem festen Wohnsitze Reineckes. Die Thür war verschlossen, doch ein durch die Ritze hineingerufener Bericht seines Auftrages hatte zur Folge, daß der Fuchs allsobald erschien.



Fig. 33. Der Bär beim Honigsuchen.

Freundlich lächelnd erklärte der Pfiffikus, daß er sehr wohl bereit sei, morgen früh mit zu Hofe zu ziehen; er könne sich gar nicht genug freuen, daß man gerade Braun, seinem lieben Gönner und Freunde, den Botenauftrag gegeben habe; es wäre ihm ein großes Vergnügen, Braun heute Abend und über Nacht bei sich zu Gaste zu sehen; er wisse wohl, daß Braun gern Honig esse, und sie wollten sich nur allsogleich auf den Weg machen, solchen bei Rüsteviel, dem Bauern, zu holen. Braun war tiefbeglückt. Honig! Seine Lieblingsspeise und gar in großen Massen!

Sie zogen zu Rüstevíels Hof.

Da lag ein großer Baumstamm, der war auf der einen Seite gespalten und ward von einem Keile auseinander gehalten. In dem Spalt sollte der Honig sein. Alsbald steckte der

gierige Bär Kopf und Vorderfüße in den Schlitz. Kaum hatte er aber dieses gethan, so zog Reinecke den Keil heraus. Die auseinander gesperrten Teile schnellten zusammen; der Bär war gefangen. Der Fuchs spottete; der Bär schrie; die Bauern eilten herbei; sie warfen mit Steinen, schlugen mit Knüppeln, Braun riß mit Gewalt; endlich hatte er den Kopf und die Füße heraus, aber das Fell hatte er in dem Spalte gelassen.

So kam er an den Hof des Königs zurück.

Entsetzen! Ein Bote des Herrschers so mißhandelt! Der König in großem Zorne entsandte hierauf Hinze, den Kater, mit verschärfter Botschaft nach Malepartus. Reinecke empfing ihn freundlich. Warum sollte er nicht mitkommen? Zumal jetzt, wo ein so lieber Freund, der ihn sicher verteidigen würde, als Bote zu ihm gekommen sei! Mit dem Bären, — ja das wäre etwas ganz anderes gewesen, das war ein plumper Wicht, der in grober Weise befehlen wollte, ein hochmütiger Geselle, der sich Wunder was auf sich einbildete. Da sei er, Hinze, doch ein ganz anderer Kerl. Hinze solle nur gleich mit zum Abendessen kommen, es würde schönen Honig geben und Frau Ermelin, die Füchsin, würde sich sehr über den Besuch freuen.



Fig. 34. Braun, der Bär, wird von den Bauern verprügelt.

Honig? Nein, Honig ißt Hinze nicht. Aber er ist ganz bescheiden, er will zufrieden sein, wenn er ein Mäuslein, nur ein kleines Mäuslein zum Abendessen erhält. — Mäuse? Nichts

als Mäuse? Mein Gott, wenn's weiter nichts ist, — da gehen wir nur gleich hinüber zum Pater, der hat in seiner Scheune sooo dicke und sooo fette Mäuse. — Hinzes Augen leuchten.

Reinecke hat bei diesem Pater vor einigen Tagen Hühner gestohlen. Er weiß, daß ein schönes Fangeisen im Loche in der Mauer angebracht ist. „Bitte gehen Sie nur hinein!" sagt er zu dem Kater. Hinze springt, schreit auf, ist gefangen. Leute kommen herbei, und während der Fuchs freundliche Worte an Hinze richtet, wird der Arme fürchterlich durchgebläut.



Fig. 35.
Reinecke zeigt Hinz, dem Kater, den Eingang ins Mäusereich.

Fast noch schlimmer zugerichtet als Braun kam auf solche Weise auch der zweite Bote ohne Reinecke zu Hofe zurück. Man sah wohl ein, daß es schwer war, den Sünder zu erwischen. Um aber den Zorn des Königs etwas zu beschwichtigen, erklärte sich



Fig. 36.
Hinz wird von den Pfarrersleuten arg zugerichtet.

Grimhart, der Dachs, bereit, seinen Oheim zur Fahrt an den Hof zu überreden.

Was den Feinden nicht gelungen war, gelang dem Freunde und Vettern. Zwar war Frau Ermelin sehr traurig, zwar ward Reinecke der Abschied von Weib und Kind sehr schwer, sie machten sich aber doch gar bald auf den Weg. Ja, wenn das nun so gerade aus zum König gegangen wäre, so ohne alle Hindernisse, dann wäre das ja ganz schön gewesen. Aber kaum hatte Reinecke dem gutherzigen Grimhart alle seine Sünden gebeichtet und von diesem Absolution erhalten, da kamen sie an einem Hühnerhofe vorbei. O weh! Fast wäre der Fuchs wieder in seine alten Sünden verfallen. Wäre Grimhart, der Bedächtige, der Redegewandte, der Fromme nicht zugegen gewesen, Reinecke wäre sicher, statt an den Hof des Königs zu kommen, auf dem Hühnerhof gestrandet.



Fig. 37. Grimhart führt Reinecke zu Hofe.

Sie kamen zu Hofe. Klagen über Klagen wurden erhoben. Das blutige Haupt Brauns und der zerfetzte Rock Hinzes bildeten allein schon eine schwere Belastung. Fast schien es diesmal nichts zu helfen. Reinecke ward gebunden, — jämmerlich war ihm zu Mute; er ward zum Galgen geführt, — sorgsam klügelte er vor sich hin; er ward bis an den Strick gebracht, — da hatte er auch schon seinen Plan vollendet.

Beichten wollte er, nichts als beichten! Man konnte es doch nicht verlangen, daß er ohne Beichte sterbe. Die Beichte

gestattete man ihm. Es war eine sehr eigenartige Beichte. Wohl erzählte er erst einige Sünden, die er begangen, dann aber kam er darauf zu sprechen, was er dem Könige doch alles Gutes erwiesen habe. Wo wäre der König heute ohne ihn? Er sei es gewesen, der, als sein Vater und Isegrimm und Hinze und Grimbart die große Verschwörung beschlossen hätten, den König dadurch gerettet hätte, daß er den großen Schatz, den Stützpunkt der Verschwörung, beiseite gebracht habe.



Fig. 38. Reinecke wird gefesselt.

Schatz? Verschwörung?

Was er mit dem Golde zu thun hatte, das mußte der König wissen. Er befahl Reinecke, herabzusteigen und ihm genauer zu erzählen. Da kam es dem Schelm nicht darauf an seinen Vater und Grimhart, den Freund, zu verleumden und eine böse Geschichte zu erfinden. Der Vater Reineckes habe einst einen Schatz gefunden, in dem Schatze hätte auch eine



Fig. 39. Reinecke wird zum Strang geführt.

Krone gelegen. Mit dem Schatze hätten sie ein Söldnerheer aufbringen wollen, hätten den König stürzen, dem Bären die neue Krone auf den Scheitel drücken wollen. Doch er, Reinecke, sei sorgsam gewesen; er habe es erlauscht, was die andern vorgehabt hätten; wie sein Vater auf Werbungen in Welschland herumgezogen sei, habe er den Schatz beiseite gebracht. Zurückgekehrt, sei sein Vater aus Gram darüber gestorben. Das Leben des Königs wäre gerettet worden.

Hm! Das war nun so eine Geschichte. Sollte man dem Pfiffigen trauen? Man hätte nichts geglaubt, aber der Schatz! die schöne Goldkrone! — Ja, könnte man nicht wenigstens einmal den Schatz sehen?



Fig. 40. Reinecke besteigt das Schaffot.

Damit hatte der Fuchs gewonnen. Noch einige Redekünste, ein Preisen der goldenen Gaben, und er stand in der alten Gunst bei Hofe. Er gab nun zu, daß er mancherlei gesündigt habe. Er wolle aber Buße thun, wolle nach Rom und dann über das Wasser nach Jerusalem wallfahrten.

Das war eine schöne Hoffnung für den Hof. Erstens der Schatz, dann Reinecke als Reuiger und Anständiger wieder als Ratgeber, — das mußte man unterstützen.

Reinecke war aber nicht nur damit zufrieden, daß er sich selbst aus der Schlinge gezogen hatte, jetzt sollten seine Feinde erst noch büßen. Er erbat sich eine Reisetasche aus dem Felle

Brauns, des Bären, ein Paar Schuhe von Isegrimm und eins von dessen Weib. Die sollten ihm auf der Reise von Nutzen sein. Dem Wunsche kam man nach und Reinecke war gar bald ausgerüstet. Als er von dannen zog, mußten alle Tiere ihm Ehrenbezeugungen erweisen, mußten den Wallfahrer ein Stück Wegs begleiten.

Bellin, der Bock, und Lampe, der Hase, gingen sogar mit bis nach Malepartus, und während dort Bellin vor der Thüre wartete, ging Lampe mit hinein, um Frau Ermelin zu trösten, die es sicher sehr ergreifen würde, wenn sie höre, daß ihr Gatte eine so weite Reise bis nach Rom und über das Wasser vorhabe.



Fig. 41. Reinecke erzählt Nobel und dessen Gattin von den Schätzen.

Bellin wartet vor der Thür. Wohl hört er einige Schreie drin, aber Bellin ist nicht sehr klug. Bald kommt denn auch Reinecke heraus und sagt, Lampe wolle noch ein wenig bei seiner Frau, die eine Verwandte Lampes sei, verweilen und sie trösten, denn es habe doch die gute Frau sehr mitgenommen. Bellin möchte doch aber an den Hof zurückgehen, möchte hier die Tasche, die von Brauns Fell hergestellt worden war, mitnehmen, möchte dieselbe dem König geben. Es seien sehr wichtige Briefe darin, Briefe, sehr schmeichelhaft für den König und außerdem ehrenhaft für den Überbringer. Um seinem lieben Freund, dem Bellin, einen Gefallen zu thun, habe Reinecke in dem Briefe geschrieben, daß Bellin es gewesen, er, der kluge Bellin, welcher

Reinecke die besten Gedanken eingegeben habe. — Bellin war gerührt.

Das Schaf zog stolz mit seiner Tasche zu Hofe. Vor versammeltem Volke überreichte es sie dem König und bemerkte schüchtern, er müsse allerdings zugeben, daß die besten Gedanken, die in dieser Tasche jetzt verkörpert wären, von ihm selbst, von Bellin stammten.

Die Tasche wird geöffnet.

Wehe! Nur Lampes blutiges Haupt kommt zu Tage! Mit dieser Schandthat hatte Reinecke auch den kaum erworbenen Ehrenposten, das kaum zurückeroberte Vertrauen wieder verloren. Seine Feinde wurden sofort aus der Kerkerhaft, in welcher sie sich noch befanden, befreit, und Bellin, der sich ja nach eigener Angabe als Mitschuldiger an dem bösen Morde beteiligt hatte, ward dem Wolfe und seinen Genossen als Sühnopfer zum Fraße überlassen.



Fig. 42. Reinecke nimmt Abschied vom Hofe.

Gleichzeitig trafen von allen Seiten schwere neue Anklagen gegen Reinecke ein. Ein neuer Reichstag wird eröffnet, aufs neue wird Reinecke an den Hof befohlen, sich zu verteidigen und sein Verschulden zu büßen. Käm er jetzt nicht sogleich, dann wollte der König Reinecke und seine Verwandtschaft mit Krieg überziehen und vernichten.

Eilig lief Grimbart, Reineckes bester Freund, nach Malepartus, um zu warnen. Reinecke war nicht sehr bedrückt; vielmehr hielt er es für zeitgemäß, ein fröhliches Mahl einzunehmen und sich zu belustigen. Dann erst machten sie sich auf den Weg.



Fig. 43. Die Tiere geben Reinecke ein ehrenvolles Geleit.

Sie kommen zu Hofe, alles fällt über Reinecke her, doch Reinecke weiß sich zu verteidigen. Es ist zu Reineckes Nutzen, daß seine Muhme, das Affenweib, die Riginaw, des Abends dem König und seiner Gattin verschiedene Geschichten aus Reineckes Leben erzählt, welche den hohen Herrschaften das Wohlwollen einigermaßen wiedergeben. Vor allem erklärt sich der König bereit, Reinecke anzuhören.



Fig. 44. Reinecke bringt Lampe um, während Bellin wartet.

Hub nun aber ein Lügen an! z. B.: er, Reinecke, sollte seinen Freund, seinen Liebling, seinen Günstling, den süßen kleinen Lampe, getötet haben? das war ja ein schrecklicher Gedanke.

Nein, über diesen fürchterlichen Bellin, der immer so harmlos dreingeschaut habe! Das war ja ein unglaublicher Schurke! Nein!

Reinecke erzählte, er habe Lampe und Bellin an den König zurückgesandt, daß sie dem hohen Herrn einige Kleinodien überbrächten. Es war ein köstlicher Ring, ein prächtiger Spiegel und ein herrlicher Kamm. Die drei Stücke schilderte Reinecke. Wie er sie schilderte! Was war alles darauf eingeschnitten, die großartigsten Scenen aus seinem und seines Vaters Leben, Thaten, die sie z. B. vollführt hätten, um des alten Königs Leben zu erhalten. Zauberkräftig war der Ring gewesen, prunkend und ewig verschönernd der Kamm. Es war ja ganz klar, Bellin hatte, um jeden Zeugen zu vernichten, Lampe ums Leben gebracht, hatte die Schmuckstücke vergraben, Lampes Haupt in die Tasche gesteckt und so das häßlichste Licht auf ihn, Reinecke, geworfen, so daß dieser allerdings vor der Welt schwer kompromittiert erscheine! Nein, sei das eine Bosheit gewesen! Wie solle man nun nur die drei Schmuckstücke wiederfinden!



Fig. 45. Reinecke wieder vor dem König.

Hm! Da grübelte der König und sein Eheweib desgleichen gar emsig darüber nach, wie er wohl diese Kostbarkeiten erlangen könnte und je herrlicher Reinecke sie ausmalte, desto gewaltiger wuchs des Herrschers Sehnen. So sprach er denn für seinen Teil Reinecke das Gnadenwort aus. Nur vor den andern solle er sich noch verantworten.

Am nächsten Tage dieser Reichssitzung erschien demnach der Wolf in den Schranken und reichte dem Fuchse den Fehdehandschuh hin.

Wir stehen vor dem letzten Bilde des Reinecke Fuchs. Am Abend vorher hat die Äffin ihm den Körper glatt geschoren, hat zauberischen Segen über ihn gesprochen, hat ihn gefeit und ihm mancherlei guten Ratschlag erteilt. Jetzt blasen die Herolde die Fanfaren. Die beiden Feinde betreten die Schranken. Fast wäre es dem armen Reinecke, dem bei weitem Schwächeren, übel ergangen. Aber die List half auch hier. Sein glatter Körper war schwer zu packen, dann schleuderte er dem Wolfe den angefeuchteten Schwanz und Staubwolken ins Gesicht, und endlich wußte er den auf diese Weise halb Erblindeten an einer Stelle zu packen, wo er leicht verwundbar war. Der Fuchs war Sieger, er triumphierte über alle seine Feinde.



Fig. 46. Reinecke nimmt Isegrimms Fehdehandschuh' an.

Reinecke zog als erster Minister des Königs und hoch in Ehren gehalten nach Malepartus zurück. — — — — — —

Bekanntlich ist die erste Niederschrift schon ein Elaborat kriegerischer Schriftweise. In dem Epos sollten Zustände des menschlichen Lebens, der menschlichen Gesellschaft geschildert sein. Das Epos ist eben schon zum Gute einer höheren Kultur geworden.

Sehen wir von dieser Eigenschaft ab und vergegenwärtigen uns das, was auf die alte Entstehung dieser Sage zurückführt. Auf jeden Fall ist der Reinecke Fuchs ein Erbteil aus jener Zeit,

in welcher die Indogermanen noch ein Naturvolk waren. Wäre die Dichtung später entstanden, dann würde sie eben auf dem Boden einer höheren Moral stehen. Die Moral und eine fabula docet fehlen dem Reinecke Fuchs entschieden seinem Ursprunge nach. Was wir hier vor uns haben, ist sicherlich nicht eine ursprüngliche Schilderung, Charakterisierung oder Verhöhnung menschlicher Gesellschaftsformen. Der Reinecke Fuchs ist einfach das Genie, das Genie der Tierwelt, in dem jene gewaltige Schöpfungskraft, jene List und Tücke verkörpert sind, die dem Menschen überhaupt den Weg zur Kultur geboten haben. Und das führt in sehr alte Zeiten zurück, in jene Zeiten, in denen sich der Mensch noch bewußt ist, daß er jedes Mittel anwenden mußte, um seine Herrschaft, seine Existenz, sein Leben durchzuführen.



Fig. 47. Der Zweikampf.

Es ist ganz natürlich und selbstverständlich, daß der ursprüngliche Mensch eine Moral in unserm Sinne nicht besaß. Sein Streben ging nur dahin, das Leben zu erhalten, das Leben behaglich zu gestalten. Eine Kritik der Handlungsweise gab es nicht. Genau das gleiche ist es, was im Reinecke Fuchs geschildert ist. Es ist hier der einfache, unbeirrte Wille repräsentiert. Damit aber stehen wir dem Quell aller dieser Dichtungsformen, dieser Fabeln gegenüber. Wie der Mensch in der Urzeit schlau war, schlau und pfiffig, so liebte er es auch, die Tiere zu schildern. Der Fuchs muß ihm sympathisch sein, er ist ihm sozusagen

geniales Vorbild, er findet in ihm das wieder, was ihn selbst groß gemacht hat.

Nur noch einige Worte über Ursprung und Verbreitung unserer Reineckesage. Schon im altindischen Heldengedicht gesellt sich ein gelehrter Schakal, der hier die Stelle des Fuchses einnimmt, nach Beendigung seiner Studien zu dem Ichneumon, der Maus, dem Wolf und dem Tiger, doch nur, um sie alle zu täuschen. Er läßt den Tiger eine Gazelle töten und schickt alle Tiere zur Waschung vor der Mahlzeit. Dann hetzt er den Tiger gegen die Maus, von der er behauptet, sie hätte geprahlt, den Tiger getötet zu haben. Er verleumdet einen gegen den andern, macht endlich dem Ichneumon weiß, er habe alle andern getötet, so daß der flieht. Nun ißt er seinen Braten allein auf.



Fig. 48.
Reinecke wirft Fische vom Wagen, die Isegrimm eifrig verschlingt.

Ich lasse noch einige Erzählungen der Lappländer folgen, die unserm deutschen Reinecke Fuchs so ähnlich sehen, daß man meinen könnte, sie wären dem deutschen Epos nachgebildet.

Der „Reinecke Fuchs“ der Lappländer.

In der alten Zeit, als die Tiere noch sprechen konnten, waren der Bär und der Fuchs sehr gute Freunde, so daß sie zusammen säeten, ernteten, droschen und aßen. Aber der Fuchs

war faul und wollte nichts arbeiten, und so gelang es ihm, den Bären zu beschwatzen, daß er den Acker anbaute, den Pflug zog und das Getreide erntete. Es blieb nun noch das Dreschen übrig, an welcher Arbeit sich alle beide beteiligen sollten. Als sie eine Weile gedroschen hatten, hielt der Fuchs inne und stellte sich, als ob er horchte.

„Warum thust du das?" fragte der Bär.

„Hörst du es nicht, wie es auf dem Dache der Tenne knackt?" — antwortete der Fuchs.

„Nein!" entgegnete der Bär.

Sie begannen hierauf wieder zu dreschen, bis der Fuchs noch einmal seine Frage wiederholte.

„Da ist es vielleicht am besten, du steigst auf das Dach hinauf und hältst es fest!" — meinte der Bär.

Der Fuchs ließ sich dies nicht zweimal sagen, sondern sprang schleunigst auf das Dach, legte sich auf den von der Sonne am meisten beschienenen Platze nieder und wärmte sich hier, bis der Bär das Getreide fertig gedroschen und geschwungen hatte. Hierauf stieg er wieder vom Dache herab und sagte, daß ihm alle Glieder wehe thäten, weil er sich so übermäßig angestrengt hätte, das Dach zu halten, während der Bär drosch.

Nun sollte das Getreide geteilt werden. Der Fuchs meinte, es wäre nur recht und billig, daß der Bär den größeren Haufen bekäme; denn er habe ja am meisten gearbeitet. Der Bär dankte, und hierauf begannen sie zu essen: der Fuchs von dem Kornhaufen, der Bär aber von dem Spreuhaufen. Bald begann jedoch der Bär zu argwöhnen, daß es mit dem Edelmute des Fuchses nicht so weit her sei. Er sagte daher zum Fuchs:

„Wie kommt es denn, das es in deinem Munde „brisk, brask" lautet, wenn du kaust, in meinem aber nur „slisk, slask?"

„Das kommt natürlich daher, daß ich soviel Sand und Steinchen in meinen Haufen habe; das knirscht so, wenn ich esse", — antwortete der Fuchs.

Der Bär gab sich jedoch mit dieser Antwort nicht zufrieden, sondern kostete von dem Haufen des Fuchses. Da er nun

dahinter kam, daß er geprellt worden war, wurde er böse und wollte den Fuchs zerreißen. Dieser aber entwischte und versteckte sich unter einer Tanne. Der Bär eilte ihm nach, entdeckte ihn und schlug und biß nach allem, was er sah. Wenn er Wurzeln oder Steine biß, schrie der Fuchs: „Au! au! Du beißt mich in den Fuß!“ — wenn er aber wirklich den Fuß des Fuchses erwischte, dann lachte dieser und sagte: „Ha! ha! du beißest ja nur in die Wurzeln!“

Nachdem der Bär so lange in die Steine und Wurzeln gebissen hatte, bis er ganz ermüdet war, kehrte er wieder in die Dreschtenne zurück, um auszuruhen.

Ein Fuchs war einmal auf der Wanderung und kam zu einem Wege, wo kurz zuvor ein Berglappe mit einer Raide (einer Reihe hintereinander festgebundener Schlitten) gefahren war. Er setzte sich an den Rand des Weges und sprach zu sich selbst:

„Wie wär's, wenn ich mich tot stellte? Was würde wohl daraus, wenn ich mich tot anstellte und hier auf dem Wege so lange liegen bliebe, bis die nächste Berglappenraide vorüberkommt?“

Gesagt, gethan; der Fuchs legte sich auf den Weg, streckte die Beine aus und lag nun da, ganz so, als ob er tot und steif wäre.

Es dauerte auch nicht lange, so kam wieder ein Berglappe mit seiner Raide gefahren. Da dieser einen toten Fuchs auf dem Wege liegen sah, warf er ihn ohne Zaudern auf einen Kerris (Renntierschlitten) und schob ihn unter die Stricke, womit die Ladung festgebunden war. Der Fuchs rührte sich nicht und der Lappe fuhr weiter; es dauerte aber nicht lange, so fiel der Fuchs von dem Schlitten herab und der Lappe, der ihn für mausetot hielt, schmiß ihn auf einen andern Schlitten. Indes auch von diesem purzelte der Fuchs herab, weshalb der Lappe ihn endlich auf den hintersten Kerris warf, dessen Ladung aus

Fischen bestand. Nun war der Fuchs gekommen, wohin er wollte und fing alsbald an, wieder aufzuleben. Demnächst schob er sich ein wenig vorwärts und biß den Zugstrang durch, daher der Schlitten mitten auf dem Wege stehen blieb.

Da es eine sehr lange Raide war, merkte der Lappe anfangs keinen Unrat; nachdem er aber eine gute Strecke gefahren, fing es heftig zu schneien an und nun erst blickte er auf die Raide zurück und sah den hintersten Kerris verschwunden. Er spannte daher ein Renntier ab und machte sich mit demselben auf den Weg, um den zurückgebliebenen Schlitten aufzusuchen; allein dieser war nicht mehr sichtbar und bei dem heftigen Schneefalle keine Möglichkeit, ihn wiederzufinden.

Der Fuchs hatte sich inzwischen mit einem Fische davongemacht und unterwegs einen Bären angetroffen. Als nun dieser bemerkte, daß der Fuchs einen Fisch trug, so fragte er ihn:

„Wo hast du den Fisch her, Fuchs?"

„Ja," — sagte dieser, — „ich habe meinen Schwanz in einen Brunnen gesteckt, an dem richtige Leute (im Gegensatz zu den unterirdischen) wohnen und der Fisch hat sich daran festgehängt."

„Kannst du mir nicht raten, wie ich die Fische dazu bringe, sich auch an meinen Schwanz zu hängen?" fragte der Bär weiter.

„Du erträgst das nicht, was ich ertragen habe," — meinte der Fuchs.

„Oho!" — brummte der Bär, — „sollte ich das nicht ertragen können, was du, alter Bursche?"

„Nun gut, Großväterchen," — erwiderte der Fuchs, — „dann kannst du es versuchen und deinen Schwanz in richtiger Leute Brunnen tauchen, ich will dir den Weg weisen."

Er führte ihn also zu einem Brunnen hin und sprach:

„Schau, hier ist der Brunnen, wo ich meinen Fisch fing."

Da steckte der Bär seinen Schwanz ins Wasser, und der Fuchs spazierte inzwischen eine Zeitlang dort in der Nähe umher, damit der Schwanz des Bären in dem Eise gehörig festfrieren

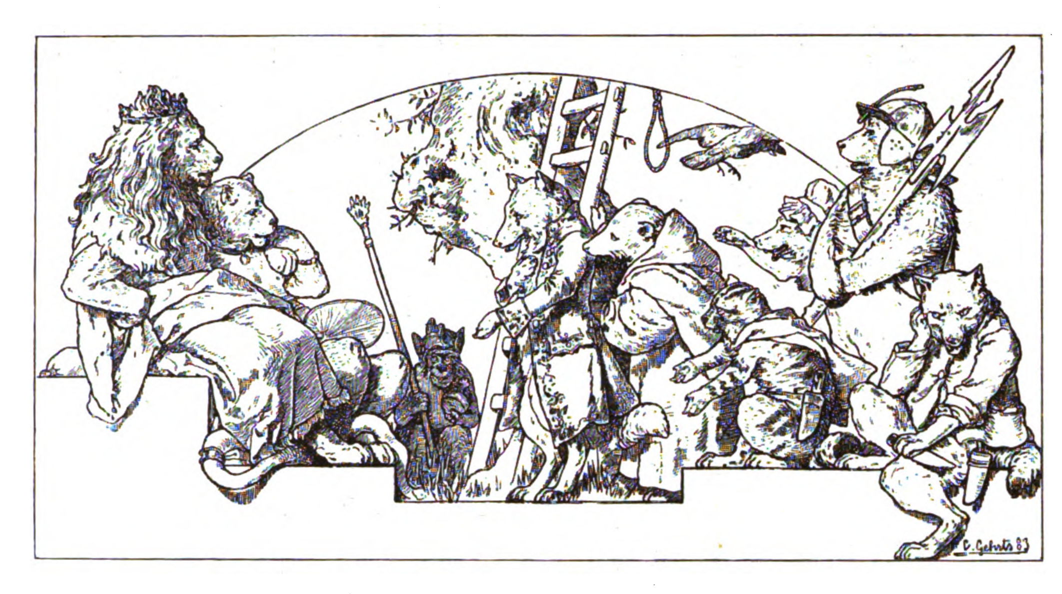


Fig. 49. Diese und die folgende sind Illustrationen zu der großen illustrierten neuen Ausgabe von Goethes Reinecke Fuchs. Herausgegeben von Däntzer, gezeichnet von Gehrts. — Reinecke erzählt dem König, was er für ihn gethan, und welche Schätze er seinem Vater geraubt habe, um so dem Strange zu entgehen.

könne. Als er dann dafür hielt, daß dies geschehen sein müsse, fing er an, laut zu rufen:

„Kommet herbei, ihr braven Leute, mit Bogen und Spießen hier sitzt ein Bär und macht in euren Brunnen!"

Da kamen die Leute mit Bogen und Spießen herbeigelaufen und stürzten auf den Bären los; dieser aber fuhr empor und riß in der Hast seinen Schwanz glatt ab, während der Fuchs nach dem Walde lief und sich unter einer Föhrenwurzel verkroch. Dort sprach er zu seinem Fuße also:

„Was willst du thun, lieber Fuß, wenn ich verraten werde?"

„Ich will hurtig springen!"

„Was willst du thun, liebes Ohr, wenn ich verraten werde?"

„Ich will genau aufhorchen!"

„Was willst du thun, liebe Nase, wenn ich verraten werde?"

„Ich will weithin wittern!"

„Was willst du thun, lieber Schwanz, wenn ich verraten werde?"

„Ich will den Kurs steuern; lauf zu! lauf zu!"

Er war aber noch nicht fort, als der Bär bereits anlangte und an der Föhrenwurzel zu reißen und zu zerren anfing. Endlich erwischte er den Schwanz des Fuchses, zog ihn daran hervor und warf ihn sich auf den Rücken, worauf er mit ihm davon trabte. Unterwegs kam er an einem alten Baumstumpf vorüber, auf welchem ein kleiner bunter Specht in die Rinde hackte.

„Das waren bessere Zeiten", — klagte der Fuchs vor sich hin, — „als ich die kleinen Vögel bunt malte."

„Was sagst du da, alter Bursche?" — fragte der Bär.

„Ich? Ich sagte gar nichts", — antwortete der Fuchs; — „trage mich nur immer nach deinem Lager und friß mich auf."

Sie zogen weiter, aber es dauerte nicht lange, so kamen sie wieder an einem Specht vorbei.

„Das waren bessere Zeiten, als ich die kleinen Vögel bunt malte", — sprach wieder der Fuchs.

„Kannst du mich nicht auch bunt malen?" — fragte der Bär.

„Du erträgst die Schmerzen nicht und kannst die Arbeit alle nicht verrichten, die dazu erforderlich ist“, — versetzte der Fuchs; — „dazu muß man eine Grube graben, Weidenbänder drehen, Pfähle einschlagen, Pech in die Grube thun und über dem allen Feuer anzünden“.

„Das hilft nichts“, — erwiderte der Bär, — „wie groß die Arbeit auch sein mag, ich will sie samt und sonders zustande bringen“, — und allsobald machte er sich daran, die Grube zu graben.

Als er fertig war, band der Fuchs ihn am äußersten Rande fest, zündete dann Feuer an, und als es gehörig brannte, sprang er dem Bären auf den Rücken, worauf er die Weiden, mit denen dieser festgebunden war, durchzubeißen anfing. Der Bär glaubte, daß der Fuchs damit beschäftigt wäre, seinen Rücken zu verherrlichen und sprach:

„Haitis, haitis, rieppo gales! Heiß, heiß, alter Junge!“

„Ich dachte mirs gleich, daß du das bißchen Schmerz nicht ertragen würdest, welches jenes kleine Vögelchen ertrug“, — sagte der Fuchs.

„Doch, doch!“ — rief der Bär; bereits aber fingen seine Haare zu sengen an, und in demselben Augenblicke gab ihm der Fuchs, der eben die letzte Weide durchgebissen hatte, einen solchen Puff, daß er in die Grube hinunterstürzte, während er selbst zu Walde lief. Dort nun blieb er so lange, bis seiner Meinung nach alles verbrannt und erloschen war; worauf er mit einem Sacke nach der Grube zurückkehrte, die verbrannten Knochen in demselben sammelte und ihn auf dem Rücken tragend davonzog.

Unterwegs begegnete er wieder einem Lappen mit einer Raide, und der Fuchs schüttelte den Sack, so daß die Knochen darin klapperten und der Lappe, als er dies hörte, bei sich dachte: Klang es da nicht gerade wie Silber und Gold?

„Was hast du da?“ — fragte er dann den Fuchs.

„Mein elterliches Erbteil“, — antwortete dieser, — „wollen wir handeln?“

„Jawohl", — sprach der Lappe; — „doch zeige mir erst das Geld, womit du mich bezahlen willst!"

„Das kann ich nicht, denn es ist mein Erbe von Vater und Mutter; wenn du mir aber das Zugtier da geben willst und den Zweijährling da und den Dreijährling dort, dann sollst du den Sack bekommen und alles miteinander, was darin ist."

Der Lappe ging darauf ein, bekam den Sack und der Fuchs die Renntiere.

„Aber" — sagte der Fuchs, — „du darfst nicht eher in den Sack gucken, als bis du ein gutes Stück Weg fort bist; so über fünf oder sechs kleine Berge weg. Siehst du früher hinein, so wird alles Silber und Gold zu lauter verbrannten Knochen."

So zog denn jeder seines Weges, der Lappe mit dem Geldsack und der Fuchs mit den Renntieren. Jener aber konnte sich gleichwohl nicht enthalten, noch ehe er so über fünf oder sechs kleine Berge hinweg war, in den Sack zu gucken und fand bloß verbrannte Knochen darin. Er sah nun, daß der Fuchs ihn geprellt hatte und lief ihm deshalb auf Schneeschuhen nach. Als der Fuchs merkte, daß er verfolgt wurde, so wünschte er: „Quer durch, quer durch mit des Mannes Schneeschuhen!" — und in dem nämlichen Augenblicke brachen des Lappen Schneeschuhe mitten entzwei. Da nahm er ein Zugrenntier und jagte wieder dem Fuchs nach. Als nun dieser die neue Verfolgung merkte, so wünschte er: „Quer durch, quer durch mit des Renntiers Fuß!" — Und sogleich knackte der eine Fuß des Renntiers mitten entzwei und der Lappe mußte die Verfolgung aufgeben.

Nun zog der Fuchs in Frieden weiter bis zu der Stelle, wo er seine Mahlzeiten zu halten pflegte. Dort suchte er sich Leute zu verschaffen, die ihm beim Schlachten der Renntiere Hilfe leisten konnten, und er rief deshalb allerhand Raubtiere zusammen: den Bären, den Wolf, den Vielfraß, das Hermelin, die Maus, den Weißfuchs, die Schlange, die Natter und den Frosch; sie sollten seine Diener sein und ihm beim Schlachten helfen. Sie machten sich also daran, jedes auf seine Weise den



Fig. 50. Reinecke erzählt dem König von dem Spiegel, dem Ring und dem Kamm, welche Dinge er Bellin mitgegeben habe.

Renntieren das Leben zu nehmen. Der Bär schoß in die Kinnlade, deshalb findet sich in der Kinnlade des Renntieres ein Mark, welches noch heutzutage „der Bärenpfeil“ heißt. Der Wolf schoß in den Hinterschenkel, deshalb findet sich da ein Zeichen wie ein Pfeil, welches „der Wolfspfeil“ genannt wird; der Vielfraß schoß in den Nacken, weshalb das Renntier dort ein Zeichen von dem Pfeile des Vielfraßes behalten hat; das Hermelin schoß in die Kehle, deshalb findet sich an der Wurzel derselben ein Zeichen von diesem Pfeile; die Maus schoß in die Hufspalte, deshalb findet sich dort das Zeichen „der Mäusepfeil“, die Natter schoß in den After, wo sich deshalb das Zeichen „der Natterpfeil“ findet; der Weißfuchs schoß in die Ohrwurzel, weshalb sich auf der Hinterseite des Ohres ein ganz kleines Knöchelchen befindet, das „der Weißfuchspfeil“ heißt; die Schlange schoß in das Darmfett, weshalb sich zwischen diesem und dem Darm ein Zeichen, genannt „der Schlangenpfeil“, findet; der Frosch schoß in das Herzfett, und deshalb befindet sich zwischen diesem und dem Herzen ein kleiner Knorpel, welcher „der Froschpfeil“ heißt. Auf diese Weise brachten sie alle Renntiere ums Leben.

„Nun gehe ich zum Bache, um den Unrat aus den Renntiermagen auszuspülen,“ — sprach der Fuchs und ging mit diesen hinter einen Stein, wo er heftig zu schreien und zu jammern anfing; gerade, als ob ihn jemand gepackt hätte und ihm den Garaus machen wollte, so daß die Raubtiere, als sie das klägliche Geschrei vernahmen, Angst bekamen und nach allen Seiten davonliefen; bloß das Hermelin und die Maus blieben zurück. Der Fuchs behielt also das ganze Fleisch für sich allein und wollte gerade zu kochen anfangen, als ein Berglappe herbeikam, und zwar eben der, welchen er so stark geprellt hatte.

„Was machst du da?“ — fragte der Lappe; — „warum hast du mich belogen und mir verbrannte Knochen verkauft? und warum hast du alle Renntiere geschlachtet?“

„Lieber Bruder“, — sprach der Fuchs mit kläglicher Stimme. — „glaube ja nicht, daß ich das gewesen bin; meine Kameraden haben das gethan und die Tiere geschlachtet“.

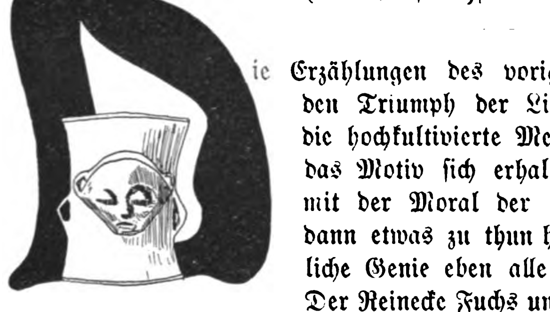
In demselben Augenblicke wurde der Lappe das Hermelin und die Maus gewahr, welche, mit Fett um das Maul beschmiert, zwischen den Steinen umherschlichen. Er ergriff daher den Haken, an dem der Kochtopf über dem Feuer hing, und schlug damit nach dem Hermelin; allein er traf es bloß an der Schwanzspitze und deshalb ist nur diese schwarz geblieben; die Maus jedoch traf er mit einem Brande dermaßen, daß sie über und über am ganzen Körper schwarz geworden ist. Inzwischen aber sprang der Fuchs zu Walde.

Kapitel II.

Vom Krieg der Tiere und von guten und bösen Menschen.



(Vom Aufwachsen der Kulturfabel.)



Die Erzählungen des vorigen Kapitels haben den Triumph der List gefeiert. Bis in die hochkultivierte Menschheit hinein hatte das Motiv sich erhalten, ein Motiv, das mit der Moral der höheren Kultur nur dann etwas zu thun hat, wenn das eigentliche Genie eben alle Moralsätze umstößt. Der Reinecke Fuchs und die Personifikation der List, entsprungen aus den einfachsten, natürlichsten Auffassungen der Menschheit, haben sich erhalten, haben sich entwickelt und fortgebildet, bis endlich sogar ein Gewaltiger, ein Goethe, sich seiner angenommen hat. Also ein Motiv aus den tiefsten Schichten bis zur höchsten Höhe der Kultur sich lebendig äußernd!

Dem gegenüber soll in diesem Kapitel nun geschildert werden, wie die ersten Kulturregungen zart und kaum merklich bei den niedersten Völkern schon keimen und aufwachsen, an Gewalt und Umfang gewinnen, bis wir endlich die vollendete Moral vor uns haben. Man möchte so gerne sagen, unsere Moral sei eine Schöpfung unserer Kultur, d. h. eine Schöpfung der Kulturvölker. Gerade da möchte ich beweisen, daß es keine Gegensätze giebt, daß schon in den tieferen Schichten, ganz unten im Anfange der Kultur, dieselben Merkmale, die ersten Ahnungen

einer Moral auftauchen und sich äußern. Wie die Symptome der niederen Kulturdichtung bis in unsere Zeit reichen, so wurzelt die Kulturdichtung, welche bei uns erst zur rechten Entfaltung gelangt, auch da unten.

Ich baue dementsprechend eine Reihe von Fabeln, Märchen und Legenden auf, welche dem Leser diesen Entwickelungsgang vorführen sollen. Ich beginne mit einer Geschichte, welche fast nichts von Moral enthält, der sich dann dasselbe Thema mit moralischer Basis anschließt. Zunächst rede ich von den Italmenen auf Kamtschatka, gehe dann zu den Japanern über. Die Kamtschadalen gehören in einen weit ausgedehnten Kulturkreis, welcher die niederen Kulturformen am Nordrande der Erde repräsentiert. Ihre Erzählungen sind nicht immer sehr anmutig, aber außerordentlich charakteristisch. Bei ihnen spielt das Tier noch eine sehr bedeutende Rolle. Wir haben Erzählungen darunter, die trotz ihrer Urwüchsigkeit auch an unsere älteste Dichtungsform erinnern. Die Kämpfe zwischen den Tieren, zwischen Tiergruppen haben ja auch in unserer Litteratur eine reiche Verwendung gefunden. Des alten Rollenhagens „Froschmäuseler" ist in neuerer Zeit so oft wiederholt, so oft wieder in verständliche Ausdrucksweise gebracht, daß wohl jeder einmal die Bekanntschaft mit dem Froschmäusekrieg gemacht hat. Ich gebe nachstehend einige Illustrationen nach der alten Ausgabe des Froschmäuseler, folge textlich aber dem Kriegszuge Kutkas gegen die Mäuse.

Kutka und die Mäuse.

(Eine Legende der Italmenen.)

Diese Kamtschadalen haben Götter. Kutka soll deren oberster sein. Kutka soll die Welt geschaffen haben, er soll alles gemacht haben. Aber Kutka ist nicht sehr klug. Fast kann man sagen, er wär ein wenig dumm. Sicher ist, daß sein Weib, die Chachy, ihm in vielen Punkten überlegen ist. Sie hat einen ausnehmenden Verstand, wenn ihre Schönheit auch nicht sonderlich

bestechend ist. Der alte Steller bemerkt, daß sie dies vielleicht daher genommen, weil sie unter sich selbst den größeren Verstand, die bedeutendere Verschlagenheit bei den Jungfern und Frauen bemerkt hätten, wogegen in der That die Männer ein wenig zurückträten, auf welche Weise man sagen kann, bei den Italmenen hätten die Weiber die Hosen an. Also Chachy ist ein echtes italmenisches Weib.

Als Kutka am Kamtschatkastrom gewohnt hat, daselbst eine



Fig. 51. Diese und die folgenden Illustrationen zu Rollenhagens Froschmäuseler, Ausgabe von 1730. — Der Mäuseprinz vom Froschkönig begrüßt.

Jurte errichtet und Kinder erzeuget hat, da vernahm er einstmals ein Geräusch in seiner Wohnung, worüber er erschrocken aufgesprungen, oben auf seine Wohnung gegangen und sich allenthalben umgesehen. Als er nun in der Ferne an dem Seestrand etwas wahrgenommen hatte, so er nicht erkennen konnte, da ließ er sich von seiner Hausfrau Chachy seine Kleider, Mützen und Handschuhe, so von Rabenhäuten zusammengenäht waren, nebst seinen Bogen und Pfeilen geben, um zu erkunden, was vorginge. Nachdem er sich angekleidet und ausgerüstet hatte,

ging er an den Seestrand fort, und als er etwas erblickte, blieb er stehen und philosophierte davon, wie folgt:

„Sollten dies wohl Menschen sein, so ich sehe, so müßten sie sich bewegen; weil es nun unbeweglich, mag es wohl kein Mensch sein.“

Darauf schlich er weiter vor und blieb abermals stehen, sprach bei sich selbst:

„Sollten es wohl Gänse sein?“



Fig. 52. Die Heerschar der Mäuse.

Aber er dachte, nein, es könnten keine Gänse sein, sonst müßten sie lange Hälse haben. Er näherte sich abermals der Sache und sprach:

„Es könnten wohl Seemöven sein!“

Doch verbesserte er sich, es könnten keine Möven sein, weil sie nicht weiß aussähen. Er ging derowegen noch näher hinzu, stand abermals voll Verwunderung still und sprach:

„Sollten es wohl Krähen sein?“

Doch dachte er, nein, es könnten keine Krähen sein, weil diese immer hin- und herhüpfen und niemals stille sitzen. Als

er nun endlich der Sache ganz gewiß werden wollte und noch näher kam, wurde er gewahr, daß es Mäuse wären, die einen von der See ausgeworfenen toten Seehund vor dem Kutka in dem Sand am Strande des Ufers vergruben. Sie wollten den Kutka betrügen, auf daß er des Seehundes nicht gewahr werden und ihn den Mäusen wegnehmen solle. Eine kleine Maus setzte sich also obenauf; die andern aber spielten untereinander, als ob sie Kutka nicht gesehen hätten; vorher aber haben sie alle



Fig 53. Die Mäuse rüsten ein Kriegsschiff aus.

untereinander verabredet auf alle Forderungen des Kutka eine abschlägige Antwort zu erteilen und in nichts einzuwilligen.

Als nun Kutka bei den Mäusen angekommen und die Spur von dem in den Sand verschleppten Seehund wahrgenommen hatte, fragte er, was das für eine Spur sei. Darauf antworteten die Mäuse:

„Wir haben mit dieser jungen Maus unser Spiel gehabt und sie bei den Füßen in dem Sande hin- und hergeschleppt.“

Darauf sagte Kutka, der den Betrug merkte und die Spur erkannte, zu der einen Maus, er wolle sich schlafen legen und

zwar in ihren Schoß; sie solle ihm den Kopf kratzen und ablausen. Diese aber entschuldigte sich, sie hätte heute Sarana gegraben und es thäten ihr die Klauen weh. Darauf sprach er die nächste an. Diese sagte, daß sie über einen Fluß geschwommen und selbst sich allzu sehr ermüdet habe. Er hielt darauf bei der dritten an, und diese entschuldigte sich, daß sie Wurzeln gegraben und sich die Klauen abgestoßen habe.

Darauf bat Kutka die kleine Maus, die auf dem vergrabenen



Fig. 54. Die Mäuse und Frösche ziehen gegen einander an.

Seehund saß. Die andern winkten dieser zwar zu, sich nicht betrügen zu lassen, sie aber sprach aus noch minderjährigem Verstande:

„Lege dich nur hierher, Kutka!“

Während der Zeit, als er sich nun den Kopf säubern ließ, kratzte er mit den Händen heimlich den Sand weg, und fand so den verborgenen Seehund. Die Maus ermahnte darauf Kutka, er möchte sich umkehren und auf der anderen Seite lausen lassen. Da sprach aber Kutka:

„Ihr ungetreuen Mäuse, seht einmal her, was liegt denn hier?"

Die Mäuse aber entschuldigten sich, daß sie solches nicht wüßten, indem die Wellen vor ihrer Ankunft den Seehund mit Sand wohl überspült hätten. Kutka nahm also den Seehund auf die Schultern, trug ihn geradewegs nach Haus und ließ ihn von seiner Frau Chachy häuten, in Stücke schneiden und kochen. Darauf ward alles, sowohl das Fleisch als auch das Fett und die Gedärme, in eine besondere Schüssel gethan und beiseite gestellt. Kutka aber gebot seinem Weibe und seinen Kindern vor dem Morgen nichts davon zu essen.

In der Nacht nun kamen die Mäuse, welche den Plan fein ausgedacht hatten; sie stahlen alles, legten anstatt des Fleisches Torf, anstatt des Fettes faules Holz in die Schüsseln. Die Schüssel aber, wo die Eingeweide gelegen, ruinierten sie; an beide Seiten vor dem Feuerherd steckten sie spitzige Pfähle in die Erde, sodaß Kutka sich darauf spießen solle; sie verzehrten aber den Seehund und lachten weidlich über Kutka, der nur den Koch für sie gespielt habe.

Mit anbrechendem Tage rief Kutka seine Kinder aus dem Schlafe, damit sie Feuer in der Jurte anlegen sollten. Als diese aber allzu fest schliefen, stand Kutka selbst auf und sagte:

„Junge Leute schlafen schwer und süß."

Als sich nun Kutka setzen wollte, um Kohlen aus der Asche hervorzusuchen, stach er sich den einen Pfahl in den Körperteil, welcher zwischen Rücken und Beinen gelegen ist, worauf er mit großem Geschrei und Schmerzen auf die andere Seite sprang, aber auch dort nicht besser bezahlt wurde. Als er endlich Feuer angelegt und seine Kinder aufgeweckt, befahl er seinem ältesten Sohn, die gestern Abend beiseite gestellten Speisen herbeizubringen. Dieser aber antwortete:

„Was, Fleisch? Was, Fett? Torf! Faules Holz und stinkendes Wasser ist hier!"

Kutka entrüstete sich dergestalt über diese Rede, daß er seinen Sohn weidlich abprügelte; als er aber selbst hinzusah und sich betrogen fand, sprach er:

„Die verfluchten Mäuse haben mir diesen Possen gespielt! Ich will sie dafür alle massakrieren und gänzlich ausrotten; gebt mir geschwinde Bogen und Pfeil!“

Die Mäuse hingegen, so sich den Zorn des Kutka schon vorgestellt, kamen ihm entgegen und sprachen:

„Lieber Kutka, wir sind strafwürdig vor dir, aber siehe, daran ist unser diebisches Naturell, Leckerhaftigkeit und unbesonnene Rachbegierde schuld. Was hast du aber für Vorteil



Fig. 55. Der Zweikampf der Herrscher.

von unserer gänzlichen Vertilgung? Schenke uns doch das Leben, wir wollen es nicht wieder thun und ins künftige beständig Arbeiter für dich und die deinigen sein, wollen Sarana, Sikui und andere Wurzeln graben, Cedernnüsse und Beeren sammeln! Wir haben auch schon einen Selago oder Tollkuschi für dich fertig, sei so gut und iß dich bei uns satt.“

Kutka dachte, die Mäuse sprächen wohl eine vorteilhafte Wahrheit; außerdem stiegen ihm die Düfte guter Speisen schon entgegen. Also setzte er sich hin, aß sich ordentlich satt und schlief ein.

Als er eingeschlafen, beratschlagten sich die boshaften Mäuse untereinander, daß sie noch nicht genug Rache für ihren Seehund hätten und ihm somit noch einen Possen spielen wollten. So kamen sie denn überein, daß sie ihm falsche Augenwimpern und Brauen aufsetzen wollten. Sie wählten hierzu feuerrot gefärbte Nerpenhaare, kraft welcher ihm alles brennend vorkam und er zu allerhand närrischen Excessen bestimmt werden würde; sie verrichteten solches und leimten solche an.

Kutka erwachte darauf und ging ohne die Sache zu ahnen, nach Hause. Als er aber von ferne seine Jurte und Balaganen sah, vermeinte er, sie stünde in vollen Flammen, lief also aus allen Kräften und rief aus vollem Halse: „Chachy, Chachy!“ — Und als sie aus der Jurte herauskam, rief er ihr zu:

„Bist du denn toll, Alte? Daß du dich um gar nichts kümmerst, wenn der ganze Ostrog brennt?“

Chachy antwortete:

„Wo brennt es denn?“

Darauf rief er seinen ältesten Sohn und als der ihm entgegen lachte, ergriff er ihn und warf ihn gewaltig wider die Erde. Chachy ging darauf näher zu ihm und nahm Kutka die falschen Augenlider ab, wodurch allsogleich der Brand gelöscht wurde. Kutka aber erbitterte sich nun derart über die Mäuse, daß er sich verschwor, sie gänzlich auszurotten, und somit ging er zum zweiten Male wieder mit Bogen und Pfeil aus.

Kutka zog aus. Doch abermals beschwatzten ihn die Mäuse. Er ging hin, nahm eine Mahlzeit zu sich und ward noch ärger wie das vorige Mal gefoppt. Wieder zog er aus, wütend und mit dem Schwure, seine Feinde nun endgültig zu vernichten. Vergebens! Aus seinem Wasser leuchtete ihm das Bild einer schönen Frau entgegen, es war ein zauberisches Gemälde der Mäuse. Er nahte sich, das Weib näher zu betrachten: Plumps! lag er im Wasser!

Ein eigentliches Ende haben die Geschichten nicht. Der einzige allgemeingültige Schlußsatz lautet:

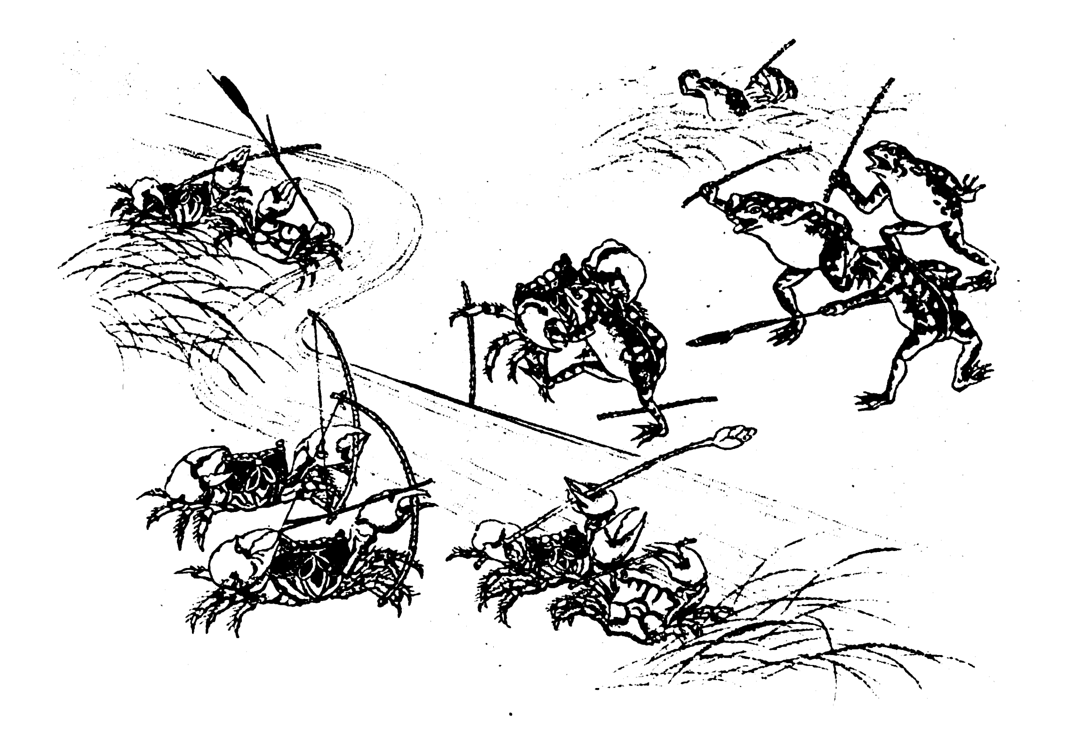


Fig. 56. Froschkrabbenkrieg. Nach Teiko.

Als nun Kutka wieder in den Krieg gegen die Mäuse zog, und diese sich keinen Pardon mehr versprechen konnten, versteckten sie sich in Löcher unter der Erde und durften nicht mehr, wie vorher auf derselben ihre Wohnungen aufschlagen. Weil sich nun Kutka nicht rächen konnte, beschloß er ins künftige, den Mäusen allezeit dadurch Abbruch zu thun, daß er ihre Löcher aufgraben und den Proviant für sich in Anspruch nehmen wolle.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Wir müssen hier den Gott übersehen. Der alte Steller faßt Kutka mehr als Mensch auf. Ich selber möchte ihn vielmehr als eine Personifikation des Rabengottes bezeichnen. Und zwar dies nicht nur, weil sein Anzug und seine Handschuhe aus „eitel Rabenhäuten" bestanden, sondern weil die ganze Art des Gottes sehr stark an den Typus des überlisteten Yetl auf der gegenüberliegenden Küste von Nordamerika erinnert. Es ist nicht unwesentlich, die tierischen Eigenarten festzustellen, wenn man dem Entwickelungswert der Fabel nachspürt.

Am wichtigsten ist für uns der Grundzug des Sieges, der List auch hier. Die Moral fehlt *fast*. Wir haben den regelrechten Tierkrieg nach ursprünglicher Auffassung und Wertschätzung vor uns. Ganz anders verhält es sich nun schon mit der nächsten Geschichte, welche den Japanern entstammt. Hier spielt auch die List noch eine große Rolle; aber der Konflikt und seine Lösung sind im Anfange schon durch die Undankbarkeit des Affen gekennzeichnet. Das einzige moralische Moment, — wegleugnen läßt sich dasselbe nicht — welches in den Kutkaerzählungen zum Durchbruch kommt, liegt im Schluß. Die Mäuse haben so viel Dummheiten gemacht, daß sie trotz ihrer Klugheit zum Schluß doch bestraft werden. Sie müssen unter der Erde wohnen. Wenn also auch das Ganze keine Moral enthält, so klingt hier bei dem niederen Naturvolke doch schon eine Ahnung des moralischen Konfliktes, welcher in der nächsten Erzählung den Tod des Affen bedingt, hindurch.

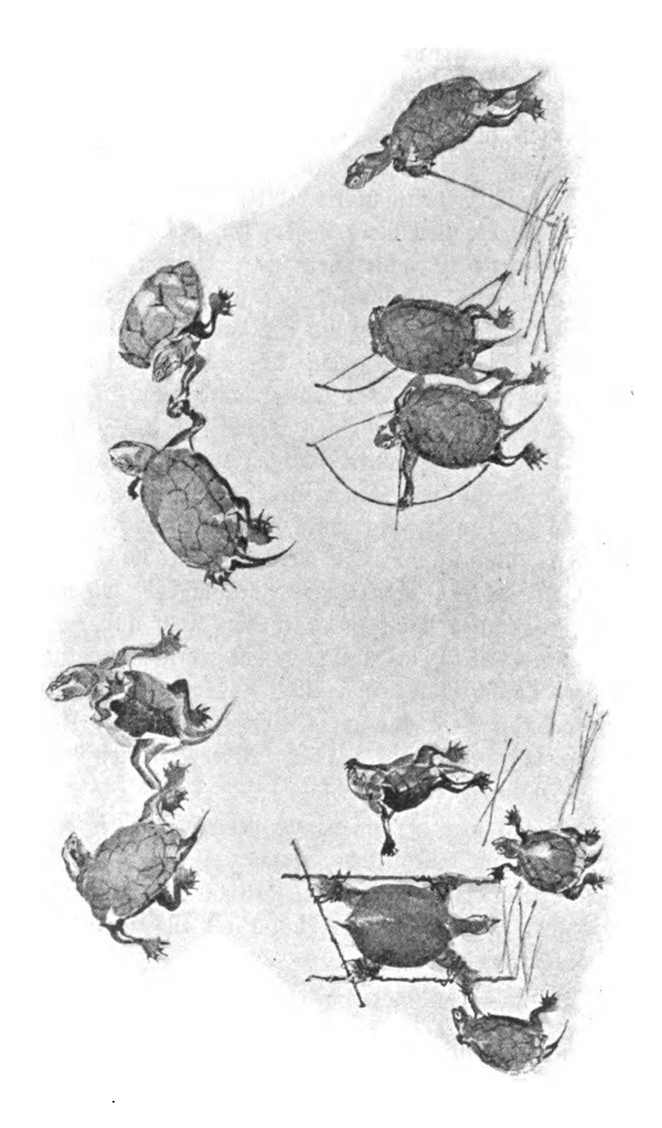


Fig. 57. Schildkröten beim Sport. Nach Chinnen.

Krabbe und Affe.

Es war einmal eine Krabbe, die wohnte an der Schattenseite eines Berges in einer netten, kleinen Höhle. Sie hielt dieselbe reinlich, wie es einer guten Hausfrau geziemt und nährte sich durch Fleiß und Arbeitsamkeit redlich. Eines Tages sah sie auf dem Wege gekochten Reis liegen, der wahrscheinlich von einem Wandersmanne zurückgelassen war, welcher hier seine Mahlzeit gehalten hatte. Geschwind lief sie hinzu, bemächtigte sich der leckeren Mahlzeit und machte sich daran, dieselbe in ihre Wohnung zu tragen. Da trat ein Affe, der auf demselben Berge wohnte, zu ihr heran, und da er auch sehr lüstern auf den Reis war, so bot er ihr einen Tausch an. Der schlaue Bursche hatte eben einen schönen saftigen Kaki, so rot wie ein Liebesapfel und so süß wie Zucker, gegessen; von diesem hielt er die Kerne in der Hand und wollte dieselben der Krabbe für den Reis geben. Nun glaubt ihr wohl, die Krabbe hätte den Affen ausgelacht ob des lächerlichen Vorschlages? Nein, das that sie nicht; das kluge Tierchen legte den Kopf auf die eine Seite, blickte dem Affen gutmütig in das verschmitzte Gesicht und ging den Tausch nach einigem Besinnen ein. Der Affe verschlang sofort den Reis und die Krabbe zog mit den Kernen des Kaki heim und pflanzte sie sogleich in ihrem kleinen Garten, gerade vor der Öffnung ihrer Höhle.

Eine lange Zeit war verflossen, als der Affe wieder einmal des Weges kam, und die Krabbe, welche gemütlich vor ihrer Thür im Schatten eines herrlichen Kakibaumes saß, höflich grüßte. Das war nämlich derselbe Baum, der aus ihren Kernen seitdem hervorgewachsen war.

„Guten Tag,“ — sprach der Affe.

„Schönen Dank,“ — sagte die Krabbe.

„Dein Baum,“ — fuhr jener fort — „hat ja ausnehmend schöne Früchte, ich bin sehr hungrig; willst du mir nicht ein paar derselben schenken?“

„Herzlich gern wollte ich das," -- entgegnete die Krabbe, — „doch mußt du mich entschuldigen, ich kann nicht auf den Baum klettern und dir welche herunter holen."



Fig. 58. Der undankbare Affe wirft mit unreifen Früchten nach der Krabbe.

„Das brauchst du auch nicht," — fiel ihr der Affe ins Wort, — „das kann ich selbst, wenn du mir nur die Erlaubnis geben willst."

Die gutmütige Krabbe that dies denn auch auf seine wiederholten Bitten, doch unter der Bedingung, daß er die

Hälfte der Früchte, welche er abpflückte, ihr geben müsse. Der Affe erklärte sich mit dieser Bedingung einverstanden und war im Nu oben in den Zweigen des schönen Baumes. Doch was that er nun, der lose Schalk? Er that sich gütlich, aß so viel der herrlichen Kaki, daß ihm fast der Bauch platzte, und dann steckte er noch alle Taschen voll. Als die Krabbe sah, daß alle die reifsten und schönsten Früchte von dem Baume verschwanden und der Affe ihr nur ein paar schlechte Kaki zuwarf, da rief sie ihm zu und sagte: er sei ein schlechter Kerl, der sein Versprechen schlecht halte und ganz und gar seine Pflicht vergäße. Aber da kam sie schön an, der Affe schalt sie ganz gehörig und bewarf sie mit so viel unreifen oder faulen Früchten, daß sie fast argen Schaden gelitten hätte. Und wie nun die arme Krabbe sah, daß gegen den falschen Affen nichts auszurichten sei, weil er viel stärker war als sie, da nahm sie zur List ihre Zuflucht.

„Herr Affe," — rief sie, — „du kannst wohl schön klettern, aber so voll wie du dich jetzt gestopft hast, bist du doch nicht imstande, einen regelrechten Purzelbaum zu schlagen; nicht wahr, das kannst du nicht?"

Kaum war ihr das Wort aus dem Munde, da schlug der Affe der richtig in die Falle ging, zwei, drei Purzelbäume um den Ast, auf dem er saß, und dabei fielen ihm alle die schönen Kaki, die er eingesteckt hatte, aus den Taschen heraus und kollerten am Boden umher. Die Krabbe war nicht faul und zog flink, flink die besten Kaki ins Haus. So brachte sie eine ziemliche Anzahl in Sicherheit; als sie aber wieder einmal zum Vorschein kam, um abermals eine Frucht zu holen, da packte sie der Affe und prügelte sie so, daß sie für tot liegen blieb. Der Affe sprang fort und suchte das Weite.

Da war es ein Glück für die arme Krabbe, daß sie noch Freunde hatte, die ihr zu Hilfe eilten, als sie hörten, was ihr begegnet war. Die Wespe kam zuerst, tröstete die Krabbe und pflegte sie, dann aber flog sie zu dem Ei und zu dem Reismörser und erzählte ihnen die ganze Geschichte von dem schlechten Streiche des Affen. Beide gingen nun mit der Wespe zur

Krabbe, und da sie mit Recht mutmaßten, daß der Affe wiederkommen würde, um sich von den schönen Früchten abermals unrechtmäßiger Weise einige anzueignen, so berieten sie sich, wie



Fig. 59. Der Tod des Affen. Dies und das vorhergehende Bild nach japanischen Buchillustrationen. Wie modern sie sind, kann man an der menschlichen Auffassung der Krabbe, des Affen ꝛc. erkennen.

sie den Bösewicht für alle Zeiten unschädlich machen könnten. Der Mörser kletterte auf den Querbalken über der Eingangsthür und setzte sich still auf denselben. Das Ei legte sich ruhig auf die Erde und that ganz unschuldig. Die Wespe flog zu

dem Wassereimer und setzte sich in eine dunkle Ecke. Die Krabbe aber kroch tief in ein Erdloch und ließ nichts von sich blicken.



Fig. 60.
Der Affe neckt die Krabbe. Nach Etaku.

Da kam denn auch bald mein lieber Affe richtig herbei, und da er ein böses Gewissen hatte, so that er ganz scheinheilig und hielt vor der Thür eine lange Entschuldigungsrede. Indessen blieb alles still; er blickte ins Haus, sah niemand und trat ein. Auch hier suchte er überall die Krabbe vergebens. Weil er nun von Natur gierig war, so sah er das Ei nicht sobald daliegen, als er es auch ergriff und auf das Kohlenfeuer legte. Das Wasser floß ihm im Munde zusammen, so freute er sich auf den Schmaus; wenn die Krabbe heimkäme, so dachte er schadenfroh, dann könne sie zusehen, wie sie das Ei wieder bekäme. Aber während ihm diese Gedanken noch durch den Kopf gingen, platzte das Ei, und die scharfe Schale flog ihm in tausend Stückchen an den Kopf und zerriß ihm das Gesicht. Nun lief er zu dem Wasser, um sich zu kühlen, doch wie er nur die Hand danach ausstreckte, da kam die Wespe mit lautem Gesumm aus ihrem

Winkel hervor und stach ihn tief und unbarmherzig in die Nase. Der Affe schrie laut auf und ergriff die Flucht; aber dabei sollte er noch schlimmer wegkommen, denn im rechten Augenblicke, als er gerade über die Schwelle lief, stürzte sich der schwere Mörser von seiner Höhe herab auf den armen Sünder und tötete ihn mit einem Schlage. Da lag er nun, der böse Schelm, und hatte seine verdiente Strafe bekommen. Die Krabbe aber erholte sich bald vollends und lebte nun in Frieden und in guter Ruhe weiter bis sie nach langen lieben Jahren unter ihrem schönen Kakibaume starb. — — — — — — — — — — — —

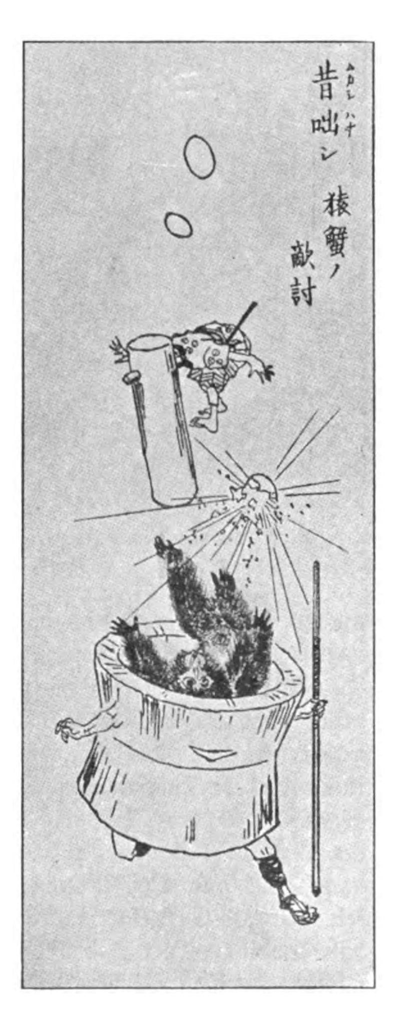


Fig. 61.
Die Vernichtung des Affen. Nach Etaku.

Eine Geschichte, in welcher unsere Moralschätzung schon ziemlich lebhaft und ausschlaggebend wirkt. Die neue Kulturfabel ist hier fast ganz vollendet. Die List tritt zurück gegenüber der Kraft der Gerechtigkeit. Wenn auch die Gerechten, die Krabben, zunächst geschlagen werden, so entgeht doch der böse Affe seinem Schicksale nicht.

Wolle man hierbei einen Blick auf die Illustrationen welche diesen Abschnitt be-

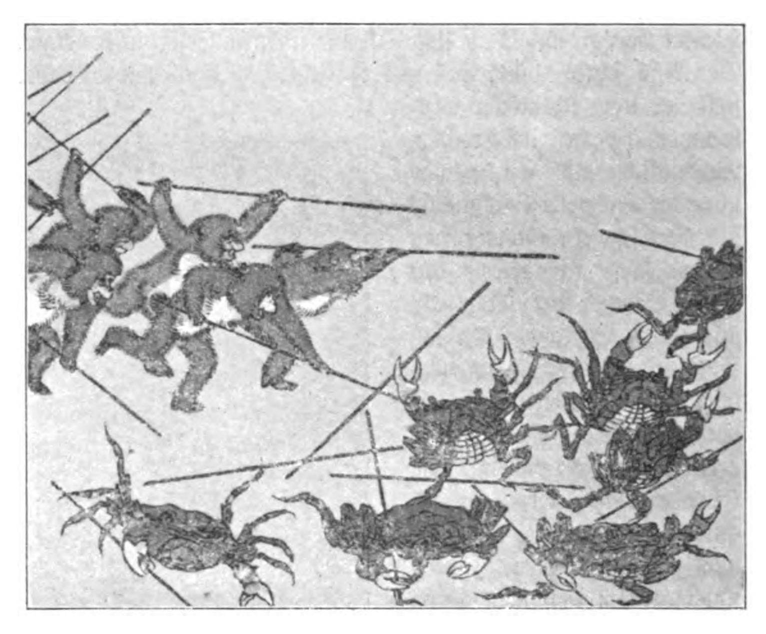


Fig. 62. Die Krabben von den Affen geschlagen. Nach japanischem Farbendruck, ebenso die folgenden.

gleiten und noch in den nächsten hineinragen, werfen. Hier treten uns verschiedene Auffassungen entgegen. Während in Fig. 58 und 59 die Gestalten als Menschen aufgefaßt sind, denen nur die Krabbenfigur oder der Mörser 2c. als Kopf aufgesetzt ist, tritt uns in den anderen Abbildungen eine viel kümmerlichere Entwickelung der menschlichen Eigenschaften entgegen. Und doch steht die erstere von beiden Auffassungen, die allzu hohe Betonung der menschlichen Figur, den anderen nach. Es sind Doppelwesen, denen die fröhliche Harmlosigkeit der Fabel verloren gegangen ist. Auf die Entwicklung und Umbildung der Fabelillustration werde ich am Schluß des nächsten Kapitels, bei der Behandlung des Tengu, zurückkommen.

Hier will ich die weitere Entwickelung der Fabelmoral folgen lassen.

Vom freundlichen und unfreundlichen Geber.

(Eine Erzählung der Aino.)

Einst legte ein Mann seine Netze quer über den Fluß. Als er das Netz aufgestellt hatte, tötete er eine Menge Fische. Während dem kam ein Rabe und setzte sich neben ihm. Er schien großen Hunger auf Fische zu haben und sah sehr kläglich aus. Daher wusch der Fischer einen von den Fischen und warf ihn dem Raben zu. Der Rabe fraß ihn mit großem Vergnügen. Später kam er wieder, und obwohl er ein Rabe war, sprach er wie ein Mensch:

„Ich danke dir sehr, daß du mir einen Fisch zu essen gegeben hast. Wenn du mit mir zu meinem alten Vater

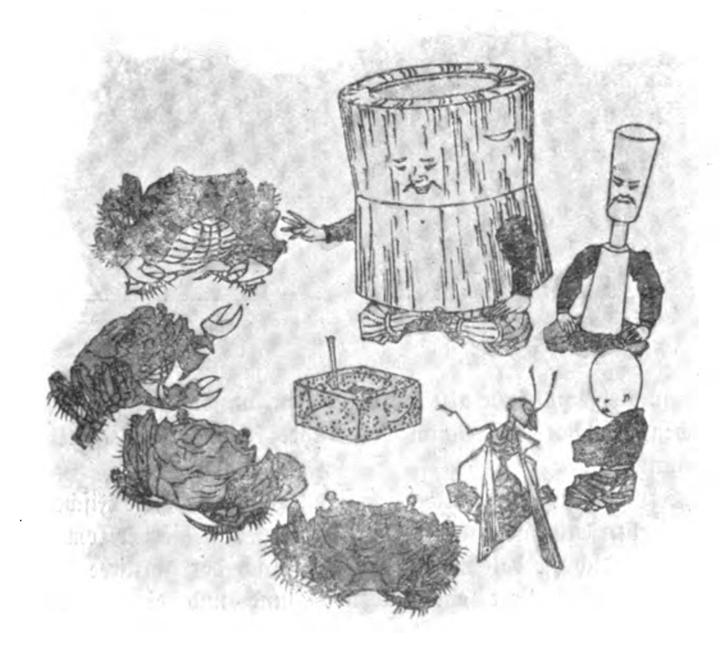


Fig. 63. Mörser, Keule, Ei, Wespe und Krabben in Beratung.

kommen willst, wird er dir auch danken. Es wird dein Schade nicht sein."

Der Mann ging mit. Der Rabe flog durch die Luft, und der Mann folgte zu Fuß. Nachdem sie eine zeitlang gegangen waren, kamen sie an ein großes Haus. Dort angekommen, ging der Rabe hinein, und der Mann folgte ihm, und als er aufblickte, erschien ihm der Rabe wie ein menschliches Wesen, obwohl es doch ein Rabe war. Auch war ein göttlicher alter

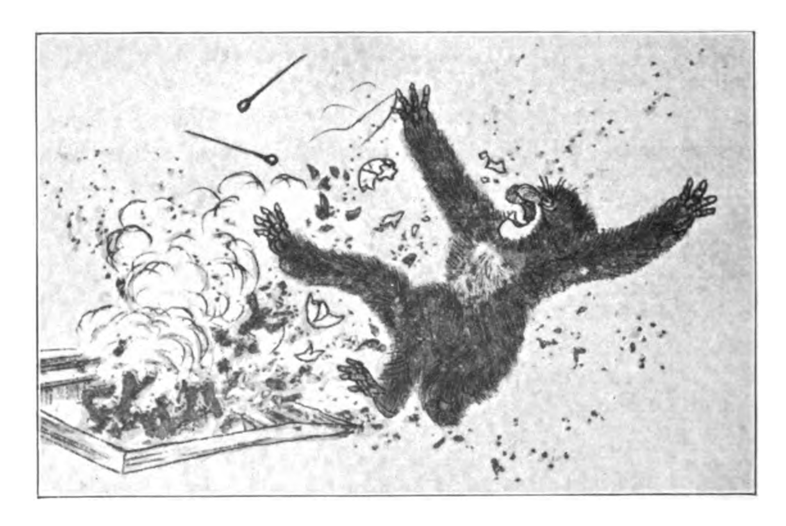


Fig. 64. Das Ei platzt.

Mann und eine göttliche alte Frau zugegen, außer dem göttlichen Mädchen, welches den Mann hergeführt hatte. Der göttliche Alte sprach:

„Ich bin dir sehr dankbar, daß du meiner Tochter Fische zu essen gegeben hast und da ich es bin, habe ich dich hierher kommen lassen, um dich zu belohnen." — So sprach der göttliche Alte.

Nun waren dort ein goldener Hund und ein silberner Hund. Beide erhielt der Mann zum Geschenk. Der göttliche Alte sprach zu ihm:

„Ich sollte dir wohl eigentlich Schätze geben, aber das würde nutzlos sein. Wenn ich dir dagegen diese Hunde schenke, so wirst du großen Gewinn davon haben, denn der eine von ihnen speit Gold, der andere Silber. Wenn du sie dann an Beamte verkaufst, wirst du ein reicher Mann werden, merke das wohl."

Der Mann grüßte respektvoll und empfahl sich. Die beiden



Fig 65. Die Wespe sticht.

Hunde nahm er mit nach Hause und gab ihnen immer nur wenig auf einmal zu fressen. So bekam er von dem einen Silber, von dem anderen Gold, verkaufte das Metall und ward ein sehr reicher Mann.

Ein anderer wollte es ihm nachthun und warf gleichfalls sein Netz im Flusse aus. Auch er tötete eine Menge Fische. Darauf kam der Rabe. Der Mann beschmutzte einen Fisch mit

Kot und warf ihn dann dem Raben zu, der mit ihm davonflog. Der Mann folgte ihm eine weite Strecke Wegs und gelangte endlich an ein großes Haus. Als er eintrat, war der göttliche Alte sehr zornig und sprach:

„Du bist ein Mann von sehr bösem Herzen. Als du meiner Tochter einen Fisch gabst, hattest du ihn über und über mit Schmutz besudelt. Ich bin sehr zornig auf dich, aber obwohl ich zornig bin, will ich dir doch einige



Fig. 66. Der Mörser rollt.

Hündchen schenken, da du doch einmal zu mir gekommen bist. Wenn du sie recht behandelst, wirst du Gewinn davon haben." — So sprach der göttliche Alte und gab ihm einen goldenen und einen silbernen Hund. Der Mann verbeugte sich und ging heim.

Er dachte nun bei sich, wenn ich die Hündchen reichlich füttere, werde ich reichlich Gold und Silber von ihnen bekommen. Es wäre ja thöricht, wenn ich immer nur wenig von ihnen erhalten wollte. So will ich es machen, damit ich reich werde. Und so fütterte er die Hunde reichlich mit allerhand Dingen, selbst mit Unrat. Da erhielt er aber kein Metall von ihnen, sondern nur Schmutz und Unrat, so daß sein ganzes Haus davon voll war. Der erste Mann dagegen, der die Hündchen von dem göttlichen Alten geschenkt bekommen hatte, fütterte sie nur mit gutem Futter und nur mit wenigem auf einmal, und so erhielt er Gold und Silber von ihnen und ward ein reicher Mann.

Wenn also in alten Zeiten die Menschen reich zu werden wünschten, so fand ihr Wunsch Erfüllung, wenn ihre Herzen gut waren; aber über die zahlreichen Missethaten der bösen Menschen wurden die Götter zornig. Daher erhielt der Mann selbst von einem goldenen Hunde nichts als Unrat und sein Haus war voll davon, so daß niemand dasselbe betreten konnte. Daher, ihr Menschenkinder, seid nicht bösen Herzens. Das ist die Geschichte, die ich gehört habe.

Der Sperling mit der durchschnittenen Zunge.

(Japanisch.)

Vor grauen Jahren lebte tief im Gebirge ein altes Ehepaar. Obgleich die beiden eigentlich wenig zu einander paßten, denn der Mann hatte ein gutes braves Gemüt, die Frau aber besaß einen zänkischen, neidischen Charakter, so hausten sie doch ziemlich einträglich zusammen und waren in Ehren alt geworden.

Eines Tages saß der Greis, wie er dies oft zu thun pflegte, vor seiner Hütte, und da gewahrte er, rings umherschauend, einen Raben, der einen jungen Sperling verfolgte. Der kleine Spatz piepte gar ängstlich, und der große Rabe schlug mit den Fügeln und war schon im Begriffe, mit seinem

gewaltigen Schnabel das matte Tierchen zu töten, als noch gerade zu rechter Zeit der gute alte Mann herzulief und den Raben verscheuchte, der sich alsbald auch ärgerlich krächzend in die Lüfte erhob. Gutmütig nahm der Greis den Sperling in die Hand und trug ihn vorsichtig nach Hause. Das Herz klopfte dem Tierchen so ängstlich in der Brust, daß der Alte, von Mitleid erfüllt, ihm Trost zusprach, und als er in sein Zimmer trat, da setzte er das Vögelchen in einen Bauer, in dem es sich recht bald erholte. Als es nun wieder fröhlich zwitschernd in dem Bauer umherhüpfte, da fütterte es der alte Mann mit lauter guten Sachen; auch machte er die Thür des Bauers jeden Morgen auf, damit es sich frei und nicht gefangen fühlen sollte. Der Sperling war darüber guter Dinge; er benutzte diese Freiheit und flog in der Hütte hin und her; kam aber eine Katze, eine Ratte oder sonst ein Feind in Sicht, dann flog unser Spätzlein stets in das schützende Vogelhäuschen zurück. Der Alte hatte über den kleinen Vogel eine unsagbare Freude, und wie er sah, daß derselbe aus Dankbarkeit bei ihm blieb und nicht aus der Hütte flog, da hörte er nicht auf, die Klugheit und Zahmheit des lieben Tieres zu preisen. Seine Frau aber, die alte böse Sieben, die ärgerte sich über den Vogel und kehrte dabei so recht wieder ihren bösen Sinn heraus; sie gönnte dem niedlichen kleinen Tier das Futter nicht, das ihr Mann ihm täglich brachte, und diesem gönnte sie wieder die Freude nicht, die er an dem Vogel hatte. Es ist doch abscheulich, daß es so manchen mißgünstigen, bösartigen Menschen giebt, der es nicht lassen kann, seinem lieben Nächsten das Leben zu verbittern. Zu diesen gehörte auch die Frau des guten alten Mannes; sie schalt und maulte fortwährend über den Vogel, und als eines Tages der Mann nicht daheim war, da ließ sie ihrem langgenährtem Hasse gegen den armen Spatzen freien Lauf. Brummend verrichtete sie ihre Arbeiten im Hause und warf drohende Blicke auf den nichts ahnenden Vogel, der lustig hin- und herflatterte. Sie stand gerade am Waschgefäße, in dem sie ein Gewand wusch; nachdem dies geschehen, holte sie Stärke

herbei, um denselben neuen Glanz zu geben. Und siehe, da kam der Vogel herzu, setzte sich auf den Rand des Waschgefäßes und pickte ein wenig von der Stärke auf. Da aber ergriff das



Fig. 67.
Die freundliche Aufnahme bei den Sperlingen. Nach japanischer Buchillustration.

wütende Weib eine Schere, packte den Vogel und wollte ihn erst umbringen; doch das Gewissen mochte ihr schlagen, und so ließ sie ihm das Leben. Aber damit er nicht mehr fressen und

naschen könnte, wollte sie ihm die Zunge abschneiden. Der arme Sperling zog sein Köpfchen zurück, aber er bekam doch einen tiefen Schnitt in die Zunge und schrie laut vor Schmerz, so daß ihn die böse Frau losließ. Da flog er in Angst und Schrecken auf und davon, zum Hause hinaus, auf Nimmerwiedersehen.

Als nach einiger Zeit der Alte heimkehrte, fragte er gleich nach seinem Liebling, und da erzählte ihm seine Frau die ganze Begebenheit und zankte ihn noch gehörig dafür aus, daß er sich um einen kleinen Vogel so anstellen könne, auf den doch gar nichts ankomme. Sie sagte, sie sei froh, daß der Spatz nicht mehr da sei, und seine Naschhaftigkeit hätte endlich einmal bestraft werden müssen. Der Alte aber war so betrübt, daß er ohne alle Scheu vor seiner bösen Frau ihr rund heraus erklärte, sie sei ein hartherziges Geschöpf und hätte den armen Vogel für sein Vergehen viel zu hart bestraft; als er ihr so seine Meinung gesagt, da setzte er sich traurig vor die Hütte und spähte nach dem kleinen Sperling, und so that er es von nun an Tag für Tag. Doch die Zeit verstrich, ohne daß das Vöglein zurückkam, und so ergab sich der Greis allgemach in sein Schicksal und gab seinen Liebling verloren.

Nun begab es sich einstmals, daß der alte Mann an einem schönen, warmen Sommertage ausging und im kühlen Schatten der Bäume langsam dahinschlenderte Ein schönes Bambusdickicht lag vor ihm, und dahin lenkte er seine Schritte. Als er nun in dasselbe eintrat, sah er plötzlich ein wunderhübsches Gärtchen, das er früher nie bemerkt. Und als er verwundert umherblickte, da gewahrte er auch ein nettes, sauberes Häuschen, und aus dem Häuschen trat ein wunderhübsches, freundliches Mädchen hervor. Dasselbe schritt durch den Garten und öffnete ihm mit herzlichem Gruße die Pforte.

„Komm herein, mein lieber, alter Freund," — sprach das hübsche Mädchen, — „du hast mich nun endlich wieder gefunden! Ich bin dein kleiner Sperling, dem du das Leben gerettet und den du so treu verpflegt hast!"



Fig. 68.
Die freundliche Aufnahme bei den Sperlingen. Nach Kiosai.

Voll Freude schlug der alte Mann in die Hände, und als er der Einladung des lieblichen Mädchens folgte und sah, wie wunderhübsch es wohnte, da kannte seine Verwunderung keine Grenzen. Indessen hatte er keine Zeit, über diese wunderbare Begebenheit nachzudenken, denn kaum war er in das Häuschen eingetreten und hatte auf dem schönen Kissen, daß man für ihn hinlegte, Platz genommen, da mußte er essen; das hübsche Mädchen brachte ihm viele Delikatessen, die er sonst nicht bekam, und dabei bediente sie ihn so gut und liebenswürdig, daß er sich nach Herzenslust pflegte und oft vor Freuden laut auflachte. Kaum war das Mahl verzehrt, so nahm das Mädchen sein Saitenspiel zur Hand und machte mit seinen Kameradinnen, die es herbeigerufen, schöne Musik; es ward auch getanzt, und da verging die Zeit so herrlich, daß der alte Mann gar nicht merkte, wie es dunkel wurde; auch dachte er nicht im mindesten daran, daß seine Frau sicherlich kein kleines Gezänk anfangen würde, wenn er so spät nach Hause käme. Nein, in diesen glückseligen Augenblicken konnte der gute Greis in der That an so etwas nicht denken, und so nahm er auch ohne alles Bedenken die Einladung seiner lieben Freundin an, daß er über Nacht dableiben möchte. Er schlief auf den reichen schönen Decken, die man ihm auf dem Boden ausbreitete, herrlich bis an den lichten Morgen, und als die Sonne durch das Bambusgezweig blitzte, da machte er sich bereit, Abschied zu nehmen und dankte herzlich für die freundliche Bewirtung. Doch so ohne weiteres ließ ihn seine kleine Freundin nicht scheiden.

„Wie kannst du denken," sprach sie, „daß ich dich ohne ein Geschenk ziehen lasse?"

Und damit ließ sie ein paar Kasten herbeitragen, von denen der eine klein, der andere aber groß und schwer war. Bescheiden, wie der gute Alte stets war, wählte er auch jetzt den kleinen Kasten, den er mit vielen Dankesworten in ein Tuch schlug und auf den Rücken nahm. Nun geleitete ihn das hübsche Mädchen aus dem Hause und durch das Gärtchen und sagte ihm Lebewohl.

Leichten Mutes und dankbaren Herzens ging nun der Alte seines Weges und kam wohlbehalten in seiner Hütte an. Aber



Fig. 69. Die freundliche Aufnahme bei den Sperlingen. Nach Kiosai.

nun könnt ihr euch wohl denken, wie er bei seinem Eintritt in das Zimmer empfangen wurde. Hui! das gab ein Keifen und Schelten, als wie von bösen Geistern. Doch der gute Greis

ließ seine zänkische Frau gewähren; er ließ sie poltern, so viel sie wollte, und dachte bei sich: „zuletzt hört sie doch auf, denn zu einem Zanke, der lange andauert, gehören immer zwei." Damit hatte er sich stets getröstet, wenn seine Frau böser Laune war, und deshalb steckte er auch diesmal ein Pfeifchen an und setzte sich nieder, um auszuruhen. In seinem Herzen war eitel Freude und Lust; er konnte die lieben Spätzchen, die ihn so schön bewirtet, nicht vergessen, und als nun seine Blicke ganz unwillkürlich auf den hübschen Kasten fielen, den er zum Geschenk erhalten, da nahm er ihn zur Hand und öffnete ihn, um zu erfahren, was darinnen sei. Aber was war das? Lauter blitzendes Gold und Edelgestein! Er saß ganz starr und steif vor Verwunderung, während seine Frau, die neugierig herzugetreten war, sofort den ganzen Inhalt auf die Matte schüttete und die Kostbarkeiten auseinander suchte. Nun leuchteten ihre Augen, und ganz freundlich bat sie ihn mit sanften Worten, ihr umständlich sein Abenteuer zu erzählen. Der Alte willfahrte auch ihrem Wunsche und berichtete alles, was ihm mit den Sperlingen begegnet war, ohne die geringste Kleinigkeit auszulassen. Voller Staunen hörte die Frau ihm zu, doch als seine Erzählung bis zu den beiden Kasten gekommen war, und als sie nun hörte, daß ihr Mann den großen, schweren Kasten ausgeschlagen und dafür den kleinen genommen hatte, da ging der Tanz von neuem los und das Zankmaul stand nicht eher still, als bis der alte Mann ganz genau den Weg zu den lieben Sperlingen beschrieben hatte. Sofort legte die Frau ihre besten Kleider an und machte sich auf den Weg. In ihrer Gier aber ging sie so rasch von dannen, daß sie nicht gehörig auf den Pfad achtete und erst nach langem Hin- und Herlaufen sehr mühsam das Häuschen der Sperlinge fand. Und als sie dasselbe endlich in dem niedlichen Garten vor sich sah, da klopfte sie nicht bescheiden, wie es sich gehört und wie es schicklich ist, an die Thür, nein, sie drang ohne weiteres durch den Garten bis an das Haus, als ob es ihr gehöre. Die Sperlinge waren ganz erschrocken darüber, und das schöne Mädchen, das seine Feindin

wohl erkannte, beriet sich erst längere Zeit mit ihren Genossen, was zu thun sei. Doch so ohne weiteres durfte man die alte Frau nicht aus dem Hause werfen, das wäre nicht schön gewesen, und so machten sie alle gute Miene zum bösen Spiele und hießen den unliebsamen Gast willkommen. Schöner Kuchen und Wein wurde herbeigeschafft, und als sich die Alte weidlich gepflegt hatte, da glaubten die Sperlinge, sie würde nun gehen; doch weit gefehlt!



Fig. 70. Vergeltung des Bösen mit Gutem.

„Wollt ihr mir denn nicht auch ein Abschiedsgeschenk geben?" — fragte sie endlich geradezu, da sie merkte, daß man sie gar nicht zum Dableiben nötigte.

„Von Herzen gern," entgegnete das schöne Mädchen und ließ sofort wieder zwei ebensolche Kasten bringen, wie voriges Mal. Ohne alles Besinnen griff die alte Frau nach dem großen schweren Kasten, den sie auch ohne weiteres auf den Rücken nahm, und mit flüchtigem Abschiedsgruß eilte sie fort.

Doch so rasch, wie sie vermeinte, kam sie nicht nach Hause, denn der große Kasten wurde schwerer und schwerer, sodaß sie

keuchend unter der Last schier zusammenbrach. Nur ihre Habgier und ihr Geiz stachelten sie immer wieder zu neuen Anstrengungen an, und so kam sie mit Aufgebot der letzten Kräfte endlich mit dem Kasten in ihre Hütte zurück. Kaum hatte sie die Schwelle überschritten, so sank sie ermattet zu Boden; nachdem sie sich indessen nur einigermaßen wieder erholt hatte, machte sie sich daran, den Verschluß des schweren Kastens zu öffnen. Der Abend war bereits hereingebrochen und es war im Hause ganz dunkel; doch das machte dem gierigen Weibe nichts aus. Sie nahm sich nicht die Zeit, Licht anzuzünden und hatte keine Ruhe, ehe sie die kostbaren Schätze untersucht hatte, die sie im Kasten vermutete. So löste sie denn hastig, wenn auch nicht ohne Mühe, den Verschluß, und endlich sprang der Deckel in die Höhe. Aber, o Schrecken! Keine Kleinodien und Kostbarkeiten kamen zum Vorschein, sondern scheußliche Gespenster mit glühenden Augen, mit schlangenartigen Schwänzen und mit scharfen Krallen stürzten aus dem Kasten hervor und peinigten das böse Weib auf alle erdenkliche Weise. Und so bekam sie für alle ihre Schlechtigkeit, für ihre Habgier und für ihre Grausamkeit die wohlverdiente Strafe. — — — — — —

Den Formen des östlichen Asiens mögen nunmehr zwei Märchen aus dem Centrum und dem Westen dieses gewaltigen Erdteiles folgen. Beide in der Fassung von A. Seidel.

Wie der Gute und der Böse Gefährten waren.

(Märchen der Kirgisen.)

Früher einmal waren der Gute und der Böse Gefährten und reisten zusammen; beide reisten mit Pferd, Kleidung und Nahrung wohlversehen. Beide zehrten auf dem Wege von der Nahrung des Guten; da sie beide aßen, so ging die Nahrung des Guten zu Ende. Da sprach der Böse:

„Mein Guter, deine Nahrung geht jetzt zu Ende, was wirst du jetzt anfangen?“

„Mein Böser, du wisse es selbst," — meinte dieser.

„Wenn ich's wissen soll, gut, so laß uns dein Pferd schlachten!" — sprach jener.

Sie schlachteten das Pferd des Guten, beide verzehrten das Fleisch von des Guten Pferd; da ging wieder ihre Nahrung zu Ende.

„Was willst du jetzt machen, mein Guter? Das Fleisch deines Pferdes ist zu Ende."

„Mein Böser, auch jetzt entscheide du."

„Wenn ich entscheiden soll, mein Guter, so schneide dir ein Ohr ab, ich will es kochen und dir geben, wirst du es essen?"

„Ja, ich will es essen, mein Böser."

Ein Ohr schnitt er ab. Für einen Tag war es Nahrung. Da sprach der Böse:

„Das andere Ohr will ich dir noch für einen Tag als Nahrung geben."

Wieder ging die Nahrung zu Ende.

„Was soll ich jetzt anfangen, mein Guter?"

„Auch jetzt wisse du es selbst, mein Böser."

„Mein Guter, wenn ich es wissen soll, so will ich dir ein Auge ausstechen und es dir für einen Tag als Nahrung geben."

Auch das zweite Auge stach er ihm aus und gab es ihm für einen Tag als Nahrung. — Des Guten Pferd, Rock, Nahrung, Ohren und Augen waren zu Ende. Der Böse hatte mit dem Guten zusammen alles verzehrt; als des Guten Nahrung zu Ende gegangen, gab der Böse seine eigene Nahrung nicht.

„Mein Guter, dein Pferd haben wir geschlachtet und aufgegessen, deine Ohren und deine Augen habe ich genommen und dir für vier Tage Nahrung gegeben. Mein Guter, was willst du jetzt anfangen? Jetzt hast du kein Ohr und kein Auge mehr. Jetzt, mein Guter, will ich dich zurücklassen."

Dieser sagte:

„Mein Böser, wenn du mich zurückläßt, so laß mich in einem dunklen, dichten Walde zurück!"

Der Böse brachte den Guten in einen schwarzen, dichten Wald und ließ ihn dort zurück. Als der Gute im Walde saß, hielten dort ein Tiger, ein Fuchs und ein Wolf Rat. Der Wolf sprach:

„Mein Tiger, du gehst nicht aus diesem Walde hinaus, weshalb bist du in diesem Walde?"

„In diesem Walde sind zwei mächtige Espen; einem Augenlosen geben sie Augen, einem Ohrenlosen geben sie Ohren Diese bewache ich, mein Wolf," — sagte er.

Da sprach der Tiger:

„Mein Wolf, du verlässest nicht dieses Land, weshalb lebst du hier?"

„In diesem Lande ist ein Reicher, der hat 1000 Schafe; dieser Reiche hat einen schwarzen Hund; die Knochen dieses schwarzen Hundes geben einem Toten die Seele wieder; diesen möchte ich nehmen."

Der Wolf sprach:

„Du, mein Fuchs, was gehst du von dem Hügel nicht fort, was machst du da?"

„Im Grunde des schwarzen Hügels ist Gold von der Größe eines Pferdekopfes, dieses bewache ich."

Jener Gute hörte die Rede dieser drei; er ging im Innern des Waldes umher, und als er so umherging, kamen die beiden Espen in seine Hand; seine Augen rieb er daran, da entstanden ihm Augen, seine Ohren rieb er daran, da entstanden ihm Ohren. Aus dem Walde ging der Gute hinaus, zu dem Grunde des schwarzen Hügels kam er und nahm das Gold von der Größe eines Pferdekopfes, das der Fuchs bewachte. Das Gold von der Größe eines Pferdekopfes nehmend, kam er zum Hause des Reichen, der 1000 Schafe hatte.

„Herr," — sprach er, — „verkaufst du deinen schwarzen Hund?"

„Was giebst du dafür?" — sprach jener.

„Ich will Gold von der Größe eines Pferdekopfes geben!"

„Für Gold von der Größe eines Pferdekopfes nimm ihn!"

Den schwarzen Hund nahm er für das Gold, den schwarzen Hund führte er fort und brachte ihn zur Steppe. Zu einer Stelle kommend, erschlug er den schwarzen Hund. Mit dem Feuerstahl schlug der Gute Feuer an, zündete Feuer an und

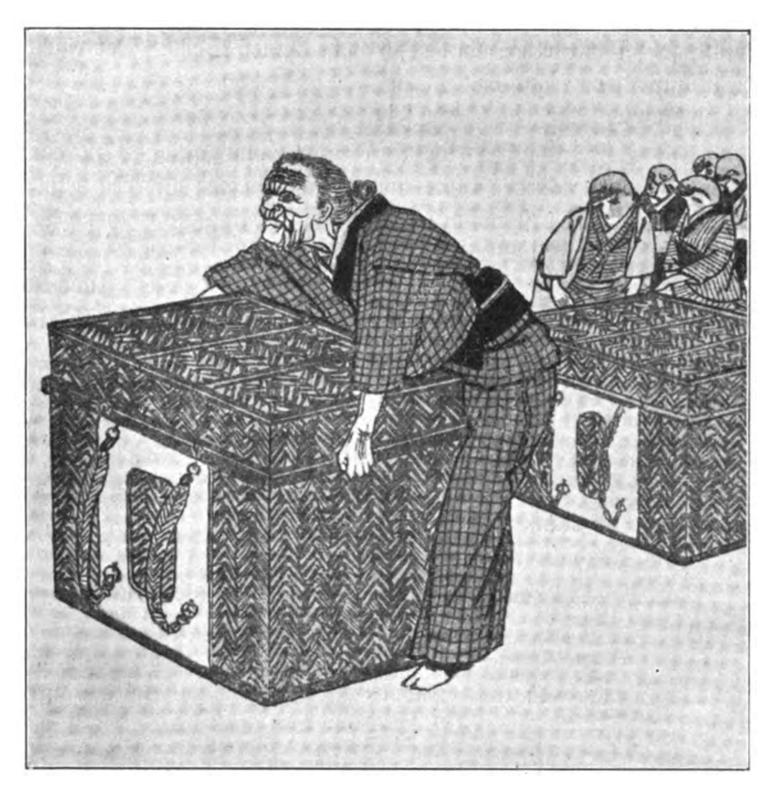


Fig. 71. Der große, schwere Korb. Nach japanischem Farbendruck.

verbrannte den schwarzen Hund; es blieben alle die trockenen Knochen des schwarzen Hundes übrig. Die Knochen nahm der Gute und zerrieb sie; er rieb sie ganz weiß, und sie zerreibend, steckte er sie in beide Seitentaschen: er ging und kam zu dem Wohnsitze des Fürsten.

„Was bist du für ein Mensch?"

„Ich möchte einem, der keinen Sohn hat, ein Sohn sein, einem, der keine Tochter hat, eine Tochter sein."

Des Kans Gemahlin sagte:

„Wenn du einem, der keinen Sohn hat, ein Sohn sein willst, so sei mir ein Sohn! Ich habe keinen Sohn. Der Fürst liegt außerdem krank da."

„Ich will dir ein Sohn sein."

Ein Sohn war er ihr, und als Sohn ging er zu den Pferdeherden. Als der Gute am Abend von den Pferden heimkehrte, war der Fürst gestorben und die Fürstin saß weinend da. Der Gute, von den Pferden kommend, sagte:

„Weine nicht, er wird lebendig werden. Die Knochen des schwarzen Hundes geben einem toten Menschen die Seele wieder."

Von den Knochen des schwarzen Hundes gab der Gute der Fürstin ein klein wenig.

„Nimm dies und lege es in den Mund des Fürsten."

Die Fürstin ging hin und legte es in den Mund des Fürsten. Der Kan stand auf und sprach:

„Ach, ich habe fest geschlafen!"

Am Morgen versammelte der Fürst Volk und Leute. Der Gute sprach zu der Fürstin:

„Der Fürst versammelt Volk und Leute; wenn der Kan fragt, ob jemand da ist, der ihm Gutes gethan hat, so sage nur nichts von mir!"

Darauf ging der Gute zu den Pferden. Am Morgen fragte der Kan:

„Ist jemand vom Volke, der mir etwas Gutes gethan hat?"

Sie sagten:

„Niemand hat euch etwas Gutes gethan."

Volk und Leute zerstreuten sich.

„Wer ist noch übrig?" sagte er.

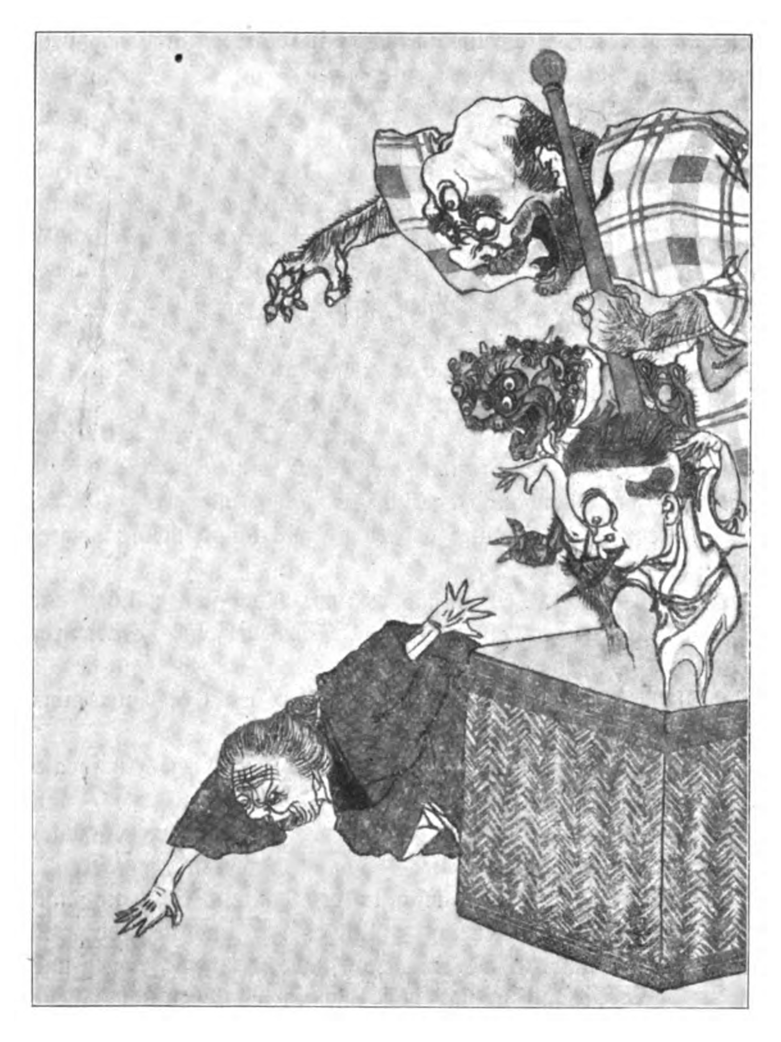


Fig. 72. Bestrafte Habgier. Nach japanischem Farbendruck.

Da sprach die Fürstin:

„Mein Fürst, als du krank dalagst, habe ich einen Jüngling an Kindesstatt angenommen; er ist bei den Pferden, er ist ganz allein übrig geblieben; rufe diesen!“

Der Fürst ließ den Guten rufen.

„Hast du mir etwas Gutes gethan?“ fragte er.

„Ich habe euch nicht viel Gutes gethan; ein wenig Arzenei habe ich der Fürstin gegeben, die Fürstin hat sie hergebracht und euch in den Mund gelegt. Ihr seid darauf aufgestanden und habt gesagt: „Ach, wie fest habe ich geschlafen!“ Außerdem habe ich euch nichts Gutes erwiesen.“

Der Fürst sprach:

„Ist es wahr, daß ihr die Arzenei gegeben?“

„Es ist wahr,“ — sagte die Fürstin.

Der Fürst stieg von seinem goldenen Thron und gab seinen goldenen Thron dem Guten. Er hatte eine Tochter, die so schön wie der Mond und herrlich wie die Sonne war.

„Wenn du mir Gutes gethan, so will ich dir meine Tochter geben!“ — sagte er.

Seine einzige Tochter gab er ihm. Von seinem Vieh gab er ihm die Hälfte, nahm ihn zum Schwiegersohn. So wurde nun der Gute reich.

Als der Gute einst bei den Pferden war, begegnete ihm sein früherer Gefährte, der Böse:

„Guter, wie hast du es nur gemacht, daß du ein so angesehener Mann geworden bist?“

Der Gute erzählte ihm der Wahrheit gemäß, wie es zugegangen. Da sprach der Böse:

„Mein Guter, bringe mich in den dunkeln Wald und laß mich dort zurück! Vielleicht glückt es mir auch wie dir, ein angesehener Mann zu werden. Ich habe dir beide Augen und beide Ohren genommen und habe dich im Wald zurückgelassen; da bist du ein gar glücklicher Mensch geworden. Du stich mir nun auch beide Augen aus, schneide mir beide Ohren ab, bringe mich zu dem Walde, wo ich dich verlassen und laß mich dort zurück!“

Der Gute brachte den Bösen dorthin und ließ den Bösen mitten im Walde. — Der Fuchs, der Wolf und der Tiger, alle drei durchsuchten das Innere des Waldes, da fanden sie



Fig. 73.
Bestrafte Habgier. Nach japanischer Buchillustration.

an einer Stelle den Bösen und fraßen ihn gemeinsam auf. Dies bedeutet das Sprichwort: „Für Gutes kommt Gutes, für Böses kommt Böses," — sagten alle drei und fraßen ihn auf.

Der arme und der reiche Mann.

(Ossetisches Märchen.)

Es lebte einmal ein armer Mann. Da sagte der reiche Mann zum armen:

„Morgen gehe ich zur Jagd, komm mit, du armer Schlucker, ich führe dich auch auf die Jagd.“

„Wie soll ich mit dir gehen?“ — antwortete der Arme — „da ich doch nichts zu essen habe.“

„Sage deiner Frau,“ — sprach der Reiche, — „daß sie irgend wo sich etwas erbitte; irgend jemand im Dorfe wird ihr eine Schale Milch geben, nun, daraus mag sie dir etwas zum Essen bereiten.“

Der Arme ging zu seiner Frau und sagte:

„Der Reiche ladet mich ein, mit ihm auf die Jagd zu gehen, aber was soll ich mitnehmen? Gelt, ich habe nichts Eßbares im Hause?“

Die Frau ging, schaffte sich irgendwo Mehl und bereitete daraus irgend etwas zu essen. Am andern Tage machten sich der reiche und der arme Mann auf den Weg. Sie begannen zu jagen; sie jagten den ganzen Tag, aber sie fingen nichts. Als es Abend geworden war, machten sie sich ein Feuer an und setzten sich daneben. So saßen sie lange; endlich sprach der Arme:

„Sollte es nicht Zeit sein, etwas zu Nacht zu essen?“

„Freilich ist es Zeit,“ — antwortete der Reiche.

Die Wegkost des Armen wurde hervorgeholt, beide aßen davon, dann legten sie sich zum Schlaf nieder. Am andern Tage jagten sie wieder vom frühen Morgen bis zum späten Abend und fingen wieder nichts; zur Nacht kamen sie an den früheren Platz. Lange saßen sie da; endlich als es Zeit zum Essen war, sagte der Arme:

„Du, laß uns essen!“

„Was sollen wir denn essen? Hast du vielleicht noch etwas Eßbares bei dir?“ — war die Antwort des Reichen.

Alsdann nahm der Reiche von seinem eigenen Vorrate und aß, aber dem Armen gab er nichts. Der Arme schaute lange Zeit darauf hin, endlich sagte er:

„Gieb auch mir zu essen.“

„Überlaß mir ein Auge, ich werde es dir ausstechen, dann gebe ich dir zu essen,“ — entgegnete der Reiche.



Fig. 74. Bestrafte Habgier. Nach Yoshitoshi.

Es war nichts zu machen; der Arme bot ihm das Auge dar, der Reiche stach es ihm aus. Dann gab der Reiche dem Armen ein Stückchen Kuchen und jagte ihn fort. Einäugig geht der Arme weiter; als er aus dem Walde ins Freie gelangt, sieht er in der Ferne ein Licht und marschiert darauf zu. Als er näher zum Licht kommt, so sieht er vor sich ein Haus. Er schaut durch die offene Thür in das Innere — niemand ist da; er tritt ein und verbirgt sich darin. Bald darauf kommen der

Bär, der Wolf und der Fuchs hereinspaziert und treten auch in das Haus. Da spricht der Bär:

„Wir sitzen hier beisammen, wir schlafen beisammen, warum essen wir nicht beisammen, weshalb essen wir nicht beisammen von unsern Speisevorräten. Jeder, der etwas hat, mag es hergeben!"

„Seht, was ich habe," — sagte der Fuchs, indem er ein Stück goldgewirkten Zeuges hervorholte, — „dies schließt alle meine Schätze in sich; von diesem Stück lebe ich, dieses Stück schafft mir zu essen und zu trinken; ich nehme das Stück Zeug, schüttle es zweimal — und siehe da, allerlei Getränke und allerlei Speise, wie sie Gott geschaffen, kommen hervor."

„Das ist freilich ein sehr kostbares Ding," — sagte der Bär, — „aber ich besitze eine mit Geld angefüllte Grube: seht, das habe ich!"

Und er führte sie hinaus und zeigte ihnen die mit Geld angefüllte Grube. Der Wolf aber wies ihnen einen Baum und sagte:

„Seht, wenn ich bei meinen Raubzügen gelegentlich verwundet werde, so komme ich zu diesem Baum, reibe an demselben meinen Körper und alles wird wieder heil, als ob nichts gewesen wäre."

Nachdem alle drei auf diese Weise von ihren Reichtümern sich Mitteilung gemacht hatten, sprach der Bär zum Wolf und Fuchs:

„Wenn nun aber schließlich unsere Vorräte zu Ende gehen, so wird es schlimm werden; darum laßt uns arbeiten. Wohin wenden wir uns?"

„Ich gehe den Hühnern nach," — entgegnete der Fuchs.

„Ich begebe mich zu den Hirten und hole mir ein Schaf", — sprach der Wolf.

„Und ich will Hafer fressen", sprach der Bär.

So redeten sie miteinander zur Nachtzeit über ihre Tagesarbeit. Morgens in aller Frühe machten sie sich fort, ein jeder an seine Arbeit — wie er gewollt hatte. Der Arme saß noch

in seinem Versteck, als aber die drei fort waren, da kam er heraus, nahm alles, was jene zurückgelassen hatten, das Stück Zeug und das Geld aus der Grube und steckte es in seinen Sack. Dann ging er zu dem Baume, welchen der Wolf gezeigt hatte und rieb daran das Auge, welches der Reiche ihm ausgestochen hatte, und siehe da, das Auge saß wieder gesund wie vorher an seinem Orte. Dann wanderte der Arme weiter und kam zu den Hirten und die Hirten fragten ihn:

„Wo warst du? Was trägst du auf deinem Rücken?"

Er antwortete:

„Der Reiche hat mich mit auf die Jagd genommen und nun trage ich etwas nach Hause!"

Darauf kommt der Wolf zu den Hirten und ruft:

„Werft mir meinen Tribut zu!"

Die Hirten rufen:

„So komm doch näher."

Der Wolf kriecht näher heran; die Hirten sagen: „er läßt uns keine Ruhe," jagen nach ihm, schießen auf ihn und — was geschieht? Wir wünschen, daß das Gleiche mit deinem Feinde geschehe! Das Gehirn fällt ihm aus dem Kopfe. Da lief der Arme schnell hinzu, hob das Hirn auf, sagte, das sei eine ausgezeichnete Arzenei und schob es in seinen Sack. Der Wolf aber lief eiligst zu seinem Baume und rieb sich daran, aber es half nichts. Da ging er nach Hause, legte sich nieder und fing an zu kränkeln; der Arme eilte auch fort und kam an den Wohnplatz eines Fürsten. Der Fürst war aber schwer krank; von allen Seiten waren seine Freunde und Bekannten zu ihm gekommen. Der Arme fragte:

„Was giebt es hier?"

„Unser Fürst ist schwer krank," — antworteten sie.

„Nun, wenn ihr so gütig sein wollt, zeigt mir doch den Kranken!"

„Ach, wozu willst du ihn sehen?"

„O, ich wünschte ihn wohl zu sehen!"

Das vernahm der Fürst und ließ den Armen hereinführen. Der Arme trat in das Gemach des Fürsten, setzte sich auf einen Sessel und sagte: „Möge die Kraft eines Gesunden in dir sein!" — so wie man zu einem Kranken sagen muß. Dann fragte der Arme, wie er sich in betreffs der Arzneimittel befinde.

„Ach," antwortete der Kranke, — „wenn ich nur jemand hätte, der mir Arzenei verordnete, ich gäbe ihm alles, was er von mir sich erbitten würde."

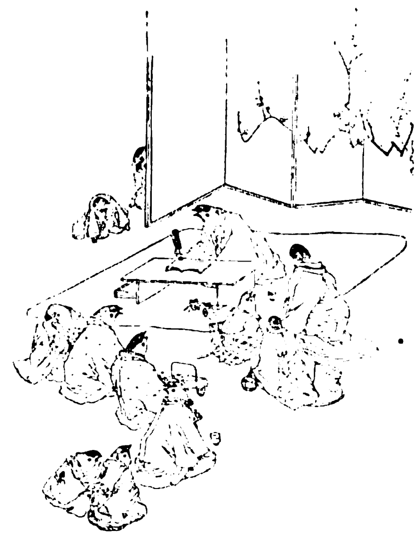


Fig. 75. Ein Märchenerzähler bei den Sperlingen. Nach Matsumoto.

Da forderte der Arme, daß man ihm Milch herbeischaffe. Und sie brachten Milch. Und der Arme nahm das Gehirn des Wolfes und kochte dasselbe in der Milch. Dann verlangte er eine Schale, goß etwas von der Arzenei hinein und reichte es dem Fürsten, damit er es austrinke. Der Fürst leerte die Schale und wurde gesund wie ein Hirsch — er war geheilt. Dann schickte der Fürst seine Diener aus. „Gehet," — sagte er, — „und treibt meine Herde herbei!"

Und sie trieben die Herde herbei. Der Fürst ging hinaus, fing das beste Roß und zäumte es auf, wie es sich gehört. Als das Pferd nun gezäumt war, nahm er einen Säbel, eine Pistole und eine Flinte, alles vom Besten. Nachdem sich nun der Arme auf das Pferd gesetzt hatte, schenkte der Fürst ihm noch eine Schafherde nebst dem Hirten. Der Arme ritt fort, daß die Funken stoben. Der Reiche erkannte den Armen, ging ihm entgegen und sprach zu ihm:

„Wo hast du das alles erbeutet? Sage es mir, oder ich nehme dir die Hälfte fort, wir hatten doch gemeinsame Sache gemacht!"

„Komm her, ich werde dir ein Auge ausstechen — dann will ich dir auch gestehen, wo ich alles erbeutet habe", — sprach der Arme.

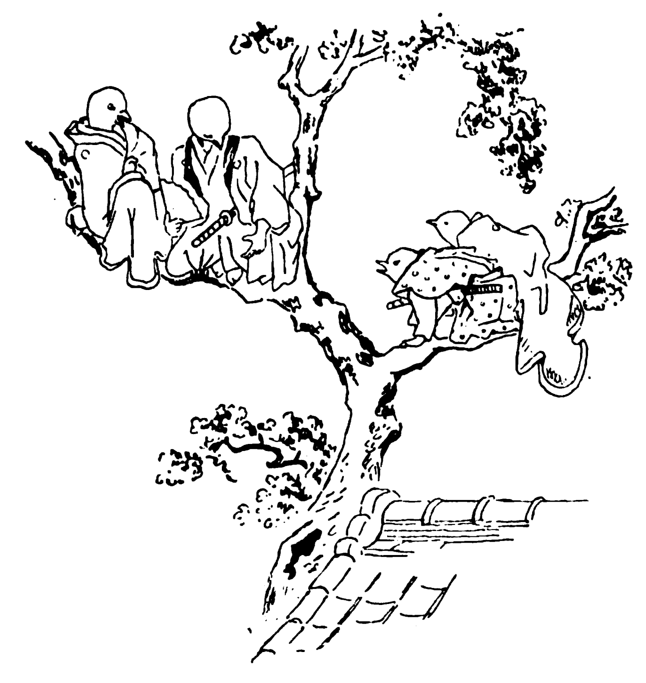


Fig. 76. Sperlingsbrautleute. Nach Kiosai.

Der Reiche nun — es war nichts zu machen — ging darauf ein: der Arme stach ihm ein Auge aus mit dem Dolch, dem Geschenk des Fürsten. Dann aber erzählte der Arme:

„In der Nacht, als ich dich verließ, ging ich einem Lichtschein nach und kam zu einem Hügel, in welchem der Bär, der Wolf und der Fuchs wohnen: von ihnen habe ich alles das erbeutet."

Nun eilte der Reiche auch in das Haus des Bären, des Wolfes und des Fuchses, trat ein und versteckte sich. Von den Tieren war niemand zu Hause. Alle waren bei ihrer Arbeit. Am Abend kehrten alle heim; der Wolf zuerst, er war nicht recht gesund. Nachdem sie eine Zeit lang bei einander gesessen hatten, fragte der Bär:

„Nun, was hat denn ein jeder geschafft?"

„Ich kam zu den Hirten," — sagte der Wolf, — „aber man gab mir keinen Tribut; wohl aber brachte man mir eine Wunde bei; da ging ich zu meinem Baume und rieb und rieb daran, aber es half nicht — da bin ich nun krank."

„Ich bin um alle Hühnerställe herumgegangen, habe aber nichts erbeutet und bin mit leeren Händen heimgekehrt", — sagte der Fuchs.

„Ich ging aus, um Hafer zu fressen, aber weil derselbe noch grün ist, so bin ich ebenfalls leer heimgekehrt," — sagte der Bär.

So saßen sie eine Weile und als die Essenszeit kam, da sprach der Bär zum Fuchs:

„Fuchs, bringe uns doch etwas!"

Der Fuchs zündete ein Licht an und suchte; sein Zeug ist fort.

„Was sollen wir denn essen, wenn mein Zeug nicht da ist!"

Da erhob sich der Bär und sagte:

„Du willst uns etwas necken! Ich hole mir wenigstens einen Rubel aus meiner Grube."

Aber die Grube war ganz leer. Beide hielten Rat und der Bär meinte, das hat niemand als der Wolf beiseite gebracht.

„Ich bin krank," — sprach der Wolf, — „ich habe nichts gesehen."

Der Bär aber sagte:

„Das bist du gewesen, es kann niemand anders sein; du stellst dich nur krank. Aber uns wirst du nicht betrügen!"

Und der Bär und der Fuchs fielen über den Wolf her und verzehrten ihn. Nachdem sie den Wolf aufgefressen hatten, entdeckte der Fuchs den Reichen und rief:

„Sieh, hier ist ein Mensch, das ist der Dieb! Warum haben wir unsern Kameraden aufgefressen?"

Der Bär zog den Menschen aus seinem Versteck und zerriß ihn. Der wollte sich verantworten, daß nicht er der Dieb sei, aber was sollte der Bär ihn noch anhören! Der Bär und der Fuchs verspeisten ohne weiteres den reichen Mann. Dem Armen aber hatte Gott das Leben geschenkt; er weilt noch heute unter den Lebenden.

Von dem Manne, der verdorrte Bäume zum Blühen bringen konnte.

(Japanisch.)

Vor langen, langen Jahren lebte in einem Dorfe ein altes Ehepaar. Sie waren stets ehrlich und brav gewesen, und da ihnen die Götter das Glück, Kinder zu haben, versagt hatten, so schenkten sie ihre Liebe einem kleinen Hündchen, das sie besaßen. Sie hätschelten und pflegten das Tierchen, als ob es ihr Kind wäre, und der Hund war dafür so dankbar und treu, daß er sich keinen Augenblick von ihnen trennte und stets mit ihnen lief, wenn sie Geschäfte außer dem Hause besorgten. Eines Tages arbeitete der Mann fleißig in seinem Garten, und als er die schwere Hacke für eine Weile ruhen ließ und sich den Schweiß von der Stirne wischte, sah er, wie das Hündchen an einer bestimmten Stelle auf dem Rasen schnupperte und kratzte. Der Mann hatte indessen anfangs keinen Arg daraus und wollte schon seine Arbeit von neuem beginnen, als der Hund laut bellend auf ihn zulief und dann ebenso freudig bellend zu der Stelle zurücklief und eifrig kratzte. Dies that er zu wiederholten Malen, so daß der Mann endlich die Hacke nahm und sich auf den Platz begab, den der Hund ihm bezeichnete. Bellend tanzte nun der Hund vor ihm her und freute sich offenbar darüber so sehr, daß der Mann nebst seiner Frau, welche dazu gekommen war, herzlich über ihn lachten. Der Mann that nun mit der Hacke ein paar tüchtige Schläge in die Erde, und — siehe da! — es währte



Fig. 77.

Der Hund zeigt dem guten Mann das Gold, der böse sieht zu. Nach jap. Farbendruck.

nicht lange, so klang es hell unter dem Stahl der Hacke, und ein großer Schatz von alten, glänzenden Goldmünzen kam zum Vorschein. Mit Hilfe der Frau wurde der Schatz gehoben und



Fig. 78. Der Hund zeigt dem bösen Mann etwas Schlechtes und wird dafür totgeschlagen. Nach japanischer Buchillustration.

sicher nach Hause getragen. Nun waren die alten guten Leute mit einem Male wohlhabend, und wenn sie schon früher den Hund gut gehalten hatten, so thaten sie dies jetzt erst recht. Er bekam stets das beste Essen, und sie bereiteten ihm ein reiches und

schönes Lager, daß es ein Prinz sich nicht hätte besser wünschen können.

Die Geschichte von der Auffindung des Schatzes durch den Hund wurde indessen ruchbar, und ein neidischer Nachbar der alten Leute wurde davon so aufgeregt, daß er nicht essen, noch trinken, noch schlafen konnte. Stets dachte er an die Geschichte und der bitterste Neid verzehrte ihn. Endlich dachte er, daß der



Fig. 79. Die guten Leute finden den Mörser gefüllt. Nach japanischem Farbendruck.

Hund doch wohl die Gabe haben müsse, alle Schätze der Welt aufzuspüren, und deshalb kam er schmeichelnd zu den alten Leuten und bat sie, ihm doch ihr Hündchen für kurze Zeit zu borgen.

„Wohin denkst du?“ — sprach der alte Mann; „wir können den Hund nicht entbehren, wir haben ihn viel zu lieb und können uns keine Stunde von ihm trennen.“

Doch der neidische Nachbar ließ nicht nach und kam täglich mit derselben Bitte, und da die guten alten Leute niemand eine

Bitte abschlagen konnten, so ließen sie sich endlich erweichen und überließen ihr Hündchen dem Nachbar. Eines Tages nun, als dieser den Hund in den Garten laufen ließ, stand er still, schnupperte auf dem Boden umher und fing richtig zu kratzen an. Hocherfreut lief der Nachbar hinzu, seine Frau brachte rasch eine Hacke, und dann gruben beide nach dem vermeintlichen Schatze. Aber was fanden sie? Eitel Unrat und Totengebein, und das

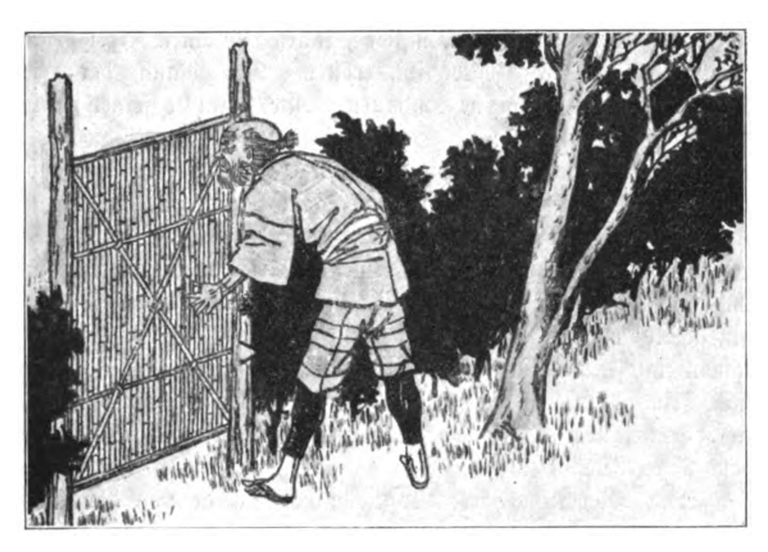


Fig 80. Der böse Mann sieht es

stank so abscheulich, daß sie sich die Nase zuhalten mußten. Da waren sie voller Wut, daß der Hund, den sie doch auch sehr gut verpflegt hatten, sie so arg betrogen hatte. Der Mann war darüber so aufgebracht, daß er auf der Stelle das arme Tierchen tot schlug. Dann aber klagte der Heuchler laut und kam jammernd zu dem Besitzer des Hundes, um nicht als Mörder desselben in Verdacht zu kommen.

„Euer Hund," — sprach er, — „den ich so gut gefüttert habe, ist plötzlich gestorben, und niemand weiß, wie dies hat ge-

schehen können; ich kann nicht dafür und bringe euch sofort die Nachricht — er ist eben verschieden."

Trauernd trug der gute Alte die Leiche seines Lieblings zu der Stelle, wo der Schatz gefunden war. Er begrub ihn dort unter einer alten Fichte und klagte vom Morgen bis in die Nacht über den Verlust des treuen Tieres. Doch einstmals, als er nachts auf seiner Decke lag und fest schlief, da erschien ihm der Hund im Traume und sagte ihm, er möge den Baum, unter dem er selber begraben liege, fällen und einen Reismörser daraus machen, der werde ihn trösten. Der Mann, der den schönen Baum nicht gerne umhauen wollte, erzählte seiner Frau den Traum und fragte sie, was er thun solle. Die Frau aber riet ihm dringend, den Rat des Hundes zu befolgen, und so ward der Baum gefällt, und aus seinem Stamme ward ein schöner großer Reismörser angefertigt. Als die Zeit der Reisernte gekommen war, da sollte der neue Mörser gebraucht werden, und als der Mann die Körner, die geschält werden sollten, hineingethan hatte und anfing zu stoßen, da — o Wunder — kamen statt der weißen Reiskörner lauter blanke Goldstücke zum Vorschein. Nun war die Freude groß und die alten Leute waren tief gerührt über die Treue ihres Hündchens, die sich noch nach dem Tode bewährte.

Aber wiederum hörte der neidische Nachbar von der Geschichte, und als er herausgefunden, daß sie auf Wahrheit beruhte, da ging er abermals zu den alten Leuten und bat und flehte heuchlerisch, sie möchten ihm doch den Mörser borgen. Der gute Alte gab ihn nur sehr ungern her, aber was wollte er machen? Erschien es nicht gar zu ungefällig, wenn er die Bitte des Nachbarn abschlug.

Als der Neidische nun den Mörser im Hause hatte, — heissa — da ging es daran, Reiskörner zu schälen. Mann und Weib schleppten die Ballen herbei und gedachten eine große, unermeßliche Ernte an Goldstücken zu halten. Aber wiederum ward ihre Habgier arg bestraft, denn statt des Goldes zeigte sich nicht einmal Reis, nein, da kam ekelhaft stinkender Unrat

zu Tage. Und abermals wurden die beiden schlechten Menschen, die ihrem Nachbar kein Glück gönnten, so böse und ergrimmt, daß sie, ohne sich zu besinnen, den Mörser in kleine Holzsplitter zerhackten und ihn verbrannten.



Fig. 81. Der böse Mann zerschlägt den Mörser und verbrennt ihn zu Asche.

Die guten alten Leute waren natürlich sehr betrübt, als sie kamen, um sich den wertvollen Mörser zurück zu erbitten und den Sachverhalt erfuhren, der ihnen nicht vorenthalten wurde. Klagend legten sie sich abends zur Ruhe. Aber im Traume erschien dem alten Manne abermals sein liebes Hündchen, das ihn tröstete und ihm sagte, er möge nur zu dem neidischen Nachbar gehen und sich die Asche von dem verbrannten Mörser holen. Mit dieser Asche möge er auf die Landstraße gehen, und wenn der Daimio, der Landesfürst, vorüber reise, so möge er auf die Kirschbäume klettern und dieselben mit der Asche bestreuen; dann würden sie allsogleich über und über blühen.

Das war ein merkwürdiger Traum. Der alte Mann ging daher sogleich am Morgen zu seinem Nachbar und bekam auch Asche von seinem verbrannten Mörser vollauf. Diese that er nun in einen Beutel und ging damit auf die Landstraße. Alle Kirschbäume waren noch kahl — es



Fig. 83. Ein Großer des Reiches sieht dies mit Erstaunen. Dieses und die vorhergehenden Bilder nach japanischem Farbendruck.



Fig. 82. Der Gute streut die Asche auf Bäume, die so blühen.

war die Zeit, wo die Kunstgärtner für vieles Geld kleine Kirschbäume in Töpfen verkaufen, um den Leuten den Genuß der hochverehrten Kirschblüte Winters im Zimmer zu verschaffen, doch draußen gab es weit und breit keine Kirschblume; dazu war es viel zu früh im Jahre, man konnte darauf getrost noch einen Monat warten. Als der alte Mann an der Landstraße angekommen war, da sah er in einiger Entfernung den Zug des Daimio herannahen. Der Fürst kam in voller Pracht und mit großem Gefolge. Alle Menschen, die des Weges kamen, warfen sich pflichtschuldigst auf den Boden, um dem Herrn der Provinz ihre Ehrfurcht zu erweisen, und als der alte Mann dies nicht that, sondern vor des Daimio Augen flink auf einen Baum kletterte, da wurde der Fürst zornig und befahl, den Mann zu ergreifen, der so der guten Sitte Hohn spreche. Doch der alte Mann ließ sich nicht verblüffen, griff mit der Hand in den Sack und bestreute rings umher die Bäume mit der feinen Asche. Im Nu stand alles in Blüte,

und der Fürst war darüber so erfreut, daß er den alten Mann reich beschenkte und ihn nach seiner Rückkehr in sein Schloß bescheiden ließ, wo er hoch geehrt wurde.



Fig. 84. Der Böse versucht dasselbe, die Asche fliegt aber dem Fürsten in die Augen. Nach japanischer Buchillustration.

Dies alles erfuhr ebenfalls der reiche Nachbar, und wieder ließ ihm die Habgier und Mißgunst keine Ruhe. Deshalb sammelte er sorgfältig alle die Asche, welche noch von dem

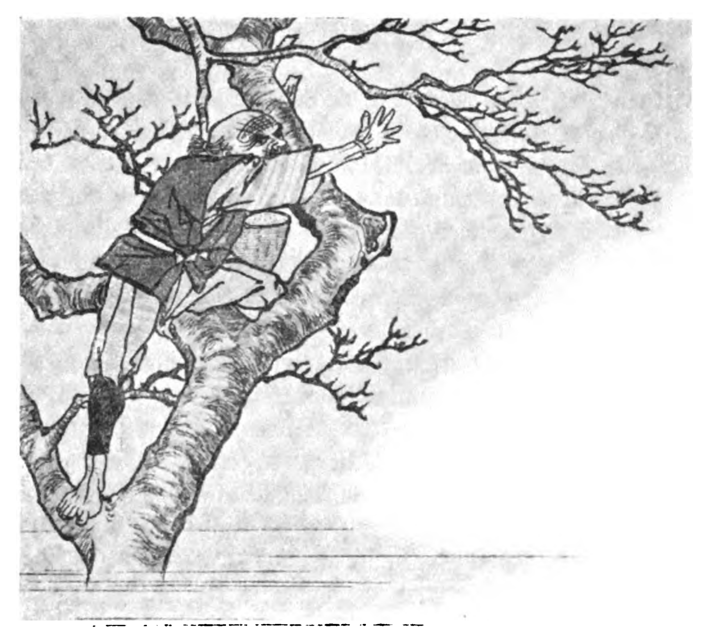




Fig. 85. Die Asche fliegt dem Fürsten und seinen Leuten in die Augen.
Nach japanischem Farbendruck.

verbrannten Mörser da war, und machte sich mit dieser auf den Weg, um dem Daimio dieselbe Vorstellung zum Besten zu geben, mit der sein Nachbar so viel Glück gehabt hatte. Als er den Zug des Daimio herankommen sah, als er die vielen Reiter und Fußgänger, die reichgeschmückten Kagos des Fürsten erblickte, da hüpfte sein Herz vor Freude, wenn er an die Ehre dachte, die ihm bevorstand. Deshalb griff er mit beiden Fäusten in seinen Aschenbeutel, und just als der Zug unter dem Baume vorüberkam, auf dem er saß, da streute er plump die feine Asche aus. Aber diesmal trieb kein einziger Baum Knospen und keine Blüte zeigte sich; die Asche aber flog dem vorüberziehenden Daimio in die Augen und den reich geschmückten Kriegern ins Gesicht und auf die prächtigen Gewänder. Im höchsten Grade aufgebracht, holten sie den Übelthäter vom Baume herunter und prügelten ihn tüchtig durch; dann banden sie ihn und warfen ihn ins Gefängnis, in dem er lange Zeit schmachten mußte. Als er wieder frei kam, da hatten die Leute in seinem Dorfe alle seine Bosheit erfahren und wollten nichts, durchaus gar nichts mehr mit ihm zu thun haben, und so nahm er schließlich ein klägliches Ende.

Die guten alten Leute aber, die ihren lieben Hund, durch den sie reich und glücklich geworden waren, in treuem Andenken behielten, lebten bis an ihren Tod glücklich und zufrieden.

Haben wir im vorigen Kapitel eine sich auflösende in der Dialektik tendenziös ausklingende Naturfabel verfolgt, so stehen wir hier am Ende einer Entwicklungsreihe, welche auch in der Tierfabel beginnt, welche auch schon in primitiven Verhältnissen die Ahnung einer Moralschätzung bietet, deren moralischer Gehalt aber immer mächtiger aufwächst und zum Durchbruch kommt, so daß die tierischen Grundzüge ganz zurückgedrängt werden, daß der Mensch die Hauptrolle in der Fabel übernimmt, und daß die ganze Geschichte sich zuletzt nur in einer Preisung der besseren Moral auflöst. Es ist außerordentlich bezeichnend, wie verschwommen die Leistungen, die Thätigkeit, überhaupt die Be-

thätigung der Tiere verschwindet. Es ist sicher, daß in den ältesten Formen der Geschichte vom Bösen und vom Guten wohl nur tierische Eigenschaften, Tiergestalten und Bilder des Tierlebens enthalten waren, daß mit dem stärkeren Aufsprossen der Moralschätzung aber das Tier zurücktrat, seine Stelle dem Menschen überließ. Das Auftreten des Tieres in den letzten Fabeln kann man nur noch als eine dunkle Reminiscenz bezeichnen, die dem Vollgewichte des „fabula docet“ auch noch gewichen ist. Wer dieses letzte Stadium auch noch mit erleben will, der schlage die Märchen von Andersen auf und lese die Geschichte vom großen Klaus und vom kleinen Klaus. In diesem Märchen, — denn aus der Fabel ist nun ein Märchen geworden, — knarrt höchstens noch die Pferdehaut. Wirkliche Tiere, und zwar aktiv handelnde Tiere giebt es hier nicht mehr.

Greifen wir darauf zurück, was ich im Anfange des vorigen Kapitels sagte, daß nämlich unser Ziel hier ist, das Verhältnis der verschiedenen Kulturstufen zu den Tieren festzustellen. Da sehen wir denn in der Naturfabel das volle Verständnis für die Tierwelt, die Gleichschätzung von Tier und Mensch durchgeführt und nun sehen wir in der Kulturfabel das Tier vom Schauplatze verschwinden, an seine Stelle den Mensch treten und nach menschlichen Werten alles entwickelt. Wir können das Gleiche nochmals erkennen, wenn wir die Entwicklung der Illustrationen verfolgen, welche diese Kapitel zieren. Am Ende vom nächsten Kapitel werde ich darauf zurückkommen.

Nunmehr wollen wir mit dem so Klargelegten eine weitere Entwicklungsreihe vergleichen, die Abwandlung der Mythe bis zur Fabel.

Kapitel III.

Das Verklingen der Tiermythe.



roße solare Mythen, Sagen von tieferer religiöser Bedeutung, welche sich um den Auf- oder Niedergang der Sonne, um die Schicksale der Sonne und die Seelen der Verstorbenen gebildet hatten, habe ich im 1. Bande, in den Berichten über die Flegeljahre der Menschheit schon wiedergegeben. Unter diesen finden sich auch solche, welche in tierische Gewandung gehüllt sind Ich verweise da besonders auf die nordwestamerikanischen Sagen, die Geschichten von Yetl, dem Raben. Die Thatsache, verhältnismäßig junger mythologischer Schöpfung in derart primitivem, tierischem Ausdruck hat natürlich jetzt, wo wir dem Verhältnis zwischen Tier und Mensch des Näheren nachspüren, ein ganz besonderes Interesse.

Denn: Erzählt man mir von Tiergeschichten schildernder Art ohne organischen Zusammenhang, dann weiß ich, daß ein Produkt der ältesten Kulturform, eine Schöpfung aus der Zeit des engsten Zusammenhanges zwischen Mensch und Tier vor mir liegt; wenn ich von der Seelenverwandtschaft der Tiere und Menschen höre, einer Beziehung der Familie oder eines Stammes zu einer Tierart &c., dann ist mit Entschiedenheit anzunehmen, daß hier eine Anschauung der manistischen Kulturepoche, ein Glaube, entsprossen dem Ahnendienste und der Ahnenverehrung, gegeben ist.

Solche Erscheinungen sind klar. Am wenigsten verständlich ist es jedenfalls, wenn die dritte Kulturepoche, die Zeit der Beobachtung der Sonne, der Gestirne überhaupt und der Zeiträume, wenn diese Epoche die Erzählungen der Tierwelt mit ihren kosmogonischen Vorstellungen anfüllt. Solche solaren Mythen in Tiergewandung mehren sich, sobald wir die heiße Zone nach Norden verlassen. Während die heiße Zone nur das alles verschlingende Meer als Fisch, oder Schlange, oder Drachen, die Sonne selbst als Vogel festgehalten hat, mischen sich auf dem Wege nach Norden und zwar in ganz regelrechtem Zusammenhange und zwar je weiter wir vordringen immer mehr Tiergestalten in die Mythe, und zuletzt verschwindet die Mythe fast, — eben unter dem Gewirr der Tiere.

Ganz besonders bezeichnend für solchen Entwicklungsgang ist auch die Mythologie der Japaner. Haben wir im vorigen Bande die Sagen der Naturvölker beobachtet, so sollen hier diejenigen der Kulturvölker zu ihrem Rechte kommen. Und ich meine, jetzt noch bei einem Kulturvolke, welches ziemlich weit nach Norden vorgeschoben wohnt, die alten Mythen mit allen Symptomen der Entwickelung betrachten zu können, das müßte anziehend sein.

Aber wir müssen im Auge behalten, daß es nicht die Mythe des Japaners als solche ist, welche hier besonders interessiert. Wir sind ja vielmehr dabei, dem Verhältnisse zwischen Tier und Mensch nachzuspüren, und somit dürfen wir hier nicht die großen wuchtigen Mythen der Japaner bevorzugen, sondern müssen vielmehr uns auf einen kleinen Teil beschränken, welcher diese älteren Symptome noch einigermaßen klar birgt. Ich lasse hintereinander folgen, was an Material für unsere Betrachtung wünschenswert erscheint.

Momotaro.

(Japanisches Märchen.)

Vor langen, langen Jahren lebte in einem Dorfe ein altes Ehepaar. Trotz ihrer Armut hätten die beiden alten Leute recht zufrieden leben können, wenn sie nur Kinder gehabt hätten.

Aber die fehlten ihnen, und so sehr sie sich dieselben auch Zeit ihres Lebens gewünscht hatten, so war ihnen doch dieser Wunsch versagt geblieben. So verbrachten sie ihre Tage einsam und allein



Fig. 86. Die Frau fischt den Pfirsich auf. Nach japanischer Buchillustration.

und grämten sich oft sehr, daß selbst die Nachbarn ihren Kummer teilten, sich mit ihnen betrübten und sie nach Kräften zu trösten suchten.

Da begab es sich eines Tages, daß das alte Mütterchen aus der Hütte heraustrat und zum Flusse hinabging. Die Sonne



Fig. 87. Momotaro kommt zum Vorschein. Nach japanischem Farbendruck.

schien hell und der breite Strom trieb das klare Wasser rauschend über die Steine daher. Das Mütterchen hatte ein Bündel schmutziger Kleider mitgebracht, das sie nun löste, und emsig ging sie an das Waschen der Kleider. Sie war ganz vertieft in ihre Arbeit und achtete auf nichts weiter, als plötzlich auf dem Wasser ein großer schöner Pfirsich gerade auf sie zugeschwommen kam. Freudig griff sie danach; ach, selten gab es wohl eine so herrliche, schöne und reife Frucht wie diese. Sie war dick und rund und strahlte rosig in der Sonne. Nun denkt ihr wohl, das alte Mütterchen hätte sogleich den schönen Pfirsich gegessen? Nein, das that sie nicht, sie legte ihn beiseite und dachte sogleich an ihren guten Mann zu Hause; der sollte auch davon etwas bekommen! Und als die Arbeit beendet war, ging sie heim und gab dem alten Manne den Pfirsich; der freute sich nicht wenig über den schönen Fund, holte ein Messer und schnitt die Frucht vorsichtig in zwei gleiche Teile. Und was geschah nun? Zu dem größten Erstaunen der beiden Alten sprang ein wunderhübsches, munteres Knäblein daraus hervor. Und das war eine Freude, so groß, daß sie nicht zu beschreiben ist. Nun hatten die alten einsamen Leute plötzlich einen Sohn, den sie sich so lange gewünscht hatten, und sie dankten den Göttern inbrünstig für die unverhoffte Gnade. Zur Erinnerung an seine wunderbare Auffindung nannten sie ihn Momotaro, das heißt Pfirsichjunge. Sorgfältig zogen sie ihn auf, und er ward ein schöner Jüngling, begabt mit allen Tugenden eines guten Menschen, die Stütze und der Stab ihres Alters. Momotaro liebte seine guten Eltern ebenso sehr, als diese ihn liebten und war ihnen so dankbar, daß er Tag und Nacht daran dachte, ihnen alle Liebe und Aufopferung zu vergelten, sie recht glücklich zu machen und vor allen Dingen ihre ärmlichen Verhältnisse in bessere zu verwandeln. Er grübelte fortwährend darüber, wie er es wohl anfangen sollte, Reichtümer für seine Eltern zu erwerben, und nahm sich vor, eine Wallfahrt nach berühmten Tempeln anzutreten, um sich dort Rats zu erholen. Doch bevor er noch diesen Entschluß ausführte, hatte er einen so lebhaften Traum, daß er

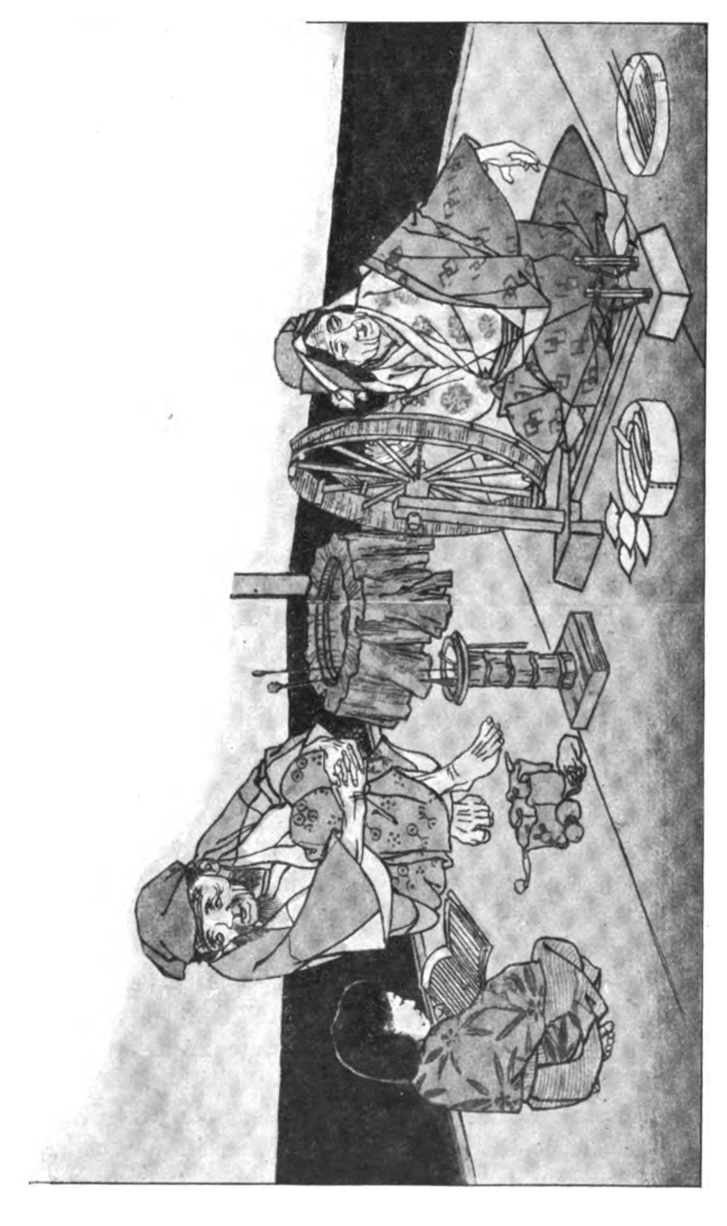


Fig. 88. Momotaro eifrig studierend. Nach japanischem Farbendruck.

sich nur danach zu richten beschloß und alle anderen Pläne aufgab.

Nahe bei seinem Wohnorte nämlich lag eine Insel im Meere, welche niemand betrat, denn dieselbe war ausschließlich von bösen Geistern bewohnt. In Japan heißen solche bösen Geister Oni, weshalb auch diese gefürchtete Insel Onigaschima, Insel der bösen Geister, genannt wurde. Nun ging die Sage, daß die Oni, welche dort hausten, in ihren Höhlen ungeheuere Schätze aufgehäuft hätten, die sie streng bewachten, und der Geist, dem die Wache hauptsächlich oblag, hieß Monban. Momotaro hatte nun geträumt, er sei nach dieser Insel gefahren, hätte alle die bösen Geister besiegt und ihre Schätze erobert. Was aber die Hauptsache war und ihn vornehmlich in der Absicht bestärkte, die Fahrt nach Onigaschima zu wagen, war der Götter Gunst, die ihm im Traume bei seinem Unternehmen zu teil ward; denn in Gestalt von allerlei Tieren halfen ihm die Götter glücklich alle Gefahren bestehen und den Sieg gewinnen.

Das erste, was Momotaro nun that, war, daß er sich in der Kunst übte, Waffen zu führen und besonders eine schwere Keule zu schwingen, und als er dies verstand, ging er zu seinen Eltern und sagte ihnen, was er zu thun beschlossen hätte. Ganz bestürzt hörten sie ihn an und waren tief betrübt, daß sie ihren lieben Jungen verlieren sollten; sie baten ihn, doch ja sein Vorhaben aufzugeben und weinten, wenn sie daran dachten, wie furchtbar die Gefahren wären, denen er entgegen ginge. Als aber Momotaro dennoch darauf bestand, sein Abenteuer zu wagen, als er ihnen vorstellte, der Traum habe ihm ja der Götter Gunst und Hilfe zugesagt, da dachten sie an den schönen Tag, wo er ihnen aus dem Pfirsich entgegengesprungen war, und gaben ihre Einwilligung; die Götter, das war ihr Trost, würden dem Sohne, welchen sie ihnen auf so wunderbare Weise geschenkt hatten, auch ihren Schutz nicht versagen.

Momotaro rüstete sich also zum Abschiede, und seine Eltern bereiteten ein Menge köstlicher Klöße aus Hirse, die sie ihm auf

seine Reise mitgaben, damit er seinen Hunger stillen könnte. Und als nun alles in Bereitschaft war, sagte der gute Sohn seinen Eltern Lebewohl und ging von dannen.

Wohlgemut zog er seines Weges dahin, als ihm ein Hund

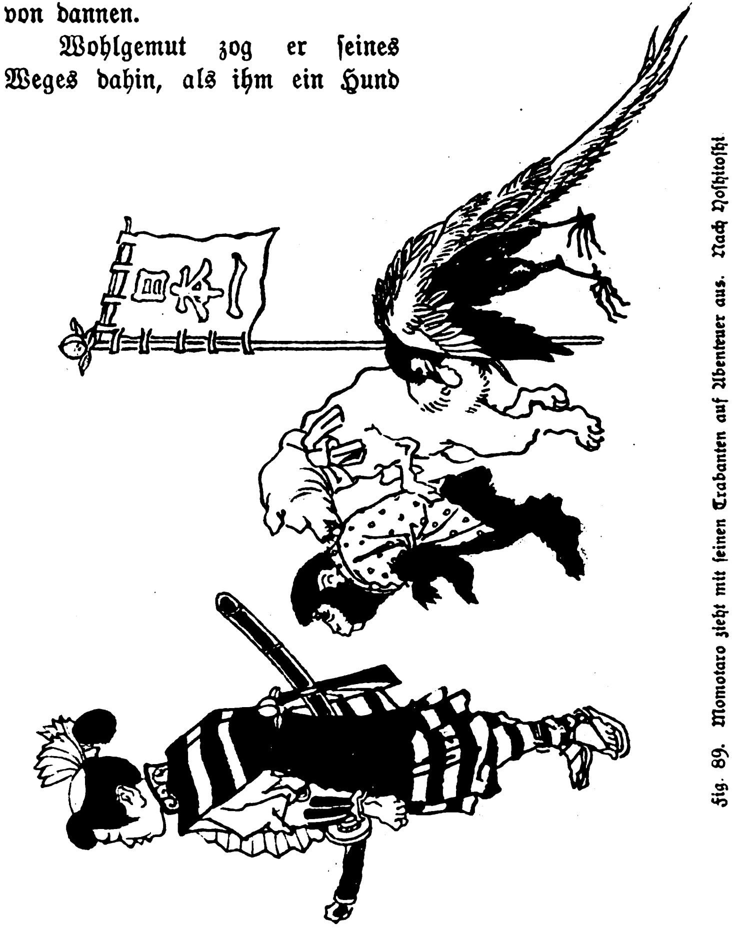


Fig. 89. Momotaro zieht mit seinen Trabanten auf Abenteuer aus. Nach Yoshitoshi

entgegenlief. Zutraulich wedelte dieser mit dem Schwanze und sprang bellend an Momotaro in die Höhe, als er sah, daß derselbe sich seines Anblicks freute.

„Laß mich mit dir ziehen," — sprach der Hund, „ich will dir nützlich sein auf deiner Reise und dir treu dienen, wenn du mir etliche von deinen schönen Klößen abgeben willst."

Momotaro erfüllte diesen Wunsch sofort; er gab ihm einige Klöße und ließ ihn neben sich herlaufen. Nicht lange waren sie zusammen gewandert, so begegnete ihnen ein Affe, der sie freundlich grüßte und Momotaro fragte, wohin er mit all seinen vielen Waffen reisen wolle. Dieser erwiderte, daß er gegen die Insel der bösen Geister ausziehen und ihre Schätze erobern wolle, um sie seinen Eltern als Lohn für alle Wohlthaten zu bringen.

„Dann will ich mit dir ziehen und dir helfen," — sagte der Affe, — „du wirst mir gewiß dafür auch gern etwas von deinen schönen Klößen schenken, nicht wahr?"

„Gewiß, die sollst du haben," — entgegnete Momotaro und gab ihm sofort in voller Freude eine große Portion, und als der Affe sie aß, schmeckten sie ihm so gut, das er seinen Freund den Fasan herbei rief, der davon kosten mußte. Der Fasan, der ganz in der Nähe war, flog herbei und labte sich an der köstlichen Speise, und als er hörte, wohin die Reise gehe, bat er Momotaro, auch ihn mitzunehmen; er wolle vereint mit seinem Freunde, dem Affen und dem Hunde, ihm beistehen, die schreckliche Insel zu erobern. Momotaro war es zufrieden, und so zogen sie alle vier getrost und mutig dem Strand entgegen. Als sie denselben erreicht hatten, war freilich ein Boot vorhanden, das sie hinüber zur Insel bringen konnte, aber es lag weit im tiefen Wasser und war an einen Pfahl gebunden. Was war zu thun? Momotaro sann vergebens, wie er sich helfen sollte. Da aber wußte der Affe Rat; er sagte dem Hunde:

„Du kannst ja schwimmen! Also rasch begieb dich ins Wasser; ich springe auf deinen Rücken, du trägst mich zu dem Kahne und wir holen ihn zusammen hierher ans Ufer."

Gesagt, gethan; der Hund trug den Affen auf seinem Rücken durch das Wasser zum Kahne hin, der Affe löste das Tau und gab es dem Hunde ins Maul. Freudig und stolz

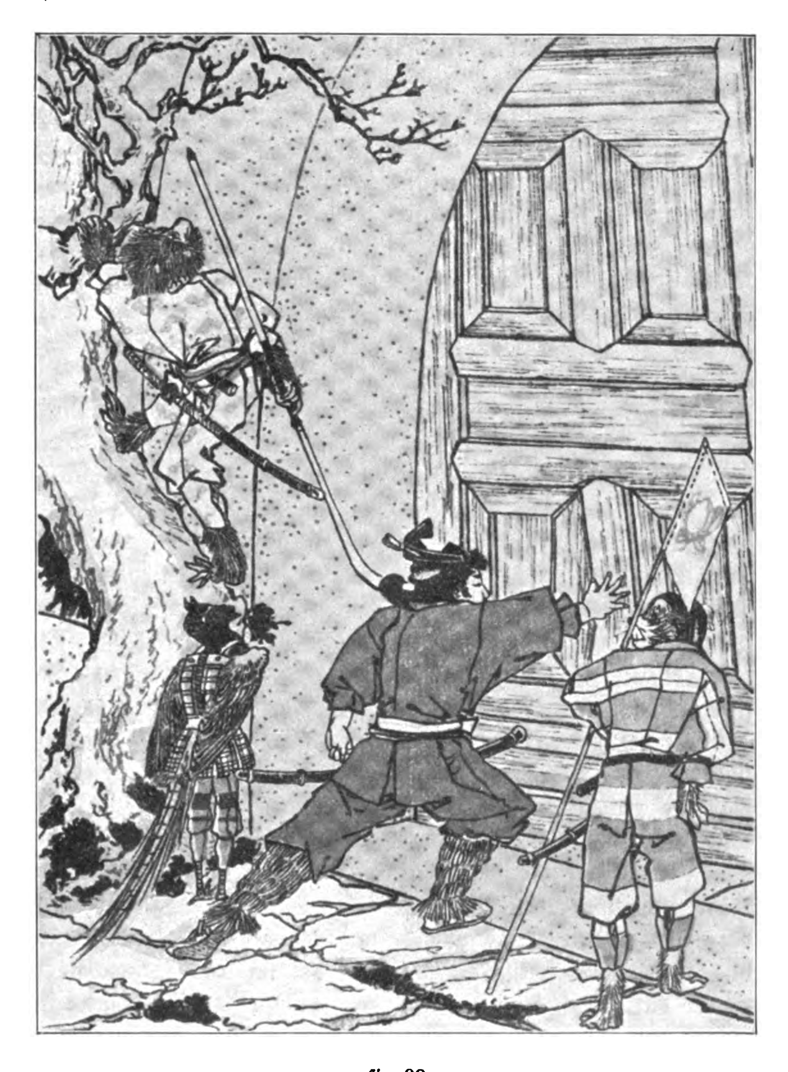


Fig. 90.

Momotaro gegen die Thür des Onireiches anstürmend. Nach japanischem Farbendruck.

schwamm der Hund zurück ans Ufer und brachte so den Kahn ans Land. Nun stiegen sie alle außer dem Fasanen ein; dieser aber flog voran, zu der Insel hinüber, um einen guten und sicheren Platz auszukundschaften, wo sie unbemerkt landen könnten. Die bösen Geister durften sie nicht sehen und vor allen Dingen den Kahn nicht; denn wie hätten sie ohne diesen, wenn sie die Schätze eroberten, dieselben fortschaffen wollen? Momotaro lobte den Fasan für seine Vorsicht und ließ ihn vorauf fliegen, und Dank seiner umsichtigen Führung konnten sie nicht allein ungesehen und gefahrlos landen, sondern der Fasan brachte sie auch gleich zum Eingange der großen Höhle, die er bald ausgekundschaftet hatte.

Momotaro schlug mit seiner Keule gegen die eiserne Pforte der Höhle, aber keine Antwort erfolgte. Ungeduldig und zornig zerschmetterte er die Thür und trat ein. Aber wie staunte er über den Anblick! Er hatte erwartet, an einen finstern, grausigen Ort zu gelangen, und nun fand er das Gegenteil; es war ein prächtiger, heller und glitzender Palast, in den er trat. Hier sollte das Oberhaupt der bösen Geister hausen? Momotaro war ganz verwirrt, doch seine Begleiter ließen sich nicht irre machen und brachten auch ihn bald wieder zur Besinnung. Der Fasan flog abermals wieder voraus, weit in den Palast hinein, der Affe kletterte auf das Dach, der Hund kroch unter den Fußboden, um zu sehen, wo wohl die Schätze versteckt waren, und während er dies glücklich herausfand, waren Affe und Fasan auch nicht müßig, und alle drei kehrten bald zu ihrem harrenden Herrn mit guter Botschaft zurück. Momotaro, von allem unterrichtet, schritt geraden Weges auf das Zimmer des Oberhauptes der bösen Geister los, und da unzählige kleine Kobolde ihn hindern wollten, schlug er so kräftig um sich und bläuete sie so wacker durch, daß sie schleunigst die Flucht ergriffen. Nun brach Momotaro ohne Zögern in das Gemach des obersten bösen Geistes ein, und der gräuliche Oni wurde sehr zornig, als er seiner ansichtig ward. Er rief seine Dienerschaft und befahl ihr, ihm zu helfen; doch es ließ sich niemand sehen, und Momotaro

schlug kräftig auf ihn ein. Der Affe aber, der wohl einsah, daß der große Geist stärker war als Momotaro, sprang ihm flugs auf den Rücken und hielt ihm die Augen zu, so daß er seinen



Fig. 91. Momotaro bei den Oni. Nach japanischer Buchillustration.

Gegner nicht sehen konnte, und der Hund war auch nicht faul, sondern biß den bösen Oni tüchtig in die Beine, während der Fasan draußen die andern Geister fern hielt und jedem, der sich in die Nähe wagte, die Augen auspickte. So geschah es, daß

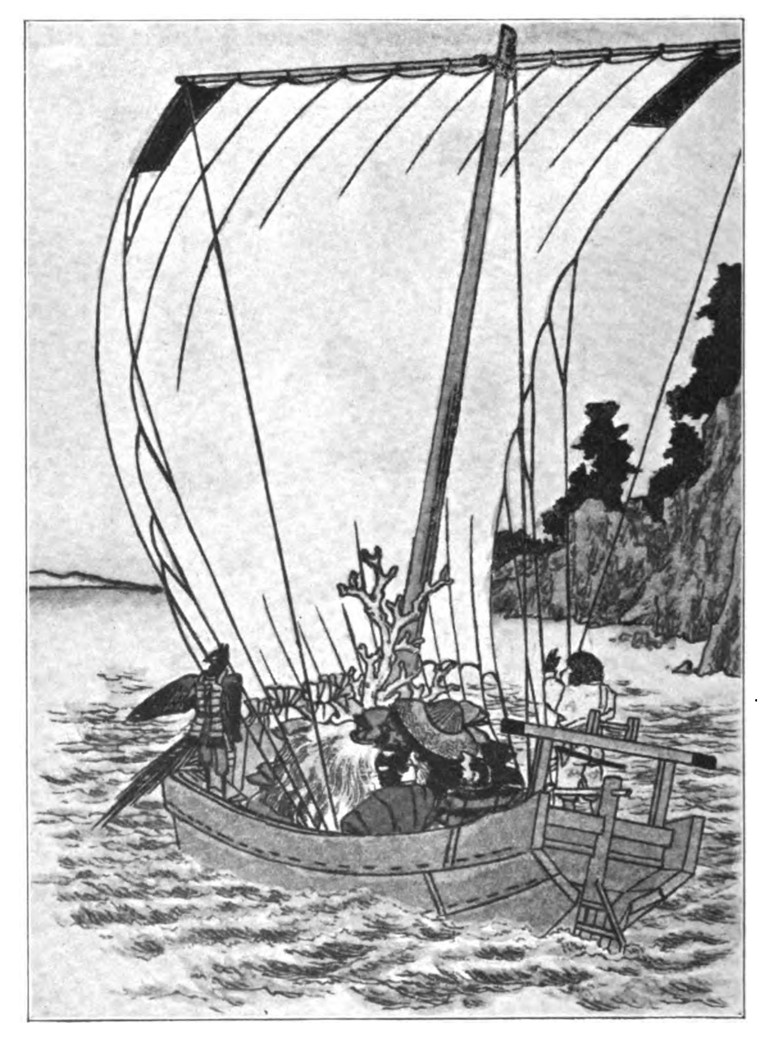


Fig. 92.

Momotaro mit seinen Schätzen auf dem Heimweg. Nach japanischem Farbendruck.

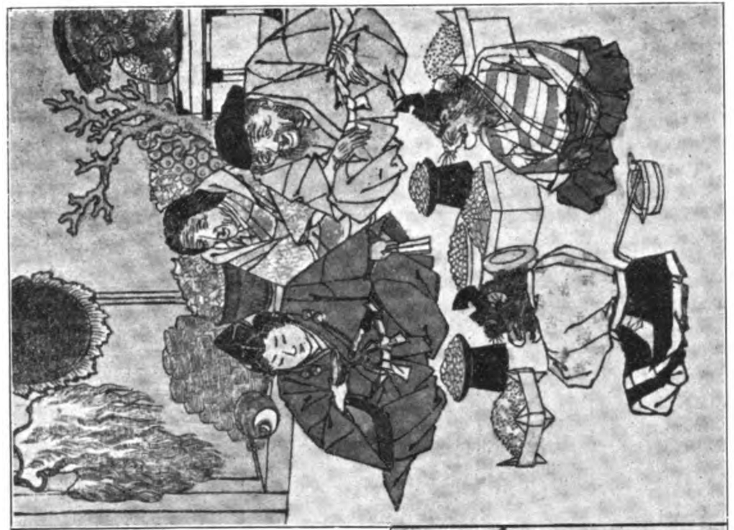




Fig. 93. Momotaro mit seinen Schätzen daheim. Nach japanischem Farbendruck.

der arg bedrängte große Oni gar bald um sein Leben bat. Momotaro sagte zu, dasselbe zu schonen, wenn er ihm alle kostbaren Schätze der ganzen Insel geben wolle. Das versprach der böse Geist denn auch und gab sie in der That sofort heraus. Die Diener, obgleich vom Fasan des Augenlichts beraubt, mußten sie alle in den Kahn schleppen, und als sie damit fertig waren, schiffte sich der junge Held mit seinen drei Gefährten vergnügt und froh ein.

Die Reise verlief glücklich, und als sie anlangten, da war die Freude der Eltern Momotaros über die Maßen groß; am größten darüber, daß sie ihren geliebten Sohn glücklich und ge-

fund wiedersahen. Doch waren sie auch sehr zufrieden damit, daß er so reiche und kostbare Schätze von der Insel der bösen Geister mitgebracht hatte. Da war Gold und Silber in Fülle, köstliches Gestein und Gewand, auch zauberhafte Schätze, ein Mantel und ein Hut, die jeden, der sie trug, unsichtbar machten, und noch viel andere wunderbare und seltene Dinge. Nun konnten sie alle ohne Sorge leben, und Momotaros Ruhm zog durch die ganze Welt.

Auch eine wunderschöne Prinzessin, die in einem großen, herrlichen Garten wohnte, hörte von ihm, aber da Momotaro sie nicht kannte, so konnte er auch nicht wissen, wie sehnlich sie sich ihn zum Gemahle wünschte. Der Fasan aber, der weit im Lande herumflog, kannte sie und erriet sehr bald ihre Wünsche, von denen er Momotaro erzählte, und dieser war so glücklich über die Nachricht, daß er sogleich seine Mutter zu der Prinzessin sandte und um ihre Hand bitten ließ. Die Prinzessin war voller Freude über die Botschaft und zögerte nicht einen Augenblick, einen so schönen, tapferen Mann, wie Momotaro war, zum Gemahl zu nehmen.

Dem alten, guten Ehepaar blieb nun nichts mehr zu wünschen übrig, und so verlebten sie alle miteinander noch lange glückliche Tage. Momotaro aber hielt den Hund, den Affen und den Fasan hoch in Ehren und behielt sie zu Freunden bis an sein Lebensende.

Kintaro.

(Mythe nach Brauns.)

Um die Zeit, als Raiko und seine Genossen durch ihre Heldenthaten unsterblichen Ruhm erwarben, lebte am Hofe zu Kioto ein tapferer und braver Krieger namens Kurando. Obwohl er stets treu und eifrig seine Pflicht erfüllte, war es doch mächtigen Feinden und Neidern gelungen, durch verleumderische Gerüchte ihm das Vertrauen des Kaisers zu rauben und ihn endlich so anzuschwärzen, daß er, um nicht als Opfer der Hinter-

list seiner Gegner in Schmach und Tod zu geraten, lieber die Flucht ergriff. Einsam und trostlos irrte er in den Wäldern um Kioto umher und fristete dort ein gar kümmerliches Dasein. Er war aber wenigstens in Sicherheit und freute sich derselben um so mehr, als seine treue Gattin ihn aufgesucht und glücklich gefunden hatte, und als nun ihre gegenseitige Liebe ihnen über alle Entbehrungen hinweghalf. Auch waren sie mit vereinten Kräften weit besser imstande, allem Ungemach zu begegnen. Und selbst als die Frau die Stunde nahen fühlte, wo sie einem Kinde das Leben schenkte, wußte der Gatte alles so einzurichten, daß weder ihr noch dem Kinde das geringste Ungemach widerfuhr. Nun lebten die drei in ihrer Art glücklich und zufrieden ohne irgend welche anderen Menschen zu sehen, als dann und wann einen armen Holzhauer, und so wäre es sicher noch lange fortgegangen, wenn nicht Kurando schwer erkrankt und endlich seinen Leiden erlegen wäre.



Fig. 94. Kintaros Kindheit. Nach Kiosai.

Jetzt fand es die Witwe geraten, mit ihrem Kinde, einem kräftigen Söhnlein, dem sie den Namen Kintaro gegeben, tiefer

ins Gebirge zu ziehen, wo der dichtere Wald ihnen besseres Obdach und auch reichere Nahrung bot, und wo ihr keine andere Gefahr drohte, als von den wilden Tieren. Gegen diese wußte sie sich in einer tiefen Höhle sicher zu stellen, in welcher sie die Nächte zubrachte. Selten kamen Waldarbeiter hierher, und wenn sie Kintaro und seine Mutter sahen, so blickten sie mit ängstlicher Scheu auf dieselben und nannten den Knaben das Wunderkind, die Frau aber die wilde Mutter.

Kintaro war in der That zu einem wunderbaren Knaben geworden. Alle Tiere des Waldes liebten ihn und folgten stets seinem Rufe, sogar die Tengus, die Waldkobolde, waren ihm hold. Auch fürchtete er sich nicht im mindesten vor ihnen und spielte am liebsten mit den jungen Tengus, die aber nicht immer Lust hatten, bei ihm zu sitzen und oft lieber oben in die Bäume flogen; denn bekanntlich hat ein Tengu Flügel wie die Fledermäuse und oft auch einen Rabenschnabel. So kam es, daß einstmals solche jungen Tengus in ihr Nest auf einen großen Baum geflogen waren, als Kintaro sich mit ihnen unterhalten wollte, und Kintaro, darüber erzürnt, schüttelte den Baum so kräftig, daß das ganze Tenguneſt zur Erde fiel und die Jungen ängstlich nach ihrer Mutter schrieen.

Gerade in diesem Augenblicke kam es, daß der berühmte Krieger Raiko auf einem seiner vielen Streifzüge, die er gegen die bösen Geister unternahm, dort vorbeizog. Er sah mit Staunen, welch übermenschliche Kraft dieser Knabe, der ganz im Walde aufgewachsen war, schon im zartesten Alter besaß und beschloß, ihn mitzunehmen und unter die tapfersten Krieger zu reihen, sobald er etwas älter geworden und im Gebrauche der Waffen unterwiesen wäre. Allein Kintaro wollte nichts davon wissen; er wollte weder seine Mutter noch auch seine vielen Gespielen, Tengus und Tiere des Waldes, verlassen. Raiko fragte ihn indessen nach seinen Eltern, und als er erfahren, wo seine Mutter weilte, ging er zu ihr und stellte ihr die Sache gehörig vor. Kintaro, so sagte er, würde sicher ein berühmter Krieger werden und den Ruhm und Glanz seiner Familie wieder her-

stellen. Auch willigte die Mutter bald ein und beredete ihren Sohn, das Anerbieten Raikos nicht auszuschlagen. Sie selbst zog es vor, in ihren Wäldern zu bleiben, obwohl ihr Raiko die glänzendsten Versprechungen machte. So trennten sich Mutter und Kind; allein Kintaro, der ein stattlicher Held wurde und Raiko auf den gefahrvollsten und ruhmreichsten Zügen begleitete, besuchte sie zu ihrer Freude noch oft in der Waldeinsamkeit, bis sie starb. Danach ward sie als Schutzgeist der Gegend von den Waldbewohnern verehrt und soll noch heutigen Tages dort wohnen.

Kintaro.

(Mythe nach Netto und Wagner.)

Der starke Kintoku oder Kintaro war einer von den vier Helden, welche dem Prinzen Raiko, dem Ahnherrn des mächtigen Shogun Yoritomo, bei seinem edlen Unternehmen, Japan von Räubern, Teufeln und sonstigen Ungeheuern zu reinigen, an die Hand gingen oder auch sonst auf eigene Faust allerlei Heldenthaten verrichteten. Kintaro that sich durch unglaubliche Körperstärke hervor. Sein Vater wurde, als er selbst noch Säugling war, in einer Fehde erschlagen. Um weiterem Mißgeschicke zu entgehen, floh die Mutter mit ihrem Kleinen in die Wälder. Hier lebte sie in gänzlicher Zurückgezogenheit von den Menschen als „Alte vom Berge“, Yama Uba, wie sie in den japanischen Legenden genannt wird. Das arme gehetzte Weib that ihr Äußerstes, sich von den Früchten des Waldes zu ernähren, ihr Kind mit seinen Blumen zu erfreuen. Im Anfang mochte sie wohl mit einiger mütterlicher Angst auf die ungefüge Vertraulichkeit der Waldtiere blicken, mit denen ihr kräftiger Junge ohne weiteres auf bestem Fuße stand. (Siehe Fig. 94). Aber bald gewöhnte sie sich daran. In der frischen Waldluft gedieh der kleine Kintaro vortrefflich und wurde dick und stark. Als er etwas größer war, schloß der wetterbraune Junge — deshalb oft ganz rot am Leibe dargestellt — Freundschaft nicht

nur mit den Tieren, sondern auch mit den Tengus, den Berg- und Waldkobolden, die nachstehend noch eingehender besprochen



Fig. 95. Ein Tengu lehrt Kintaro das Kreiselspiel. Nach Kiosai.

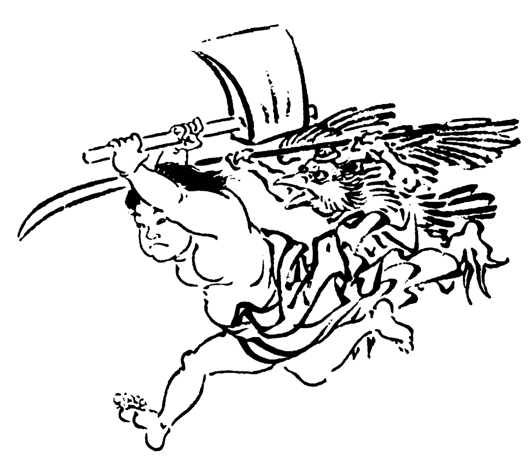


Fig. 96. Ein Tengu unterstützt Kintaro beim Kampfe. Nach Kiosai.

werden sollen. Bald hatte er, vermöge seiner Stärke, die nötige Autorität erlangt, und da er, wie die meisten starken Leute, gutmütig von Charakter war, so waren alle Geschöpfe ihm gern

zu Diensten. Die Bären ließ er untereinander raufen und schaute kritisch zu. Er selbst hatte sie schon alle geworfen. Die Tengu lernten ihm das Kreiselspiel (siehe Fig. 95) und halfen ihm später, wenn er mit seiner Holzaxt bewaffnet gegen Ungeheuer loszog (siehe Fig. 96); der Hase leistete ihm Dienste bei Anfertigung von Papierdrachen.

Kintaro war so stark, daß er die gewöhnlichen Teufel schon als Kind durchgewalkt hatte, wenn sie ihm und seinen vierbeinigen Kameraden das Spiel verderben wollten. Als Jüngling hatte er selbst Raiden, den Donnergott, überrascht, als dieser eine seiner Trommeln auf die Erde hatte fallen lassen und sie wieder heraufholen wollte. Kintaro fing ihn, band ihn an einen Baum, die Hände freilassend, legte die Trommeln um ihn herum und forderte ihn auf, unter vier Augen ein kleines Donnersolo auf mehreren Pauken zum besten zu geben. — Als er endlich seine Waldeinsamkeit verlassen hatte, und vom Vater des Yorimitsu unter dessen Vasallen aufgenommen war, begleiteten ihn seine früheren Freunde. (Siehe Fig. 97.)



Fig. 97. Kintaro mit seinen Trabanten auf Reisen. Nach Ichiyusai Kuniyoshi.

Als Kintaro bei dem vorher erwähnten Prinzen Raiko in Dienste getreten war, zog er mit diesem und anderen Helden nach dem Oyama in Tamba, einem Berge, auf welchem das Schloß eines menschenfressenden Riesen lag, der beständig die

schönsten Mädchen von Kioto entführte, eine zeitlang bei sich behielt und sie dann abschlachtete. Auf der Suche nach dem Schloß in der schwer zugänglichen Wildnis wurden die Helden von einem guten Geiste mit Ratschlägen und einem Zaubertranke versehen. Es gelang ihnen, im Schloß des Riesen Aufnahme zu finden, wo sie zwar an dessen grausiger Mahlzeit teilnehmen mußten, aber auch Gelegenheit fanden, ihm den Zaubertrank zu



Fig. 98. Kintaro mit dem Kopfe des von Raiko erlegten Riesen. Nach einem Schwertstichblatt von Iwamoto Konkan.

kredenzen. Dieser machte den Riesen schwer trunken, so daß er einschlief und nun in seiner wahren Gestalt als ungeheuerlicher Teufel erschien. Raiko schlug ihm den Kopf ab, dieser aber sprang noch im Todeszucken auf den Helden, dem glücklicherweise sein Helm gegen den Biß des Ungeheuers schützte. Nun machten sich die Recken daran, die ganze teuflische Besatzung des Schlosses unter schweren Kämpfen in die Pfanne zu hauen und zogen dann mit den Schätzen des Riesen und all

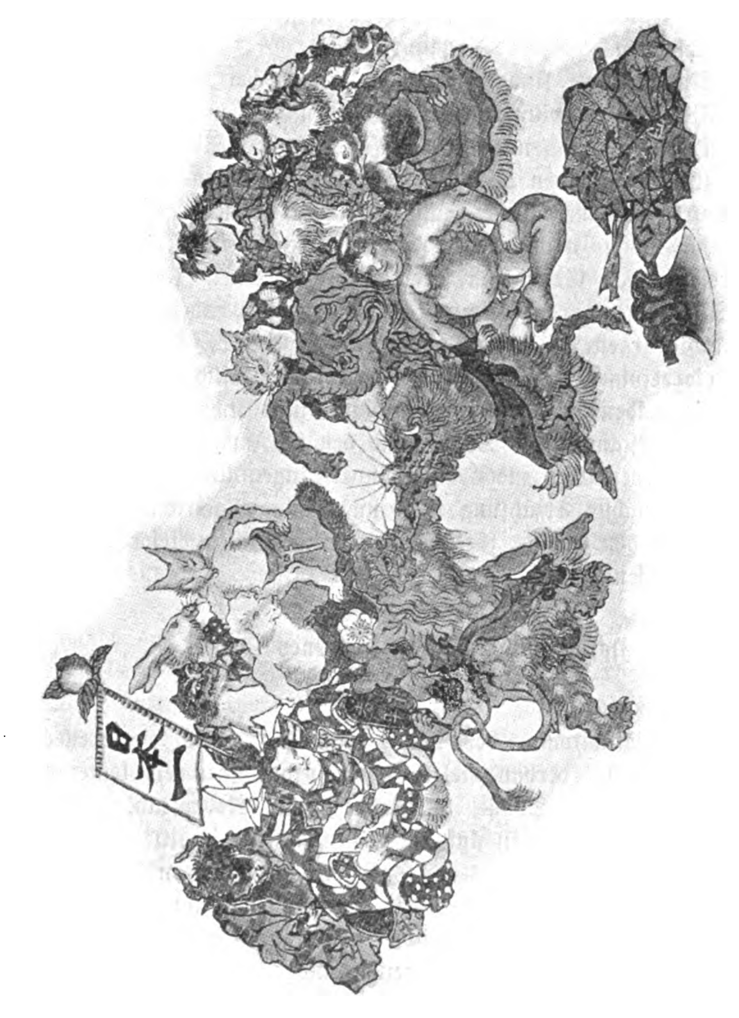


Fig. 99. Momotaro und Kintaro lassen ihre Trabanten mit einander fechten.

den schönen Mädchen, die noch im Schloß waren, nach Kioto zurück, wobei nach einigen Darstellungen dem starken Kintaro die Ehre zuteil wurde, den Kopf des Riesen auf seinem Rücken mitzuschleppen. (Siehe Fig. 98.)

Ein anderes Ungeheuer von Oyama bei Kioto war die schreckliche Höhlenspinne, welche die Menschen in ihrem riesenhaften Netze einfing und in ihre Höhle zog. Sie überraschte einst zwei der Helden beim Go-spiel, was ihr aber übel bekam. Es wurde noch mancherlei erzählt, aber dieses mag genügen. —

Ich möchte noch, ehe ich zu der letzten der drei uns hier interessierenden Geschichten oder Persönlichkeiten komme, auf die Abbildung Fig. 99 Seite 149 hingewiesen haben. Hier ist nämlich dargestellt, wie Momotaro und Kintaro ihre Truppe von vierbeinigen Ringern auf den Wahlplatz geführt haben und nun die beiden Shichi, den Karashichi, einen etwas fabelhaften, von China stammenden Löwen und den in Japan einheimischen Inoshichi oder Eber zuerst miteinander ringen lassen.

Die nächste Erzählung wird uns einige Nachricht von den Tengu bringen, welche für die Beurteilung aller dieser Sagen nicht unwesentlich ist.

Yoschitsune und sein getreuer Benkei.

(Sage nach Brauns.)

Als Yotschitomo, der Vater Yoritomos, nach verlorener Schlacht von Mörderhand fiel, überlebten ihn außer dem letzteren noch zwei jüngere Söhne, die Kinder einer Nebenfrau, welche Toki hieß. Unter den äußersten Drangsalen, inmitten wüsten Schneegestöbers gelang es der Toki, mit ihren beiden Söhnlein zu entfliehen, deren älteres Noriyori hieß, deren jüngeres aber, damals noch Säugling, derselbe Yoschitsune war, den seitdem alle Japaner aufs höchste zu preisen und zu verherrlichen nicht müde werden.

Während Toki so durch den Schnee ermüdet ihren Weg ging, nur von dem Bestreben geleitet, ihre Kinder in Sicher-

heit zu bringen, begegnete ihr ein Soldat aus dem feindlichen Heere. Wohl schlug sein Herz voll Mitleid, und er dachte nicht entfernt daran, die Ärmsten gefangen zu nehmen und seinem Herrn, dem gewaltthätigen Kiomori, auszuliefern. Vielmehr ließ er sich in ein freundliches Gespräch mit der Mutter ein, aus dem sie zu ihrem Schrecken entnahm, daß Kiomori, welcher Kunde von ihrer Flucht erhalten, ihre Eltern an ihrer Statt eingekerkert habe und mit dem Tode bedrohe. Was sollte die Unglückliche nun thun? Ihre Eltern dem Tyrannen zu überlassen, das stritt gegen die heiligsten Pflichten; ihre Kinder zu opfern, überstieg ihre Kräfte. Da faßte sie einen kühnen Entschluß. Ihrer großen Schönheit sich wohl bewußt, ging sie zur Hauptstadt zurück und begab sich geraden Weges zu Kiomori, um selbst bei ihm um das Leben der beiden Knaben zu flehen. Und ihr Plan gelang vollkommen. Kiomori, von ihren Reizen bezaubert, warb um sie; sie sträubte sich, ihn, durch den ihr Gatte seinen Tod gefunden, zu erhören, allein, als er in sie drang, willigte sie ein, wenn er ihren Kindern das Leben schenken und dies ihr feierlich geloben wolle. Zwar wurden unter Kiomoris Anhängern warnende Stimmen laut, doch blieb er seinem Worte treu und begnügte sich, die beiden Knaben von der Mutter zu trennen.

So kam Yoschitsune, sobald er der mütterlichen Pflege irgend entraten konnte, in ein Kloster. In diesem Kloster von Kurama verlebte Yoschitsune einsame Tage; sein einziges Vergnügen war, im Walde umher zu streifen und sich mit dessen wilden Bewohnern zu befreunden. Dabei erlangte er eine wunderbare Stärke, und seine Gefährten im Kloster nannten ihn nur Uschiwaka, den jungen Stier.

Auf seinen Streifzügen durch die dichtesten Gebüsche und durch die wildesten Geklüfte traf er einstmals bei einer alten Zeder einen sehr großen Tengu, einen jener geflügelten Kobolde, vor denen sich sonst die Menschen so sehr fürchten. Dem Yoschitsune aber war solch ein Gefühl fremd; zutraulich ging er auf den Tengu zu, und dieser fand ein solches Wohlgefallen

an dem schönen, starken Knaben, daß er ihn in allen seinen Künsten unterrichtete. So lernte Yoschitsune springen, wie es sonst nie ein Sterblicher vermocht hat; beim Fechten war er so behende, daß ihm niemand etwas anhaben konnte, während er von allen Seiten dichte Hiebe auf den Gegner hageln ließ. Zum Andenken an jene Begegnung verehren noch heute die Japaner den großen Baum, bei welchem sie stattfand.

Als die Gerüchte von der großen Stärke und von der Gewandtheit im Fechten, welche Yoschitsune erlangt hatte, zu den Ohren Kiomoris kamen, reuete diesen wohl sein ehemaliger großmütiger Entschluß; allein die Reue kam zu spät, denn Yoschitsune hatte nicht sobald vernommen, daß der Tyrann ihn mit argwöhnischem Auge ansähe, als er auch ohne Zögern das Weite suchte. Ein Eisenhändler aus einer der nördlichen Provinzen, der oft im Kloster verkehrte, half ihm entweichen und nahm ihn verkleidet mit sich; sie durchzogen zusammen das Land und befreundeten sich sehr, und Yoschitsune fand bereits auf dieser Reise Gelegenheit, seine Dankbarkeit zu bestätigen, indem er allein und unbewaffnet einen ganzen Trupp von Räubern in die Flucht schlug. Als er jedoch abermals in Kadzusa einen siegreichen Kampf mit Räubern bestand und fünf derseben tötete, da verbreitete das Gerücht weithin seinen Ruhm und er mußte fürchten, daß derselbe seinen Weg zu den Ohren Kiomoris finden möchte. So mußte er weiter und weiter fliehen und gelangte endlich im äußersten Norden Japans zu einem braven und mächtigen Stammeshäuptling, Namens Hidehira, der ihn bei sich behielt und ihn vor Entdeckung schützte.

Hier wartete der junge Held seine Zeit ab und als endlich der rechte Augenblick gekommen, da war er es, der die heldenmütigsten Thaten im Kampfe gegen die Feinde seines Hauses, gegen die Taira, verrichtete.

Zu Beginn dieser seiner Kriegslaufbahn war es, daß er mit dem riesengroßen, unbändig starken Benkei zusammentraf.

Dieser Benkei war eigentlich ein Mönch. Zu jener Zeit aber waren viele der Mönchsorden sehr kriegerisch gesinnt, und



Fig. 100. Yoshitsune in der Fechtstunde bei den Tengu. Nach Kunisada.

manchmal glichen die Klöster eher starken Burgen als friedlichen Gotteshäusern. Es kam sogar damals — und auch noch in viel späteren Zeiten — vor, daß die waffenkundigen Ordensbrüder im Gebirge der Gewalt des Kaisers und seiner Feldherrn trotzten und erst nach hartem Kampfe unterworfen wurden. Insbesondere war dies auch mit Benkeis Kloster zu Hiesan der Fall, und so kann es kaum überraschen, daß der riesenstarke Benkei nicht bloß manche erstaunlichen Kraftstücke ausführte, sondern auch in den Waffen geübt und einer der berühmtesten Krieger seiner Zeit war. Als Beweis seiner großen Stärke erzählt man, daß er aus einem Nachbarkloster eine große Glocke entwandte und ganz allein auf seinem Haupte in sein Kloster trug. Dies half jedoch wenig, da die bestohlenen Mönche durch Zauberkraft der Glocke ihren Klang nahmen, den sie erst wieder erhielt, wenn sie den rechtmäßigen Eigentümern zurückgegeben war. Man erzählt ferner, daß Benkei, um sich zu sättigen, einen großen eisernen Kessel von fünf Fuß im Durchmesser ganz allein zu leeren pflegte.

Um die Zeit, als Yoschitsune nach Kioto zurückkehrte, pflegte Benkei abends sich auf der großen Brücke aufzustellen und von den Vorübergehenden eine Abgabe zu erheben. Dagegen wehrte er andere Wegelagerer und alles Raubgesindel ab, und zu diesem Behuf trug er eine Hellebarde mit langer Klinge, von ungeheuerem Gewicht und erstaunlicher Länge.

Als nun Yoschitsune von diesem gewaltig starken Manne hörte, beschloß er, seine Kräfte mit ihm zu messen und ließ deshalb dem Benkei zu Ohren kommen, daß ein Räuber auf die Brücke kommen werde und sich vorgenommen habe, mit ihm zu kämpfen. Und als der Abend gekommen, begab sich Yoschitsune als Räuber verkleidet auf die Brücke; Benkei fand sich ebenfalls pünktlich ein, es kam zu einem Wortwechsel und endlich zum Zweikampf. Dieser aber hatte einen ganz anderen Ausgang als Benkei, der viel, viel größer als Yoschitsune war, wohl erwartete; die Sprünge des gewandten Fechters, des Schülers eines Tengu, brachten ihn bald völlig in Verwirrung; die Streiche kamen so unerwartet und kräftig, daß gar bald des Riesen

Hellebarde auf die Erde fiel und demütig erkannte er seinen Meister in dem anfangs mißgeachteten Gegner. Nun bat Benkei um sein Leben und gelobte, dem Sieger treu zu folgen. Das aber war eben Yoschitsunes Wunsch gewesen; er schenkte dem Besiegten das Leben und nahm ihn, nachdem er sich ihm zu erkennen gegeben, in sein Gefolge auf. Benkei lohnte ihm durch unwandelbare Treue und Hingebung auf allen noch so beschwerlichen Kriegszügen und in allen Gefahren und war ihm stets



Fig. 101. Tengu auf einem Eber reitend.

auf den ersten Wink gehorsam, koste es, was es wolle. So erzählt man, daß einst auf einem eiligen nächtlichen Marsche durch ein wildes Gebirge Yoschitsune sehr besorgt ward, ob seine Soldaten auch den rechten Weg nicht verfehlten; denn es war für das Gelingen des ganzen Feldzuges von äußerster Wichtigkeit, daß er mit seinem Heere anderen Tages an der verabredeten Stelle, vor der feindlichen Festung Ischitani, rechtzeitig eintraf. Als aber Benkei kaum davon Kenntnis erhalten hatte und keine Möglichkeit sah, Fackeln für die Truppen herbeizuschaffen, da

erfüllte ihn der Wunsch, seinem geliebten Feldherrn zu willfahren, so sehr, daß er jede Rücksicht der Menschlichkeit aus den Augen setzte und alle am Wege befindlichen Häuser in Flammen aufgehen ließ. Durch dieses grausame Mittel erreichte er allerdings seinen Zweck; beim Scheine der Feuerbrünste vermochten die Soldaten den rechten Weg ohne Mühe zu finden.

Yoschitsunes Ruhm erfüllte bald das ganze Land und der Sieg begleitete seine Fahnen überall. Er war es, der das mächtige Heer Yoschinagas in einer einzigen Schlacht vernichtete, er war es endlich, der den verzweifelten Widerstand der letzten Reste der Taira-Partei in raschem Siegeslaufe über-

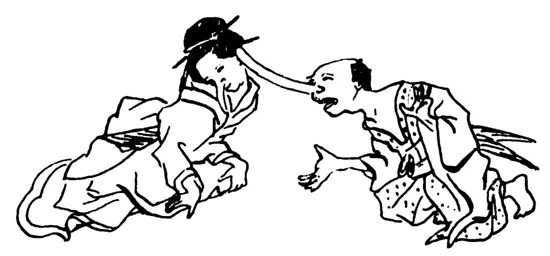


Fig. 102. Dieses und die folgenden Bilder sind Darstellungen aus dem Leben der Langnasen, deren Entstehung wir auf die Tengu zurückzuführen haben. Ein Männlein seinen Schatz liebkosend. Nach Kiosai.

wand. Er hate daher seinem Bruder Yoritomo den Weg zur höchsten Gewalt geebnet, und seine Treue und Anhänglichkeit an denselben war ebenso groß, als seine Tapferkeit und Heldenkraft. Und dennoch lohnte ihm Yoritomo mit schwärzestem Undank. Mochte ihn der größere Ruhm, der dem Yoschitsune zugefallen war, mit Neid beseelen, oder mochten Furcht und Argwohn ihn ergreifen, genug, er beschloß, sich Yoschitsunes und zugleich seines anderen Halbbruders, des Noriyori, des beständigen Begleiters und Genossen Yoschitsunes, durch Hinterlist zu entledigen. Meuchelmörder wurden von ihm gedungen und gegen die beiden ausgesandt; Noriyori fiel unter ihren Streichen, Yoschitsune aber nebst seinem treuen Benkei entfloh. Kaum hatte Yoritomo davon Kunde erhalten, so erhob er gegen

Yoschitsune die schwersten Anklagen, als sänne er auf Hochverrat und trachtete ihm selbst nach dem Leben. Soldaten wurden abgesandt, um ihn einzufangen und als Staatsgefangenen nach Kioto zu schlepen. So sahen sich Yoschitsune und Benkei bald von allen Seiten umstellt und irrten ratlos im Gebirge von Hakone umher. Einstmals stießen sie ganz plötzlich auf einen Wachtposten, der eigens aufgestellt war, um ihr Entkommen zu verhindern. Schon gab sich Yoschitsune verloren und wollte sein Leben so teuer als möglich verkaufen; allein Benkei wußte mit rascher Geistesgegenwart der Gefahr zu begegnen. Zum Glück hatte er seine Priestertracht wieder angelegt, um nicht so leicht erkannt zu werden; er gab daher dem Yoschktsune einen heftigen Schlag und schalt ihn aus, daß er den kaiserlichen Soldaten nicht mit der gebührenden Ehrfurcht begegne. Dann verbeugte er sich demütig gegen den Führer der Mannschaft, welche den Weg gesperrt hielt und erzählte ihm, er sei ein Mönch aus einem armen Bergkloster, sein Oberer habe ihn ausgesandt, um Gelder für eine Glocke zu sammeln, welche ihrem Tempel noch fehle, und da habe man ihm jenen tölpelhaften Bauernburschen mitgegeben, um seinen Mundvorrat und die eingesammelten Gelder zu tragen; man möge dessen Unhöflichkeit freundlichst im Hinblick auf seine Dummheit entschuldigen. Der Offizier schenkte diesen Worten Glauben und so gelang es den Flüchtlingen, unbehelligt bis in entlegene Teile des Gebirges zu entkommen.

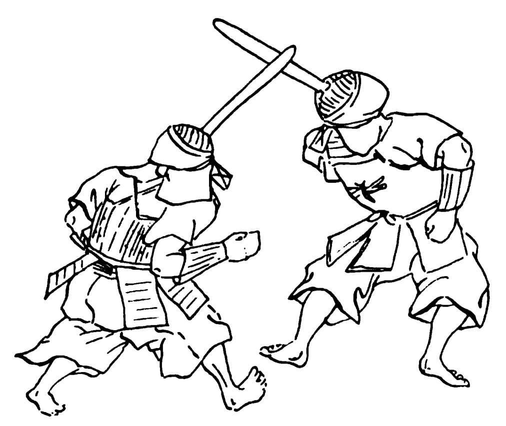


Fig. 103. Zwei Fechter. Nach Kiosai. Siehe Fig. 102.

Nach endlosem Hin- und Herziehen und manchem schweren Abenteuer gelang es ihnen endlich, ein gesichertes Unterkommen bei dem alten Freunde Yoschitsunes, bei dem Fürsten Hidehira, fern im Osten Japans, zu finden. Hier waren sie geborgen und in Ruhe, aber nur so lange, als der edle Hidehira lebte. Kaum war er gestorben, so sandte sein Sohn und Nachfolger heimlich eine Botschaft an Yoritomo und verriet den Freund und Gast seines Vaters.

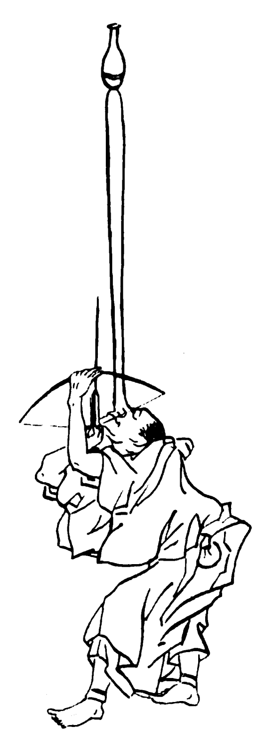


Fig. 104.
Jongleur. Nach Kiosai.
Siehe Fig. 102.

Yoritomo hielt es für geraten, selbst mit einer Abteilung Soldaten auszuziehen, um Yoschitsune tot oder lebendig in seine Gewalt zu bekommen. Allein der Verräter wartete Yoritomos Ankunft nicht ab, sondern schickte seinerseits Meuchelmörder aus, um mit dem Haupte Yoschitsunes sich Yoritomos volle Gunst zu erkaufen. Yoschitsune indessen ward gewarnt, und so weiß niemand mit Bestimmtheit, was aus ihm und Benkei wurde. Einige meinen, sie hätten sich, um einem schimpflichen Tode zu entgehen, selbst entleibt; die meisten aber sind der Meinung, daß die beiden sich retteten und nach der Insel Yesso übersetzten, und diese Meinung wird durch die Erzählungen der Eingeborenen dieser Insel, der Ainos, bestätigt.

Diese sagen, ein wunderbarer Held, den sie den Gott Kurumi nennen, den aber die Nachbarvölker mit dem Namen Daimoijin bezeichnen und der eben kein anderer war als Yoschitsune, sei von Süden her zu ihnen gekommen, habe sie in manchen Künsten unterwiesen, habe sie gelehrt, den Acker zu bauen,

Böte zu zimmern und den Bogen zu brauchen. Deshalb wird er auch noch heutzutage auf der Insel verehrt. Schließlich aber soll er, nachdem er von ihren göttlichen Herrschern allerlei Zauber erlernt, diese betrogen haben und mit seinen neuerlangten Zauberkünsten entflohen sein.

Was nun aus ihm geworden, nachdem er Yesso verlassen, darüber weiß niemand etwas, und nur ein dunkles, völlig unverbürgtes Gerücht besagt, daß Yoschitsune, nachdem er sich von Yesso auf das benachbarte Festland begeben, ein großes Ansehen unter den Mongolenstämmen erlangt habe, und daß er es

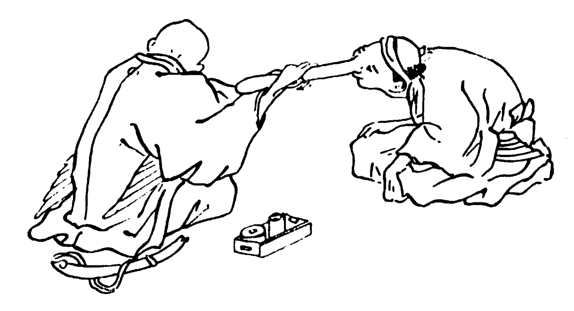


Fig. 105. Der Arzt stellt den Puls fest. Nach Kiosai. Siehe Fig. 102.

gewesen, der unter dem Namen Jengis Khan an die Spitze jenes Volkes getreten sei und als großer Eroberer dasselbe von Sieg zu Sieg geführt habe.

Die Endung -taro bedeutet soviel als Erstgeborener. Aber sollte man sie nicht vielleicht mit der ersten aufgehenden Sonne in Zusammenhang bringen können? Alle unsere drei Helden: Momotaro, Kintaro und Yoschitsune sind Sonnengestalten, der eine in der Mythe, der andere in der Sage und Momotaro im Märchen. Momotaro ist besonders bezeichnend. Die Auffischung der aus dem Wasser aufsteigenden Sonne in Gestalt eines Pfirsichs, das Aufspringen dieses Pfirsichs 2c., das sind außerordentlich bezeichnende Erscheinungen. Momotaro fährt dann über das Meer, zieht gegen die ungeheuerliche Gewalt des

Sonnenunterganges zu Felde. Momotaro siegt; die Schätze, die er mitbringt, sind die ersten Strahlen der aufgehenden Sonne.

Kintaro bietet ähnliche Züge. Er wächst so ungeheuerlich schnell auf, ist so gewaltig stark, wie das Sonnenhelden überhaupt zukommt. Seine Analogie zu Momotaro ist so auffallend, daß sie jedem ohne weiteres in die Augen springen muß. Dieselbe beruht nicht in der übernatürlichen Stärke des Mannes, in seiner weltentlegenen Entstehung, in seinen Kämpfen, vielmehr beruht sie vor allen Dingen in der Beteiligung der Tiere, welche in dem Feldzuge Trabanten und Begleiter der Helden sind.

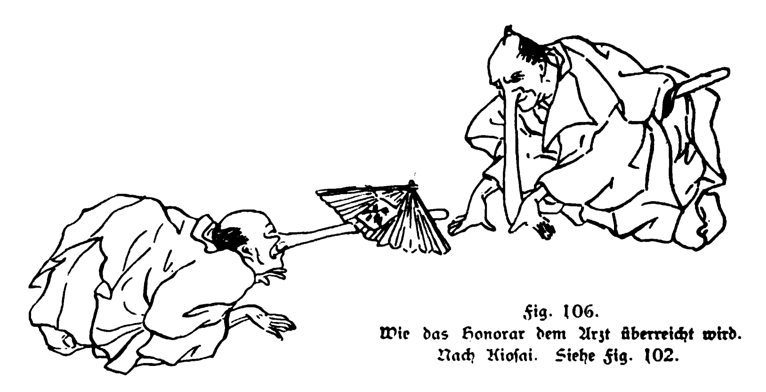


Fig. 106.
Wie das Honorar dem Arzt überreicht wird.
Nach Hiosai. Siehe Fig. 102.

Unter diesen Tieren ragt nun an zweiter Stelle, in den Kintarosagen, der Tengu ganz besonders hervor. Schlagen wir über die Tengu Siebold nach, so erfahren wir, daß die Tengu Berggeister sind, daß ihre namentliche Bedeutung aber die des Himmelshundes ist. Damit können wir uns hier nicht ohne weiteres begnügen. Wir müssen uns vielmehr nach Parallelerscheinungen umsehen, müssen vor allen Dingen die Darstellung der Tengu berücksichtigen und uns über ihre spezifische Bedeutung klar werden.

Da weise ich denn zuerst darauf hin, daß die Tengu in Japan, soweit wir es zurückverfolgen können, immer als Vögel dargestellt werden, daß sie in jüngerer Zeit unter dem Pinsel großer Künstler jedoch eine Umbildung erfahren haben, welche

den Menschen immer ähnlicher geworden sind. In den Kintaro-darstellungen, Fig. 95 und 94, ist der Vogel noch vollkommen klar erhalten. Seinem Schnabel nach ist es ein Verwandter der Raben und der Adler. In Fig. 95 hat die Wandlung zum Menschen schon angefangen (siehe die Beine). In Fig. 101 sind die Hände und Arme menschlich. Fig. 100 zeigt schon vollkommen ausgebildete Menschen, deren körperliche Entwickelung uns nur noch in einem einzigen Momente an die Entstehung aus dem Vogel erinnert Es ist die Nase. Gerade die erwähnte Abbildung zeigt einen ungeheueren Reichtum an verschiedenen Nasenformen, deren einige mehr menschlichen Riechorganen, andere dagegen mehr Vogelschnäbeln ähnlich sind.

Und dann die daran sich anschließende Reihe von Bildern, welche das Leben der Langnasen versinnbildlichen (siehe Fig. 102—108)! Hier ist allerdings der Vogel ganz verschwunden, ein Vergleich mit den Erscheinungen der Fig. 100 läßt uns aber die Entstehung vollkommen deutlich erkennen. — So ward aus dem ursprünglichen Vogelbilde der Mensch. Es ist genau der umgekehrte Prozeß, der sich hier und der sich in den ersten zehn Bildern dieses Buches abgespielt hat. Hier sind die Tiere zu Menschen geworden, dort stellten die Menschen Tiere dar. Das erstere repräsentiert die Entwicklung des Menschheitsbewußtseins aus der animalistischen Anschauung heraus, das zweite den Rückblick des vollentwickelten, klar schauenden Menschen zurück auf die Tierwelt.

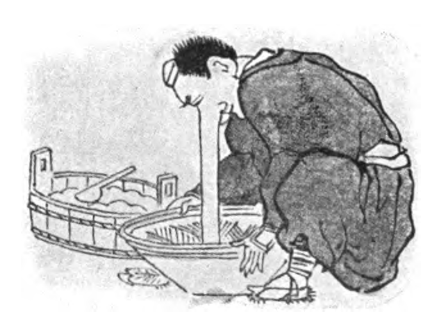


Fig. 107. Ein Galanter, der seiner Liebe das Mehl reibt. Nach Hokusai. Siehe Fig. 102.

Und so wie dies hier in den Zeichnungen gleichsam symbolisiert ist, so müssen wir auch den dazu gehörigen Text verstehen.

Es war sicherlich kein Himmelhund, der die Sonne gebracht hat, — und das deswegen nicht, weil wir uns hier im Kulturkreise der seefahrenden Ozeanier befinden. Den Namen des Himmelhundes mögen die Japaner vom Festlande bekommen haben, da auf dem festen Lande die Vorstellung eines vierbeinigen Sonnenträgers, zumal im Grenzgebiete des zentralen Asien, vorwaltet. Die Erscheinung des Tengu muß ursprünglich genau dieselbe gewesen sein, wie diejenige Mauis, des ozeanischen Sonnenhelden, welcher auch ursprünglich ein Vogel gewesen sein muß. (Vergl. meine „Weltanschauung der Naturvölker“ 1898 Kap. 1—3 und „Aus den Flegeljahren der Menschheit“ Fig. 235—250,



Fig. 108. Er wird belohnt. Nach Bokusen. Siehe Fig. 102. Hier geht die Entwickelung des Langnasen aus dem Vogel resp. Tengu schon aus der Flügelbildung hervor. Auf diese Weise ist das Vogelbild zum Menschenbild geworden.

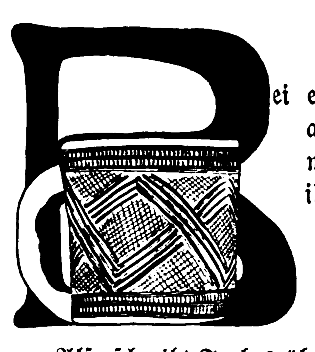
251—254 ꝛc.) Hiervon ausgehend, zwingt sich der Schluß auf, daß in diesen Sagen, so lange sie wirkliche echte Sonnenmythen gewesen sind, der Tengu die Hauptrolle gespielt hat und dies ebenso in der Kintaro- wie in der Yoschitsunemythe. Darin, daß sich die Tiere allmählich ihres wichtigen Anteiles an den Thaten des Sonnengottes begeben, darin haben wir wieder den Charakterzug des Ausklingens der animalistischen Weltanschauung zu erblicken.

Die letzten Klänge aus der Zeit des Animalismus sind auch uns auf diesem Gebiete nicht fremd. Auch bei uns ist es der Wolf, welcher Rotkäppchen verschlingt.

as heißt das anders, als daß die Sonne untergehe?

Kapitel IV.

Bärenfeste.



ei einer Gelegenheit kaufte ich von einem alten Manne einen großen Fisch, den er mit Mühe gefangen hatte; aber er wollte ihn nicht hergeben, ehe er eine der Brustflossen abgeschnitten hatte, um sie mit einer Anrufung an den Nita, die Seele des Fisches, wieder ins Wasser zu werfen: sonst würde ihm Unglück widerfahren." — Also schreibt Forbes über ein Ereignis, das ihm im Bandameere zugestoßen ist. Eine andere Erfahrung gehört in dasselbe Gebiet: „Eines Tages, als ich einem Manne seines Vaters Schädel abkaufte, kam eine gewisse Furcht zum Vorschein: sobald der Handel abgeschlossen war, nahm der Verkäufer aus seinem Luvu (der Siribüchse) ein Stück Arekanuß, stellte den Schädel vor sich hin und steckte ihm die Nuß zwischen die Zähne, wozu er ein langes frommes Gebet sprach, ehe er mir den Schädel übergab."

Wir haben hier zwei Opfer, das eine aus der animalistischen Weltanschauung, dem Tiere dargebracht, das andere aus dem Manismus entstanden, für den Geist eines Verstorbenen bestimmt. Beide Opfer sollen versöhnen.

Um die großartige Entwickelung des Versöhnungsfestes, welches sich bei nordischen Völkern zu einem umfangreichen Kultus ausgebildet hat, zu verstehen, müssen wir uns wieder den Grundzug des ursprünglichen Verhältnisses vom Menschen zum Tiere klar machen. Da die Tiere dem Menschen gleich geschätzt werden, erstreckt sich naturgemäß auf sie auch der erste

Anfang der „Gespensterfurcht". Man hat die Tiere überwunden, man hat sie verspeist. Aber wie nun, wenn gerade eben mit dem Verspeisen die Seele des getöteten Tieres in den Menschen übergegangen ist und wenn diese noch zornige Tierseele sich nun rächen will, wenn sie vorhaben sollte, dem Menschen in seinem eigenen Körper zu Leibe zu ziehen? Dabei ist diese Frage noch außerordentlich abstrakt. In Wahrheit möchte das Volk der animalistischen Kulturepoche, zumal in der Zeit des Überganges zum Manismus, noch viel ernstere Fragen aufwerfen.

Einmal war es doch sehr gutmütig von den schnellen und starken Tieren, sich so überwältigen zu lassen. Man muß also dankbar sein. Das Mahl aus diesen Tieren erscheint fast wie eine freundliche Gabe. Man muß gleichsam dem ganzen Tierkreise danken. Man muß die Tiere außerdem freundlich stimmen, daß sie ein andermal sich dem Menschen wieder ergeben, daß sie von der Rache für den einen gemordeten Genossen absehen. Und so mögen allerhand wirre Gedanken durch den Kopf der wilden Jäger ziehen. Es sind die Gefühle der Dankbarkeit und des Wunsches, welche sich hier direkt und zwar schöpferisch äußern.

Scenen, wie diejenigen, welche ich im nachfolgenden nach Scheube, Schrenck, Steller, Scheffer ꝛc. wiedergeben werde, zeigen uns so recht, wie sich ein besseres Verhältnis zwischen dem Menschen und dem Tiere ausgebildet hat. Es ist ganz falsch, zu glauben, — und ich werde diesen Punkt im nachfolgenden ganz besonders betonen müssen, — daß etwa das Verhältnis zwischen Mensch und Tier im Ursprunge nur ein feindliches, ein kriegerisches, ein Verhältnis beständiger Gegnerschaft gewesen sei. Gerade im folgenden möchte ich zeigen, daß in primitiven Verhältnissen nicht nur die Freundschaft und nahe Beziehung ein festes Band, eine Kulturverbindung schafft, sondern daß vielmehr auch die ehrliche anständige Gegnerschaft ein gegenseitiges „Sichkennenlernen", „Sichachtenlernen" mit sich bringt, welches stets der Anfang zur Bekanntschaft, zur Annäherung und zur Anfreundung ist. Gehen wir von diesem Gesichtspunkte aus z. B. auf die Fuchsfabel ein. Der Mensch hatte gar keine Veranlassung,

den Fuchs besonders zu lieben. Viel Gutes hat der Fuchs dem Menschen sicher nicht gethan. Er stahl das Vieh, sein Fleisch ist nicht besonders anziehend und sein Fell ist kein besonderes Wertobjekt. Auf der andern Seite war der Fuchs auch keiner von den ganz schwer zu besiegenden Feinden der Menschheit, jedenfalls keiner von denen, die man besonders zu fürchten hatte.

Und doch schrieb der Mensch den Fuchsroman. Und dieser Fuchsroman enthält nichts anderes, als eine gewisse Verherrlichung der List, der menschlichen List, die der Mensch im Fuchs wiedererkannt hat. Also keine große Feindschaft oder Freundschaft im Anfange und doch eine endgültige Annäherung, ein Verständnis, das entschieden mehr aus dem Hühnerraube als aus der Verehrung des Felles hervorgegangen ist.

Wenn uns nachher die Fragen auftauchen, wie der Mensch zuletzt doch zum Herrn aller Tierwelt geworden ist, nicht zum vernichtenden Herrn, sondern zum Arbeitsherrn, dann müssen wir alle diese Fragen vorher besprochen und durchgegangen haben. Und da stelle ich an den Anfang den Satz, daß eine ehrliche, anständige Feindschaft, ein ernstes Ringen, ein gegenseitiges Sichschätzenlernen auch den Anfang einer gewissen Freundschaft bedeutet.

Und die typischste unter allen Formen solcher Art sich anbahnender Freundschaften ist wohl in dem Bärenkultus der Völker des nördlichen Asien und Europa verkörpert. Es ist dies eine Freundschaft, die aus der Achtung und dem Dank auf der einen Seite und aus dem Wunsch und der Hoffnung auf der andern Seite aufgewachsen ist. Dem Leser der nachfolgenden Schilderungen der Bärenfeste wird es zuerst vielleicht drollig vorkommen, daß ich hier von einer Freundschaft rede, wo es sich doch eigentlich nur um ein Schlachtfest zu handeln scheint. Das ist aber nicht richtig. Man verfolge, welch sonderbares Wohlwollen aus den ganzen Zeremonien spricht. Man wird dann ein Verständnis für diese, eine der wunderlichsten Arten der Tierfreundschaft, gewinnen. Eigentlich hat der Mensch dieser Zone den Bären über alle Maßen lieb, denn derselbe gewährt

ihm die herrlichste Speise. Diese Liebe drückt sich aber eben in langen Zeremonien aus.

Wenn ich mit dem Bärenfeste der Aino beginne und der Schilderung von Dr. Scheube fast wörtlich folge, so thue ich dies, um den Gesamtbericht und das Gesamtbild wenigstens bei einem Volke ganz klar zu bieten.

Die Aino sind ein Stamm, welcher den Norden des japanischen Reiches bewohnt, ein Stamm, welcher im Aussterben begriffen ist. Es ist ein kleines Fischer- und Jägervolk, das eine reiche ethnologische Beziehung zu den Völkern des nordöstlichen Asien hat. Die Japaner haben sich für diese ihre kleinen Landsleute immer hervorragend interessiert, und haben von ihren Sitten, Gebräuchen und Jagden mancherlei Bilder entworfen. Von diesen gebe ich einen Teil, welche der reichen Sammlung von Mac Ritchie entnommen sind. Dieselben veranschaulichen das ganze Leben dieses wunderlichen kleinen Volkes besser als lange Beschreibungen.



Fig. 109. Ainos, Wurzel grabend. Nach japanischer Zeichnung. Diese und die folgenden sind nach den Reproduktionen von Mac Ritchie kopiert.

Ein Bärenfest der Aino.

(Nach Dr. Scheube.)

Alle Reisebeschreibungen, welche von den Aino berichten, stimmen darin überein, daß der Bär von ihnen als Gott verehrt wird. In wörtlicher Bedeutung ist dies auch ganz richtig

man würde aber irren, wenn man annähme, daß die Aino den Bären für einen Gott halten und in derselben Weise ehren, wie sie es mit dem Gotte des Feuers, dem Hausgotte und ihren andern ziemlich zahlreichen Göttern thun.

Die Aino geben dem Bären den ehrenden Beinamen — Gott —: sie nennen ihn Kimui-Kamui; Kamui hat dieselbe Bedeutung wie das japanische Wort Kami; ob es von diesem herkommt, wage ich nicht zu entscheiden. Auch die Fremden werden von den Aino mit der Anrede Kamui geehrt, und wir können doch unmöglich glauben, daß sie uns damit wirklich göttliche Würde zugestehen wollen.



Fig. 110. Musizierende Aino.

Die Aino haben auch allen Grund, den Bären hochzustellen. Er ist für sie das wertvollste Tier: er versorgt sie auf lange Zeit mit Nahrung, er liefert ihnen Kleidung und er giebt ihnen Arznei, die außerordentlich geschätzte Bärengalle. Auf der andern Seite kann ihnen der Bär so großen Schaden wie kein anderes Tier zufügen, wenn er verwüstend und die Haustiere tötend in ihre Wohnsitze einbricht. Daher kein Wunder, wenn die Aino sich mit dem Bären gut zu stellen suchen, wenn sie ihn Gott

titulieren und nach seiner Erlegung eine Sühne für nötig halten. Letztere besteht darin, daß sie den Schädel des getöteten Bären an den Götterzaun, nusha-Kamui genannt (nusha bedeutet so viel als Tempel), welcher sich vor jeder Hütte auf der Ostseite befindet, — wo die Götter mit Ausnahme des Gottes des Feuers und des Hausgottes, denen im Innern der Hütte an bestimmten Stellen geopfert wird, angebetet werden, — aufpflanzen



Fig. 111. Tanzende Aino.

und zu einem heiligen Gegenstande machen, den sie unter dem Namen Kamui-marapo als einen Repräsentanten der Götter verehren.

Demselben Motive entspringt auch das Bärenfest, welches von den Aino iomante genannt wird. Es ist dasselbe mit der voraufgehenden Auffütterung eines jungen Bären eine Sühne, die dem ganzen Bärengeschlechte für seine getöteten Geschwister dargebracht wird. Zu Ende des Winters wird ein Bärenjunges

gefangen und groß gezogen. In der ersten Zeit wird dasselbe von der Frau des Fängers gesäugt, später vorzugsweise mit Fischen gefüttert. Wenn der Bär so groß und stark geworden ist, daß er den Käfig, in welchem er gefangen gehalten wird, zu zerbrechen droht, wird das Bärenfest veranstaltet. Es geschieht das gewöhnlich im September bis Oktober. Vorher entschuldigen sich die Aino vor ihren Göttern: sie hätten dem Bären so lange Wohlthaten erwiesen als möglich, jetzt könnten sie ihn aber nicht mehr länger ernähren, sie müßten ihn daher töten. Aus diesem Grunde hatte ich, als ich vor kurzem auf einer Reise im südlichen Teile von Yezo ein Bärenfest veranstalten lassen wollte, mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen, und nur dem glücklichen Zufalle, daß in einem kleinen Dorfe ein Aino zwei junge Bären besaß, deren einen er sich schließlich, seine religiösen Bedenken besiegend, entschloß, vorzeitig zu einem Bärenfest herzugeben, habe ich es zu danken, daß ich meinen Zweck erreichte. Zu einem solchen Feste werden von dem Hausherrn, welcher dasselbe veranstaltet und die Kosten desselben trägt, Verwandte und Freunde eingeladen; in kleinen Dörfern ist dies in der Regel die ganze Gemeinde. Ein Bärenfest kommt dem Festgeber, zumal in Anbetracht der Armut der Aino, teuer zu stehen, da bei einem solchen ganz enorme Quantitäten von Sake, welcher auf Yezo fast dreimal so teuer ist als hier, konsumiert werden. Es gilt daher für eine hohe Ehre, ein Bärenfest zu geben.



Fig. 112.
Aino mit Fischerei- und Jagdgerät.

Am 10. August 1880 war es. Gegen Mittag langte ich mit meinen japanischen Begleitern in dem von Oshamambe, wo ich mein Standquartier aufgeschlagen hatte, 3 Ri entfernten Dörfchen Kunnui an. Der Hausherr, in dessen Hause das

Bärenfest gefeiert werden sollte, kam uns mit seinen Gästen zur feierlichen Begrüßung entgegen. Alle hatten ihre besten Kleider angelegt, was freilich bei der bekannten Unreinlichkeit der Aino nicht viel sagen will. Bei festlichen Gelegenheiten werden von diesen nicht selten alte japanische Prachtgewänder getragen. Es gewährte ein komisches Bild, einen alten, würdigen Aino in einem langen, seidenen, reich mit Stickereien geschmückten Gewande, das vor langen Jahren einmal zur Garderobe einer Sängerin oder Tänzerin gehört haben mochte, jetzt freilich mit seinen verblichenen Farben und Schmutzflecken nur wenig von

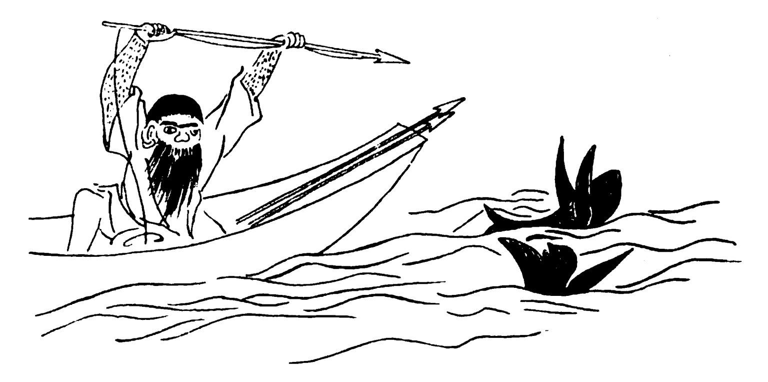


Fig. 113. Aino beim Fischfang mit der Harpune.

der alten Pracht noch erkennen ließ, stolz umherwandeln zu sehen. Die älteren Männer trugen um die Stirn einen eigentümlichen Kopfputz, shaba-umpe genannt (shaba — Kopf), eine Art Krone, welche nur an hohen Festtagen angelegt wird. Dieselbe ist aus Rinde des wilden Weins geflochten und mit gehobelten Holzspiralen, rohen Holzschnitzereien, Bärenklauen, Weinranken oder dergl. mehr verziert; dem Rauche, welcher jede Ainohütte zu allen Tages- und Jahreszeiten erfüllt und den Aufenthalt in einer solchen — ganz abgesehen von den verschiedenen in derselben sich entwickelnden Düften und den Insekten, welche sie beherbergt — zu einem wenig angenehmen macht, verdankt sie

ihre schwarze Farbe. Auch das schöne Geschlecht, unter welchem übrigens nicht ein hübsches, geschweige denn ein schönes Gesicht vertreten war, hatte seinen besten Schmuck, in Halsbändern und Perlenketten bestehend, angelegt; einen andern Schmuck, nämlich Tättowierungen des Gesichtes, der Arme und Vorderarme, trägt dasselbe beständig. Einzelne hatten seidene Kleider und eine ältere Frau sogar ein samtnes Kopftuch, mit welchem oberhalb der Stirn das Haar zusammengebunden wird.

Wir fanden die ganze Gesellschaft, aus einigen 30 Personen, Männer, Frauen und Kinder bestehend, schon versammelt, auch einige schaulustige Japaner hatten sich dazu aus der Nachbarschaft eingefunden. Nachdem wir uns etwas auf dem Schauplatze des Festes umgesehen, vor allem die Hauptperson des Tages, den jungen Bären, welcher, nichts Böses ahnend, in seinem aus



Fig. 114. Jagd mit der Harpune.



Fig. 115. Auf der Hirschjagd.

dünnen Balken roh zusammengefügten und mit Steinen belasteten 1,6 m hohen Käfig munter spielte, in Augenschein genommen hatten, wurden wir eingeladen, in die Hütte zu treten, wo das Fest mit einem feierlichen Trankopfer seinen Anfang nehmen sollte.

Im Innern derselben sah es heute ordentlicher und reinlicher aus, als ich es sonst in jener Gegend gefunden hatte. Der Hausschatz, vorzugsweise aus alten Schwertern, heiligen Gegenständen, Schmucksachen und Trinkgeschirr bestehend, war zur Feier des Tages aus den Kasten, welche einen Teil der nördlichen Wand der Hütte einzunehmen pflegen, herausgenommen und dort aufgestellt oder aufgehängt worden. In der Nordostecke, welche dem Hausgotte heilig ist, waren neue Goheistäbe an die Wand gesteckt worden.

Es sind dies $^1/_2$ bis $^3/_4$ m lange Holzstäbe,

deren oberste Schichten zu schmalen, spiraligen Spänen gehobelt sind. Dieselben werden stets aus einem bestimmten Holze gemacht; die Holzart, welche dazu gewählt wird, ist aber in verschiedenen Gegenden eine verschiedene. Hier wie auf der ganzen Strecke von Mori bis Oshamambe nimmt man dazu eine Kornelkirschart, während schon an der gegenüber liegenden Seite der Vulkan-Bai, z. B. in Mombetsu und an der Ostküste von Mukawa an nach Süden die Weide zu diesem Zwecke dient. Ein solcher Stab, Inabo genannt, hat dieselbe Bedeutung wie die bekannten Papierstreifen — Gohei — der chintoistischen Tempel; er ist ein heiliger Gegenstand, welcher die Götter repräsentiert. Einzelne Spiralen desselben Holzes pflegen auch, wie dies bereits bei der oben beschriebenen Krone erwähnt



Fig. 116. Aino auf der Jagd.

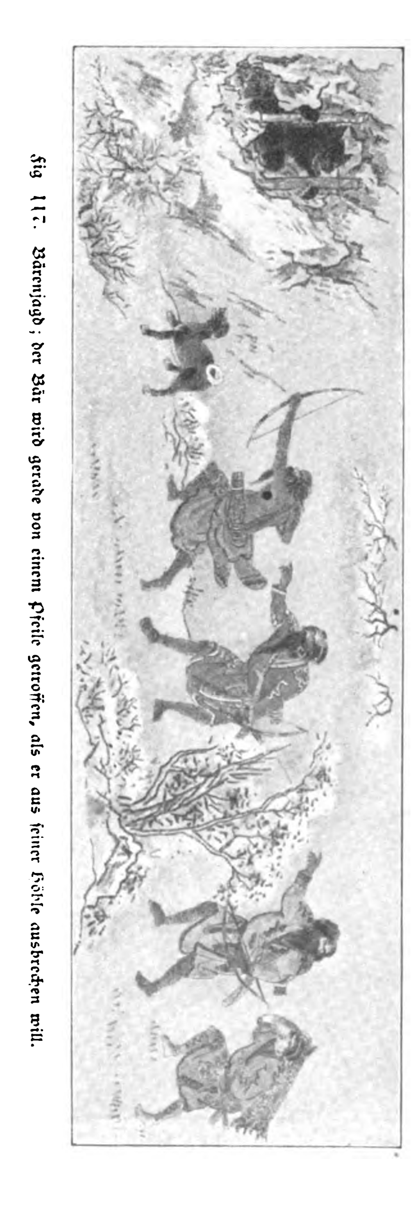


Fig. 117. Bärenjagd; der Bär wird gerade von einem Pfeile getroffen, als er aus seiner Höhle ausbrechen will.

wurde, an allerlei Gegenständen, besonders solchen, die bei festlichen Gelegenheiten zur Anwendung kommen, befestigt zu werden. Auf den Bärenkäfigen werden stets oben an den 4 Ecken Inabos aufgesteckt. Einmal sah ich daselbst auch eine Sichel befestigt — was übrigens ebenfalls von den Japanern auf Yezo geschieht, um Krankheiten und böse Tiere von denselben fern zu halten.

Auf der Feuerstelle, welche die Mitte der Hütte einnimmt, war gleichfalls ein Inabo eingesteckt. Um erstere herum waren Matten gelegt, auf welchen sich die Gesellschaft niederließ. Der Hausherr opferte nun zuerst vor der Feuerstelle dem Gotte des Feuers. Die Gäste folgten sodann seinem Beispiele. Darauf wurde dem Hausgotte vor der ihm heiligen Ecke ein Trankopfer dargebracht.

Die Aino sitzen bei dieser Zeremonie nicht wie die Japaner mit untergeschlagenen, sondern mit gebeugten, vor sich hin-

gelegten Beinen, und heben zuerst das mit der linken Hand gefaßte Trinkgefäß einmal nach der Stirn empor, während auch die rechte mit nach oben gewandter Handfläche etwas erhoben wird. Dann wird ein flaches, vorn zugespitztes, meist mit Schnitzereien, bisweilen auch mit einer beweglichen Figur verziertes, etwa 30 cm langes und 3 cm breites Stäbchen, Ikubasui genannt, welches vorher quer über dem Trinkgefäß lag, in den Sake eingetaucht, einige Tropfen damit unter möglichst geringer Stoffvergeudung auf dem Boden — bei den dem Gotte des Feuers dargebrachten Opfern ins Feuer — fallen gelassen und darauf das Stäbchen mehrere Male über dem Trinkgefäß horizontal hin- und herbewegt. Dabei wird ein Gebet in den Bart gemurmelt oder gesprochen. Ist dies beendet, so wird getrunken und zwar in großen Zügen, wobei mit dem Stäbchen der Schnurrbart wie ein Vor-



Fig. 118. Bärenjagd: der Bär vom Pfeile getroffen wird zu Tode gespießt; links gehen sie mit einem jungen Bären nach Hause.

hang in die Höhe gehoben wird Diese Zeremonie findet nicht nur bei festlichen Gelegenheiten statt, sondern wird überhaupt jedem Trinken vorausgeschickt. Während so den Göttern geopfert wurde, wobei häufig die Trinkgefäße aus einer Hand in die andere wanderten, fanden vielfach unter den Anwesenden Begrüßungen statt: auch ich wurde nochmals in längerer Rede vom Hausherrn willkommen geheißen. Zur Begrüßung heben die Aino die Arme mit nach oben gewandter Handfläche und

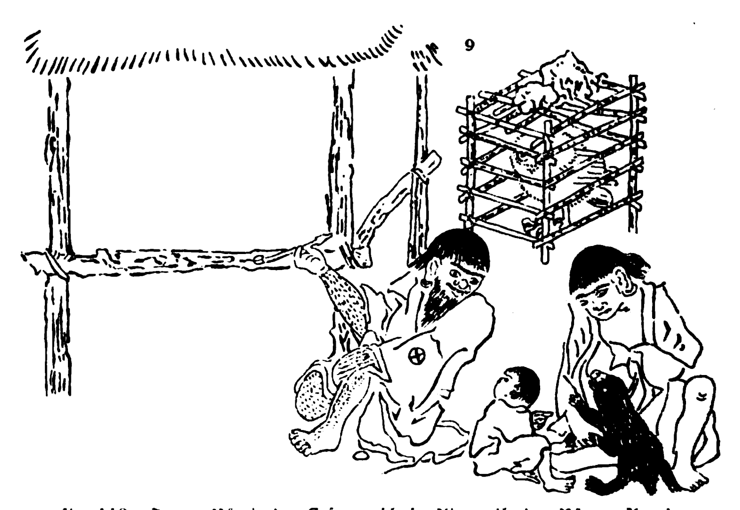


Fig. 119. Junger Bär in der Gefangenschaft; Ainoweib, den Bären nährend.

Verneigung des Kopfes mehrere Male langsam empor und streichen sich dann den Bart oder, wenn dieser rasiert ist, die vorderen Haarlocken.

Die Hausfrau, welche den Bären großgezogen hatte, saß während dessen still und traurig beiseite, bisweilen brach sie sogar in Thränen aus. (Siehe Fig. 119 und 120). Diese Trauer der Bärenamme, welche sich noch mehr im weiteren Verlauf des Festes zeigte, war sicher keine gemachte, etwa von den Regeln des Festes vorgeschriebene, sondern es ging derselben das Schicksal ihres Pflegekindes sichtlich nahe. Auch sie brachte dann ein

Trankopfer dar, desgleichen ein paar von den älteren Frauen. Das Trankopfer der Frauen ist viel einfacher als das der Männer: sie erheben nur, bevor sie trinken, das Trinkgefäß einmal empor und streichen dann einmal mit dem rechten Zeigefinger unter der Nase hin. Die Töchter des Hauses, welche sich vor der übrigen Gesellschaft vorteilhaft durch Reinlichkeit auszeichneten und von denen die älteste an einen Japaner verheiratet war, gingen ab und zu und kochten in dem Kessel über dem Feuer die aus Hirse bereiteten Festkuchen; am Trinken beteiligten sie sich aber ebenso wenig wie die anderen jüngeren Frauen.

Nachdem die Zeremonie im Hause beendet war, wurde von dem Hausherrn und mehreren anderen draußen vor dem Bärenkäfige in derselben Weise geopfert. Auch der Bär bekam einige Tropfen in einer Schale vorgesetzt, welche er aber sofort umwarf. Darauf begann der Tanz der

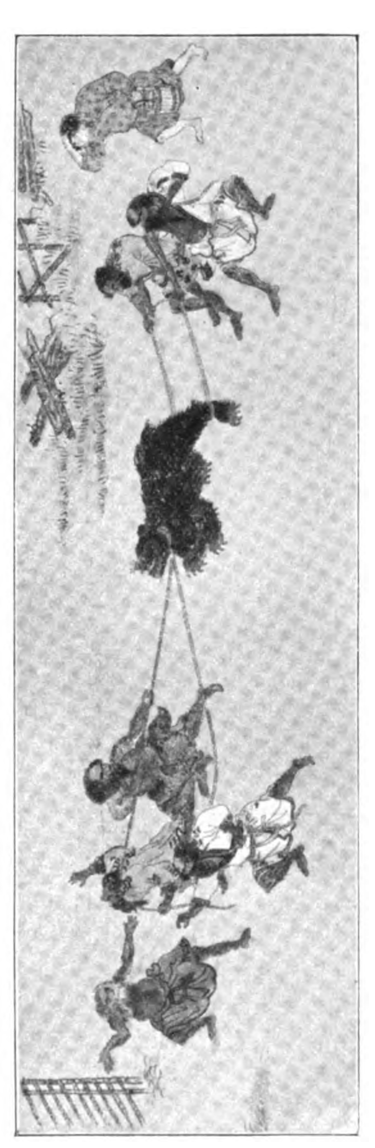


Fig. 120. Der Bär wird zur Schlachtstätte gezogen; die Nährmutter eilt weinend und mit freundlicher Gabe hinterher.

Frauen und Mädchen vor dem Bärenkäfig, welcher sich eine ganze Weile mit kleinen Unterbrechungen fortsetzte. Das Gesicht demselben zugewandt und mit leicht gebeugten Knieen sich auf die Fußspitzen hebend, dazu etwas emporhüpfend, bewegten sie sich im Kreise um den Käfig herum, klatschten dabei in die Hände und sangen ein aus wenigen, immer wiederholten Worten bestehendes eintöniges Lied dazu. Es gelang mir, von diesem nur folgende Worte,



Fig. 121. Ainos mit gefesseltem Bären.

welche sicher bedeutungslos sind, aufzufangen: husa husa hela hela..... husa husa he he..... heana heana..... hua hua heb heb. Die Hausfrau und ein paar ältere Frauen, welche wohl schon manchen Bären aufgezogen haben mochten, tanzten unter Thränen vor, indem sie, statt in die Hände zu klatschen, dem Bären bald von der Schulter, bald von der Brust aus die Arme entgegenstreckten oder denselben zärtlich liebkosten. Dem jungen Volke ging dagegen die Geschichte nicht so nahe: Gesang und Lachen

wechselten einander ab. Meister Petz wurde allmählich durch den Lärm um ihn herum in Aufregung gebracht und fing an, im Käfig herum zu springen und ein klägliches Geheul auszustoßen, als ob er ahnte, was bald kommen sollte.

Gleichzeitig mit diesen Vorgängen vor dem Bärenkäfig wurde unsere Aufmerksamkeit durch eine neue Scene, welche sich vor dem Götterzaun abspielte, in Anspruch genommen. Dieser war heute zur Feier des Tages festlich geschmückt. Fünf neue Inabos, an welche Bambusblätter befestigt waren, hatte man hier aufgesteckt, wie dies stets zu geschehen pflegt, wenn ein Bär getötet wird. Die Bambusblätter haben die Bedeutung, daß der tote Bär wieder lebendig werden möge. Vielleicht ist die Immergrünheit oder Unverwüstlichkeit des Bambus die Ursache, weshalb gerade dieser hierzu gewählt wird. Ferner waren Schwerter und Heilige, Köchern



Fig. 122. Bärenfest; der Bär wird zu Tode gedrückt; auf der linken Seite Vorbereitung für das Fest.

gleichende Gegenstände, welche Ikayup oder Ikor-komui genannt werden, in größerer Zahl an dem Götterzaun aufgehängt worden.

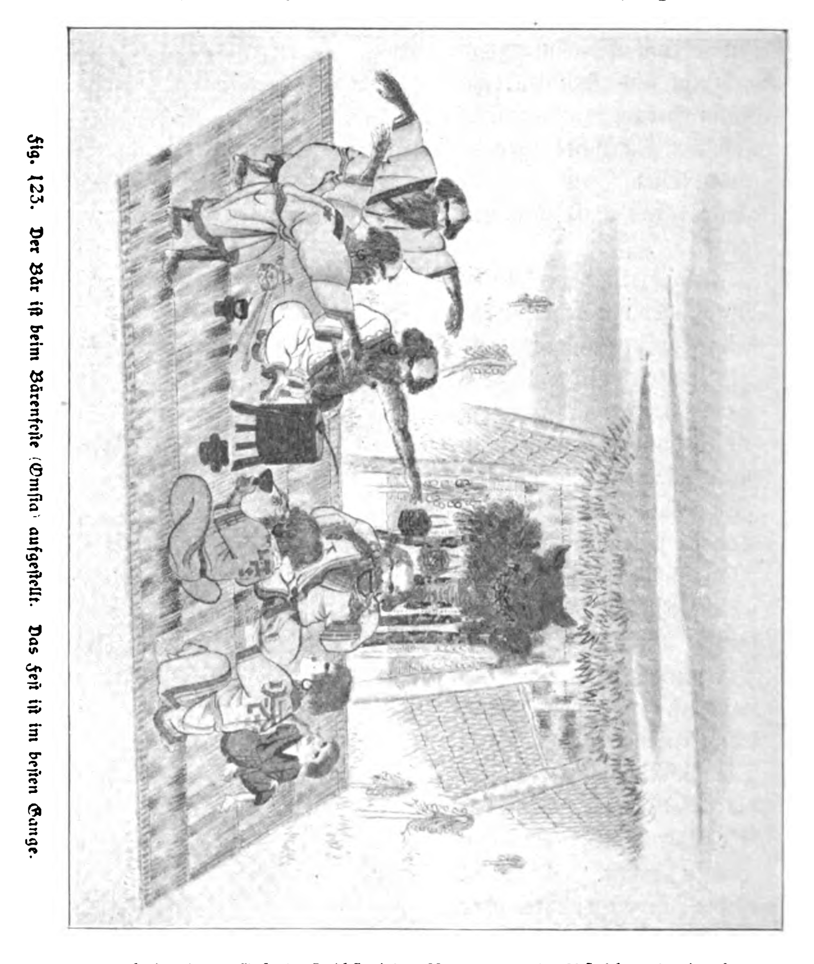


Fig. 123. Der Bär ist beim Bärenfeste (Omsia) aufgestellt. Das Fest ist im besten Gange.

Weiter befanden sich daselbst die Bogen und Pfeile, je drei an Zahl, mit denen nachher nach dem Bären geschossen und der Schmuck, in Ohr- und Halsgehängen bestehend, welcher demselben nach seinem Tode angelegt werden sollte.

Den Männern bot jetzt ein weiteres Trankopfer vor dem Götterzaun von neuem Gelegenheit zum Trinken. Dasselbe wurde den andern Göttern, welchen dieser Platz heilig ist, dargebracht; dabei wurden neue Inabos an den Zaun aufgesteckt. Dieses Mal machte der Häuptling von Oshamambe, — das nur aus wenigen Hütten bestehende Dorf Kannui hat selbst keinen, sondern gehört zum Bereiche des letzteren, — den Anfang. Die drei jungen Männer, welche nachher bei der Herausnahme des Bären aus dem Käfige beteiligt waren, pflanzten daselbst je zwei Inabos auf. Schon jetzt machten sich Anzeichen des fleißigen Zuspruches, welchen die Becher gefunden hatten, bemerkbar, indem einige sakeselig, mit gen Himmel gehobenen Händen vor dem Zaune zu tanzen und so den Göttern ihre Freude kund zu geben anfingen, was im weiteren Verlaufe des Festes häufiger geschah.



Fig. 124. Das Bankett beim Bärenfeste.

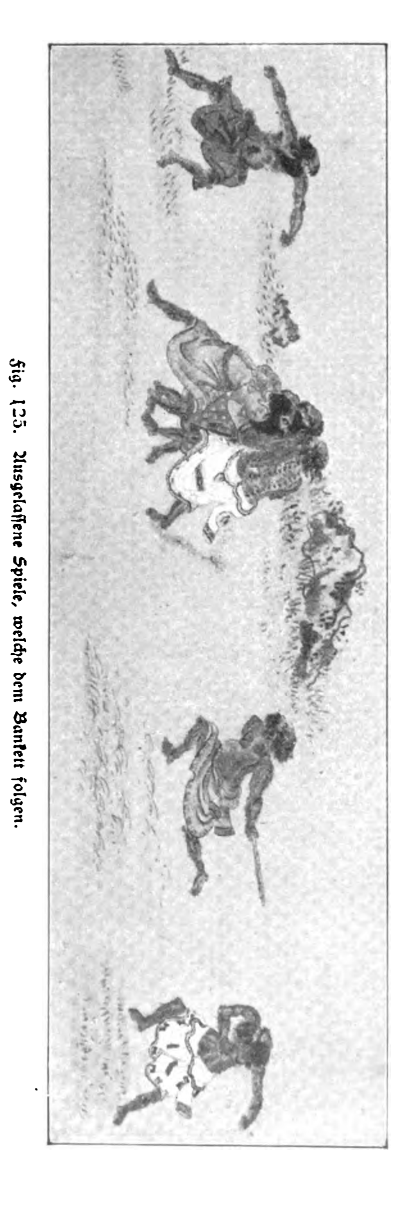


Fig. 125. Ausgelassene Spiele, welche dem Bankett folgen.

Hierauf wurde der Bär aus seinem Käfig herausgeholt. Dem für den mutigsten geltenden jungen Aino ward diese Ehre zu teil.

Nachdem er ein von dem Häuptling Otena geliehenes Prachtgewand angelegt hatte, kletterte er auf den Käfig hinauf, nahm mit Hilfe von zwei anderen die Steine und obersten Balken von demselben hinweg und warf dem Bären ein Seil um den Hals. An diesem wurde derselbe aus dem Käfige herausgehoben und eine Weile in der Umgebung der Hütte herumgeführt, um ihn vor seinem Tode noch einmal der Freiheit sich freuen zu lassen. Unterdessen wurde unter dem Vortritt Otanas mit Pfeilen, die vorn statt der Spitze einen knopfförmigen, mit einem roten Läppchen verzierten Holzansatz trugen, nach ihm geschossen. Auch ich durfte mich hiervon nicht ausschließen. Darauf wurde der Bär vor den Götterzaun geführt, ein Holz

ihm ins Maul gesteckt und neun Männer knieten auf ihn nieder und preßten seinen Hals fest gegen ein am Boden liegendes Balkenstück. Nach fünf Minuten hatte der Bär lautlos geendet. Während dieser Zeit setzten die Frauen und Mädchen, welche dahinter Aufstellung genommen hatten, jammernd ihren Tanz



Fig. 126. Aino, die Bärenarmbrust handhabend. Nach Photographie von Batchelor.

fort und schlugen dabei auf die über dem Bären knieenden Männer ein, sicherlich, um ihren Unwillen über die Grausamkeit derselben kund zu geben. Nachdem hierauf dem Bären von einem der Männer mit dem Messer die Haut in der Mittellinie des Bauches leicht geritzt worden war, begann die festliche Schmückung. Er ward auf einer Matte vor dem Götterzaun niedergelegt, und ein Schwert und ein Köcher, welche sich vorher

an letzterem befunden hatten, wurden ihm umgehängt. Da es eine Bärin war, wurde sie außerdem mit Hals- und Ohrgehängen geschmückt.

Sodann erhielt die Leiche Speise und Trank vorgesetzt, bestehend in einem Teller mit Hirsebrei, einem zweiten mit Hirsekuchen, welche mit Fischöl übergossen waren und einer Kanne voll Sake, dazu Eßstäbchen, Becher und Trinkholz, welches seiner hohen Bestimmung wegen mit den oben erwähnten gehobelten Spiralen versehen war.

Die Männer setzten sich nun auf Matten, welche vor dem getöteten Bären ausgebreitet waren, nieder, jeder erhielt sein Trinkgerät vor sich hingesetzt, und es begann abermals ein feierliches Trankopfer und mit ihm der Hauptteil des Festes, ein maßloses Trinkgelage. Dem Brauche nach hat den Anfang bei diesem Trankopfer der Otena zu machen. Letzterer überließ diese Ehre dem Ältesten der anwesenden Gesellschaft, einem rüstigen Greise in den Siebenzigern, von welchem dieselbe auch nach einigem Nötigen angenommen wurde. Derselbe opferte nun vor dem Bären in derselben Weise, wie es schon oben beschrieben wurde und zwar mit dem dem Bären vorgesetzten Trinkgerät. Die anderen folgten seinem Beispiele und auch wir wurden dringend dazu genötigt, das gleiche zu thun.

Bei dem einmaligen Trankopfer ließen es aber die Aino nicht bewenden, sondern dasselbe ward so häufig wiederholt, daß bald ein Teil der Gesellschaft, welcher schon vordem dem Sake wacker zugesprochen hatte, betrunken auf die Matten niedersank. Die Alten thaten es im Zechen den Jungen weit zuvor, letztere waren ziemlich mäßig. Das Gelage verlief ruhig, Streite kamen dabei nicht vor.

Kehren wir nun zu dem schönen Geschlechte zurück, welches wir bei der Erdrosselung des Bären sich selbst überlassen haben. Die Traurigkeit, welche bei dieser Gelegenheit, besonders von den Alten, an den Tag gelegt worden, war bald gewichen und hatte einer allgemeinen Fröhlichkeit Platz gemacht, welche, zumal auch von den Frauen und Mädchen der Sake nicht gespart wurde,

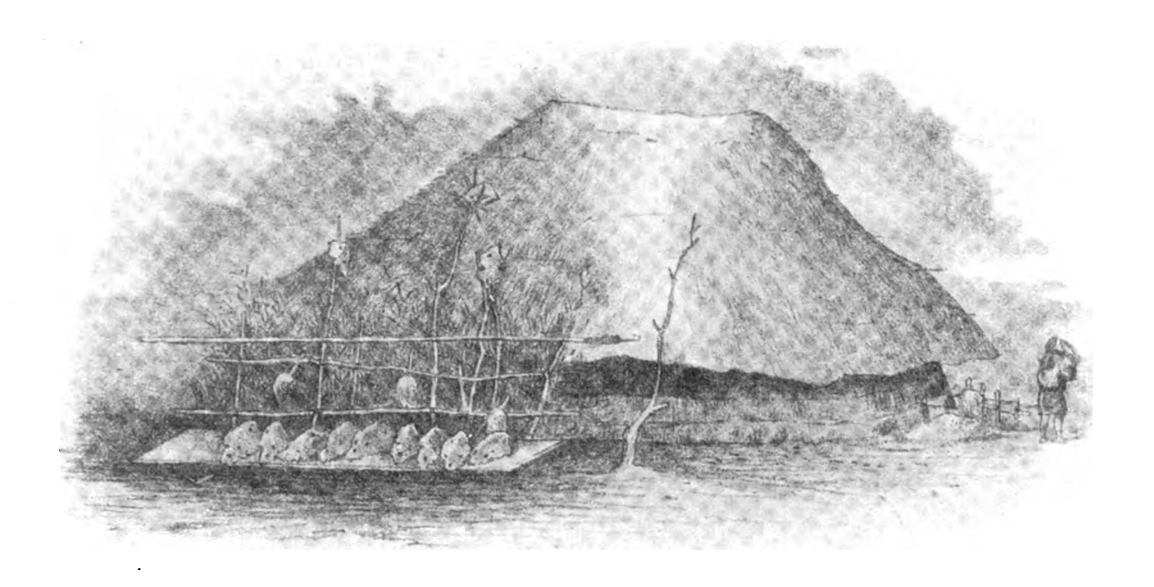


Fig. 127. Ainohütte von der Ostseite aus gesehen mit dem heiligen Zaune Nu-sha kamui- und dem muru kuta nusa. Nach Scheube.

mehr und mehr zunahm und sich zeitweise zur Ausgelassenheit steigerte. Während der tote Bär geschmückt wurde und der darauf folgenden Zecherei gaben sie sich dem Vergnügen des Tanzes hin, in welchem nur von Zeit zu Zeit kurze Pausen zur Erholung gemacht wurden. Wunderbarer Weise zeigten sich hierbei gerade die älteren Frauen als die eifrigsten und ausgelassensten Tänzerinnen.

Während die allgemeine Fröhlichkeit unter den Weibern immer mehr zunahm, stellten sich öfters auch trunkene Männer in die Reihen der Tanzenden. Die Tanzpausen wurden von den jungen Frauen und Mädchen zum Teil mit gegenseitigen Neckereien, — die nicht selten den bei uns üblichen gesellschaftlichen Ton verließen, — ausgefüllt. Einmal wurde jenes alte, auch bei uns bekannte Spiel, bei welchem die beiden Hälften eines Seiles von zwei Parteien gefaßt werden und jede dieser die andere über eine markierte Grenze zu ziehen sucht, gespielt. Auf der einen Seite standen die Frauen und Mädchen, auf der anderen die Knaben, von ein paar jungen Männern unterstützt. Das schwache Geschlecht siegte. Die Aino nennen dieses Spiel, welches sehr alt sein soll, Ukutoshi-aae.

Mittlerweile hatte die Fröhlichkeit des Festes ihren Höhepunkt erreicht, und es war nun die Zeit gekommen, wo ein paar junge Aino, dieselben, welche früher den Bären aus seinem Käfige befreit hatten, auf das Dach der Hütte stiegen, um von hier einen Korb voll Hirsekuchen unter die Gesellschaft zu werfen. Von Mann und Frau, Alt und Jung wurde unter Schreien und Balgen danach gehascht.

Es ist eigentlich Regel, daß der Bär erst am folgenden Tage, an welchem sich die Gesellschaft zur Fortsetzung des Trinkgelages von neuem im Hause des Festgebers versammelt, geschlachtet wird. Auf meinen Wunsch wurde diesmal eine Ausnahme gemacht. Nachdem dem Bären die Haut abgezogen worden war, wurde er ausgeweidet und dann Beine und Rumpf mit dem Fleisch vom Kopfe getrennt. Letzterer blieb mit dem Felle in Zusammenhang. Das Amt des Schlächters verrichtete

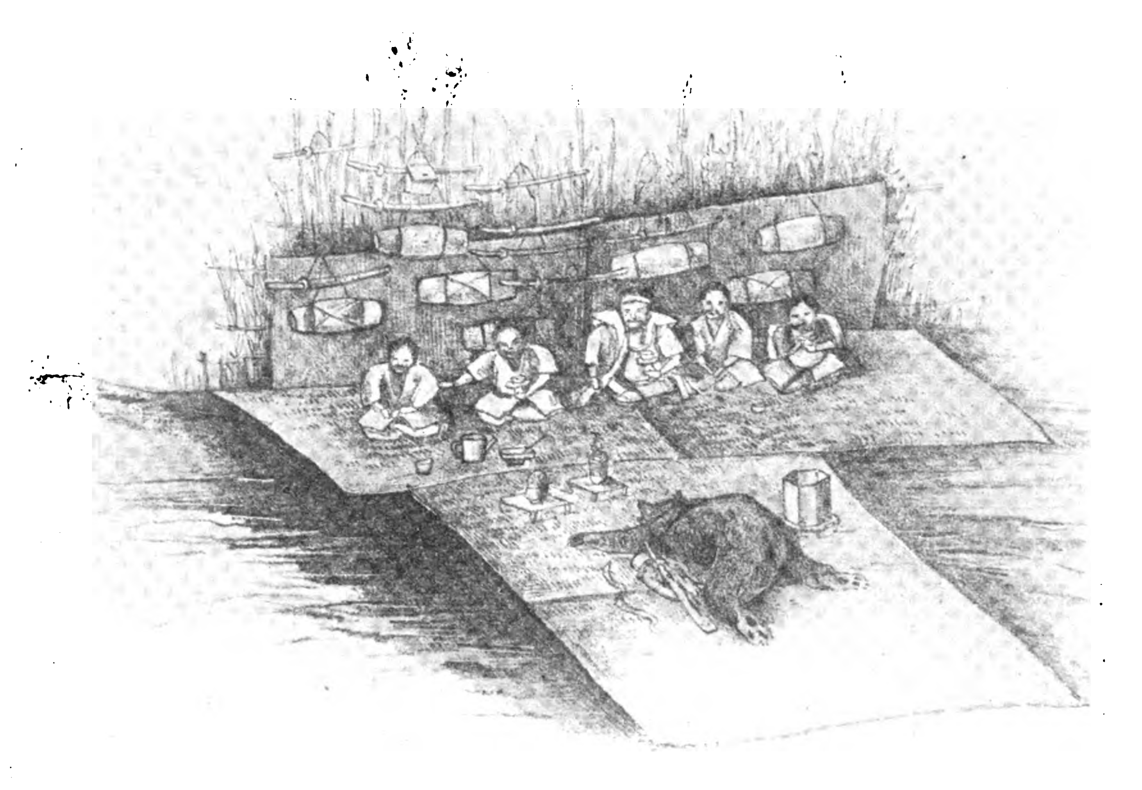


Fig. 128. Scene aus dem Bärenfeste der Aino. Opfer vor dem getöteten und geschmückten Bären. Nach Scheube.

einer der jüngeren Aino, während die andern, welche sich zum Teil durch einen kurzen Schlaf wieder ernüchtert hatten, darum saßen oder standen.

Das Blut wurde sogleich von diesen mit Bechern aufgefangen und gierig verschlungen. Frauen und Kinder sah ich nicht sich bei dem Bluttrinken beteiligen, obwohl sie nicht etwa der Brauch von diesem Genusse ausschließt. Die Leber wurde sofort nach Herausnahme in kleine Stücke geschnitten und roh mit Salz gegessen. Auch Frauen und Kinder bekamen davon ab. Das Fleisch und die anderen Eingeweide wurden in das Haus getragen und dort einstweilen aufbewahrt, um am übernächsten Tage unter die Teilnehmer des Festes verteilt zu werden. Ich hatte Mühe genug, die trunkene Schar, welche mir durchaus ebenfalls von dem Blute und der Leber aufnötigen wollte, von mir fern zu halten und ich gestehe, daß selbst mich infolge meines Berufes in dieser Beziehung Abgehärteten, bei dem Anblicke der trunkenen und über und über mit Blut beschmierten Gestalten ein Ekel ergriff, sodaß ich froh war, daß sich der Tag und mit ihm das Fest zu seinem Ende neigte.

Während der Ausweidung des Bären führen die Frauen und Mädchen wieder denselben Tanz, wie zu Beginn des Festes auf, aber nicht um den Käfig herum, sondern vor dem Götterzaun, und die Alten, welche zuvor noch so ausgelassen dem Vergnügen sich hingegeben hatten, schienen dabei sonderbarer Weise wie umgewandelt und ließen abermals ihren Thränen freien Lauf.

Darauf wurde der Kopf des Bären mit der zusammengewickelten Haut vor den Götterzaun niedergelegt und in derselben Weise geschmückt, wie es vorher mit der Leiche geschehen war; außerdem wurde ein Inabo hinzugefügt, und es fand davor wieder ein allgemeines Trankopfer statt. Nachdem dies beendet, wurde die Haut vom Schädel abgezogen, nur an der Schnauze und an den Ohren blieb sie an demseben haften. In die rechte Seite des Hinterhauptbeines, — beim männlichen Bären geschieht es auf der andern Seite — wurde sodann ein Loch gebrochen, um durch

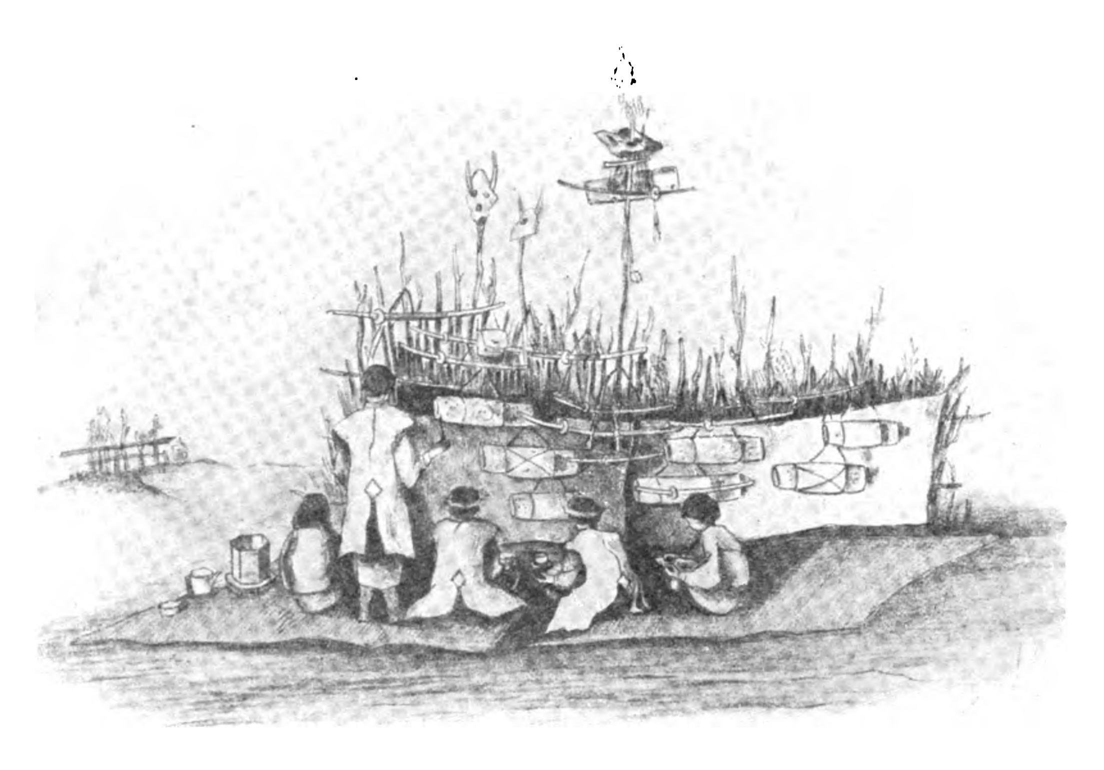


Fig. 129. Scene aus dem Bärenfeste. Opfer vor dem am heiligen Zaune aufgerichteten Bärenkopf. Nach Scheube.

dieses das Gehirn zu entleeren. Letzteres wurde sogleich in die Becher verteilt und mit Sake vermischt getrunken. An Stelle des Gehirns wurde die Schädelhöhle mit gehobelten Holzspiralen ausgefüllt. Die Augen wurden ebenfalls heraus-genommen und das an denselben hängende Orbitalfett sofort

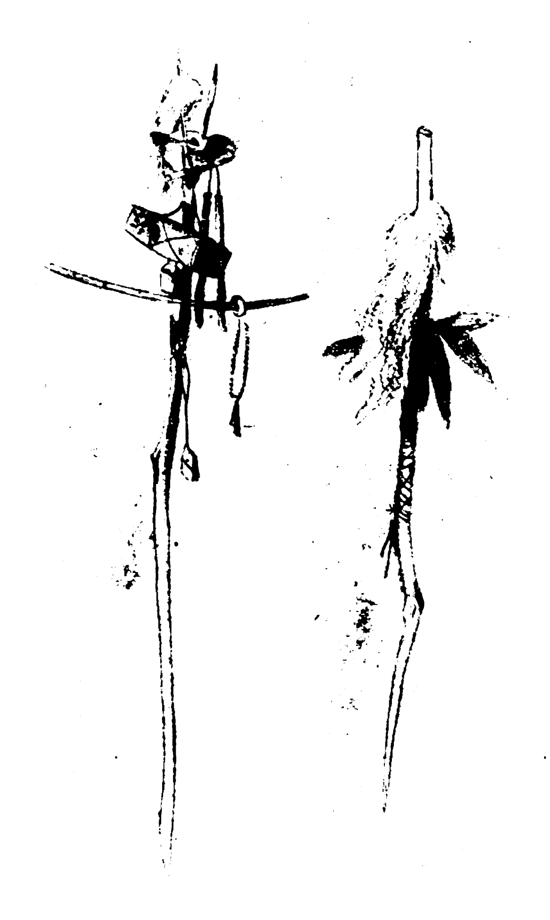


Fig 130. Fig. 131.

Fig. 130. Stange mit geschmücktem Bärenkopf. Nach Scheube. Fig. 131. Einer der Inabo, welche beim Bärenfeste am heiligen Zaune aufgesteckt werden. Nach Scheube.

von dem jungen Aino, welcher das Amt des Schlächters versah, abgebissen und gegessen. Mit den gleichen Holzspiralen umwickelt wurden dann die Augen wieder in die Höhlen eingesetzt. Die Mundhöhle wurde mit Bambusblättern ausgestopft und der Schädel außen mit Holzspiralen geschmückt.

Während dieser so zugerichtet wurde, tanzten die Frauen von neuem; zum Teil schlossen sich ihnen die Männer an. Hierauf wurde der Schädel wieder in das Fell eingefügt und beide vor dem Götterzaune niedergelegt, davor Schwert, Köcher, Inabo und das Holz, welches der Bär, während er erwürgt wurde, im Maule gehabt hatte. Erst nachdem vor dem Schädel abermals ein Trankopfer stattgefunden hatte, wurde derselbe auf einer etwa $2^1/_2$ m hohen Stange, welche oben in einer durch die Jochbogen hindurchgesteckten Gabel endete, am Götterzaune aufgerichtet, während die ganze Gesellschaft, Männer wie Frauen, singend und lärmend davor tanzte. Die Stange war an ihrem oberen gabelförmigen Ende jederseits mit einem Inabo, an welchem Bambusblätter befestigt waren, versehen. Unter dem Schädel wurde quer über das Maul Holz befestigt und Schwert und Köcher aufgehangen. Die beiden letzteren pflegen schon nach kurzer Zeit, etwa einer Stunde, wieder abgenommen zu werden, während das übrige an seinem Platze bleibt. Ein nochmaliges Trankopfer vor dem Götterzaun beschloß das Fest. Auch die Frauen nahmen an demselben teil, die alten nicht, ohne von neuem Thränen zu vergießen.

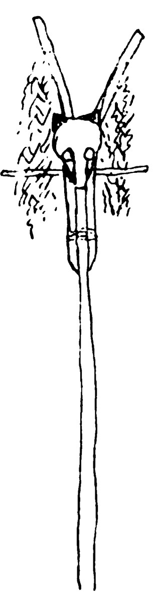


Fig. 132.
Keomande-ni; aufgestellter Bärenkopf. Nach Batchelor.

Inzwischen war der Abend hereingebrochen und es wurde für uns hohe Zeit, den Rückweg anzutreten. Zum Abschiede versammelte sich noch einmal die ganze Gesellschaft vor dem Götterzaun zum Tanz. — — — — —

Bärenfeste bei anderen Völkern.

(Nach Steller, Scheffer, Schrenk).

Dasselbe Motiv nun auch bei anderen Völkern des hohen Nordens verfolgen zu können, scheint mir hochinteressant. Wir werden jetzt einige Notizen bringen, die die uns bei den Aino vorgekommenen Züge des Bärenkultus ergänzen und vervollständigen. Daneben wolle man aber fortgehend beobachten, was sich aus den Zeremonien und Vorgängen für das Verhältnis zwischen Mensch und Tier ergiebt. Der Bär ist ein ausgezeichneter Vertreter. Zumal bei den Giljaken scheint er fast in die Rolle eines Haustieres übergehen zu wollen. Ein solcher Vorgang ist nach jeder Richtung vorbereitet. Wenn er sich dennoch nicht erfüllt hat, so muß dies darauf zurückgeführt werden, daß der Bär sich in der Gefangenschaft nicht fortpflanzt. Es ist hierbei aber nicht unwesentlich, zu beobachten, wie die angebahnte Freundschaft des Menschen zum Bären vom Norden ausgehend sich im Süden umbildet. Wenn wir nachher das Herumziehen der Giljaken mit den Bären zu beobachten haben werden, dann wird jeder unwillkürlich an die russischen Zigeuner denken, welche als Bärenführer das Tier am Gängelbande leiten und die einzige Zeremonie, welche an innerem Gehalte reich war, bis zum banalsten Volksvergnügen heruntergedrückt haben. In der That ist es erstaunlich, daß Meister Petz keine höhere Stufe im menschlichen Kulturleben erreicht hat. In einer Epoche, welche zumal bei den Giljaken noch verhältnismäßig voll und deutlich ausgeprägt ist, stand er nächst dem Hunde den Menschen am nächsten. Und doch ist er, einer der ersten näheren Bekannten des Menschen, zu keiner höheren Stufe emporgeklommen, als zum Popanz der Karnevalsbelustigungen. — — — — — —

„Die Italmenen auf Kamtschatka statuieren, man müsse kein Land- oder Seetier umbringen und verzehren, ohne sich vorher bei demselben zu exkusieren, daß sie solches nicht übel deuten sollten, und nach diesem müßte man sie mit Cedernüssen oder anderen Dingen traktieren, vor ihr Fleisch und Fell, daß sie in

der Meinung blieben, als wären sie nur bei ihnen zu Gaste gewesen, wodurch andere nicht leuteschen würden."

Wenn bei diesem Volke einer einen Bären erlegt, — eine Sache, welche dem Schützen und seiner Familie hohe Ehre und Ruhm einbringt, zumal, wenn die That besonders heroisch ausgeführt wurde — so lockte das vor allem andern geschätzte Fleisch zu einem Feste, zu welchem sie alle ihre Freunde mit Weib und Kind einluden. Wenn sie dann beisamen waren, ließ der Wirt alle ringsum in der Wohnung in eine Reihe setzen, worauf er sich nackend auszog, Feuer anmachen und den Kessel mit Wasser ansetzen ließ. Danach bat er einige von seinen Gästen, ihm beim Abstreifen der Haut behilflich zu sein. War dieselbe abgezogen, so schnitt man erst den Speck ab und legte ihn riemenweise in den Kessel, worauf das Fleisch von den Knochen abgenommen und endlich das Darmfett herausgeholt wurde. Mittlerweile fingen einige an zu tanzen, es waren die Jungen, denn die Alten diskutierten inzwischen und legten die Hände in den Schoß. Wenn aber eine Zeit verflossen war, dann stellte sich doch der eine oder andere von den Alten in die Reihe der Tänzer.

War nun das Essen fertig, dann ließ der Wirt alle wieder in einer Reihe niedersitzen, nahm einen Riemen Fett in die linke, und ein Messer die rechte Hand, ging von einem zum andern, steckte ihm solches in den Mund und sprach: „Gieb Achtung!" Der Gast antwortete: „Sipang, o Unglück!" Darauf schnitt der Wirt mit dem Messer vor dem Munde des Gastes von dem Fettriemen ab und ließ es ihn verschlucken. Weiter gehend, wiederholte er diese Zeremonie bei einem nach dem andern, bis er zum letzten kam. Das Fett wird am höchsten geschätzt und deshalb auf solche Weise verteilt.

Darauf teilte man das Fleisch und Darmfett nebst dem Eingeweide in gleiche Portionen, welche den Gästen vorgesetzt wurden. Diese Portionen legte man auf Brettlein von Birkenrinde und hölzerne Schalen, teilte solche an alle aus und zwar dies mit solcher Gerechtigkeit, daß der älteste Mann nicht mehr bekam als das kleinste Kind.

Ein Weib schlief einstmals während des Essens ein. Als sie aufgeweckt wurde, neigte sie sich gegen das Bärenfell und sprach:

„Ach, ich bin eingeschlafen; ich war müde, nimm es mir doch nicht übel! Allein du wirst es mir wohl verzeihen, weil du doch auch zu schlafen pflegst, wenn du müde aus dem Walde kommst. Du schläfst sogar den ganzen Winter über und wir sagen dir auch nichts!"

Alle rühmten sie darauf, daß sie eine so vorzügliche Rede gehalten und den Bären wieder versöhnt habe.

Wenn nun die Mahlzeit ein Ende hatte, so brachte der Wirt den abgefressenen Bärenkopf vor die Gäste, umwandt ihn mit Gras und Slatka drawa, beschenkte ihn mit allerlei Schnurrpfeifereien und entschuldigte vor allen Dingen seinen Tod mit den Russen. Über die Russen solle der Bär sich erzürnen, ihm aber solle er es nicht übel nehmen und er bäte ihn, das auch seinen Anverwandten zu verkündigen, diesen zu erzählen, wie sie ihn traktiert hätten, damit die lieben Anverwandten auch ohne alle Furcht zu ihnen, den Italmenen, kämen.

Die letzte Entschuldigung ist vielleicht das Charakteristischste an dieser Schilderung. Die Russen, die bösen Feinde, werden verantwortlich gemacht. Wir werden einen gleichen Zug sogleich wieder bei den Giljaken antreffen, denen ich mich jetzt zuwende.

Schrenk ist es gelungen, ein Bärenfest der Giljaken am Amur mit erleben zu können. Er hat es bis in die kleinsten Details geschildert. Ich greife nur in die wesentlichsten Abschnitte hinein, um das herauszunehmen, was für unsere Betrachtung besonders von Wert ist. Der Hauptwitz bei den Giljaken besteht darin, den Bären über alles hinwegzutäuschen, in ihm den Gedanken nicht aufkommen zu lassen, als ob er etwa von den Giljaken getötet, gegessen würde. Vielmehr suchen sie ihm weiß zu machen, er lebe immer noch. Dieses Verfahren ist sehr drollig.

Die Ehrenbezeugungen beginnen gleich bei der Abführung des Bären in die Gefangenschaft. Ist das Tier in seinem Lager

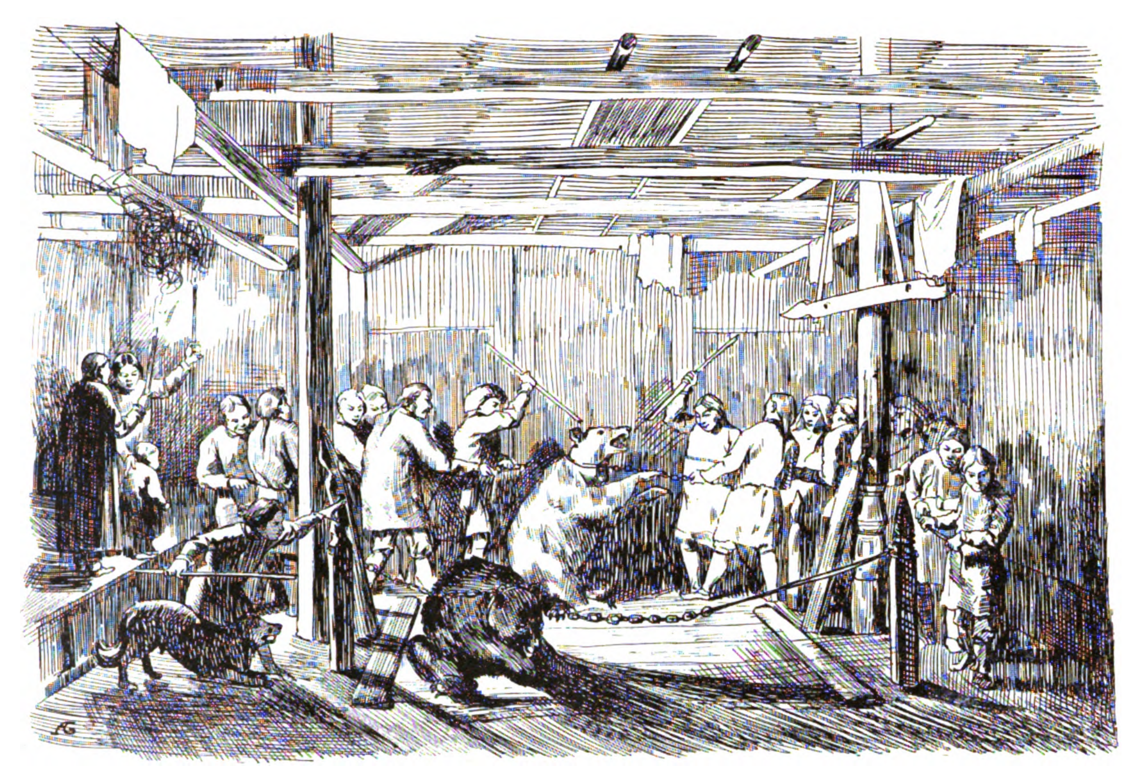


Fig. 133. Bärenfest der Giljaken; Aufstellung des Bären im Hause und Umzug mit ihm von Haus zu Haus. Nach Schrenk.

aufgefunden und nach erfolgreichem Kampfe glücklich gefesselt worden, so wird er im Triumphzuge auf zwei nebeneinander gestellte und zusammengebundene Schlitten nach dem Heimatsorte des Jägers gebracht und hier mit lauten Jubelrufen von Alt und Jung empfangen. Dasselbe geschieht auch, wenn ein Giljake auf einer Handelsreise unterwegs einen jungen Bären angekauft hat und in seinem Bote mit heimbringt. An Behausungen zur Aufnahme des Bären pflegt es in den giljakischen Dörfern niemals zu fehlen, nötigenfalls wird ihm aber auch eine neue errichtet. Diese besteht aus einem viereckigen, mit einer kleinen stark verrammelten Thür und einer noch kleineren, stets offenen Fensteröffnung versehenen, von oben unbedeckten Balkenkasten. Der Bär wird zum Einsteigen in denselben genötigt, dann entfesselt. Eine Lage darüber gebreiteter, mit Steinen beschwerter Bretter verhindert sein Entweichen aus dem Kerker. Von nun an füttert ihn das ganze Dorf abwechselnd.

Von Zeit zu Zeit, jedoch nur selten und hauptsächlich wohl um den Kerker zu reinigen, wird der Bär aus demselben herausgebracht. Zu dieser Prozedur muß er aber zum Teil wieder gefesselt werden. Das geschieht, indem man ein paar Bretter der Kerkerdecke vor sich auseinander schiebt, dem Bären noch im Kerker eine Schlinge um den Hals wirft und die Hinterbeine fesselt. Darauf werden auch die übrigen Bretter der Kerkerdecke beseitigt und der Bär von einer Anzahl Menschen in die Jurte gezerrt, wo der in ihrer Mitte befindliche Hundetisch inzwischen weggeräumt worden ist. Da man sich nun, wenn das Tier vollerwachsen ist, auf die ihm um den Hals geworfene Riemenschlinge allein nicht verlassen darf, so springt jetzt ein Giljake mit gespreizten Beinen vor den Bären, faßt ihn an den Ohrwurzeln und drückt ihm den Kopf gegen den Erdboden. Dasselbe thun gleichzeitig zwei andere mit Holzstangen bewaffnete Giljaken mit seinen Vordertatzen und nun springt noch einer dem Vieh auf den Rücken, setzt sich rittlings auf dasselbe und legt ihm ein Halsband an, von welchem mitttelst eines drehbaren Ringes



Fig. 134. Bärenfest der Giljaken. Letzter Umzug mit dem Bären. Nach Schrenk.

nach zwei Richtungen hin lange eiserne Ketten und Riemen auslaufen. Mit diesen wird nun der Bär, nachdem ihm die Hinterbeine wieder entfesselt worden und er sich, laut aufbrüllend, aufgerichtet hat, zwischen den beiden Mittelpfeilern der Jurte so angebunden, daß er sich bequem niederlegen und auch wieder aufrichten kann. Gleichsam zum Lohne oder als Liebkosung werden ihm dann einige Scheiben gedörrten Fisches (Jukola) oder Seehundspeckes gereicht, worauf er noch mehrmals im Innern des Hauses umher und dann nach seinem Zwinger zurückgeführt wird.

Bei dieser Gelegenheit, welche mir gestattet, näher darauf einzugehen, wie behaglich die Giljaken mit diesem gefährlichen Tiere umgehen — die Bären des Amurlandes gehören zu den größten Geschöpfen ihrer Verwandtschaft! — will ich gleich schildern, wie später die Fesselung der Tiere gehandhabt wird.

Wenn später, in den ersten Tagen des Bärenfestes, die Bären von einem Hause zum andern gezerrt werden, dann mag sich das Halsband etwas lockern, oder sonstwie schadhaft werden. So war es auch bei einem Bären passiert, gelegentlich jenes Festes, dem Schrenk beiwohnte. Es wurden neue Hilfsschnüre angelegt, ein Unternehmen, das im höchsten Grade interessant war, da es die große Unerschrockenheit der Giljaken dem Bären gegenüber und ihre außerordentliche Gewandheit und Geschicklichkeit im Umgange mit ihnen zeigte.

Die Aufgabe war noch schwieriger, als das oben geschilderte erste Anlegen des Hals- und Leitbandes, denn letzteres geschah, nachdem die Hinterbeine des Tieres schon im Kerker gefesselt waren. Hier aber konnte der Bär einen völlig freien Gebrauch von allen vier Extremitäten und dem Gebiß machen.

Während der Zug außerhalb des Hauses hielt, wurden alle zur Ausführung des Stückes erforderlichen Schnüre und Riemen fertig gelegt. Den Augenblick wahrnehmend, da das mächtige Tier sich ganz aufgerichtet hatte, warf sich ein Giljake ihm von vorn um den Hals und umklammerte es, so fest er konnte. Im selben Moment fesselte ihm ein zweiter die Schnauze.

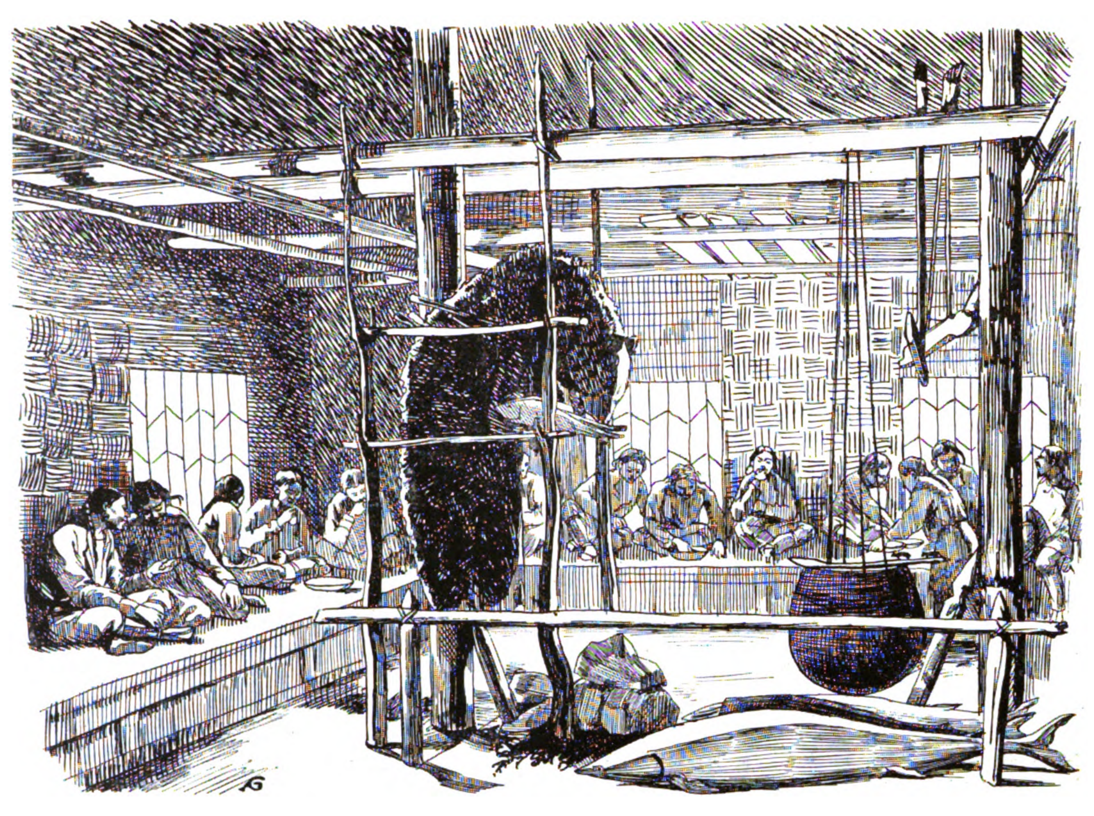


Fig. 135. Bärenfest der Giljaken. Aufstellung der Bärenköpfe nebst Bälgen im Hause sowie das Festmahl. Nach Schrenk.

Gleichzeitig griffen mehrere andere das Tier von hinten an, zogen ihm mit der Schlinge die Hinterbeine vorweg und hielten sie an den Boden gedrückt zurück. Der Bär fiel auf die Vordertatzen nieder, aber hier war auch ebenfalls sogleich einer bereit, ihm diese mit einer Stange gegen den Boden zu drücken und in Fesseln zu schlagen.

So war das Tier durch rasches und einmütiges Einschreiten in einem Augenblick vollständig entwaffnet und gefesselt, und jetzt konnten die an seinem Halsbande erforderlichen Hilfsschnüre in aller Ruhe und ohne Gefahr angelegt werden.

Sobald dies geschehen war, sprangen sämtliche Giljaken von dem Bären ab, auf einen Ruck löſten sich alle mit besonderem Kunstgriff ihm um Schnauze und Tatzen geknüpften Knoten und Schlingen auf, und der Bär stand wieder bis auf das Hals- und Leitband ganz frei und ungefesselt da, laut brüllend und sich wiederholt schüttelnd. Er wurde gleich wieder in das Haus geführt und dort mit fein zerstückeltem Eise und Strickbeeren regaliert.

Wir können hier noch eine dritte Scene einfügen:

Bei gleichem Feste bedurfte ein besonders böser und widerspenstiger kleiner Bär der Aufbesserung seiner Fesseln. Ein besonders tapferer junger Mann, Schusisin mit Namen und Sohn des Festgebers, der sich ganz hervorragend eifrig bei dem Herumzerren der Bären gezeigt hatte, vollführte dies. Er hatte schon tags zuvor an dem größten Bären ein Stück ausgeführt, das seinen kühnen und rasch entschlossenen Mut glänzend darthat. Als dieser Bär nämlich aus dem Hause geführt wurde, packte er den ihn zerrenden vordersten Giljaken so fest mit den Krallen, daß dieser nicht mehr loskommen konnte und von dem wütenden Tiere dicht an sich herangezogen wurde. In diesem Augenblick sprang Schusisin, der unmittelbar hinter den Bären sprang, dem Tier über den Rücken weg und kam dicht vor seinem Maule zu stehen; der überraschte und von neuem in Wut versetzte Bär ließ seine erste Beute fahren und biß nach der zweiten, glücklicherweise aber ohne Erfolg. Jetzt, für den kleinen

Bären, traf Schusisin die Vorrichtung, daß er seinen Hundepelz umgekehrt, mit dem Fell nach innen anzog, und darüber noch einen Renntierpelz, mit dem Fell nach außen und dem Rückenteil nach vorn gekehrt, anthat; zugleich band er den Gürtel so um sich, daß der Pelz ihm vorn buckelförmig vorragte und weit vom Körper abstand. So gerüstet wartete er einen Moment ab, da der mit Stöcken gezerrte Bär brüllend die Zähne fletschte. Jetzt trat er mit vorgestreckter Brust auf ihn zu und ließ ihn sich in dem über derselben aufgebauschten Pelz einbeißen. Dann warf er sich dem Tier um den Hals, packte seinen Kopf an den Ohren und drückte ihn nieder. Die Umstehenden waren in demselben Moment bereit, ihm die Schnauze zuzubinden, die Tatzen herabzudrückeu u. s. w., — wie es oben schon geschildert wurde.

Haben wir auf diese Weise ein Bild des vertrauten Umganges gewonnen, ein Bild, das uns so recht zeigt, wie weit die Gewohnheit hier den Menschen über alle direkte Gefahr hinweggesetzt hat, so wollen wir im nachfolgenden die wichtigsten religiösen Momente berücksichtigen, welche die Entwickelung der Sitten beeinflußt haben. Verfolgen wir zu diesem Zwecke die Entwickelung des Bärenfestes.

Je nach dem Alter der Bären wird die Dauer ihrer Gefangenschaft bemessen; alte Tiere werden nur einige Monate junge mehrere Jahre, bis sie ganz erwachsen sind, in der Gefangenschaft gehalten. Haben sie infolge reichlicher Nahrung und mangelhafter Bewegung eine dicke Specklage angesetzt, so naht die Zeit, sie in festlichem Gepränge ihrem Ende entgegen zu führen. Die einzige Jahreszeit, in der bei den Giljaken Bärenfeste stattfinden, ist der Winter. Da leben sie in großen Räumen, haben Muße und pflegen einige behagliche Geselligkeit. Dann werden die Tiere dem Käfig entnommen. Sie werden in die Hütte des Veranstalters des Festes gebracht, dort abwechselnd festgelegt und abwechselnd spazieren geführt. Sie machen, herumgezerrt, Besuche in allen Hütten des Dorfes. Wenn sie stehen, werden sie freundlich gefüttert; sie werden wie

Gäste behandelt. Gleichzeitig veranstalten die Leute Tänze und Wettfahrten mit den Hunden. Es ist eben eine Zeit der Ausgelassenheit und Freude, wie man dieselbe sonst bei den ernsten Giljaken nicht zu beobachten vermag.

Nachdem am letzten Tage die Bären noch einmal einen letzten Weg und Rundgang angetreten haben, naht die Todesstunde. Auf einem extra vorgerichteten Platze, auf welchem auch ein Hüttlein steht, erwartet sie der Tod. Auf der Todesstätte, der Kadhara (Fig. 136), werden sie zwischen Pfählen aufgestellt und sorgfältig befestigt. Aus der Entfernung von fünf Schritten wird ein Pfeil auf die rechte Lunge abgeschossen. Sie sterben dann schnell und leicht. Das herausfließende Blut wird schnell mit Schnee bedeckt. Nachdem das Fell ausgeschält ist, wird es im Läsng, jener erwähnten kleinen Hütte am Todesplatze, so aufgestellt, daß es aussieht, als ob die Bären noch lebten und von hier aus dem allgemeinen fröhlichen Feste schmunzelnd zuschauten. (Vergl. Fig. 137.)

Nachdem das Fleisch verteilt ist, ist der erste große Akt des Bärenfestes vollendet, denn der eigentliche Schmaus fällt erst einige Zeit später. Wenn er vor sich geht, dann kommen auch die wichtigsten Zeremonien des Bärenfestes zu Tage.

Es muß nämlich in dem Hause des Gastgebers, im Hause des nunmehrigen Schmauses, auch der Bär zu Gaste geladen werden. Bis dahin hing sein Haupt und sein Fell im Läsng. Jetzt heben die ältesten Greise des Dorfes den Bärenkopf nebst Fell aus dem Läsng, tragen ihn auf einem durch den Schnee gebahnten, mit abgeschälten Stöcken, Holzlocken und Tannenzweigen hie und da geschmückten Wege dreimal um das Haus herum und bleiben dann vor einem in der Querwand desselben, einem dem Bären speziell geweihten Herde, gegenüber gelegenen Fenster stehen. Der Rahmen dieses Fensters ist ausgehoben und durch diese Öffnung — also nicht durch die Hausthür — wird der Bär ins Haus und direkt vor den ihm geweihten Herd getragen. Hier soll er sich zunächst erwärmen, bevor er auf seine Etagere als Ehrenplatz gehoben wird. Diese Etagere ist

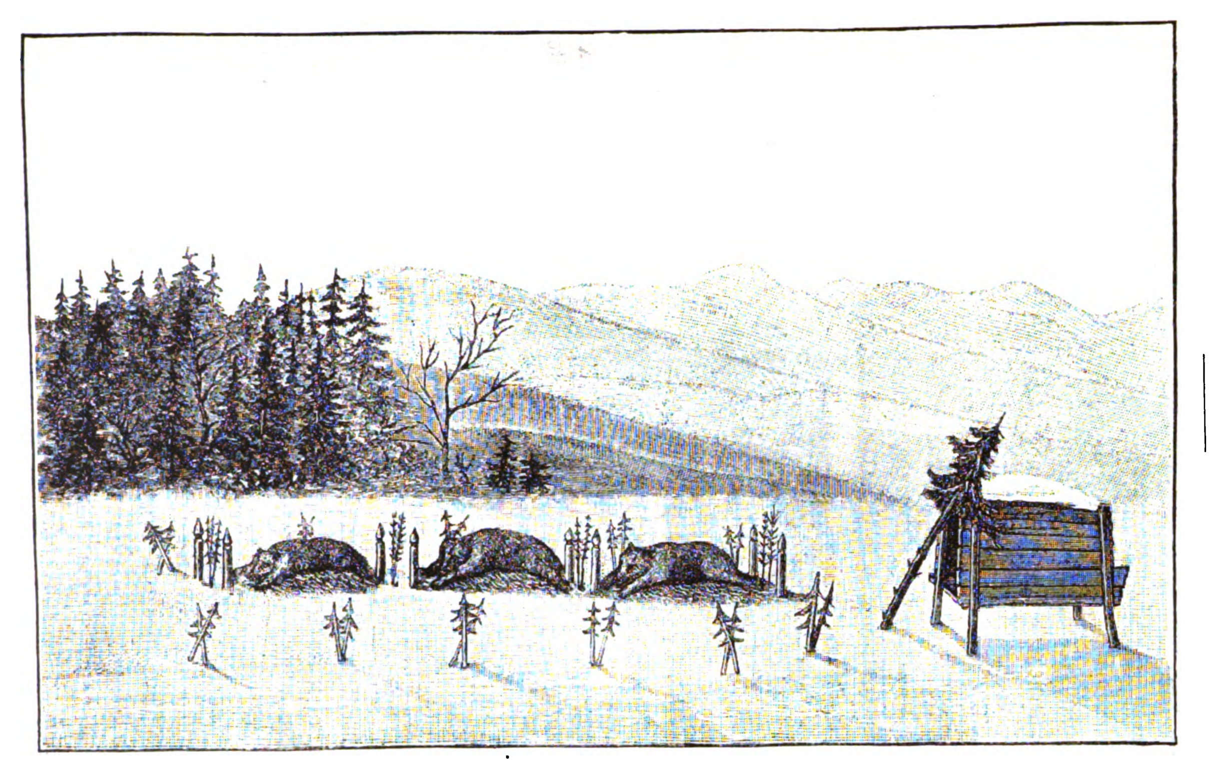


Fig. 136. Tötungsstätte des Bären und Lösng. Nach Schrenk.

um den Mittelpfeiler des Hauses errichtet. Es ist ein hohes Gerüst aus Erlenstangen, den Stämmen junger Bäumchen, die altherkömmlichem Brauche gemäß stets ungeschält sein müssen und an den Kreuzungsstellen nur mit Bast und dem Garn alter Fischernetze zusammengebunden sein dürfen.

Sobald der Bär durch die Fensteröffnung gekommen ist und sich an seinem Herde erwärmt, wird das Fenster geschlossen und von außen auf die das Glas ersetzende dünne Fischhautscheibe, eine aus Birkenrinde geschnittene Darstellung der Kröte, geklebt (siehe Fig. 138), im Innern des Hauses aber auf die daran stoßende Ehrenbank eine Figur gesetzt, die einen Bären in giljakischer Kleidung darstellen soll. Die Figur ist zu diesem Zwecke in den Hüften und Kniegelenken beweglich. Es ist eine rote Puppe, welche aber ihren Zweck vollständig erfüllt. (Siehe Figur 139.)

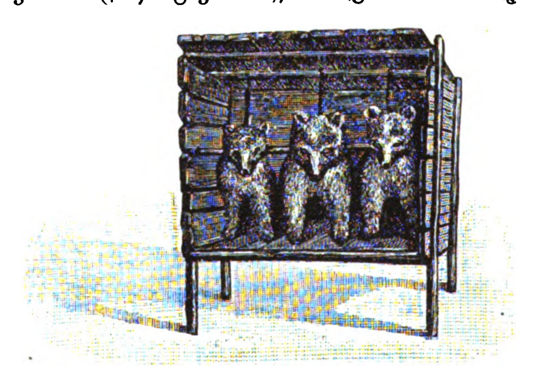


Fig. 137. Aufstellung der Bären im Käfig. Nach Schrenk.

Die Bedeutung dieser symbolischen Handlung hat schon Schrenk deutlich erkannt. Die Kröte ist ein Tier, das bei den Giljaken im schlimmsten Rufe steht und oft sowohl einzeln als in Beziehung zum Bären und zum Bärenfeste dargestellt wird. Das Tier soll hier den bösen Geist und die eigentliche Anstifterin all des Unglücks, das dem Bären durch seine Gefangennahme, Tötung und schließliche Verspeisung widerfährt, darstellen. Sie ist zum Sündenbock ernannt, auf den die Giljaken alle Schuld und Verantwortung für ihre Handlungen am Bären wälzen. Sie erhält auch darum keinen Einlaß in das festlich geschmückte Haus. Sie muß draußen am Fenster kleben bleiben, wo sie

Zeuge ihrer Unthaten sein kann. — Wie hier die Giljaken die Kröte, so haben, wie wir vordem gesehen haben, die Italmenen die bösen Russen, welche gar ungebeten in ihr Land eingedrungen sind, zum Sündenbocke ernannt. Das ist ganz scherzhaft.

Der Bär hingegen wird als willkommener Gast von den Festgenossen begrüßt und findet als ihresgleichen auf der Ehrenbank Platz. Aus diesem Grunde die Kleidung der Bärenpuppe. —

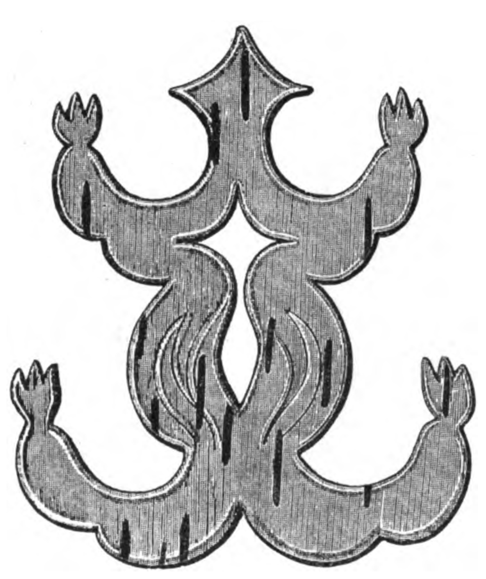


Fig. 138. Die Kröte aus Birkenrinde, welche vor der Fensterscheibe angebracht wird und welche den bösen Feind des Bären darstellen soll. Nach Schrenk.

In großer Würde wird inzwischen das Mahl zugerichtet; Weiber und Kinder dürfen daran nicht beteiligt sein. Die alten Leute besorgen das. Auch darf beim Verspeisen nachher nicht gewöhnliches Geschirr verwendet werden. Vielmehr haben die sämtlichen Schalen und Löffel bei dem Schmause eine besondere Bedeutung. Sie werden auch nur bei diesem Schmause verwendet und sonst nicht. Auf den Geräten ist nämlich der Bär und sein Widersacher, die Kröte, abgebildet.

Sehr originell ist es nun, daß der Bär Teile seines eigenen Fleisches vorgesetzt erhält. Man legt ihm den Bärenspeck vor die Nase. Wenn es dunkel wird, nimmt man ihn wieder weg. Man legt ihm die beiden Beckenstücken hin. Doch auch sie

bleiben nicht allzu lange vor ihm liegen. Sicherer ist ihm andere Speise, Karpfen und anderes Fischgetier. (Siehe Fig. 135.)

Inzwischen werden Binden von zehn Zoll Länge und drei Zoll Breite hergerichtet. Diese Binden werden dem Bären bei Sonnenuntergang unterhalb der Augen um die Schnauze gebunden, um die aus ihnen quellenden Thränen zu trocknen. In ihrer Mitte auf dem Schnauzenrücken ist aber eine aus Birkenrinde geschnittene Darstellung der Kröte, welche der an dem Fenster klebenden (siehe Fig. 138) gleicht, angeheftet. Schrenk deutet diese symbolische Handlung folgendermaßen:

Mit der Zerlegung seiner inneren Organe, Herz, Leber und dergleichen, sieht der Bär sein schließliches Schicksal besiegelt und vergießt nun Thränen über den bösen Geist, die Kröte, die ihn dahin geführt und das ganze verschuldet hat. Er selbst erkennt also die Kröte als schuldig an. Die Giljaken hingegen haben ihm nur Gutes erwiesen; sie haben ihn als Gast in ihrem Hause aufgenommen, ihn auf den Ehrenplatz gesetzt, ihm von allen Speisen gereicht, überhaupt alles nur mit seinem Wissen und seiner Erlaubnis gethan. Und nun erweisen ihre Weiber ihm noch den letzten Liebesdienst, indem sie ihn tröstend die Thränen in den Augen trocknen. Ihnen fällt also keinerlei Schuld an ihrem Schicksal und keine Verantwortung dafür zu. (Siehe Fig. 140.)

Fig. 139. Die angekleidete Holzpuppe des Bären, welche ihn als geladenen Gast darstellt. Nach Schrenk.

Während uns das Symbol einer zweiten Ausschmückung des Kopfes, derjenigen mit Achatkugeln, weniger interessiert, —

eine Ausschmückung, welche Schrenk mit der Vorliebe buddhistischer Priester für Warzen über der Nase in Zusammenhang bringen möchte, — während wir fernerhin das Verschmausen und die Speisezeremonien des Festes übergehen, wenden wir uns dem Schlusse des Bärenfestes zu. Eine persönliche Kenntnis dieses Schlusses fehlt uns. Die Reisenden haben nur davon gehört; selbst gesehen haben sie es nicht. Dieser Schluß nämlich wird von den Giljaken wohl als das größte Geheimnis betrachtet, da es sich darum handelt, den Schädel des Bären aufzuschlagen

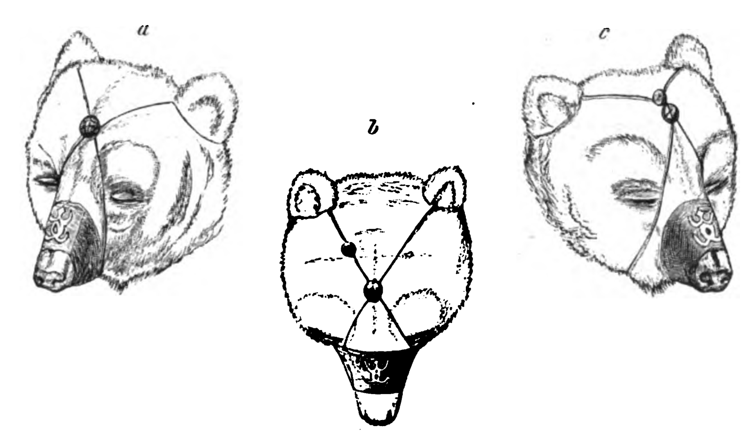


Fig. 140. Bärenköpfe mit Krötenfigur und Binden. Nach Schrenk.

und das Gehirn herauszunehmen. Hier vermag die Mogelei sich nicht weiter zu finden. Während man bis dahin dem Bären alles mögliche weißmachte, ihm die Kröte als den bösen Geist vorführte, ihm selbst von seinem eigenen Fleische vorlegte, wird es den guten Giljaken doch schwer, dem Bären etwas weiß zu machen, es werde der Kopf eines anderen zerschlagen. Da ist es dann ganz typisch, daß die Giljaken sich schämen, daß ein Fremder etwa dem Akte zuschaue. Die Scham vor dem Bären verwandelt sich so in eine Scham vor dem Fremden, und diese Scham vor dem Fremden hatte zur Folge, daß die lieben Gäste

immer „fortgenötigt“ wurden, wenn es sich darum handelte, diesen Schlußakt im Bärenfeste vorzunehmen.

Wir wissen nur so viel, daß der Schädel des Bären mit einer altertümlichen Form der Spitzaxt aufgeschlagen wird, daß der köstlichste Leckerbissen, das Bärengehirn, nun dem Schädel entnommen wird. Dann hängt man die Schädel in großen Opferbäumen auf oder man vergräbt sie ähnlich menschlichen Gebeinen, d. h. man pflöckt sie auf den Boden fest und läßt Moos über sie wachsen. Damit ist das Bärenfest zu Ende.

Ähnlich ist das Bärenfest auf Sachalin. Es weicht nur in einem sehr wesentlichen Punkte ab. In den kleinen engen Erdjurten können hier nicht die Bären aufgestellt werden. Man muß sich darauf beschränken, sie im Freien aufzurichten, und so sehen wir denn in unserer Figur 141 das im Freien aufgehängte Bärenfell, welches uns lebhaft an die Ainozeremonien, an die heiligen Götterzäune jener Völker erinnert.

Endlich komme ich zu dem Berichte des alten Herrn Scheffer, welcher über die Lappländer handelt und erzählt, sich wie bei diesem Volke eine Bärenjagd abspielt.

Die Bärenjagd ist bei den Lappen gar sonderbar und mit vielen Zeremonien und abergläubischen Handlungen angefüllt, so daß man davon reden muß. Ihren Anfang nimmt sie im Herbst. Sie erforschen sehr genau, wo der Bär sein Winterlager hat. Wer dies zuerst erfährt, von dem sagen sie: er habe den Bären umringt. Dieser Mann bildet den Führer; er geht bei seinen Verwandten und Freunden umher und ladet sie zur bevorstehenden Jagd ein. Die Einladung erfolgt im März oder April, wenn tiefer Schnee gefallen ist und man die hölzernen Schneeschuhe recht gebrauchen kann. Darauf wird die Zaubertrommel von einem, der sich besonders darauf versteht, hervorgezogen und auf derselben die Erkundigung eingezogen, ob sie bei der bevorstehenden Jagd glücklich oder unglücklich seien und ob sie den Bären erschlagen würden.

Dann erst ziehen sie in einer bestimmten Ordnung nach dem Walde; der Lappe aber, der den Bären umbringen soll, der ihn

entdeckt hat, muß vorangehen. Er hat keine andere Waffe als einen Prügel, an dessen Handgriff ein Messingring angebracht ist. Ihm folgt der Trommelschläger, der, welcher den ersten Streich führt, der Koch, der Zerteiler, der Wasserträger, der Feuermacher u. s. w. Wenn sie nun zu der Höhle gelangen, in welcher der Bär liegt, so greifen sie ihn beherzt an und töten ihn mit Spießen und Büchsen. Und wenn sie solcher Gestalt den Bären überwunden haben, singen sie ein Lied, in welchem sie sich bei dem Bären bedanken, in welchem sie dem Bären sagen, wie lieb ihnen seine Ankunft sei, in welchem sie ihrer

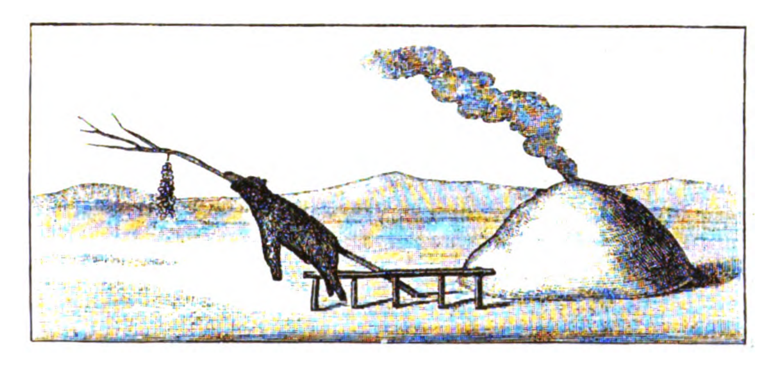


Fig. 141. Vom Bärenfeste auf Sachalin; bei der Jurte aufgehängtes Bärenfell.

Freude Ausdruck geben, daß der liebe gute Bär ihnen weder Prügel noch Spieße zerbrochen, noch sonst einen Schaden zugefügt habe. Sie ziehen nun den Bären aus seiner Höhle, schlagen ihn mit Ruten und Stecken und laden ihn auf einen Schlitten, um ihn zu der Hütte zu bringen, wo er gekocht werden soll. Abermals singen sie ein Dankeslied, welches betont, wie herrlich es sei, daß ihnen Mut und Kräfte verliehen seien, welche ihnen ermöglichten, grausame und starke Tiere zu töten. Nahe der Höhle, in welcher sie den Bären gefangen haben, erbauen sie eine besondere Hütte, in welcher sie ihm das Fell abziehen. — Von dem Renntier, welches den Schlitten mit dem Bären zieht, heißt es, es dürfe ein ganzes Jahr hindurch kein Weibsbild

ziehen. Kommen sie nun an den Ort, wo der Bär verzehrt werden soll, so wird ein anderes Lied angestimmt, worin sie die Weiber bitten, Erlenrinde zu kauen und ihnen ins Angesicht zu spucken. Der alte Scheffer sagt, diese durch die Erlenrinde hervorgerufenen Spuckflecken sollten Blut markieren und somit Zeugnis von der Tapferkeit und dem blutigen Kampfe mit dem Bären ablegen. In Anbetracht der nächsten Sitte möchte ich dies nicht glauben, wenigstens was den Ursprung der Sitte angeht.

Wir haben vorhin gesehen, daß die Giljaken das den Bären repräsentierende Fell nicht durch die Thür, sondern durch ein für diesen Zweck aufgeschlossenes Fenster hereinbringen. Nun kommen die Männer, wenn sie von der Bärenjagd heimkehren, auch nicht durch die Vorderthür ihres Hauses herein, sondern vielmehr machen sie eine Öffnung in der Rückseite, durch welche sie nun hineinkriechen. Während sie nun hineinschlüpfen, halten die Weiber gekaute Erlenrinde im Munde, zielen mit dem rechten Auge durch einen Messingring, auf dieselbe Art, wie wenn sie eine Büchse losbrennen, und dann speien sie ihren Männern ins Angesicht.

Ich glaube, daß dieses rote Färben mit Erlenfarbe auch ursprünglich eine Täuschung des getöteten Bären beabsichtigte. Ich glaube dies deswegen, weil es sonst ja sehr einfach wäre, sich beim Abziehen des Bären mit Blutflecken zu versehen. Das wäre viel natürlicher. Die Absicht des Lappländers war vielmehr eine für unsere ethnologisch geschulten Augen recht deutlich wahrnehmbare. Die Jäger sind nicht durch die Vorderthür hereingekommen. Der Bär muß also annehmen, sie wären überhaupt nicht in die Hütte hineingegangen. Gehen die Jäger nun zur Vorderthür heraus, so muß sich der Bär nach der Anschauung niederer Völker sagen: „Aha, die gehen jetzt zur Vorderthür heraus. Hereingehen habe ich sie nicht gesehen. Also waren sie nicht mit auf der Jagd, also gehören die nicht zu meinen Feinden.“ Einen gleichen Sinn wie das Hereinschlüpfen durch das inoffizielle Loch haben die roten Spuckflecken. Ist etwa in der Kleidung noch irgend ein richtiger Blutfleck von

der Bärenjagd hängen geblieben, so kann der Jäger sich sehr bequem herausreden. Er kann auf die größere Anzahl der Erlenflecke hinweisen und kann dann auf eine etwaige Anfrage des Bärengeistes antworten: „Aber mein Lieber, guck doch einmal bitte etwas näher zu! Siehst du denn nicht, daß das durch Erlensaft gefärbte Spuckflecke meiner Frau sind? Hier im Gesicht kannst du das ganz deutlich erkennen!"

Dieselbe Scheu, sich dem Bären als sein Mörder zu offenbaren, giebt sich auch in anderen Zügen noch kund. Die Männer singen nämlich bei der Verteilung des Fleisches: „Hier kommen Männer aus Schweden, Polen, England, Frankreich!" — Das soll auch wieder den Bären irre führen und soll dem Geist des Getöteten andeuten, daß, wenn er sich nach Rache sehne, er sich im Auslande nach seinen Mördern umsehen solle. Einige andere Sitten, wie das Schießen der verbundenen Auges auf das über einen Klotz gehängte Bärenfell zielenden Weiber, wie das dreimalige Springen der Jäger über das Feuer u. s. w. müssen vielleicht ebenfalls in solchem Zusammenhange erklärt werden.

Jedenfalls ist soviel sicher, daß wir hier auf der anderen Seite Asiens, im Westen des riesigen Kontinentes die gleichen Sitten und Zeremonien antreffen wie auf der Ostseite. Es ist das ein Beweis, daß dem Bären hier eine andere Stellung zugemessen wird, als anderen Tieren.

Die Grundanschauung, welche diese Sitte ins Leben gerufen hat, entstammt der animalistischen Zeit, welche den Menschen das Tier ähnlich schätzen ließ wie seinesgleichen. Sie stammt aus der Zeit des kümmerlich entwickelten Menschheitsbewußtseins. Die Anschauung mag weit hineinreichen in die Kultur. Jedenfalls hat die Ausführung der Zeremonien zur Kenntnis des Tieres noch bedeutend beigetragen. Gerade die Züge, welche Schrenk bei den Giljaken beobachtet hat, lassen eine unglaubliche Erfahrung mit dem Gebahren des Bären, mit seinen Eigenarten durchschauen. Dieses Aufziehen der Bären durch Frauen, wie es nach mehrfachem Zeugnis der Japaner bei den Aino Sitte sein soll, führt uns zu der Annäherung zwischen Mensch und

Tier. Die Annäherung geht soweit, daß das Tier fast Hausgenosse wird. Thatsächlich stehen wir beinahe dem Beginn der Viehzucht gegenüber. Man muß in der Viehzucht unterscheiden: auf der einen Seite die Annäherung des Hundes, der dem Menschen folgt und sich ihm gleichsam aufdrängt, und auf der anderen Seite die Zähmung des erst zu überwindenden Tieres. Mit den Sitten der Giljaken stehen wir an der Grenze der Zähmung eines Tieres, das erst überwunden worden ist. Ist hier die Viehzucht nicht durchgeführt, so liegt das entschieden an dem geringen Nutzen, den der Mensch von einer Bärenherde gehabt haben würde und daran, daß diese Tiere sich in der Gefangenschaft nicht fortpflanzen.

Das Wesentliche in allen diesen Dingen bleibt aber für uns, daß wir hier bei den Naturvölkern an der Grenze der Möglichkeit einer Viehzucht stehen, einer Möglichkeit, die aus den Anschauungen und den diesen folgenden Zeremonien der animalistischen Weltanschauung und ältesten Kulturepoche entspringt.

Ehe ich diesen Faden weiter führe, will ich aber die feindliche Auseinandersetzung von Mensch und Tier noch weiter verfolgen. Es ist die Jagd und es sind die Folgen der Jagd, welche auch wieder von den Naturvölkern zu den Kulturvölkern hinüberleiten.

Kapitel V.

Jagden.

Nicht nur der Kampf um das Dasein, um den Besitz der Scholle, hat den Menschen zum kriegerischen Feinde der Tiere gemacht. So weit wir zurück verfolgen können, haben die Menschen zum mindesten neben der Pflanzenkost auch tierische Nahrung geliebt und wahrscheinlich sogar seit Aufkeimen der Kultur bevorzugt. Das Aufessen beruhte wohl im Anfange in ziemlicher Ausdehnung auf Gegenseitigkeit. Und wenn der Mensch auch selbst nicht Raubtier war, so ist er doch allmählich Raubtier geworden und allen Meditationen über „eine ursprüngliche" Verwendung der Zähne steht die Thatsache gegenüber, daß die meisten Naturvölker das Fleisch und Blut gelegentlich auch roh verzehren.

Also auch Krieg mit den Tieren um der Nahrung willen.

Diesen Krieg pflegt man im allgemeinen unter dem Begriffe der Jagd mit einzuschließen. Ich möchte im Gegensatz zu dieser Gewohnheit auf verschiedene Formen des Kampfes mit der Tierwelt hinweisen. Als die beiden ältesten Typen bezeichne ich den Lebenskampf und den Nahrungskampf. Einmal stürzte sich der Mensch auf das Tier, um des Lebens willen, um sich zu verteidigen, um eine Höhle jenem abzugewinnen. Jedenfalls war dies der eigentliche Kampf um das Dasein. Daneben aber geht die Beutelust, der Nahrungstrieb, seinen eigenen Weg. Der Mensch will etwas zu essen haben, und dieses Essen weiß er sich

nicht anders zu erobern, als indem er so und so viele Tiere verfolgt und sieht, welches er zu Falle bringt. Wie wenig wählerisch der Mensch in alten Zeiten hinsichtlich seiner Speise war, das erkennen wir aus Beispielen, welche ich an anderer Stelle anführen werde.

Von den beiden ursprünglichen Kampfarten kann der eigentliche Lebenskampf kaum unter die Jagden gerechnet werden. Den Einfluß, den derselbe aber ausgeübt hat, den werden wir auch im Jagdleben und in der Entwickelung der Jagdformen berücksichtigen müssen. Wenn wir später (im 6. Kapitel) auf die Arenakämpfe und die Tierkämpfe eingehen, dann wird uns die Verschiedenartigkeit dieser Quellen besonders augenscheinlich werden. Wir können sagen, daß die Jagden, die wir hier besprechen, sich immer mehr ausgebildet haben zur Seite der Nahrungsfrage hin, während die letzten Reste des Existenzkampfes mit den Tieren sich in der Freude am Tier- und Stierkampfe, in einer gewissen brutalen Lustbarkeit äußert. Letztere zu verfolgen, ist hier nicht meine Aufgabe; ich wende mich vielmehr den eigentlichen Nahrungsjagden zu und berücksichtige alle andern Symptome nur insofern, als wir die eine oder die andere Jagdform ohne Kenntnis des anderen Triebes nicht zu verstehen vermögen.

Ich gebe im folgenden die Schilderungen der verschiedensten Jagden, schicke dem aber einige Notizen voraus.

Die Nordlandvölker, denen ich mich zunächst zuwende, sind durchaus nicht etwa die primitivsten Jäger. Vielmehr finden wir bei ihnen die merkwürdigsten Züge der animalistischen Weltanschauungsepoche auf diesem Gebiete nicht wieder. Solche müssen wir bei andern Völkern beobachten. Sie sind auf der Südseite der Erde häufiger.

Als allerälteste Jagdform bezeichne ich die Nachahmung des Tieres, welches zur Strecke geliefert werden soll. Spicks und Martius haben es beobachtet, wie die Südamerikaner Vögel anzulocken verstehen. Oftmals werden dieselben so herangelockt, daß man ihre Stimmen nachahmt. Die Indianer stellen Hirschen nach, indem sie unter einer Hirschhaut heranschleichen (s. Fig. 142;



Fig. 142. Indianer Floridas. Hirschen unter der Tiermaske nachstellend. Nach altem Stich.

vergl. auch Abbildung 210), die Buschmänner Südafrikas gehen im Straußenfell zur Jagd und verstehen es außerordentlich, die Bewegungen dieses Tieres nachzuahmen. Dieselben Buschmänner sind es, welche sich unbeweglich wie Reiher an dem Ufer des Sees oder Baches aufstellen; statt des Schnabels dient der Speer, der sofort in die Tiefe fährt, sowie ein Fisch sich nahe genug herangewagt hat. Diesen ältesten Jagdformen, welche nur in ganz schwachen Symptomen sich bis auf unsere Zeit erhalten haben, folgen die komplizierteren, welche als Hauptmerkmal Regelmäßigkeit und komplizierte Jagdmaschinen dem gelegentlichen Jagdzuge und den primitivsten Werkzeugen gegenüber aufweisen können.

Um die Wichtigkeit der Jagd und ihre Notwendigkeit als Nahrungsfrage zu kennzeichnen, gebe ich als Beispiel die klassische Schilderung des alten David Cranz von der Lebensweise der Grönländer.

Lebensweise und Jagden der Grönländer.

(Nach dem alten David Cranz.)

Vom Lande können die Grönländer nicht leben und das wenige, was sie an Beeren, Kräutern, Wurzeln und Seegras haben, dienet mehr zur Erfrischung als zur Nahrung. Ihre liebste Nahrung ist Renntierfleisch; weil das aber nun schon sehr mangelt, — und wenn sie auch einmal dieses bekommen, dies meistens auf der Jagd verzehrt wird, — ist ihre beste Nahrung das Fleisch der Seetiere, Seehunde, Fische und Seevögel; denn Rebhühner und Hasen achten sie nicht sonderlich. Sie essen das Fleisch nicht roh, wie einige denken, und noch weniger die Fische. Zwar essen sie, sobald sie ein Tier gefangen haben, vielleicht mehr aus abergläubischer Gewohnheit, als aus Hunger ein kleines Stück rohes Fleisch oder Speck, trinken auch wohl von dem noch warmen Blute; und wenn die Frau den Seehund abzieht, giebt sie einer jeden Weibsperson, die zusieht (denn für Mannsleute wäre dies eine Schande), ein paar Bissen Speck zu essen. Der

Kopf und die Schenkel der Seehunde werden im Sommer unter dem Grase und im Winter ein ganzer Seehund unter dem Schnee verwahrt, und solch durchfrorenes und halb verfaultes Seehundfleisch, das sie Mikiak nennen, wird von ihnen mit eben dem Appetit wie in unseren Ländern das Wildbret oder ein geräucherter roher Schinken und Würste gespeiset.

Die Rippen werden an der Luft getrocknet und aufgehoben. Das übrige Fleisch von Tieren und Vögeln und sonderlich die



Fig. 143. Eskimo Holz schlagend. Fig. 144. Netzflechten. Fig. 145. Beerensammeln.

Diese und die folgenden Illustrationen stellen Eskimozeichnungen dar, welche nach der Wiedergabe von W. J. Hoffmann kopiert sind. Sie illustrieren das Leben und die Jagdverhältnisse der Eskimos viel besser als lange Beschreibungen.

Fische werden alle Zeit wohl, doch ohne Salz, nur mit etwas Seewasser gekocht oder gestauft, und nur die größeren, als Helleflynder, Kabeljau, Lachse u. s. w. werden in breite Riemen zerschnitten und windtrocken gespeiset. Die kleinen gedörrten Heringe sind ihr tägliches Brot. Wenn sie einen Seehund fangen, wird die

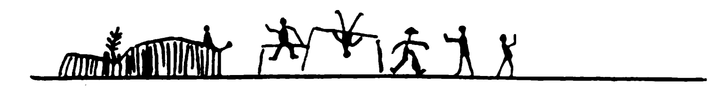


Fig. 146. Eskimos turnend.

Wunde gleich mit einem Pflock verstopft, damit das Blut aufgehalten werde, welches sie als Klöße geballt aufheben, um Suppe daraus zu machen. Das Eingeweide wird nicht weggeworfen. Die Gedärme von den Seehunden brauchen sie zu Fenstern, Zeltvorhängen und Hemden; die von kleineren Tieren werden gespeiset, nachdem sie bloß zwischen den Fingern ausgedrückt worden. Aus dem, was sich noch in den Renntiermagen befindet, welches sie Nerukak, d. h. das Eßbare, nennen, davon

sie nur ihren besten Freunden etwas zum Geschenk schicken, und aus dem Eingeweide der Ryper, mit frischem Thran und Beeren gemengt, machen sie sich eine so schmackhafte Delikatesse, als andere aus den Krametsvögeln. Frische, faule und halb ausgebrütete Eier, Krähbeeren und Angelika heben sie zusammen in einem Sack von Seehundsfellen, mit Thran angefüllt, zur Erfrischung auf den Winter auf. Aus den Fellen der Seevögel

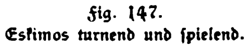



Fig. 147.
Eskimos turnend und spielend.



Fig. 148.
Eskimo beim Bogenschnitzen.



Fig. 149.
Eskimos ringend.

wird das Fett mit den Zähnen ausgezogen und den Speck, der an den Seehundfellen beim Abziehen nicht ganz abgepflenzt werden kann, schaben sie beim Gerben mit dem Messer ab und machen daraus einen Pfannekuchen, den man sie recht appetitlich speisen sieht.

Sie trinken keinen Thran, wie einige vorgeben; den verkaufen und brauchen sie zu ihren Lampen. Doch essen sie gern



Fig. 150.
Eskimos Fußball spielend.

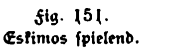



Fig. 151.
Eskimos spielend.



Fig. 152. Eskimo auf einem Schlitten sitzend und rauchend.

zu den trockenen Heringen ein paar Bissen Speck, schmelzen auch die Fische damit, indem sie ihn wohl zerkauen und so in den Kessel ausspeien. Ihr Trank ist klares Wasser, das sie in einem großen kupfernen Gefäß oder in einer von ihnen selbst recht sauber ausgearbeiteten und mit beinernen Typfgen und Reifen ausgezierten hölzernen Gelte mit einem blechernen Schöpfer im Hause stehen haben. Täglich tragen sie in einem aus starkem Seehundsleder dicht genähten Eimer, der wie halbgares Sohlleder riecht, frisches Wasser herzu, und damit es desto kühler

sei, legen sie gern ein Stück Eis oder Schnee hinein, woran es ihnen nicht leicht fehlt.

In Zubereitung der Speisen sind sie, wie in allen Sachen, sehr unreinlich. Selten wird ein Kessel gewaschen und oft nur von den Hunden rein geleckt. Doch halten sie ihr Weichsteingefäß gern sauber. Das Gekochte legen sie auf hölzerne Schüsseln, nachdem sie die Suppe getrunken oder mit beinernen und hölzernen Löffeln gegessen haben, das Rohe aber auf den bloßen



Fig. 153. Eskimos beim Tanz.

Boden oder auf ein altes Fell, das nicht viel reiner ist. Die Fische nehmen sie mit der Hand aus der Schüssel. Die Vögel zerreißen sie mit den Fingern oder Zähnen, ein ganzes Stück Fleisch halten sie mit den Zähnen und schneiden vor dem Munde einen Bissen davon ab. Zuletzt streichen sie statt der Serviette mit dem Messer das Fett vom Munde ab und lecken es, wie auch das Fett, von den Fingern auf. Und wenn sie voller



Fig. 154. Eskimos beim Ceremonialtanz.

Schweiß sind, streichen sie den Schweiß ebenfalls in den Mund. Wenn sie einen Europäer höflich bewirten wollen, so lecken sie erst das Stück Fleisch von dem Blute und der Unreinlichkeit, die sich im Kessel daran gesetzt, mit der Zunge rein; und wer es nicht annähme, würde für einen groben Menschen gehalten werden, weil er ihre Gutthätigkeit geschimpft.

Sie essen, wenn sie hungert; des Abends aber, wenn die Männer etwas von der See gebracht haben, halten sie eine Hauptmahlzeit, und bitten die andern im Hause, die nichts ge-

fangen haben, gern zu Gaste oder teilen mit ihnen. Die Mannesleut speisen zuerst für sich allein; die Weibsleut aber vergessen sich darum nicht und weil sie alles, was der Mann bringt, unter Händen haben, so traktieren sie sich und andere in der Männer Abwesenheit oft zu ihrem Schaden. Und da ist ihre größte



Fig. 155.
Eskimo mit seinem Hunde sprechend. Das Sprechen ist durch eine Linie ausgedrückt.

Freude, wenn die Kinder den Wanst so voll stopfen, daß sie sich auf der Bank rollen, damit bald wieder etwas hineingehen möge.

Sie sorgen nicht sehr für den andern Morgen. Wenn sie vollauf haben, ist des Gastierens und Fressens kein Ende, worauf

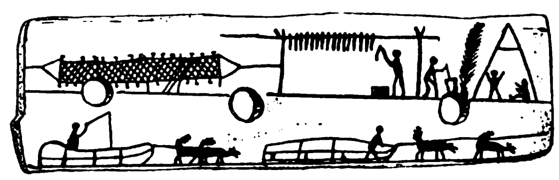


Fig. 156.
Aus dem Dorfleben der Eskimos, Netzflechten, Fischtrocknen, Kochen, Hundeschlitten.

dann gern ein Tanz folgt, in Hoffnung, daß ein jeder Tag ihnen zur See etwas abgeben werde. Wenn dann gegen den Frühling die Seehunde vom März bis zum Mai wegziehen oder sonst große Kälte oder schlecht Wetter einfällt, so können sie auch etliche Tage hungern und sind oft genötigt, mit Muscheln und Seegras, ja mit alten Zeltfellen und Schuhsohlen, wofern sie nur noch Thran genug zum Kochen haben, ihr Leben zu retten, welches mancher dabei wohl gar zusetzen muß.



Fig. 157.
Eskimo im Hundeschlitten.

Betrachten wir nun einige Jagdformen, lassen vorher aber eine Beschreibung ihres Männerbootes, ebenfalls nach Cranz, folgen

Das Mannsboot, der Kajak, ist drei Meter lang, vorn und hinten spitzig, wie ein Weberschütze gestaltet, in der Mitte nicht 1 1/2 Schuh breit und kaum einen Schuh hoch, von langen schmalen Latten und Querreifen, die mit Fischbein verbunden sind, gebauet und mit gegerbtem Seehundleder auf allen Seiten, oben und unten, überzogen. Die beiden spitzigen Enden sind

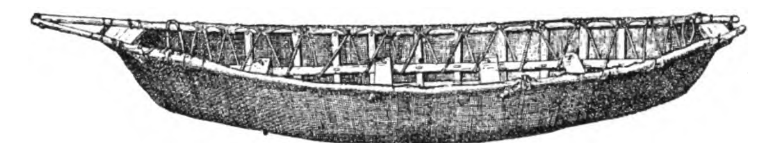


Fig. 158. Modell eines Weiberbootes oder Umiak.

unten mit einer beinernen Leiste und oben mit einem Knopf versehen, damit sie sich auf den Steinen nicht so leicht abreiben. In der Mitte des Kajak ist ein rundes Loch mit einem zweifingerbreiten Rande von Holz oder Bein. Durch dasselbe schlüpft der Grönländer mit den Füßen hinein und setzt sich auf die Latten mit einem weichen Fell bedeckt, sodaß ihm der Rand nur

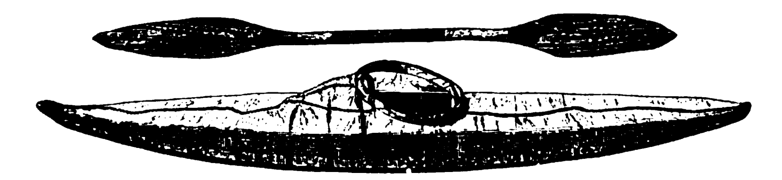


Fig. 159. Modell eines Kajak oder Männerbootes mit Ruder.

bis über die Hüften reicht, über welchen er den unteren Saum des Wasserpelzes, der an Gesicht und Händen ebenfalls mit beinernen Knöpfen und Ringen zugeschnürt ist, so fest anzieht, daß nirgends Wasser eindringen kann. Zur Seite steckt er seine Wurfpfeile zwischen die über den Kajak gespannten Riemen. Vor ihm liegt die Leine auf dem ein wenig erhabenen runden Gerüst aufgerollt. Hinter sich hat er die von einem kleinen Seehundsfell gemachte Schwimmblase. Sein Ruder von festem,

rotem Firnholz, an beiden Enden mit einem dreifingerbreiten dünnen Blatte und zur Festigkeit an den Seiten mit Bein eingefaßt, ergreift er in der Mitte mit beiden Händen und schlägt



Fig. 160.
Zeichnung eines Weiberbootes.



Fig. 161.
Zeichnung eines Weiberbootes.

damit geschwind und gleichsam nach dem Takte zu beiden Seiten ins Wasser.

Also ausgerüstet, fährt er auf den Seehund- und Vogelfang und dünkt sich nichts geringer zu sein, als ein Kapitän



Fig. 162.
Zeichnungen zweier Männerboote.



Fig. 163.
Zeichnung eines Männerbootes.

auf seinem Schiff. Und in der That kann man den Grönländer in diesem Aufzuge nicht anders als mit Bewunderung und mit Vergnügen betrachten, und seine schwarzen mit vielen weißen beinernen Knöpfen befestigten Seekleider geben ihm ein prächtiges Ansehen. Sie können damit sehr geschwind fortrudern. Auch fürchten sie sich darin vor keinem Sturm. Will sie eine Welle umwerfen, so halten sie sich mit dem Ruder auf dem Wasser aufrecht. Werden sie doch umgeschlagen, so thuen sie unter dem Wasser mit dem Ruder einen Schwung und so richten sie sich wieder auf. Verlieren sie aber das Ruder, so sind sie gemeiniglich verloren, wenn nicht jemand in der Nähe ist, der sie aufrichtet.

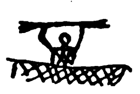


Fig. 164.
Ein Eskimo giebt das Zeichen, daß er Wild entdeckt hat.

Wurfpfeil (mit einem Wurfbrett geschleudert; siehe meine Weltgeschichte des Krieges Kap. 26), Leine und Blase gehören zusammen. Am Wurfpfeile ist die Schnur befestigt, deren Ende entweder in der Hand des Jägers bleibt oder in der Blase

endigt. Das angeschossene Tier mag nun hinschwimmen, wo es will; die auf dem Wasser herum tänzelnde Blase zeigt immer an, wo es sich befindet.

Die Grönländer fangen den Seehund auf dreierlei Weise;

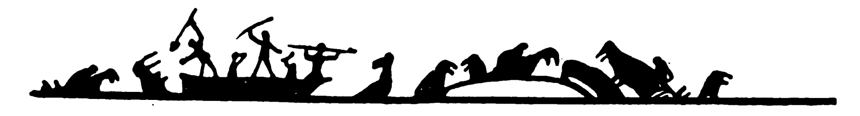


Fig. 165. Eine Walroßjagd.

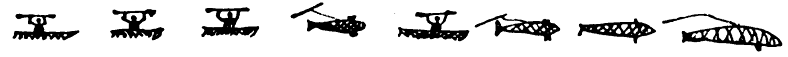


Fig. 166. Die Eskimos geben sich Zeichen, daß Walfische und Fische entdeckt sind.



Fig. 167. Zwei rivalisierende Walfischjäger.

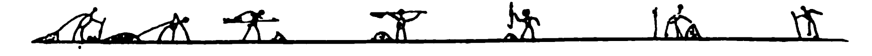


Fig. 168. Auf der Seehundjagd.



Fig. 169. Fischerei mit der Angel nahe dem Dorfe.

entweder einzeln mit der Blase oder zusammen auf der Klopfjagd oder zur Winterszeit auf dem Eise.

Die vornehmste und gemeinste Art ist der Fang mit der Blase. Wenn der Grönländer, wie soeben geschildert, ausgerüstet, einen Seehund erblickt, sucht er denselben unter dem Winde und zwischen der Sonne zu überraschen, so daß er von

demselben weder gehört und gesehen noch gewittert werde. Er sucht sich durch Bücken hinter einer Welle zu verstecken, fährt ihm geschwind, aber leise auf 4—6 Klafter nahe und sieht indessen wohl zu, daß Harpune, Riemen und Blase in gehöriger Ordnung liege. Alsdann behält er das Ruder in der linken und den Harpunpfeil ergreift er mit dem Wurfbrett und der

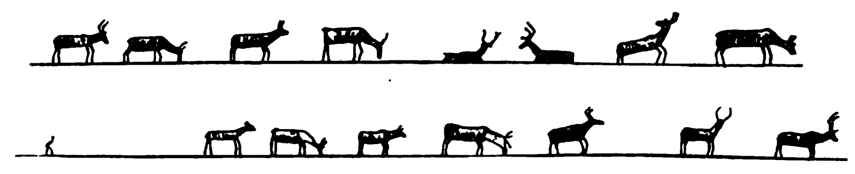


Fig. 170. Renntierherde.



Fig. 171. Renntierherde.



Fig. 172. Ein Jäger schleicht sich an eine Renntierherde heran.

Fig. 173. Tanz und Fest.

rechten Hand und wirft denselben auf den Seehund, so daß er das Wurfbrett, welches dem Pfeil seinen rechten Schwung geben muß, in der Hand behält.

Trifft die Harpune bis über den Widerhaken, so fährt sie gleich von dem beinernen Stift und dieser auch aus dem Schaft heraus und wickelt den Riemen von dem Gestell auf dem Kajak ab. Der Grönländer aber muß in dem Moment, da der See-

hund getroffen wird, die an dem Ende des Riemens befestigte Blase hinter sich auf dieselbe Seite ins Wasser stoßen, wo der Seehund, der wie ein Pfeil zu Grunde fährt, seinen Lauf hinnimmt. Dann legt der Grönländer den auf dem Wasser schwimmenden Schaft wieder an seinen Ort. Die Blase, welche 1—1½ Centner tragen kann, zieht der Seehund manchmal mit unter das Wasser, mattet sich aber an derselben so ab, daß er etwa in einer Viertelstunde heraufkommen muß, Atem zu holen.

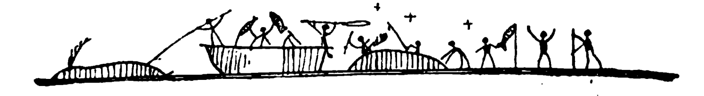


Fig. 174. Auf der Walfischjagd.

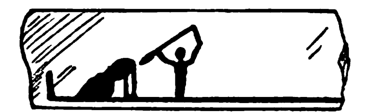


Fig. 175. Ein Walroßjäger von dem Tiere angegriffen.



Fig. 176. Ein gefangener Wal.

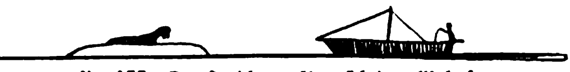


Fig. 177. Das Jagdboot nähert sich dem Walroß.

Wo der Grönländer die Blase wieder heraufkommen sieht, da fährt er darauf zu und wirft dem Seehund, sobald er wieder heraufkommt, eine sehr große Lanze, die aber allemal wieder losgeht und sich aus dem Fell wieder loslöst, so oft in den Leib, als er wieder herauf kommt und noch nicht ermattet ist. Alsdann sticht er ihn mit der kleinen Lanze vollends tot, stopft alle Wunden sorgfältig zu, um das Blut zu behalten und bindet ihn an die linke Seite des Kajak fest, nachdem er ihn zwischen Fell und Fleisch aufgeblasen, damit er ihn desto leichter schwimmend fortbringen möge.

Bei diesem Fange ist der Grönländer den meisten und größten Lebensgefahren unterworfen. Daher sie vermutlich diesen Fang Kamavok d. h. das Auslöschen, nämlich des Lebens, genannt haben. Denn wenn der Riemen, wie es bei dem schnellen Ablaufen gar leicht geschieht, sich verwickelt oder am Kajak hängen bleibt oder sich um das Ruder oder gar die Hand, ja wohl auch bei starken Winde um den Hals schlingt, oder wenn



Fig. 178.
Zerlegen des Walfisches.

Fig. 179.
Wurf mit der Harpune.

der Seehund sich plötzlich auf die andere Seite des Kajak wendet, so kann es nicht anders sein, als daß der Kajak durch den Riemen umgerissen und unter dem Wasser mit fortgeschleppt wird. Und da hat ein Grönländer alle seine Kunst nötig, um sich unter dem Wasser loszuwickeln und wohl etliche

Fig. 180. Fischen mit Haken und Leine.

Male nacheinander aufzurichten, indem er so oft wieder umgerissen wird, als er sich noch nicht gänzlich vom Riemen entwickelt hat.

Ja, wenn er denkt außer aller Gefahr zu sein und dem schon halbtoten Seehunde zu nahe kommt, kann ihn derselbe noch ins Gesicht und in die Arme beißen. Wie denn ein Seehund, der Junge hat, manchmal anstatt zu fliehen, ganz wütend auf den Grönländer loseilt und ein Loch in den Kajak reißt, daß dieser sinken muß.

Auf diese Weise und einzeln können sie nur den Attarsoak, einen Seehund, der unvorsichtig und dumm ist, fangen. Dem vorsichtigen Kassigiak (auch eine Seehundart) müssen ihrer etliche zusammen auf der Klopfjagd nachstellen, auf welche Weise sie auch den erstgenannten Seehund zu gewissen Jahreszeiten in größerer Anzahl umringen und töten. Denn im Herbste ziehen

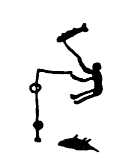


Fig. 181.
Fischfang durch das Eis.

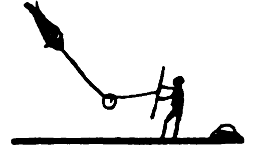


Fig. 182.
Seehundjagd durch ein Loch im Eis.



Fig. 183.
Speeren eines Seehundes.

sie sich gemeinsam bei stürmischem Wetter in die Meerengen, als im Balsrevier in den sogenannten Nepisetsund zwischen dem festen Lande und Kangek, der eine gute Meile lang aber sehr schmal ist, zurück. Da verlaufen ihnen die Grönländer den Paß, scheuchen sie durch Schreien, Klopfen und Steineschleudern unter das Wasser, damit sie, weil sie nicht lange ohne Atemholen sein



Fig. 184.
Speeren eines Seehundes.



Fig. 185.
Aufgescheuchte Renntierherde.

können, desto eher ermatten und endlich so lange oben bleiben mögen, bis sie dieselben umringen und mit dem Agligakpfeil werfen können.

Der zu dieser Klopfjagd gebrauchte Agligak oder Wurfpfeil ist dreieinhalb Ellen lang, vorn mit einem schuhlangen, runden und fingerdicken Eisen, das statt der Widerhaken zweimal eingehakt ist, versehen. Wenn diese Spitze aus dem Pfeile auch

15*

herausfliegt, so bleibt sie doch immer im Zusammenhange mit dem eigentlichen Schaft, denn eine längere Schnur hält Schaft und Knochen zusammen. Hinterwärts ist an einem Knochen ein aufgeblasener Schlund von einem Seehund oder großem Fisch befestigt, damit der Seehund sich daran abmatte und sich nicht verliere. Auf der Klopfjagd bekommt er mehrere solcher Pfeile



Fig. 186. Aufgescheuchte Renntiere.

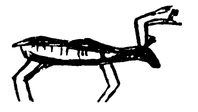


Fig. 187. Renntier.

in den Leib. In diese Blase haben sie eine beinerne Röhre mit einem Pflock oder Stempel befestigt, damit sie dieselbe nach Belieben aufblasen oder schlapp machen können.

Bei dieser Klopfjagd hat man recht Gelegenheit, der Grönländer Behendigkeit und sozusagen husarenmäßige Manöver zu sehen. Denn wenn der Seehund aufkommt, fahren sie alle wie

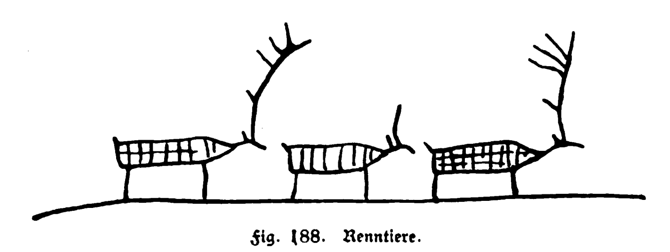


Fig. 188. Renntiere.

die Vögel mit großem Geschrei auf ihn zu, und da er gleich wieder untertaucht, so zerstreuen sie sich in einem Augenblick und ein jeder giebt auf seinem Posten Achtung, wo er sich wieder sehen lassen wird, welches sie nicht wissen können und gemeinsam eine halbe Viertelmeile von dem vorigen Platze geschieht. So können sie einen Seehund, wo er ein breites Wasser hat, auf zwei Meilen lang und breit ein paar Stunden lang verfolgen, ehe sie ihn so müde machen, daß sie ihn einschließen und töten

können. Wenn die Seehunde in der Angst an das Land retirieren wollen, so werden sie von den Weibern und Kindern mit Steinen und Stöcken empfangen und hinten zu von den Männern erstochen. Dies ist den Grönländern eine sehr lustige und einträgliche Jagd, da ein Mann an einem Tage (es müssen aber immer einige beisammen sein), wohl 8—10 auf seinen Part bekommen kann.

Die dritte Art des Fanges auf dem Eise ist meistenteils nur in Disko gebräuchlich, wo die Buchten im Winter mit Eis belegt sind, und geschieht auf mancherlei Weise. Ein Grönländer setzt sich neben ein Loch, das der Seehund zum Luftschöpfen selbst gemacht hat, auf einen Schemel mit einem Bein und stellt die Füße, um sie nicht zu erkälten, auf einen dreibeinigen Fußschemel. Wenn nun der Seehund die Nase an das Loch hält,

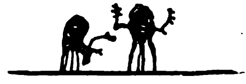


Fig. 189.
Renntiere.



Fig. 190.
Jäger, das Renntier mit dem Bogen schießend.

so stößt er mit der Harpune hinein, macht ein größeres Loch, zieht ihn heraus und schlägt ihn vollends tot. Oder es legt sich einer auf einen Schlitten neben das Loch, wo der Seehund gewohnt ist herauszukommen, um sich auf dem Eis an der Sonne zu erwärmen, auf den Bauch nieder. Neben dem großen Loch macht man ein kleineres; in dasselbe steckt ein anderer Grönländer eine Harpune an einer sehr langen Stange. Der auf dem Eise liegt, schaut durch das große Loch, bis ein Seehund unter der Harpune, welche er mit einer Hand dirigiert, hinfährt, dann giebt er dem anderen ein Zeichen, welcher mit Macht den Seehund durchspießt.

Liegt ein Seehund neben seinem Loch auf dem Eise, so rutscht der Grönländer auf dem Bauch ihm entgegen, wackelt mit dem Kopf und knurrt wie ein Seehund, so daß der andere

den Grönländer für seinesgleichen ansieht, ganz nahe an sich herankommen läßt und so gespießt wird.

Wenn im Frühjahr der Strom ein großes Loch ins Eis macht, umgeben die Grönländer dasselbe und passen auf, bis die Seehunde in Menge unter dem Eise hervor an den Rand kommen, Luft zu schöpfen, wobei sie dieselben mit Harpunen empfangen. Viele werden auch auf dem Eise, wo sie in der Sonne schnarchen und schlafen, erschlagen.

Wir besitzen auch noch einige Nachrichten, auf welche Weise die Grönländer Renntiere jagen.

Im Sommer weiden dieselben in den Thälern auf dem zarten kleinen Grase, und im Winter suchen sie zwischen den Felsen das weiße Moos unter dem Schnee hervor. Ehedem sind im Balsrevier die meisten Renntiere gewesen, und die



Fig. 191. Renntierjagd mit dem Bogen.

Grönländer haben sie auf eine Art von Klopfjagd gefangen, indem Weiber und Kinder eine Gegend umringt und wo es an Menschen gemangelt, Stecken mit Erde bedeckt, aufgestellt, und sie gescheucht haben, bis sie dem Jäger durch einen engen Weg in den Schuß gekommen sind; oder die Weibsleute haben sie neben einer Seebucht zusammen und ins Wasser gejagt, wo sie von den Männern mit Harpunen und Pfeilen durchstochen werden.

Wie alle diese Jagden bei den Nordasiaten und Nordamerikanern ihre Parallelen haben, so ist dies auch bei der letzterwähnten Jagd und ich will hier ein Beispiel anführen, welches eine Jagdform der Jukagieren am Omolon betrifft.

Zu Ausgang Mai begeben sich nämlich die wilden Renntiere in großen Herden aus den Wäldern in die Seegegend, um den Mückenschwärmen zu entfliehen und im Herbst bei der Rückkehr müssen sie über die Flüsse setzen. Die Jukagieren

kommen dann auf ihren Kähnen herbei und erstechen ihrer eine große Menge im Wasser, so daß ein Mensch an einem Tage oft mehr als 60 erlegt. Sie schwimmen nämlich nicht in gedrängter Schar, sondern eines hinter dem andern. Es muß jedoch dabei beobachtet werden, daß man die Tiere nicht eher anfällt, als bis der Anführer derselben an das andere Ufer gelangt ist, denn sobald dieser ein Hindernis fände, würde er umkehren und die ganze Herde mit ihm; ist dieser aber hinüber, so kehrt kein Renntier um.

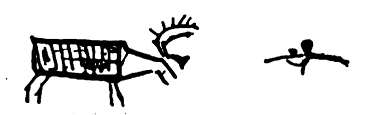


Fig. 192. Auf dem Anstand auf Renntiere mit der Flinte.

Zum Schluß die Schilderung der Walfischjagd bei den Aleuten, deren Lebensweise derjenigen der Eskimos und Grönländer außerordentlich verwandt ist. Ich gebe dieselbe nach Langsdorff. Wenn der Aleute einen Walfisch bemerkt, so verfolgt er denselben und sucht ihn in dem Augenblick, wenn er, um zu atmen, seinen Riesenkopf aus dem Wasser erhebt, mit dem Wurfpfeil in der Nähe der vorderen Flossen zu verwunden. Ist dieses auf nachdrückliche Art geschehen, so fängt der Walfisch an fürchterlich zu toben, sich in der Nähe des Kampfplatzes herumzutummeln, abzumatten und nach und nach zu verbluten.



Fig. 193. Eskimojäger und Renntierherde.

Der Aleute kehrt nun alle Tage in dieselbe Gegend zurück und giebt sich Mühe, den Walfisch tot an der Oberfläche des Wassers oder, wenn ein starker Wind nach dem Lande hin weht, irgendwo an der benachbarten Küste gescheitert aufzusuchen und dann in seinem Dorfe die Anzeige davon zu machen, damit dieses Riesengeschöpf unter gemeinschaftlicher Hülfe nach den Wohnungen gebracht und zerschnitten werde. Die Pfeilspitze,

die man jedesmal in der Wunde des getöteten Tieres findet, die bei jedem Aleuten auf besondere Art, gleichsam mit seinem Wappen gezeichnet ist, dient zugleich in einem zweifelhaften Falle zum sicheren Beweise, welchem Schützen die Beute von rechtswegen zukomme. Ehemals fanden nach Erlegung eines Walfisches auch besondere Gesetze der Teilung statt, so daß das Oberhaupt des Wohnortes, der Schütze und jeder der übrigen



Fig. 194. Zerlegen eines Renntieres.

Mitbürger seinen bestimmten Anteil erhielt. Von den Walfischen werden die Flossen, der Speck, die Zunge, die Barden oder das sogenannte Fischbein, die Eingeweide, die Sehnen und einige Knochen gebraucht; das eigentliche Fleisch aber wird unbenutzt der Verwesung überlassen.

Mit diesen Berichten, welche die eigentlichen Jagdformen am Nordrande der Erde wenigstens annähernd den Haupttypen

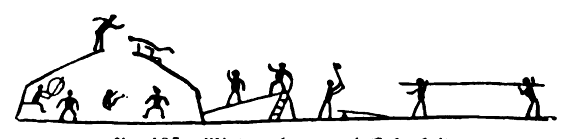


Fig. 195. Winterwohnung und Holzarbeiten.

nach erschöpfen, wollen wir die Gegend verlassen und weiter nach Süden gehen, über den Äquator hinweg nach Neuholland. Habe ich in diesem Teile eine Serie von Abbildungen gegeben, welche das Leben und die Jagdformen der nordischen Völker in glücklicher Weise illustrieren, so mögen im nachfolgenden Abschnitte Zeichnungen der Neuholländer Platz finden, wie dieselben nach dem Tagebuche des Dr. Lang in dem Werke von Parker zum Abdruck gelangt sind. Wenden wir uns dem Süden zu.

Fischerei und Jagd der Neuholländer.

(Nach Klemm).

Die Fischerei wird von den Australiern teils mit Fischgabeln teils mit der Angel, teils aber mit dem Netz betrieben. (Unter „Australiern“ wolle man in diesem Abschnitte immer die Bewohner Neuhollands, also des Festlandes Australien verstehen).

Zur Fischerei wird zuvörderst eine Lockspeise aus Fischen und Muscheln gekaut, ins Wasser gespien und darauf der Fisch erlegt. Die Weiber singen dabei. Hunter sagt, was die übrigen Reisenden bestätigen, daß nur die Männer mit dem Speer oder der Fischgabel fischen, womit sie sehr geschickt umzugehen wissen.

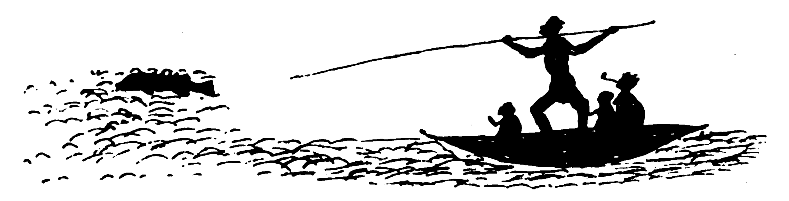


Fig. 196. Neuholländer, Fische speerend. Diese und die folgenden Abbildungen nach Eingeborenenzeichnungen in Langs Tagebuch bei Parker.

Der Speer ist etwas länger als der Kriegsspeer und kann durch verschiedene Ansätze länger oder kürzer gemacht werden Im ganzen mag er etwa 10 Fuß lang sein. Der Schaft besteht aus zwei Stücken, einem kürzeren von 3 Fuß, welches nach unten spitz zuläuft, und einem längeren, welche durch Gummi verbunden werden. Auf dem größeren sitzen 4 kleine Stöcke, ebenfalls durch Gummi festgehalten. Sie sind oberwärts durch drei Bänder von Baumrinde zusammengebunden, welche nachher durch kleine eingetriebene Keile fester angezogen werden. An jedem der kleinen 4 Stöcke ist vorn mit Baumharz abermals ein Fischzahn befestigt. In dem Schaft des Spießes sind an verschiedenen Stellen sehr kleine Löcher eingebohrt, die bis ans Mark in die Mitte reichen, deren Absicht aber nicht bekannt ist. Mit diesem Werkzeuge bewaffnet, liegt der Mann quer über

einem Kanot, mit dem Gesicht im Wasser, die Fischgabel ebenfalls zum Stoße bereit ins Wasser getaucht. So liegt er ohne alle Bewegung und kann, da seine Augen ein wenig unter der Oberfläche sind, die Fische deutlich sehen, woran ihm, hätte er die Augen außerhalb des Wassers, die von jedem Winde verursachte zitternde Bewegung desselben verhindern würde. So ist es in Nord- und Ostaustralien. In Westaustralien hat man kleinere Speere mit und ohne Widerhaken und fischt in den seichten Flußufern oft des Nachts bei Fackelschein.



Fig. 197. Neuholländer, Fische heimtragend.

Einer besonders künstlichen Harpune bedient man sich zum Schildkrötenfang, nämlich eines langen Stockes, an welchem durch einen Faden verbunden ein langer Nagel steckt, der sich, sowie das Tier getroffen, vom Schafte trennt. Der Schaft schwimmt nun über der Beute an der Oberfläche und dient dem Fischer zum Zeichen, daß sein Wurf gelungen.

Die Fischerei mit der Angel wird vorzugsweise, wo nicht ausschließlich, von den Weibern betrieben, wozu sie teils am Ufer, teils in den Kanots sitzen. Das Abschneiden eines Fingergliedes soll den Zweck haben, sie zur Handhabung der Angelschnur geschickter zu machen. Die Schnüre scheinen dem J. Hunter aus der zähen und faserigen Rinde verschiedener Bäume verfertigt zu sein, die, wenn sie eine zeitlang zwischen zwei Steinen geklopft worden ist, an Farbe und übrigen Eigenschaften den Fasern eines alten Seiles am ähnlichsten wird. Diese Fasern werden dann gesponnen und zu zwei Fäden zusammengedreht. Die Angelhaken bestehen meist aus dem

Inneren der Perlen- und anderer Muscheln. Zuweilen nimmt man auch Klauen von Habichten und anderen Vögeln, doch zieht man die Muschelhaken stets vor. Die Haken sind sehr nett gearbeitet und die Schnur ist mit vielem Geschick daran befestigt.



Fig. 198. Neuholländer, Känguruhs und Kasuare jagend.

Die Haken, deren einer von Holz, sind sehr scharf zugespitzt und wohl gekrümmt. Die Schnur ist mit einer fettigen Substanz schwarz gefärbt. Mit Fischangeln beschäftigt, sah Hunter öfters eine Frau mit zwei oder drei Kindern in einem Boote, das oft nicht sechs Zoll Bord hatte und das beinahe den Rand einer

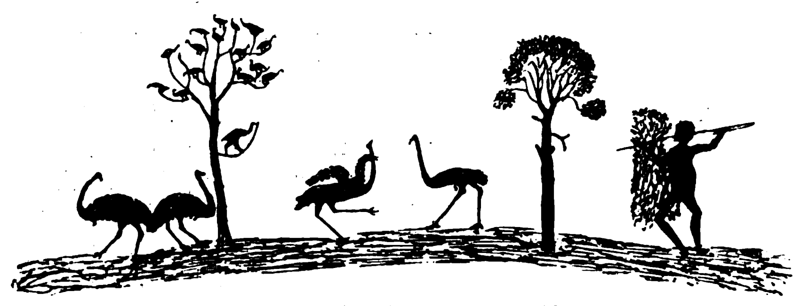


Fig. 199. Neuholländer, Kasuare beschleichend.

Brandung berührte. Das jüngste Kind liegt in solchem Falle, wenn es noch sehr klein ist, quer über dem Schoße der Mutter, aus dem es, obgleich diese nur mit ihrer Arbeit beschäftigt ist, nicht herausfallen kann, denn die Frau sitzt auf dem Boden und hält die Knie gegen die Brust, und das Kind liegt zwischen den Knien und der Brust vollkommen sicher.

Eine andere Art der Fischerei, wobei Angel und Speer vereinigt sind, beschreibt Philipp. Zwei Männer sitzen in einem kleinen Kanot, dessen Ruder der eine regiert, während der andere die Angel handhabt. Hat nun ein Fisch angebissen, so rudert man ans Ufer, der Fisch wird an der Schnur nachgezogen und von einem dritten am Ufer stehenden Mann mit einem kurzen Wurfspieß mit Widerhaken erschossen.

Die Fischerei mit Netzen ist nicht minder gebräuchlich. Die Netze sind im allgemeinen auf der Ostküste zwar nur klein, aber sehr nett und sauber gearbeitet. Der starke Faden besteht aus einer flachsartigen Substanz und ist so fest wie Bindfaden. Andere sind aus der Haut oder den Eingeweiden der Tiere ge-



Fig. 200. Neuholländer, Känguruhs verfolgend. Beachte die Ausrüstung mit Wurfbrett. Auch bei anderen Abbildungen zu beobachten.

macht. Die Maschen der Netze bestehen aus großen, sehr künstlich ineinander verschlungenen Augen, jedoch ohne geknüpft zu sein; sie sind von den englischen wesentlich verschieden. Mit diesen Netzen ziehen sie teils die Fische ans Land, teils tragen sie dieselben darin fort. In kleinen Netzen mit Reifen fangen sie Krebse und Hummern. Im Flachlande will man größere Netze bemerkt haben, die von einem Flußufer zum anderen reichten. In den stehenden Gewässern fangen sie Aale, indem sie ausgehöhltes Holz ins Wasser werfen, in welches jene Fische kriechen.

Allgemein verbreitet ist die Fischerei mit Wehren, die teils aus Pfählen und Zweigen, teils aus Steinen bestehen. Die Flut bringt die Fische hinein. Die allgemeinste Fischweise jedoch bleibt die mit dem Speer, die wir bereits kennen lernten.

Der Fischfang wird auch hier und da mit Tauchern betrieben, die an der Ostküste sich sehr gewandt und kühn zeigten, während man an der Südküste Menschen bemerkte, welche mit dem Wasser gar nicht vertraut waren. Die Austalier der Ostküste springen von einem Felsen in die Brandung und bleiben auffallend lange unter dem Wasser, wo sie Schaltiere vom Felsen losmachen. Wenn sie dann wieder herauskommen, werfen sie ihren Fang einem am Ufer bereits harrenden Gefährten zu. Auch Labillardiere bewunderte die Geschicklichkeit der neuholländischen Taucherinnen, die länger als ein Europäer unter Wasser blieben und nur wenige Augenblicke bedurften, um an der



Fig. 201. Neuholländer, Kasuare beschleichend.

Oberfläche Luft zu schöpfen und den Fang ihren Männern zu übergeben.

Nächst dem Fischfang wird auch die Jagd sehr stark betrieben und die Australier werden darin von halbwilden Hunden von wolfsartiger Gestalt und rötlicher Farbe unterstützt. Diese Hunde gewöhnen sich zwar leicht an den Menschen, behalten aber immer so viel Wildheit, daß sie doch, trotz reichlicher Fütterung und wiederholter Züchtigung, den Ferkeln, jungen Hühnern und anderen kleinen Tieren nachstellen. Sie dienen vorzüglich zur Jagd der Känguruhs, welches von den Hunden gestellt und von den Jägern mit Spießen erlegt wird. Die große Kraft des Känguruh kostet manchem Hunde Leben und Gesundheit. Um die Tiere aus ihrem Versteck aufzuscheuchen, wird ein Teil des Waldes angezündet.

Die kleineren Tiere, namentlich die Opossum, flüchten sich gemeiniglich in hohle Bäume. Bemerken dies die Jäger, so klettert einer derselben mit großer Gewandtheit hinan; er ist mit einer Steinaxt versehen und haut sich damit Kerben in bequemen Zwischenräumen in den Baumstamm. An der Spitze oder wo er sonst einen Ausgang aus der Höhlung gewahr wird, faßt er festen Sitz; ein anderer zündet indessen an der unteren Öffnung ein Feuer an und füllt dadurch die Höhlung des Baumes mit Rauch. Dies nötigt das Tier, die Flucht zu versuchen und dadurch wird es einem der beiden Jäger zugetrieben, der es mit einem Stock oder Stein sofort erschlägt, sobald es an die Öffnung gelangt.



Fig. 202. Neuholländer auf der Jagd mit dem Wurfbrett.

Die Vögel werden vorzugsweise vermittelst der Fallen gefangen, welche ziemlich künstlich gebaut sind. Sie machen sie aus kleinen Gesträuchen und elastischen Ruten, in Gestalt eines Grabhügels, mit kleiner Öffnung an dem einen Ende und einem Gatterwerk von Stäbchen an dem anderen; der Vogel folgt dem hellen Schein des Gatters, fliegt hinein und sucht vergebens sich durchzudrängen, bis er gefangen wird. Tench bemerkte vorzüglich Wachteln als Gefangene in diesen Käfigen. Eine ganz eigentümliche Krähenjagd beschreibt Collins. Ein Eingeborener streckte sich mit einem Fisch in der offenen Hand auf einen Felsen und stellte sich, als ob er in der Sonne schliefe. Sobald nun der Vogel, Habicht oder Krähe, die Beute bemerkt

und an dem Menschen keine Bewegung wahrnimmt, fliegt er darauf los und wird in dem Augenblick gepackt, wo er den Fisch verzehren will.

In Ost- und Westaustralien machen die Einwohner auch große, tiefe Löcher in die Erde, in welche die Tiere gejagt werden. In Ostaustralien bemerkte man große Netze von bedeutendem Umfange, um das größere Wild, Känguruh und Emu, zu fangen. — — — — — — — — — — — — — — —

Dieser alten Zusammenfassung ist wenig mehr als summarische Bestätigung nach neueren und neuesten Berichten bei-



Fig. 203. Wallaby oder dergleichen Jagdwild auf hohem Baume.

zufügen. Was die alten Herren weniger beachteten, sind einerseits Landjagden mit dem Netze (ähnlich den alten deutschen Eberjagden) und hinsichtlich des Fischfanges die nähere Feststellung, daß der Angelhaken wohl nur im südöstlichen Gebiete Neuhollands, auf den der Insel Tasmanien gegenüberliegenden Küsten Verwendung fand. Hier ist er von Ozeanien aus eingeführt worden.

Den älteren Nachrichten über die Jagden der primitiven Völker im Norden und Süden füge ich nun die Schilderung einer in ihrer Art pompösen Elefantenjagd an. Wir steigen damit ziemlich direkt zu einer bedeutend höheren Kulturstufe

empor, einer Kulturstufe, in der die Jagd nicht mehr dem direkten Lebenserwerb, sondern vor allem schon dem Sporte diente, einer Epoche, in welcher die Jagd schon nicht mehr lediglich dem direkten Lebenserwerb galt, in welcher sie vielmehr schon die nicht mehr durch den Daseins- und Nahrungskampf bedingte Tapferkeit erzeugt hat. Just wie Samuel Baker, dem ich im folgenden nachgehe, betrachte auch ich die Elefantenjagd der Aggageers am Rande Abessiniens als die großartigste Leistung in diesem Sinne.

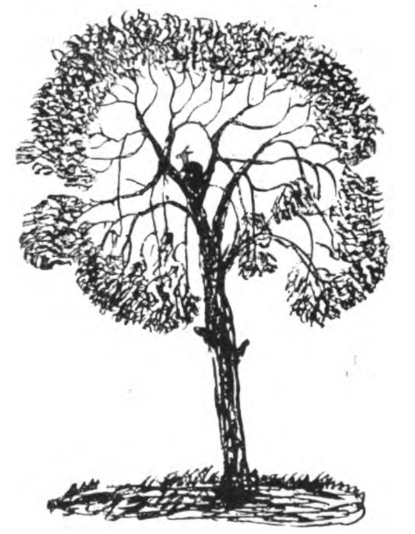


Fig. 204. Neuholländer auf der Jagd nach Tieren, welche in hohe Baumkronen geflüchtet sind.

Elefantenjagd in Nordostafrika.

(Frei nach Samuel Baker.)

Vor meiner Ankunft in Sofi hatte ich von einem besonderen Araberstamme, welcher das Land südwestlich von Kassala bewohnt, gehört. Diese Hamrans wurden mir als außergewöhnliche Nimrods beschrieben, welche alle wilden Tiere jagen und töten, die Antilope sowohl wie den Elefanten, und dies mit keiner anderen Waffe als dem Schwerte. Sowohl der Löwe wie das Rhinozeros sollten unter der unbesiegbaren Waffe dieser mächtigen Jäger fallen. Nun konnte ich es mir nicht gut vorstellen, wie es möglich wäre, einen Elefanten mit dem Schwerte zu töten, wenn das Tier nicht etwa von einer großen Menge von Menschen zugleich bestürmt und ums Leben gebracht

werde. Es wurde mir aber versichert, daß der allerwildeste Elefant keine Chancen habe, gegen 4 Aggageers — so nennt

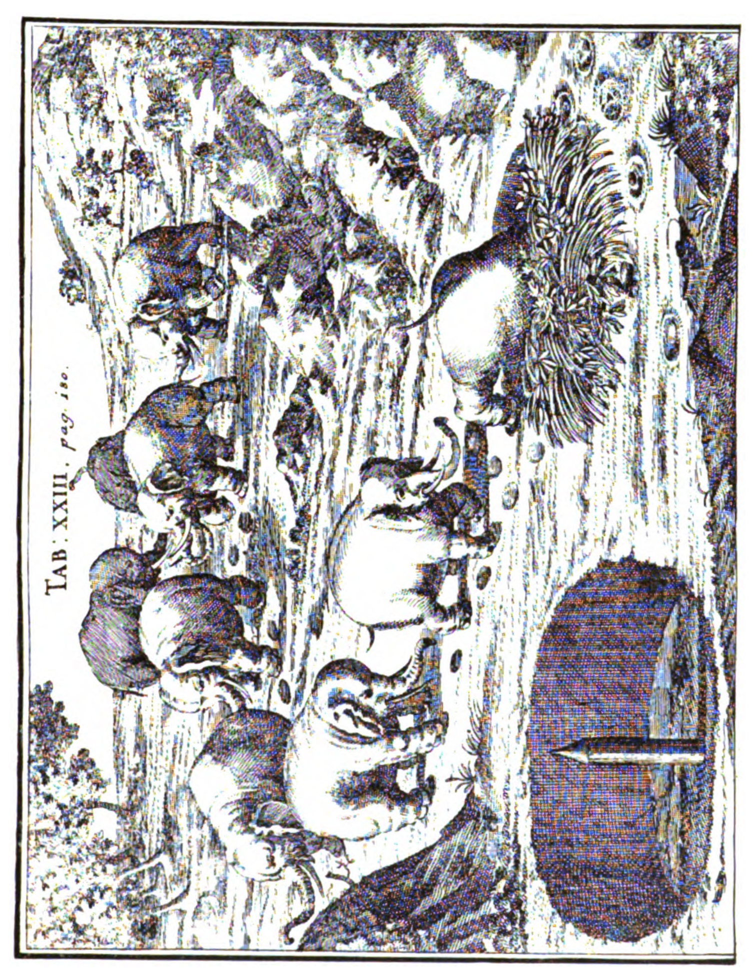


Fig. 205. Die Methode der Hottentotten, Elefanten in überdeckten Gruben zu fangen. In den Gruben ragt ein hoher spitzer Pfahl empor, auf welchem die Tiere sich aufspießen. Die Gruben werden auf dem Wege nach der Tränke angelegt. Nach dem alten Peter Colb.

man diese Jäger — auf gutem Reitboden zu entkommen. So hatte ich mich denn entschlossen, einige von diesen Jägern aufzufordern, mich während meiner Forschungen in den abessinischen

Flußgebieten zu begleiten, da es daselbst eine ungewöhnlich gute Gelegenheit geben würde, eine Untersuchung des Landes mit Sport zu kombinieren. Meine Absichten wurden bekannt, und ein Besuch von hervorragenden Jägern war das Resultat.

Die Elefantenjäger oder Aggageers zeigten mir ihre Schwerter. Sie waren im allgemeinen den landesüblichen sehr ähnlich, zeichnen sich vor diesen nur dadurch aus, daß sie nahe am Stichblatt mit Schnuren umwunden waren, wodurch es ermöglicht wurde, die Waffe mit der rechten Hand zu handhaben, während die linke an der Schneide bleibt. Auf diese Weise wird die Waffe ein zweihändiges Schwert. Die Schneiden werden durch eine zweite Hülle aus der Haut eines Elefantenohres verstärkt.

Während einer langen Unterredung beschrieben mir diese Männer die verschiedenen Methoden, einen Elefanten mit dem Schwerte zu töten. Diejenigen Jäger, welche nicht reich genug sind, Pferde zu kaufen, jagen zu Fuß, niemals aber mehr als zwei Menschen gemeinsam. Ihre Methode beruhte darin, daß sie die Spuren eines Elefanten verfolgten und sich dem Wilde zwischen 10 und 12 Uhr mittags näherten, zu welcher Zeit das Tier entweder schläft oder sehr faul ist, so daß es keine Schwierigkeit bereitet, ihm näher zu kommen. Sollte man das Tier schlafend entdecken, dann schleicht sich einer der Jäger nach seinem Kopfe und schneidet ihm mit einem Schlage den Rüssel ab, was zur Folge hat, daß der Elefant soglcich auf die Füße springt, während die Jäger in der Verwirrung entkommen. Der abgeschnittene Rüssel verursacht eine Verblutung, welche binnen einer Stunde den Tod des Elefanten herbeiführt.

Sollte andernfalls das Tier bei ihrer Ankunft wach sein, so wäre es unmöglich, dem Rüssel nahe zu kommen. Daher schleichen sie in solchem Falle von hinten heran und vollführen einen wuchtigen Streich an den Sehnen der Hinterbeine, etwa einen Fuß hoch über der Ferse. Ein solcher Schlag lähmt den Elefanten sogleich und macht es verhältnismäßig leicht, einen zweiten Streich nach dem anderen Beine zu vollführen.

Sind die Arterien auf diese Weise durchschnitten, so verblutet das Tier alsbald. Dieses sind die Methoden, welche die minder-

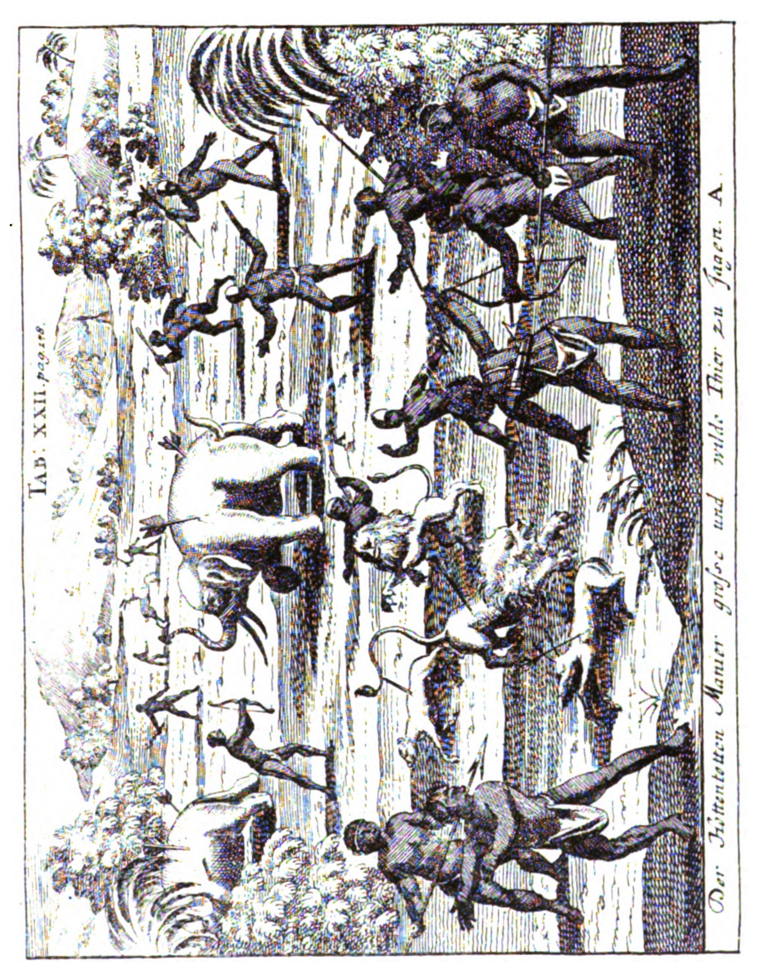


Fig. 206. Die Methode der Hottentotten, große und wilde Tiere zur Strecke zu bringen oder zu fangen. Nach dem alten Peter Colb.

begüterten Jäger ausführen, so lange, bis sie durch den Verkauf von Elfenbein ihr Besitztum gefestigt haben und sich Pferde zu kaufen vermögen, welche zu einer höheren Form der Jagd befähigen.

Eine mit Pferden ausgerüstete Jagdgesellschaft soll nie aus mehr als vier Personen bestehen. Vor Tagesanbruch brechen die Reiter auf; langsam reiten sie durch das Land, gewöhnlich den Lauf eines Flusses verfolgend, immer nach Elefanten ausschauend, bis sie Spuren antreffen, welche ihnen verraten, wo eine Herde oder ein einzelner Elefant während der Nacht getrunken hat. Einmal auf der Spur, verfolgen sie schnell und mit ziemlicher Sicherheit deren Marschlinie. Mögen die Elefanten auch zwanzig englische Meilen weit entfernt sein, — das bedeutet wenig für die Aggageers. Am Schlusse entdecken sie dieselben ja doch, und dann beginnt die Jagd.

Das erste ist, den Bullen mit dem größten Rüssel herauszufinden; damit beginnt das Gefecht. Nach kurzem Verfolgen setzt sich der Elefant gegen seine Verfolger zur Wehr. Diese eilen sofort auseinander und fliehen vor dem gefährlichen Angriffe jenes so lange, bis er die Verfolgung aufgiebt. Abermals verfolgt von den Jägern, setzt er sich wieder zur Wehr. Es ist nun die Pflicht eines besonders auserlesenen Mannes, möglichst nahe an den Kopf des Elefanten heranzureiten und derart dessen ganze Aufmerksamkeit auf sich zu lenken. Wütend setzt der Elefant auf ihn zu und ihm nach; seinem verzweifelten Angriffe zu entfliehen, verlangt die äußerste Kaltblütigkeit und Geschicklichkeit von dem Jäger. Es gilt für ihn, die Geschwindigkeit seines davonschießenden Pferdes genau nach der des anstürmenden Elefanten zu richten. Anscheinend gewinnt das wütende Tier bei diesem Rennen, denn beinahe scheint es den Schwanz des Pferdes zu erreichen. Das ist der Moment der größten Spannung und der Entscheidung. Indem nun der Elefant in voller Wut seine Aufmerksamkeit auf den Flüchtling wendet, entgeht es ihm, daß zwei weitere Jäger direkt hinter ihm her galoppieren, welchen die Aufgabe zufällt, den Elefanten zur Strecke zu liefern. Wenn einer von den beiden dem Elefanten nahe genug ist, springt er in vollem Galopp mit gezogenem Schwerte vom Pferde. Sein Begleiter ergreift

die Zügel seines Rosses. Der Abgesprungene führt nun den entscheidenden Schlag gegen die hintere Sehne des Elefantenbeines.



Fig. 207. Die Methode der Hottentotten zu fischen. A mit dem Fischspeere, B Angeln und Anlocken der Fische durch Pfeifen. Nach dem alten Peter Colb.

Sogleich springt er auch zur Seite und wieder auf das Pferd. Sollte aber der Schlag erfolgreich gewesen sein, dann wird der Elefant schon beim ersten Schritte, welchen er thut, hilflos, da infolge

des ungeheuren Gewichtes des dahinrasenden Tieres das Gelenk ausgerenkt wird.

Bleibt nun das Wild derart hilflos stehen, so wendet der Jäger, der bis dahin vor dem Elefanten hergejagt ist und ihn zum Nacheilen verführt hat, nunmehr um und reitet ungefähr auf ein paar Fuß Entfernung an den Rüssel heran, um das Tier so in Versuchung zu führen, noch einen Angriff zu wagen. Dieser, infolge des zerschnittenen Beines ungeschickt ausgeführt, giebt dann den andern Jägern Gelegenheit, die übrigen Beine des Tieres durchzuhauen. Damit ist aber dem Tiere das Ende bereitet. Es gehören demnach also nur zwei Schwerthiebe dazu, einen Elefanten zur Strecke zu liefern.

Diese eigenartige Jagdweise ist natürlich im höchsten Grade gefährlich, und nicht selten werden die Jäger Opfer ihrer Tollkühnheit. Einer von denen, die mich besuchten, war z. B. für das Leben verkrüppelt durch einen Schnitt seines eigenen Schwertes. Die Kniescheibe war ihm durchschnitten bis tief in das Gelenk hinein; die Wunde hatte eine Narbe hinterlassen, welche aussah, als ob das Bein beinahe durchschnitten wäre. Der Hieb auf den Elefanten hatte nämlich wegen des hohen und trockenen Grases, welches das Schwert abgehalten hatte, gefehlt, und so war der Jäger, als er, um das wütende Tier zu vermeiden, zur Seite sprang, über seine eigene scharfe Klinge gefallen; diese hatte ihm den Knochen durchschnitten, so daß er nun hilflos dalag, bis er von einem seiner Kameraden, welcher sogleich von hinten heranstürzte und mit einem verzweifelten Hieb die hintere Sehne des Elefanten durchschnitt, gerettet wurde. Trotz seines verkrüppelten Zustandes war Roder Scherrif der berühmteste Führer unter den Elefantenjägern. Ihm fiel der gefährliche Posten nahe vor dem Kopfe des wütenden Tieres und das Anreizen zum Angriff und zur Verfolgung zu, während die anderen Aggageers das Tier von hinten anfielen. Da er außergewöhnlich leicht von Gewicht war, fuhr er trotz der Verwundung fort, diesen wichtigen Posten bei der Jagd zu erfüllen. — — — — — — — — — — — — —

Ich darf wohl direkt zu einer anderen kaum weniger gefährlichen Jagd, der amerikanischen Bisonjagd, übergehen. Unter der Fülle der vielen Berichte greife ich denjenigen von Catlin, einem der besten älteren Indianerkenner, heraus. Bei der Betrachtung der amerikanischen Jagdverhältnisse darf man nicht vergessen, daß sich dieselben nach Ankunft und Eingreifen der Europäer stark umgebildet haben. Vor allen Dingen empfingen die Indianer das Pferd und die Flinte. Beide Momente bedingten eine starke Umgestaltung. Daß die Jagd dadurch ein ganz anderes Ansehen bekam, ist naturgemäß. Immerhin ist sicher, daß der große Mut und die außerordentliche Gewandtheit, welche die Indianer bei solchen Gelegenheiten an den Tag legen, aus älterer Zeit stammen und somit eine alte Errungenschaft darstellen. Dies mag man vor allen Dingen auch aus den Zeremonien erkennen, welche den Jagden folgen. Ich nenne z. B. die verschiedenen Tänze. Dem Bison-, dem Bären- und ähnlichen Tänzen (siehe die angeheftete Tafel: Büffeltanz der Indianer) liegen sicherlich Ideen von jener Art zu Grunde, welche wir in dem Kapitel über den Bärenkultus und die Bärenfeste der Nordasiaten schon erwogen haben. Und das ist altes geistiges Besitztum, welches wohl auf der einen Seite zurückführt bis in die Anschauungen der animalistischen Epoche zurückreicht, das aber auf der anderen Seite das Ausklingen derselben, die Auflösung inneren festen Glaubens in äußeren, meist unverstandenen Zeremonien darstellt.

Die Bisonjagden der Indianer.

(Nach dem alten Catlin.)

Die Lieblingsjagd der Indianer des weiten Westens ist die Büffeljagd, die fast immer zu Pferde und mit Bogen oder Lanze stattfindet. Die Indianer haben kleine, aber sehr brauchbare Pferde, die sie auf den Prärien fangen, wo man sie oft wild und in zahlreichen Herden antrifft. Auf seinem kleinen wilden Pferde, welches einige Jahre lang abgerichtet ist, sprengt

der Indianer nun in vollem Jagen mitten in die Büffelherde hinein. Das Pferd ist das schnellste Tier der Prärie und bringt seinen Reiter mit Leichtigkeit an die Seite des Wildes, welches dann in der Entfernung weniger Schritte seinen tödlichen Waffen eine leichte Beute wird. (Siehe Fig. 208.)

Bei der Jagd des Büffels oder eines anderen Tieres „entkleidet" der Indianer gewöhnlich sich und sein Pferd, indem er den Schild, den Köcher und jedes Stück seiner Kleidung, welches ihm hinderlich sein könnte, wegwirft. In die linke Hand nimmt er den Bogen und fünf oder sechs Pfeile, und an der rechten Hand oder am Gürtel befestigt hängt eine schwere Peitsche, die er auf unbarmherzige Weise gebraucht, um sein Pferd zum schnellsten Laufe anzutreiben.

Die Pferde sind so abgerichtet, daß der Indianer sich wenig des Zügels zu bedienen braucht, der auf dem Halse des Pferdes hängt, während es sich dem Büffel auf der rechten Seite nähert, wodurch der Reiter in den Stand gesetzt wird, seinen Pfeil nach der linken Seite hin abzuschießen; dies geschieht in dem Augenblicke, wenn er im Vorbeijagen sich dem Herzen des Tieres gegenüber befindet, welches dann den tödlichen Pfeil „bis an die Befiederung" empfängt. Wenn der Indianer eine zahlreiche Herde verfolgt, so jagt er gewöhnlich dicht hinter derselben her, bis er ein Tier ausgewählt hat, welches er dann sobald als möglich von den übrigen dadurch abzusondern sucht, daß er zwischen dasselbe und die Herde hineinsprengt.

Die Indianer bedienen sich niemals eines eigentlichen Zaumes mit Gebiß, sondern nur einer Halfter, welche mit einer Schleife um die untere Kinnlade des Pferdes befestigt ist und mehr zum Anhalten als zum Lenken desselben dient. Hat der Indianer den Lauf seines Pferdes auf den von ihm ausgewählten Büffel hingerichtet, so strengt er alle seine Kräfte an, denselben so nahe als möglich zu begleiten, während die Halfter unberührt auf dem Halse liegt, und der Reiter mit dem gespannten Bogen sich auf der linken Seite des Pferdes vorwärts beugt, um den tödlichen Schuß zu thun, sobald er dem Büffel zur



Fig. 208. Kühnheit und Geistesgegenwart der Indianer. Nach Catlin.

Seite ist. Das Pferd, welches instinktmäßig vor dem Büffel scheut, hält die Augen starr auf das so dicht vor ihm befindliche wütende Tier gerichtet, und sobald es die geringste Entfernung von demselben erreicht hat — der Reiter mag geschossen haben oder nicht —, wendet es sich ab, um jedes Zusammentreffen mit den Hörnern des Büffels zu vermeiden, der sich oft plötzlich gegen seinen Verfolger kehrt. Aber bei aller Vorsicht vonseiten des Reiters und trotz des Scharfsinns seines Pferdes kommen dennoch dergleichen furchtbare Kollisionen vor; denn die Aufregung bei dieser Jagd ist so groß, daß Instinkt und Vernunft ihre Herrschaft verlieren und Roß und Reiter sich dem Tode entgegenstürzen, als geschähe es zum Zeitvertreib oder zum Vergnügen. Ich habe mich stets sehr vorsichtig gehalten, allein auch ich bin in dies Delirium der Jagd verfallen und habe mich mehrmals, mit Staub und Blut bedeckt, von der Prärie erhoben, während meine Flinte zwanzig bis dreißig Schritte von mir mit zerbrochenem Schaft am Boden lag und mein Pferd, eine halbe englische Meile entfernt, ruhig weidete, auf der ganzen Prärie aber, soweit mein Auge reichte, kein lebendes Wesen mehr zu erblicken war.

Für den Neuling ist diese Jagd mit großer Gefahr verbunden, während der von Jugend auf damit beschäftigte Indianer sie als ein Vergnügen betrachtet, beim Reiten den Atem nicht verliert und mit sicherer Hand die tödliche Waffe entsendet. (Siehe Figur 208.)

Wenn der Indianer auf der Jagd einen Büffel oder im Kriege einen Feind verfolgt, so läßt er gewöhnlich den am Pferde befestigten Lasso — einen 10 bis 15 Ellen langen, aus Streifen von rohem Leder geflochtenen Riemen — auf der Erde nachschleppen, damit er, wenn er vom Pferde fällt, vermittelst desselben das Pferd anhalten kann.

In dem langen und sehr strengen Winter bedient sich der Indianer auf der Jagd der Schneeschuhe, die ihn leicht über den Schnee hinwegtragen, während die Büffel durch ihr großes Gewicht tief in denselben einsinken und dadurch leicht eine Beute



Fig. 209. Büffeljagd auf Schneeschuhen. Nach Catlin.

ihrer Verfolger werden. Der Schnee wird von den Gipfeln und Abhängen der Hügel hinweggeweht, so daß diese ganz entblößt werden und den Büffeln zur Weide dienen; dagegen häuft er sich in den Vertiefungen und Schluchten derart an, daß es den verfolgten Tieren oft unmöglich ist, sich hindurchzuarbeiten. Da im Winter das Haar oder der Pelz des Büffels am längsten und dichtesten ist, das Fell mithin in dieser Jahreszeit einen größeren Wert hat, so werden gerade im Winter die meisten Tiere getötet, denen man nur die Haut abzieht, um sie an die Pelzhändler zu verkaufen, während man das Fleisch den Wölfen überläßt. (Siehe Fig. 209.)

Der Mensch stellt den armen Büffeln zu allen Jahreszeiten und auf die verschiedenste Weise nach: er jagt sie zu Pferde in den Ebenen, verfolgt sie im Winter im Schnee der Schluchten auf Schneeschuhen und beschleicht sie endlich, wenn sie ruhig grasen, unter der Maske eines Wolfes und schießt sie nieder, ehe sie einmal die Nähe der Gefahr ahnen.

Das letztere mag noch etwas näher besprochen werden.

Es giebt im westlichen Amerika verschiedene Arten von Wölfen, deren furchtbarste und zahlreichste aber der weiße Wolf repräsentiert, der oft in Rudeln von 50—60 Stück auf den Prärien herumschwärmt, die dann in der Ferne einer Herde Schafe ähnlich sehen. Diese Wölfe erreichen oft die Größe des größten neufundländischen Hundes. Sind Büffel in Menge vorhanden und fehlt es den Wölfen daher nicht an Nahrung, so sind sie harmlos und fliehen den Menschen. Sie halten sich aber stets in der Nähe von Büffelherden, um sich alles dessen zu bemächtigen, was die Jäger von den erlegten Tieren zurücklassen, oder auch um die verwundeten Büffel anzufallen. Sind die Büffel in einer Herde beisammen, so scheinen sie die Wölfe wenig zu fürchten und lassen sie ganz nahe heran kommen. Dieses Gefühl der Ruhe und Sicherheit benutzen die Indianer, um die Büffel zu beschleichen, indem sie sich eine vollständige Wolfshaut über den Kopf ziehen und derart maskiert oft über eine halbe englische Meile weit auf Händen und Füßen fort-

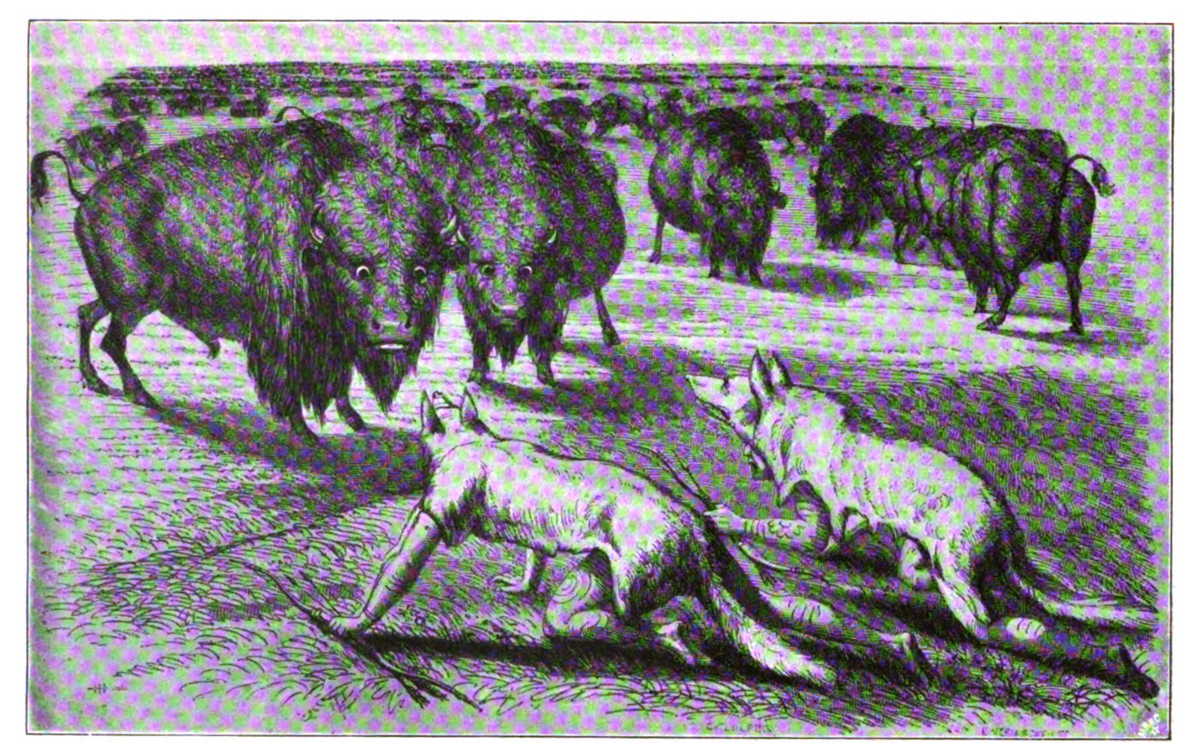


Fig. 210. Büffeljagd unter der Maske des weißen Wolfs. Nach Catlin.

kriechen, bis sie sich der arglosen Herde bis auf wenige Schritte genähert haben und dann mit Leichtigkeit den fettesten Büffel niederschießen. (Siehe Figur 210.)

Solange die Kälber jung sind, halten sich die Stiere immer in der Nähe der Kühe, als ob sie die Jugend schützen wollten, und es ist sehr gefährlich, sie in dieser Zeit anzugreifen, denn man kann sicher darauf rechnen, daß sie sich gegen ihre Verfolger kehren, die sich oft gegenseitig zu Hilfe eilen müssen. In den ersten sechs Monaten ist das Büffelkalb rot und sieht den Kälbern des gezähmten Rindviehes zum Verwechseln ähnlich. Im Herbst, wenn es das Haar wechselt, erhält es eine braune Färbung, die es für immer behält. Bei der Verfolgung einer großen Büffelherde zu einer Zeit, wenn die Kälber erst wenige Wochen alt sind, haben mir die wunderlichen Manöver derselben oft viel Unterhaltung gewährt. In der Verwirrung und dem Gedränge mehrer Hunderte oder Tausende dieser Tiere verlieren die Kälber oft ihre Mutter aus dem Gesicht und bleiben weit hinter der Herde und den Jägern zurück; sie sind dann in großer Verlegenheit, wo sie sich verbergen sollen, da die ebene Prärie nichts darbietet, als sechs bis acht Zoll hohes Gras oder einen um wenige Zoll höheren Busch von wilder Salbei. Auf diesen laufen sie dann zu, knieen nieder, stecken die Nase in den Busch, schließen die Augen und halten sich wahrscheinlich für vollkommen sicher, während sie auf den Hinterfüßen stehen und daher schon in der Entfernung von einigen englischen Meilen gesehen werden können.

Wir ritten oft, nachdem wir die Herde verfolgt hatten, auf demselben Wege zurück, um diese zitternden kleinen Tiere aufzusuchen, die bei unserer Annäherung ihre Stellung nicht verließen, aber, während wir von dem Pferde stiegen, ihre Augen starr auf uns gerichtet hielten. Ich habe oft nach einem mir bekannten Gebrauche meine Hände über die Augen des Kalbes gelegt und einige Male stark in seine Nasenlöcher hineingeblasen, worauf es meinem Pferde stets mehrere Meilen weit bis in den Stall gefolgt ist. Ich hatte früher schon viel von diesem

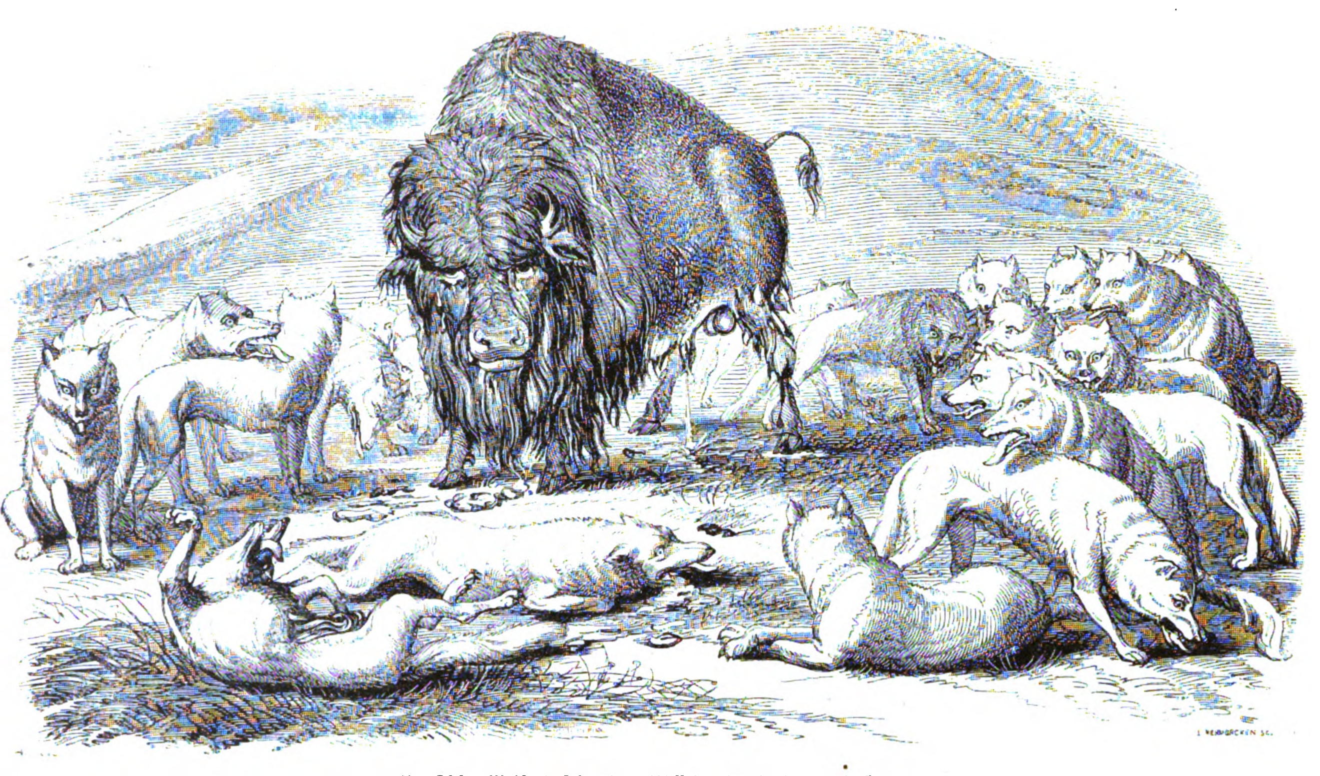


Fig. 211. Weiße Wölfe, einen Büffel zerfleischend. Nach Catlin.

sonderbaren Gebrauche gehört, aber niemals daran glauben wollen, bis ich mich endlich von dem Augenscheine überzeugte. —

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Diesem Berichte fügt Catlin eine Betrachtung sehr trauriger Natur an, indem er auf den Gedanken kommt, wie schnell wohl die Jagd und die Büffelherden in diesen Gegenden ein Ende erleben werden. Er weist darauf hin, wie sich die Wölfe rege an der Vernichtung beteiligen (siehe Fig. 211), sieht aber selbst wohl ein, daß es die europäische Kultur ist, welche den nordamerikanischen Büffeln das Aussterben und ein jämmerliches Verschwinden von der Erde bringt. So schreibt er z. B.:

„Als ich im Mai 1832 bei meiner Fahrt den Missouri aufwärts in Fort Pierre ankam, erzählte mir Herr Laidlaw, daß wenige Tage zuvor auf der anderen Seite des Flusses sich eine zahlreiche Büffelherde gezeigt habe, worauf 500—600 Sioux am Mittag zu Pferde durch den Fluß gesetzt und gegen Sonnenuntergang mit 1400 frischen Büffelzungen zurückgekehrt seien, für die sie nur einige Gallonen (4 Quart) Branntwein forderten die sofort ausgetrunken wurden."

Hiernach könne man denken, der Indianer selbst habe diese Vernichtung des Büffels durchgeführt oder veranlaßt. In Wahrheit hat aber der Europäer mit der Flinte und seiner Preiskalkulation der Felle dem amerikanischen Büffel den Garaus gemacht. Dazu folgendes:

In einem Gemetzel, wie die Naturgeschichte kein zweites kennt und auch nie wieder kennen lernen wird, wurde in den Jahren 1872—1874 die südliche Büffelherde in einer geschätzten Starke von 5¹/₄ Millionen Stück ausgerottet, und in den Jahren 1882—1884, nach Fertigstellung der nördlichen Pacifikbahn, hatte die nördliche Herde dasselbe Geschick. Diese unglaublichen Schlächtereien entsprangen lediglich schnöder und rücksichtsloser Geldgier, wurden geschäftsmäßig und offenkundig betrieben und gingen nur auf die Erlangung der Felle, höchstens noch der Zungen, aus. Die Kadaver verkamen oder wurden eine Beute des wilden Getieres. Die Regierung that nichts hiergegen, und

die Ausrottung der Büffel war eine so vollständige, daß es 1889 im ganzen nur noch 635 wilde Büffel, dazu 456 in Gefangenschaft befindliche, zusammen also nur 1091 Exemplare des einst so unglaublich verbreiteten und zahlreichen Bison americanus gab. Diese Angaben nach Friederici.

Vom afrikanischen Elefanten wird man demnächst etwas gleiches erzählen können. Die Zahl der Tiere, welche der Mensch resp. die moderne Kultur in beispiellosem Leichtsinne ausrottet, ist ungeheuer. Wir dürfen uns aber zu keiner falschen Kritik verleiten lassen. Die Erscheinung ist jämmerlich, aber selbstverständlich. Der Mensch erobert eben die Oberfläche der Erde. Wie die hohe Kultur alle niederen Kulturen vernichtet, so rottet der Mensch alle Lebewesen aus, die sich ihm nicht dienstbar unterwerfen. Ich glaube das an ein paar Beispielen noch klarer zeigen zu können. Wir kommen jetzt zu den Kulturvölkern. An die Stelle der zuerst besprochenen Nahrungsjagden, der darauf folgenden Vernichtungsjagden, tritt der Sport und der Zeitvertreib. Ich glaube, daß diese Entwicklung dem Leser durch die folgenden Berichte klar werden wird.

Jagd eines tatarischen Kaisers.

(Nach dem alten Gerbillon.)

Den dritten des Brachmonats, im Jahre 1691, brachen die Jesuiten mit dem tatarischen Kaiser zu einer Jagd im großen Stile auf. Die kaiserlichen Völker rückten 15—20 Li fort, zwischen Hügeln von losem Sande, die voller Hecken waren, worunter sich sehr viele Hasen verbergen konnten. Sie lagerten sich auf einer großen Ebene an einem keinen Flusse mit Namen Erton.

Den vierten stellten sie sich in einen Kreis von 5—6 Li im Umfange, der aber nachgehends bis auf 800 Schritte eingezogen ward, in der bergigen Gegend, wo sich sehr viel gelbe Ziegen befanden. Verschiedene von ihnen entkamen zwischen den Beinen der Pferde. Wenn eine Ziege von ungefähr aus-

zieht, so folgt ihr die ganze Herde gleicher Gestalt nach, und alsdann werden sie von denen, die außerhalb des Kreises sind, verfolgt und mit Pfeilen geschossen. Man ließ auch die kaiserlichen Windhunde los und diese töteten eine große Menge von ihnen. Zweene Hya, die durch ihre Nachlässigkeit einige Herden entwischen ließen, wurden mit 100 Peitschenhieben bestraft. Ein dritter, der von seinem Posten gewichen war und sogar in dem Kreise geschossen hatte, wurde abgedankt. Indem der älteste kaiserliche Prinz in vollem Springen fortritt, um einige Ziegen zu schießen, so glitschte das Pferd mit einem Fuße in ein Loch und kam darüber um, aber der Prinz ward weiter nicht beschädigt, als daß er eine Schramme an dem Kopfe bekam. Nachdem der Kreis völlig geschlossen war, so wurden alle zurückgebliebenen Ziegen, nämlich 50—60 an der Zahl, erlegt. Man sah mit Erstaunen, mit was für Geschwindigkeit die armen Tiere fortliefen, ob sie schon verwundet waren. Einigen war ein Bein zerbrochen, andere schleppten ihre Eingeweide mit sich, noch andere hatten in ihrem Leibe zwei bis drei Pfeile stecken, bis sie ihre Stärke verloren und tot auf den Boden niederfielen. Sie muchseten nicht einmal, wenn sie mit Pfeilen verwundet waren; wenn sie aber von den Hunden angepackt wurden, von denen sie allemal so lange gebissen wurden, bis sie verreckten, so schrieen sie wie Schafe auf der Schlachtbank. Nach dieser Jagd rückten sie auf einer großen Ebene 20 Li weiter und lagerten sich bei dem Eingange in das Gebirge, an einem Orte, die Wasserquelle im Mongolischen genannt.

Den fünften, da sie in das Gebirge kamen und Hirsche und Rehböcke jagten, fing ein Tiger laut an zu heulen, der durch das Geräusch geschreckt worden war und dadurch seinen Aufenthalt zwischen den Hecken an einem steilen Hügel entdeckte. Weil eine solche Jagd sehr gefährlich ist, so brauchen sie viel Vorsicht bei ihrer Art, den Tiger aufzujagen. Dieser begiebt sich selten in die Ebenen hinunter, sondern geht von einer Seite des Berges zur anderen, und wenn er hier ein Gehölz findet, so nimmt er dahin seine Zuflucht. An den Weg, wo man glaubet,

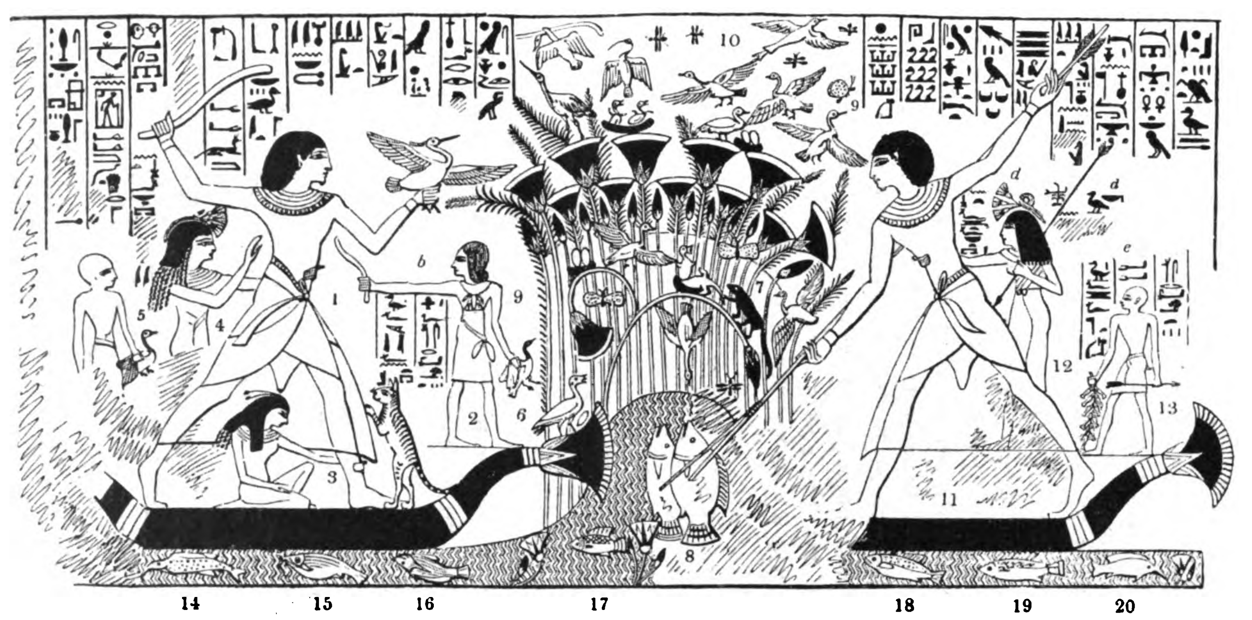


Fig. 212. Scenen aus dem Jagdleben eines vornehmen Ägypters, links die Vogeljagd mit dem Wurfholze und rechts der Fischfang mit dem Fischpfeil. Nach Wilkinson. 1. Ein Sportsman, das Wurfholz schleudernd. 2. Sein Sohn, einen weiteren Wurfstock bereit und einen ergatterten Vogel festhaltend. 3. und 4. Seine Schwestern oder Töchter. 5. Ein anderer Sohn, Jagdbeute haltend. 6. Ein Lockvogel mit seinem Nest im Boote. 7. Ein Ichneumon, einen jungen Vogel aus dem Nest schleppend. 8. Zwei schwere Fische, mit dem zweizinkigen Fischpfeil gespeert. 9. und 10. Schmetterlinge und Wasserjungfern. 12. Des Fischers Schwester, einen Wurfpfeil bereit haltend. 13. Des Fischers Sohn, den Wurfpfeil und aufgereihte Fische tragend. — Die Katze auf dem linken Bild scheint ihren Herrn anzubetteln, daß er sie doch in den Papyrus zur Jagd entlassen möchte.

daß er ihn nehmen wird, werden reutende Jäger mit halben Piken, welche mit breiten eisernen Spitzen versehen sind, gestellt. Andere schicket man mit einer Bedeckung von einigen leichten Reutern auf die Gipfel der Berge, damit sie beobachten können, wohin der Tiger seine Zuflucht nimmt. Diese Männer fangen nun ein lautes Geschrei an, wenn sich der Tiger ihnen nahet, um denselben zu reizen, daß derselbe dahin fliehe, wo der Kaiser sich befindet, welcher gemeiniglich an einem Berge gegenüber steht, so daß ein Thal dazwischen liegt. Der Kaiser, bei dem sich einige Hya nebst anderen Bedienten befinden, ist allemal von 30—40 solchen reutenden Jägern umgeben, die gleichsam einen Zaun vorstellen und die Spitzen von ihren halben Piken, die sie mit der einen Hand in der Mitten und mit der anderen an der Spitze halten, gegen den Tiger richten.

Nachdem sie ihn aufgetrieben hatten, so nahm er wieder seine Zuflucht in ein Dickicht auf dem Gipfel eines nahen Berges, wo er aber sogleich verfolgt wurde. Da sich der Kaiser ihm einen Musketenschuß weit genähert hatte, so schoß man eine große Menge Pfeile ab und ließ verschiedene Hunde los. Er wurde dadurch mit einem Male vertrieben, ging aber nicht weiter als bis an die Seite des gegenüber liegenden Berges, wo er sich unter die Hecken niederlegte. Hier wurden wiederum viel Pfeile in die Luft geschossen und die Jäger rollten indessen Steine auf den Tiger hinunter. Nunmehr fuhr derselbe plötzlich auf, fing erschrecklich an zu brüllen und wendete sich gerade gegen die Reuter. Diese konnten nichts anderes thun, als eilig auf die Spitze des Berges fliehen. Einen davon hatte das Tier schon eingeholt. Indessen wurden die Hunde losgelassen und diese zwangen den Tiger umzukehren. Dadurch erhielten die Reuter Zeit zu entfliehen.

Indessen kehrte der Tiger ganz allmählich nach seinem Lager zurück; die Hunde bellten um ihn herum und der Kaiser schoß drei bis vier Pfeile nach ihm, verwundete ihn aber nur ein wenig, weil er zu weit entfernt war. Er lief deswegen aber dennoch nicht geschwinder, sondern legte sich unter die Hecken

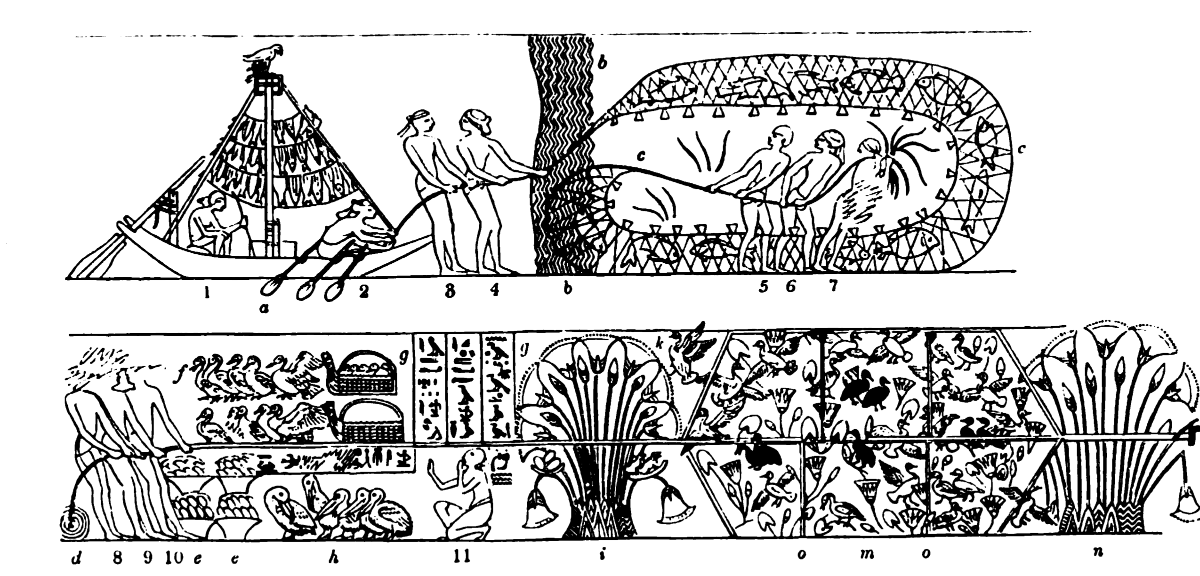


Fig. 213 und 214. Fischerei und Vogelfang mit Netzen. 1 a das Boot, welches mit erbeuteten Fischen vollgehäuft ist, die hier im Wind und Sonnenschein trocknen sollen. Auf dem Maste sitzt eine Hühnerweihe. Das Wasser ist durch Zickzacklinien angedeutet, welche aber in unserer Reproduktion nur von b—b geführt sind, um das Bild nicht zu verunklären. 3, 4, 5, 6, 7 sind die Fischer, welche vom Ufer oder von einer Sandbank aus das Netz zuziehen. — Auf Fig. 214 ist das Netz von den Männern 8, 9, 10 regiert, bei p dagegen festgelegt. Der Fangmeister 11 giebt gerade das Zeichen, zuzuziehen, da genug Vögel im Bereiche des Netzes sind. i und n sind Pflanzen, wahrscheinlich Papyrus; e, f, g gefangene junge Gänse und Eier; h Pelikane. Nach Wilkinson.

nieder. Hierauf wurde der Angriff von neuem angefangen. Man rollte Steine hinunter und schoß hier und da mit Musketen. Als er aber auf den Fuß des Berges kam, so wendete er sich ab und floh in das erste Gebüsch, allwo er sich anfangs versteckt hatte. Der Kaiser ging über das Thal und folgte ihm auf dem Fuße nach. Er feuerte zweimal nach ihm und erlegte ihn. Alle Großen des Hofes gingen hin und sahen den Tiger an, der sehr groß war. Da es schon spät war, so ließ der Kaiser den Kreis trennen und befahl, daß sich jedermann, so gut er könne, nach dem Lager begeben sollte, welches in Turbede zwischen den Bergen war.

Den sechsten ging der Weg durch ein sehr enges Thal, welches zu beiden Seiten ein steiles Gebirge hatte, wo es unmöglich war, zu jagen. Gleich vor dem Lager stieg der Kaiser an einem Felsen ab, der wie ein Turm gestaltet war. Die Großen und die Bogenschützen mußten versuchen, ob sie die Spitze davon mit ihren Pfeilen erreichen konnten. Dieses thaten nur zween von ihnen. Der Kaiser schoß ebenfalls fünf bis sechs Pfeile dahin ab, bis er mit einem davon darüber hinweg schoß. Nachgehends maß er die Höhe mit seinem Halbzirkel, dessen Radius einen halben Schuh betrug. Die Jesuiten mußten sie gleichergestalt messen, und beide befanden sie 430 Sche oder chinesische Schuh. Sie stimmten nicht weniger in ihren Rechnungen und Entfernungen überein, welche der Kaiser geometrisch gemessen hatte. Nachgehends nahm er einen Stein, wog ihn nur mit dem Pfeile ab, rechnete hierauf das Gewicht desselben aus und ließ ihn alsdann in einer Wage abwiegen. Da nun dieses mit der Rechnung ebenfalls übereinstimmte, so verdoppelten die Großen ihr Zujauchzen.

Den siebenten reiseten sie größtenteils in einem weiten Thale fort, welches mit Dörfern, Meyereien und angebauten Feldern angefüllt war. Der Kaiser jagte hier und erlegte verschiedene Hasen. Er wendete sich hierauf wiederum in das Gebirge, welches sehr hoch und mit Dornenbüschen und Holzungen bedeckt war, wo er Hirsche und Rehböcke jagte. Man sah mit

Erstaunen, mit was für Geschicklichkeit seine Leute das Wild gegen ihn zutrieben. Die Tataren betrachten das Jagen als ein Sinnbild des Krieges und glauben, wer seine Schuldigkeit auf der Jagd nicht zu beobachten wisse, werde sich auch im Gefechte nicht gut halten. Aus diesem Grunde hat der Kaiser oftmals die vornehmsten Befehlshaber in seinem Heere abgedankt, weil sie die Jäger nicht zu regieren und anzuführen wußten. Solches widerfuhr, nach der Zurückkunft des Gesandten

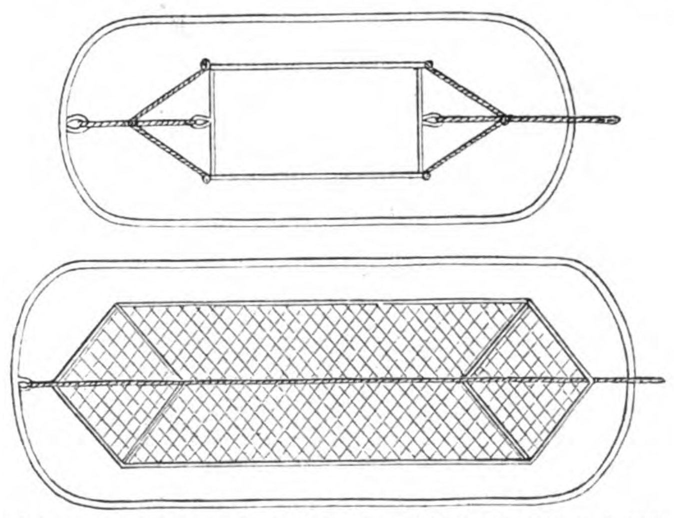


Fig. 215 und 216. Klappnetze für den Vogelfang nach Modus Fig. 214. Nach Wilkinson.

von Ripchew, einem wohlverdienten Befehlshaber, der als Generalleutnant des Heeres in das Feld zog und einer von den Anführern des Vortrabes war, welche Stelle mit der Würde eines Marschalls von Frankreich übereinkommt. Abends unterhielt der Kaiser in seinem eigenen Gezelte die Großen und seine Hausbedienten mit einem Lustspiele, welches von einer Gesellschaft von Verschnittenen aufgeführt wurde.

Den achten wurden zween Tiger erlegt; der erstere von dem Kaiser, mit dem ersten Schusse, und der andere, welches

eine Tigerin war, von einem Jäger, der ihr seine halbe Pike durch das Auge tief in den Kopf hineinrennte. Nachdem die Jagd zu Ende war, so begab sich der Kaiser nebst seinen beiden Söhnen in kleinen Kähnen auf den Fluß Chikir, um die Hitze zu vermeiden.

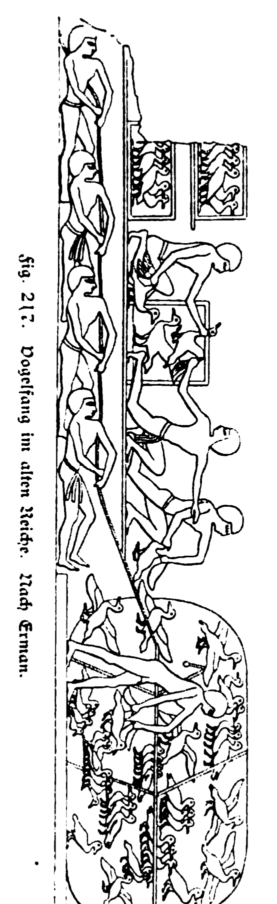


Fig. 217. Vogelfang im alten Reiche. Nach Erman.

Jagden der Inkafürsten des alten Peru.

(Nach Garcilasso.)

Allen Unterthanen des alten Inkareiches war es verboten, Wild zu töten, außer etwa einigem Geflügel, das für die Tafel des Inkastatthalters bestimmt war, was dann aber auch nicht anders geschehen durfte als auf ausdrücklichen Befehl. Es gingen die Inkafürsten auch selbst nur sehr selten auf die Jagd. Damit aber durch solche Nachsicht des Wildes nicht gar zu viel und dadurch den Feldern schädlich werden möchte, wurde jährlich zu einer gewissen Zeit in einer jeden Provinz eine allgemeine und feierliche Jagd angestellt, welche sie Chacu nannten. Der Inka bot dazu etwa 20—30000 Indianer auf, je nachdem er es für nötig erachtete, die Masse zu bestimmen, die ins freie Feld hinausgehen sollten.

Hierauf entfernten sich diese Treiber zur Rechten und Linken von einander und umstellten ein großes Stück Land von 20 – 30 Meilen, indem sie zu Grenzen des Ortes, den sie abtreiben sollten, die berühmtesten Flüsse und Berge nahmen, ohne daß es erlaubt war, etwas von demjenigen Landbezirke mitzunehmen, welcher auf das folgende Jahr bestimmt war.

Sie erhoben ein solches Geschrei, daß alle Tiere, die sie antrafen, eingeschüchtert wurden. Sie trieben sie nach denjenigen Orten, die als Sammelplatz für die beiden Haufen Jäger bestimmt waren, welcher Platz denn so umstellt war, daß kein Tier entwischen konnte. Dieses war ihnen sehr leicht, denn sie kannten die Gegend sehr wohl und waren somit fähig, die Tiere nur an solche Orte zu treiben, wo weder Gebirge noch Höhen ihnen bei der Jagd hinderlich fallen konnten. Sie kamen damit auch so leicht zu stande, daß die von einer so großen Anzahl eingeschlossenen Tiere sich ohne Widerstand fangen ließen.

Fig. 218. Gänse werden gerupft u. s. w. und in großen Töpfen eingesäuert. Nach Wilkinson.

Sie reinigten bei diesen Jagden das Gefilde von allem, was sie an Löwen, Bären, Füchsen, Luchsen — letztere Ozcollo genannt, deren es zwei- bis dreierlei Arten daselbst gab — und anderen dergleichen Tieren antrafen, die ihnen bei ihrer Jagd beschwerlich fallen konnten.

Auf diese Art fing man zuweilen wohl auf 40000 Stück von dem Rotwildbret, als Rehe, Damhirsche, Gemsen und anderes dergleichen, die man Huanacu nennet, welche ein rotes Haar haben, ohne die wilden Ziegen zu rechnen, die Cunas genannt, die ein ungemein feines und

zartes Haar haben. Alle diese Tiere fingen sie mit der Hand und töteten nur die ältesten davon. Sie ließen alle Weibchen leben und gaben auch denjenigen Böcken die Freiheit wieder, die ihnen am tüchtigsten schienen, die Wildbahn wieder zu bevölkern. Die andern aber alle töteten sie und teilten das Wildbret unter sich. Huanacus und wilde Ziegen töteten sie sehr wenig; sie ließen sie wieder laufen, nachdem ihnen die Haare abgeschnitten waren. Diese Haare stellten die

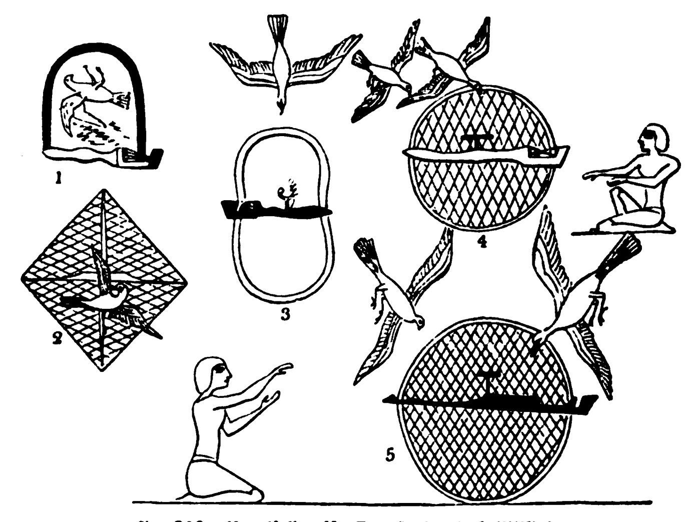


Fig. 219. Vogelfallen für Zugvögel. Nach Wilkinson.

feinste Wolle dar, die man nur finden konnte. Sie hielten mit ihren Quipu (das sind Knotenverzeichnisse oder Schnürbündel, welche fast einer Schriftsprache und Aktenfascikeln gleich kamen) ordentliche Verzeichnisse über die wilden Tiere, gerade so, als wenn es zahme wären. Darauf waren Männchen und Weibchen für sich aufgezählt. Sie merkten auf diese Weise genau, wie viel schädliche und nützliche Tiere getötet worden waren, damit sie bei der zukünftigen Jagd wissen konnten, wie stark sich die Tiere vermehrt hätten.

Diese Jagd geschah in jedem Gehege alle vier Jahre einmal, damit das Wild Zeit hätte jagbar zu werden und die Haare der Ziegen besser wüchsen, um sie mit mehr Nutzen abschneiden zu können, damit auf der anderen Seite das Wild aber auch nicht gar zu schüchtern würde, wie dies sicher eingetreten wäre, wenn man es jährlich gejagt hätte. Damit nun aber jährlich doch eine Jagd stattfinden könne, machten sie aus jeder Provinz vier Abteilungen und jagten der Reihe nach in jedem Jahre nur eine derselben ab. Durch solche Weise erhielten sie die Wildbahn stets in gutem Stande und schafften den Einwohnern großen Nutzen. Die Inkastatthalter beobachteten in ihrer Provinz eben die Ordnung, wie der König selbst und wohnten den Jagden persönlich bei, teilten danach Wildbret und Wolle gleichmäßig unter das Volk und sorgten dafür, daß die Armen, Kranken und Alten nicht übergangen wurden.

Die Jagden der alten Ägypter.

(Nach Adolf Erman.)

In jener Zeit, mit welcher für uns die Kenntnis Ägyptens beginnt, war die Urbarmachung des Landes bereits weit fortgeschritten. Wo einst ein sumpfiger Tropenwald gestanden hatte, erstreckten sich jetzt unübersehbare Ackerfelder; immerhin waren tote Stromarme zurückgeblieben, Strecken Sumpfes und halb stagnierenden Wassers, die in alter Weise noch mit wuchernden Papyrusdickichten bestanden waren und die den Nilpferden, Krokodilen und unzähligen Wasservögeln eine Zuflucht boten.

Diese bildeten das Hauptjagdgebiet der vornehmen Ägypter. Es sind die so oft erwähnten „Hinterwasser", die „Vogelteiche des Vergnügens". Sie spielten im ägyptischen Leben dieselbe Rolle, die in unserem Volksleben der Wald einnimmt. Zwischen den wogenden, zierlichen Kronen der Papyrusbüsche auf leichtem Nachen zu rudern, die Lotosblumen zu pflücken, die wilden Vögel aufzuscheuchen und mit dem Wurfholze zu erbeuten, mit der Harpune die großen Nilfische zu erstechen oder gar ein

Flußpferd zu erlegen, — das waren vielleicht die herrlichsten Freuden, die der alte Ägypter kannte. Man braucht nur einen Blick auf die Bilder solcher Fahrten zu werfen, die uns aus allen Epochen erhalten sind, um zu erkennen, mit welcher Liebe man diese Wildnisse betrachtete und wieviel Poesie man in ihnen zu finden wußte.

Da ragen die weit über mannshohen Papyrusstauden in elegantestem Wuchse auf; „ihre Wurzeln baden", wie ein Botaniker sagt, „in lauwarmem Wasser und ihre federbusch-

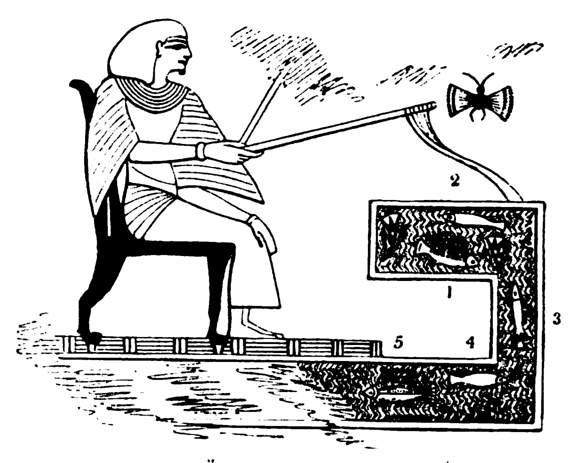


Fig. 220. Vornehmer Ägypter im Garten angelnd. Nach Wilkinson.

artigen Kronen wiegen sich auf den schlanken Stengeln." Zusammen mit Rohr- und anderen Wasserpflanzen bilden sie ein undurchdringliches Dickicht, einen schwimmenden Wald. Darüber schwärmen, wie noch heute im Delta, wolkenartig Millionen von Sumpfvögeln. Die Brutzeit geht gerade zu Ende. Einige Vögel sitzen noch auf ihren Nestern, die auf vom Wind gebeugten Papyrusstengeln gebaut haben. Die meisten fliegen schon aus, um die Nahrung für die Jungen zu suchen. Der eine jagt den großen Schmetterlingen nach, die um die Kronen der Papyrus flattern, der andere stößt auch wohl mit dem

Schnabel auf eine Blüte herab, in der er einen Käfer entdeckt haben mag. Unterdessen droht aber den Jungen Gefahr; kleine Raubtiere, das Wiesel und der Ichneumon, dringen in das Dickicht ein und erklettern behend die Stengel der Stauden. Der kleine Raubgeselle auf Abbildung 212 Nr. 7 hat denn auch schon ein armes Vöglein beim Kragen.

In einem leichten Nachen, der aus Papyrusstengeln zusammengebunden ist, fährt der vornehme Ägypter in die flachen Wasserflächen dieser Sümpfe hinein. Oft unternimmt er solche

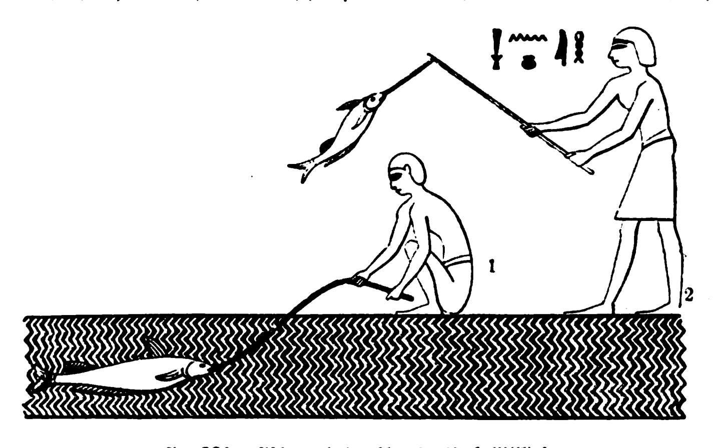


Fig. 221. Fischer mit der Angel. Nach Wilkinson.

Jagdzüge in Gesellschaft seiner Frau und Kinder, die sich Lotosblumen pflücken und ihm die erbeuteten Vögel halten. (Siehe z. B. auf Fig. 212 die Nrn. 5, 2 2c.) Lautlos gleitet der Kahn an dem Dickicht entlang, so nahe daran, daß die Kinder spielend hineingreifen können. Der Jäger steht aufrecht im Boote und schwingt in der Rechten sein Wurfholz. Mit gewaltiger Wucht saust es durch die Luft, und am Hals getroffen stürzt einer der Vögel ins Wasser. Dieses Wurfholz ist eine ebenso einfache als wirksame Waffe, ein kleines, dünnes Brett aus hartem Holz, das in bestimmter Weise gekrümmt ist. Geworfen, trifft es sein Ziel mit großer Kraft, kehrt dann in elegantem Bogen zurück

und fällt vor den Füßen des Schützen nieder. (Vergl. Kap. 26 in meiner Weltgeschichte des Krieges.)

Der Ertrag einer solchen Jagd konnte selbstverständlich nicht sehr groß sein; man betrieb sie, wie gesagt, auch nur noch als Sport, während man die Menge der Wasservögel, deren der ägyptische Haushalt bedurfte, in einer zwar weniger eleganten, aber ungleich einträglicheren Art erbeutete. Es geschah dies mittels eines großen Vogelnetzes, dessen Handhabung ebenso wie die Bilder der Wurfholzjagd oftmals in den Gräbern dargestellt ist.

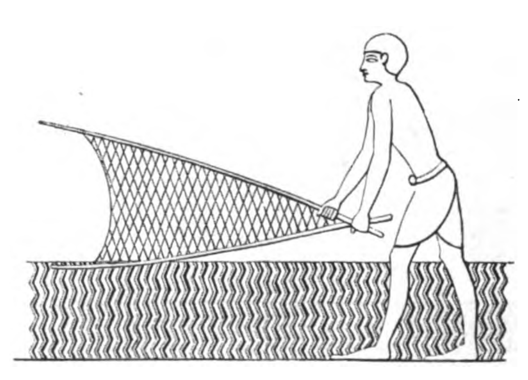


Fig. 222. Fischer mit dem Scherennetz. Nach Wilkinson.

Auf einer kleinen Wasserfläche, die von niedrigem Röhricht umgeben ist, wird das Netz (siehe Fig. 215 und 216) aufgespannt, das, nach den Darstellungen zu urteilen, oft 3—4 m lang und 1½ m breit ist. Es ist aus Strickwerk hergestellt. Wenn es geöffnet ist, werden die Seitenwände wohl zurückgeschlagen und unter Wasserpflanzen versteckt; um es zu schließen, muß man kräftig an einem Strick ziehen, der über das Netz fortläuft und hinter ihm an einem Pflock in der Erde befestigt ist. (Siehe Fig. 214 bis 217!)

Wie man die Vögel in das ausgespannte Netz lockte, ob durch Futter oder durch einen Lockvogel, weiß auch Erman nicht zu sagen, denn die Denkmäler schildern immer erst den Moment, wo das Netz zugezogen wird. Da halten 3 oder 4 Kerle, die sich zu dieser Sumpfarbeit jedes unnützen Kleidungsstückes entledigt haben, das lange Seil gefaßt und warten mit gespannter Aufmerksamkeit auf das Kommando zum Ziehen.



Fig. 223. Papua auf Neuguinea mit dem Scherennetz. Nach Photographie von Biro.

(Siehe Fig. 214.) Und jetzt hat der Meister, der sich bis dicht zum Netze geschlichen hat, durch die Büsche gesehen und gehört, daß die Vögel in die Falle gegangen sind. Er darf es seinen Leuten nicht zurufen, denn jeder Laut würde ja die Vögel verscheuchen, so giebt er denn das Zeichen. (Siehe die Gestalt Nr. 11 auf Fig. 214.) Und nun ziehen die Arbeiter aus Leibeskräften am Seile; sie ziehen, bis sie buchstäblich am Boden liegen. Ihre Mühe belohnt sich, denn im Netze wimmelt es von Vögeln und 30—40 große Wasservögel sind gefangen; die meisten sind Gänse, aber auch ein unglücklicher Pelikan hat sich hineinverirrt. Er hat wenig Aussicht, Gnade bei den Vogelfängern zu finden, der

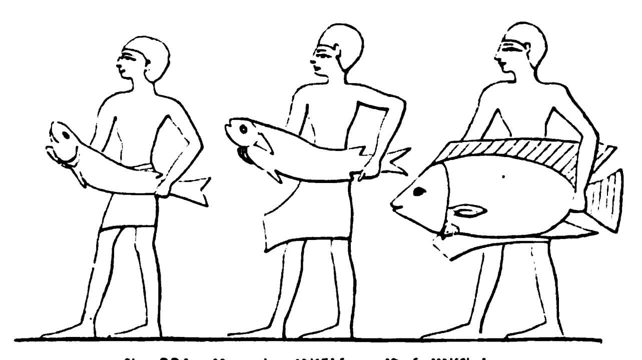


Fig. 224. Beute der Nilfischer. Nach Wilkinson.

jetzt in das Netz hineinsteigt und Vogel für Vogel an den Flügeln packt und ihn seinen Leuten hinreicht. Der eine scheint den Vögeln dann die Flügel zu knicken, die andern beiden setzen sie in große viereckige Bauer, — natürlich nicht, ohne sie mit ägyptischer Ordnungsliebe zu sortieren; „die in den Kasten?" — fragt dabei der eine den andern. (Vergl. Fig. 217.)

Die Bauer werden dann an Tragen nach Hause geschafft, wo man die fettesten Gänse mit Stolz dem Hausherrn zeigt. Auch Lotosblumen zum Schmuck des Hauses und zu Kränzen bringt man bei dieser Gelegenheit aus den Sümpfen mit. — Wie gesagt, war diese Art des Vogelfanges, für die es auf

manchen Gütern der 5. und 6. Dynastie einen besonderen Beamten, den Obervogelfänger, gab, kein bloßer Sport; sie beschaffte vielmehr für die Leute ihre Lieblingsnahrung, den Gänsebraten. Man betrieb diese Jagd offenbar mit Konsequenz, und ein Bild des neuen Reiches (Fig. 218) scheint sogar darzustellen, wie man den Überschuß des Ertrages in großen Krügen



Fig. 225. Altägyptische Nilpferdjagd. Nach Wilkinson.

einsalzt. Wer aber anstatt der prosaischen Gänse die zierlichen Zugvögel „die Vögel Arabiens", die mit Myrrhen gesalbt über Ägypten flatterten, fangen wollte, der bediente sich kleiner Schlagnetze, bei denen ein Wurm als Köter diente. (Siehe Fig. 219.)

Nicht minder populär als der Vogelfang ist in Ägypten zu allen Zeiten das Fischen gewesen; laden doch die ruhigen, fischreichen Fluten des Nils seine Anwohner zu diesem leichten

Fange ein. Die primitivste Art desselben, das Stechen der Fische (siehe Fig. 212 Nr. 8), ward wiederum wohl nur noch als Sport von den Vornehmeren betrieben. Man bediente sich dazu eines dünnen Speeres von fast 3 m Länge, an dem vorn 2 lange Spitzen mit doppelten Widerhaken angebunden waren. Wer geübt genug war, stach damit 2 Fische zugleich, einen mit jeder Spitze. Auch das Angeln galt noch als passende Belustigung der Herren, die es im Garten, am künstlichen Fischteiche vom

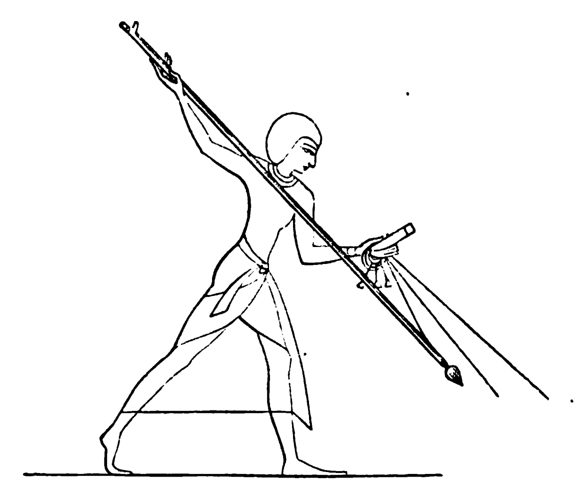


Fig. 226. Wie die Harpune gehandhabt wurde. Nach Wilkinson.

Sessel und Teppich aus betrieben. (Siehe Fig. 220.) Indes verschmähten auch die gewerbsmäßigen Fischer die Angel nicht. (Siehe Fig. 221.) In der Regel aber betrieben diese die Fischerei auf eine einträglichere Art, mit der Reuse oder mit dem großen Schleppnetz. (Siehe Fig. 213.) Dieses letztere wird ganz in der bei uns gebräuchlichen Weise durch Schwimmer an seiner oberen Kante und Gewichte an der unteren bandartig im Wasser aufgerichtet. An langen Stricken ziehen es dann 2—8 Fischer durch das Wasser aufs Trockene. (Die Verwendung eines Scherennetzes, Fig. 222, entspricht ganz genau denselben

Sitten und Geräten bei andern Völkern. (Siehe zum Vergl. Fig. 223.)

Neben den harmlosen Vögeln und Fischen hausten aber in den Sümpfen noch 2 von den Riesen der Tierwelt, deren Fang mit bedeutender Gefahr verknüpft war: Nilpferd und Krokodil. Beide betrachtete man mit scheuer Ehrfurcht, die sich in manchen Gegenden bis zu religiöser Verehrung steigerte. Insbesondere sah man in dem Nilpferd, dessen wütendes, sinnloses Toben und dessen „überaus streitsüchtiges und unruhiges Naturell“ ja bekannt genug ist, die Verkörperung alles Rohen und Wilden. Heute sind beide Tiere aus Ägypten hinausgedrängt. Früher waren sie hier eben so häufig, wie im tropischen Afrika. Die Bilder aus dem alten Reiche zeigen sie uns oft genug, das Krokodil, wie es den schwimmenden Kühen auflauert, das Nilpferd, wie es in blinder Wut das Steuerruder eines Schiffes attakiert, oder wie es gar ein Krokodil mit seinen gewaltigen

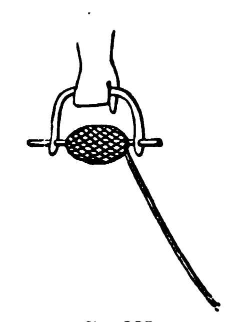


Fig. 227. Die Tauwinde der Nilpferdjäger. Nach Wilkinson.

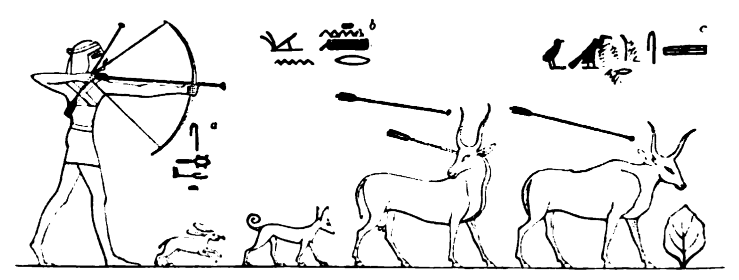


Fig. 228. Jäger mit seinem Hund auf der Ochsenjagd. Nach Wilkinson.

Zähnen packt. Während bei der Krokodilsjagd entschieden religiöse Bedenken obwalteten, lag bei der Nilpferdjagd nichts Derartiges vor, und die Vornehmen aller Zeiten lassen sie gern in ihren Gräbern darstellen; dies um so mehr, als es doch ein gefährliches Unternehmen war, auf dessen gute Durchführung man

stolz sein konnte. Man scheint die Jagd nur im Wasser vom Nachen aus gewagt zu haben; als Waffe diente eine Harpune,



Fig. 229. Jäger mit Wild und Hunden heimkehrend. Nach Wilkinson.

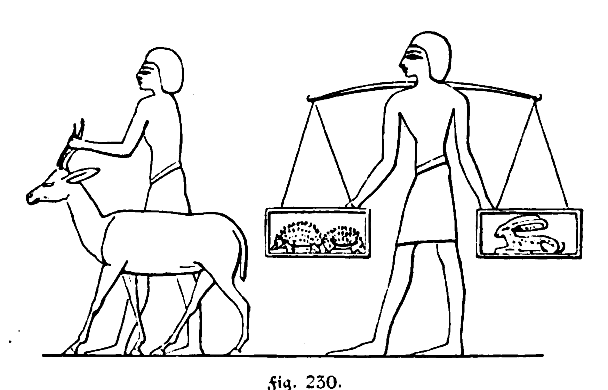
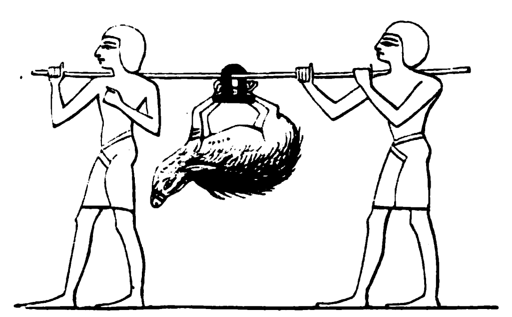


Fig. 230.
Jäger mit gefangenen Tieren: Antilope, Stachelschwein, Hase heimkehrend. Nach Wilkinson.

deren Schaft sich wohl von der Spitze loslöste, sobald dieselbe getroffen hatte. Wollte das verwundete Tier in die Tiefe gehen, so gewährte dies ihm der Jäger durch Nachlassen des Seiles

der Harpune; er entging so der Gefahr, mit seinem Rachen umgerissen zu werden. Das Nilpferd mußte ja doch bald wieder auftauchen, um Atem zu schöpfen, dann konnte er es wieder verwunden. Ganz ähnlich wie bei unserer heutigen Walfischjagd ward so das gewaltige Tier allmählich durch immer wiederholte Angriffe entkräftet, bis man ihm dann zu guterletzt eine Schlinge um den plumpen Kopf warf und es ans Ufer zog. (Siehe Fig. 225—227.) — — — — — — — — — — — —

Bekanntlich bestand aber Ägypten nicht nur aus Wassergegenden, wenn auch im Wohnen am Wasser gerade das Charakteristische und Bedeutsame im Wesen der alten ägyptischen Kultur gelegen hat. Vielmehr erstreckte sich am Rande des Kulturbodens weites Hochplateau, teils Wüste, teils Steppe, jedenfalls ein Boden für weite Jagd, wie man sie sich günstiger kaum denken kann. Nicht nur unten im Flußbecken, sondern auch hier oben in der Steppe und an den Wadis hat der alte Ägypter seine Jagd betrieben. Allerdings war diese Jagd nicht so edel und nicht so vornehm. Die Hochlandjagd hat ja ihren Hauptreiz erst seit der Kultureroberung des Pferdes. Der tatarische Kaiser ritt wohl hinaus zur Jagd, der babylonische König (siehe Fig. 232—235) desgleichen, der altägyptische dagegen nicht. Hier wurden von den Steppen verschiedene Nahrungsmittel gebracht, für die Volksernährung Ausschlag gebende Wildarten nicht. Wohl hatte man seine Freude am Einfangen und Aufziehen junger Gazellen. Die massenhaften Hetzjagden aber, die das südliche Afrika in so reichem Maße kannte, die waren in


Fig. 231. Jäger mit einem in einer Falle gefangenen Tiere heimkehrend. Nach Wilkinson.

Ägypten unbekannt. (Über die Gazellen- und Büffeljagd der alten Ägypter siehe Fig. 288ff.)

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Vergegenwärtigen wir uns das entwicklungsgeschichtliche Bild, welches mit den kurzen Umrißlinien einiger Beispiele hier aufgeführt worden ist. Wir sahen im Anfang das Volk, welches lediglich auf die Jagd angewiesen ist. Ohne die Ergebnisse der Jagd war es dem Hunger geopfert. Am Ende aber haben wir

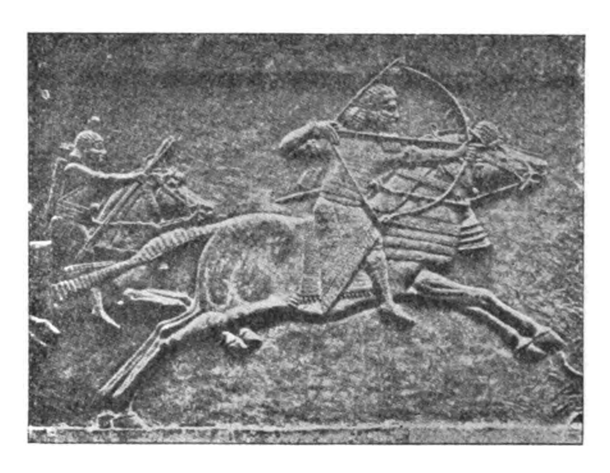


Fig. 232. König Sardanapal auf der Jagd. Babylonisches Relief nach Delitzsch.

den Staat der Ackerbauer, welcher für seine Bevölkerung im Gänsebraten nur noch einen Leckerbissen hat. Da sehen wir die ganze Entwicklung, sehen wie der Mensch selbständig ward, unabhängig von der Tierwelt, denn auf die Pflanzen hat er einen beständigen Einfluß, an ihrem langsamen Aufwachsen lernt er Genügsamkeit, Zeit messen, Zeit sparen und wägen. Vom Tiere lernt er nur wagen. Die Pflanze hat den Menschen später mehr erzogen, wie das Tier. Im Kampfe mit dem Tiere hat er aber die Kraft gewonnen, die ihm später die Herrschaft über die Pflanzen gesichert hat.

Bei dem letzten Satze muß ich verweilen. Die Jagd des Ursprunges, sowohl die Nahrungsjagd, wie der Tierkampf um des Daseins willen, hat der Mensch nicht begonnen und glücklich beendet mit körperlichem Übergewicht oder mit körperlicher Bevorzugung von der Natur Gnaden; das Tier hat der Mensch überwunden mit der Kapazität. Der Kampf mit dem Tiere ist es gewesen, der dem Menschen den Geist geschärft hat, in derselben Weise, wie einem guten Fechter infolge der Übung die Armmuskeln wachsen. Der Kampf mit der übrigen Natur war ein gleich-



Fig. 233. König Sardanapal jagt den Löwen vom Pferde aus. Nach Delitzsch.

mäßiger, der Kampf mit dem Tiere ein stets wechselnder, in den tollsten Szenen, in der größten Unregelmäßigkeit sich abspielender. Die unbesiegbaren Gesetze der großen Natur, dies Gleichmäßige einer zermalmenden Mühle, deren beide Steine Sommer und Winter wohl geeignet waren, das kleine bißchen Mensch zu Staub zu zerreiben, die hatte keine große erzieherische Gewalt. Kein Sturm, keine Feuersnot, kein Frost, haben den Menschen vom Tiere zum Menschen erweckt. Das waren vielleicht Kuren, zeitliche Förderungsmittel, das war aber keine Schule.

Denke man sich aber in die Lage hinein! Den großen, starken, geschwinden, fast überall und in jedem Punkte übermächtigen Gesellen der Schöpfung gegenüber: dem Bären, den großen Ungeheueren mit undurchdringlicher Haut, der tückischen Schlange, dem flinken Pferde rc. rc., diesen gegenüber war der Mensch fast machtlos. Die waren seine großen Lehrer. Man mache sich klar, was das heißt! — daß die großen Lehrer der Menschheit die Tiere gewesen sind!!!



Fig. 254. König Sardanapal jagt den Löwen vom Wagen aus. Nach Delitzsch.

So — und nun vergegenwärtige man sich noch einmal das Bild des Daseins in den untersten Schichten der Kultur und dann das in den obersten Lagen derselben. Dieses Verhältnis kann man nicht besser schildern, kann man nicht besser ausmalen, als wenn man, wie ich es hier versucht habe, die einzelnen Formen der Jagd neben einander stellt, mit ihrer Hilfe sich das Bild der Abhängigkeit des Menschen vom Tiere oder des Tieres vom Menschen klar zu machen.

Wo ich jetzt diese allgemeinen Züge leicht skizziert habe, da kann es nicht schwierig sein, sich ein Bild davon zu machen, was die Epoche der animalistischen Weltanschauung für den Menschen bedeutet hat. Ich habe es nun an verschiedenen Beispielen klar zu stellen versucht. Ob ich mich deutlich genug ausgesprochen habe, weiß ich immerhin noch nicht, und da mir sehr viel daran liegt, die Nachwirkungen dieser ältesten Epoche der Menschheit



Fig. 235. König Sardanapal jagt den Löwen zu Fuß. Nach Delitzsch.

meinen Lesern recht deutlich vor Augen zu führen, so wollen wir es mit noch einem Stücke wagen, so will ich in dem nächsten Kapitel der Feindschaft und Freundschaft mit dem Tiere noch verschiedene Abschnitte widmen. Hier aber möchte ich auf noch eins hinweisen, möchte nämlich in wenigen Strichen noch die Erfindungskunst dieser Zeit skizzieren. Wir wollen den Wildfallen noch einige Hinweise angedeihen lassen.

Eine Reihe der wichtigsten Fischfallen beginne ich mit einer Methode, welche die Bewohner des Ubangi und Kongo zu üben pflegen. Seitlich ihres Bootes ist ein weit hinaus reichendes Brett oder auch ein über einen Rahmen gespanntes langes



Fig. 236. Fischfang auf dem Ubangi mit dem Brett. Nach Skizze.

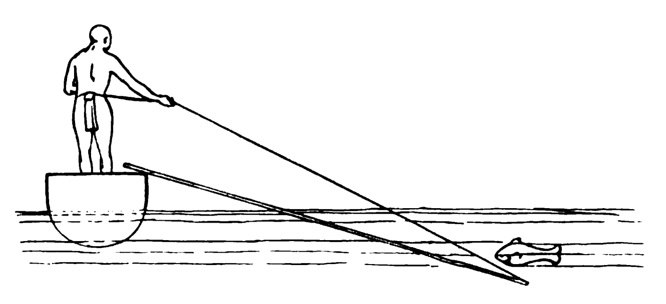


Fig. 237. Fischfang auf dem Ubangi. Der Fisch kommt auf das Brett.

Flechtwerk angebracht. Während des Fahrens lassen die Fischer die äußere Kante des Brettes durch das Wasser schleifen. (Siehe Fig. 236.) Sobald sie aber merken, daß sich ein Fisch dem Boote nähert und sich über dem Brette befindet (siehe Fig. 237), ziehen sie allsogleich das Brett in die Höhe und nun rutscht das Fischlein ganz gemütlich in das Boot. (Siehe Fig. 238.)

Eine ganz ähnliche Art zu fischen hatten übrigens die alten Chinesen. Nach einer alten Kupfertafel ist die Fig. 239 gezeichnet. Die Erläuterung zu derselben lautet: „Auf eine besondere Art, Fische zu fangen, haben sie schmale Boote, an deren jede Seite sie von einem Ende zum andern ein zwei Fuß breites Brett nageln. Dieses Brett ist mit sehr weißem, glänzendem Firnis nach japanischer Art überzogen und senkt sich schief ganz gelinde, bis es fast das Wasser berührt. Sie brauchen es bei Nachtzeit und wenden es gegen den Mond, damit dessen zurückprallende Strahlen seinen Glanz vermehren. Die Fische ver-

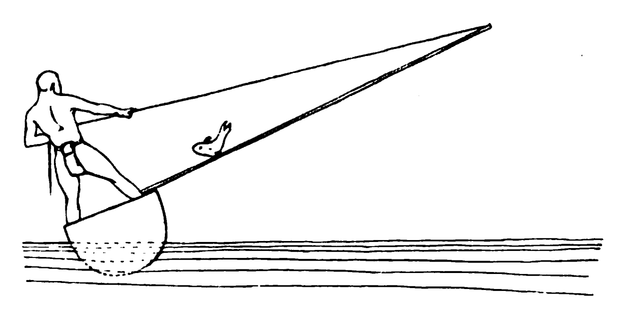


Fig. 238.
Fischfang auf dem Ubangi mit dem Brett. Der Fisch wird in das Boot geholt. Nach Skizze.

kennen es also, indem sie spielen und sehen es für Wasser an, daß sie oft nach demselben zuspringen und auf dasselbe oder in das Boot hineinfallen."

Einer weiteren Verbreitung als derart wunderliche Fischmethoden, erfreuen sich die Reusen. Bekanntlich stellen sie in ihrer Vollendung einen Korb dar, in welchen durch die kleine Öffnung sehr leicht hineinzukommen, aber ebenso schwer wieder herauszukommen ist, da die trichterförmige Gestaltung dem Fische, der natürlich an der Außenseite die Öffnung sucht, die Thatsache verheimlicht wird, daß der Ausgang in der Mitte zu suchen sei. Älter als die Fischreuse ist das Fischwehr, welches viele Naturvölker der Breite nach durch ganze Ströme gezogen haben. Eine

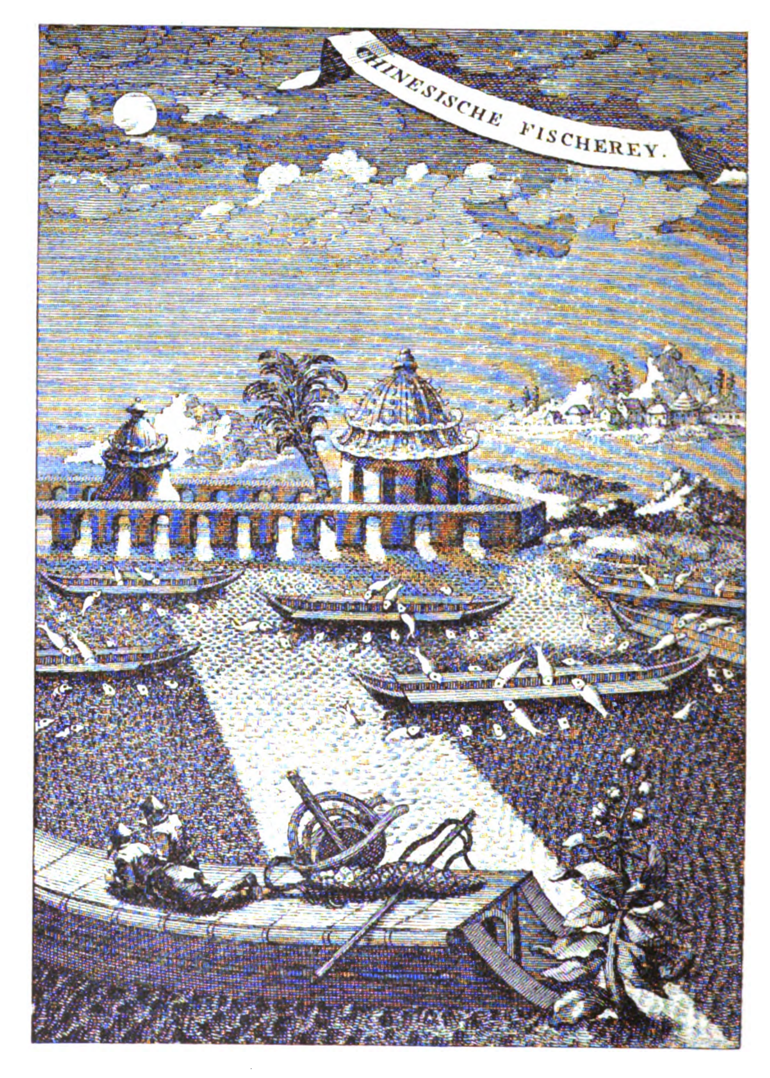


Fig. 239.
Fischfang der alten Chinesen. Siehe die vorhergehenden Abbildungen. Nach altem Kupfer.

Verbindung von Fischwehr und Fischreuse ist auf Fig. 242 dargestellt. Durch das Wehr wird dem Fisch fast das ganze Flußbett versperrt. Nur einige wenige Ausgänge sind gelassen und die — führen direkt in die Reuse.

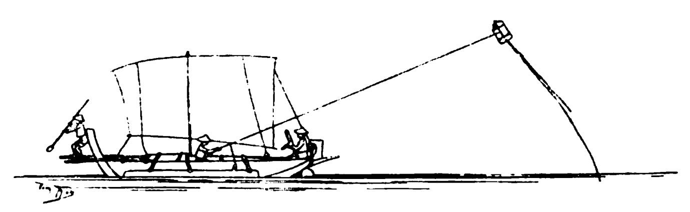


Fig. 240. Fischfang mit dem Drachen. Bandameer. Nach Jacobsen.

Diesen einfachen Vorrichtungen vermögen wir wahrscheinlich die rechte Bewunderung nicht zu widmen. Interessanter wird der Gegenstand erst, wenn wir die automatischen Fanggeräte betrachten. Die einfachste antomatische Fischfalle hat der Battak auf Sumatra. Ein langer Bambusstab als Angelrute ist in das Ufer gesteckt. Aber der Köder schwimmt nicht frei herum, die Angelschnur flattert nicht frei im Winde und Wasser, sondern sie ist durch ein Stöckchen im Flußbette an den Boden festgehalten. Von diesem festgehaltenen Teile ab schwimmt allerdings der kurze Rest der Angelschnur mit dem Köder im Wasser hin und her. Nun kommt der Fisch. Er verschluckt den Köder und will schnell von dannen eilen. Indem er aber nun die Schnur mit sich nimmt, zieht er den befestigten Teil derselben von dem Stäbchen auf dem Boden des Strombettes weg, wodurch die lange gebogene Bambusstange mit einem Male veranlaßt wird,

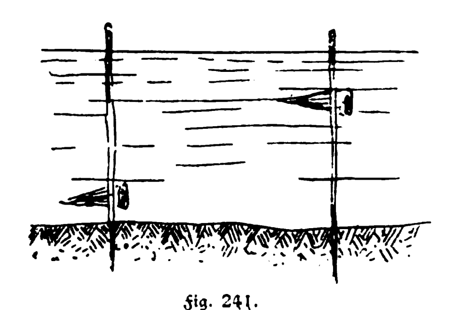


Fig. 241. Fischfang mit einfachen Reusen im Lukenje. Nach Skizze.

die befreite Angelschnur, Köder und Fischlein in die Luft zu schnellen (siehe Fig. 246).

Eine verwandte Erscheinung, nämlich die gebogene Rute, diesmal angewandt auf die Reuse, sehen wir in Fig. 243 und 244

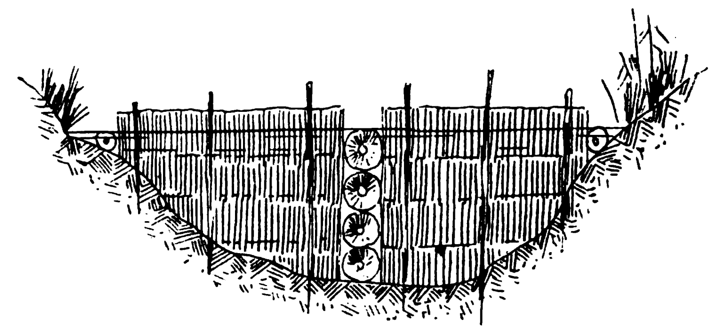


Fig. 242. Fischwehr und Reuse im Lukenje. Nach Skizze.

dargestellt. Ganz locker ist innen der Köder durch ein Querstäbchen an dem oberen Geflecht der Reuse von innen festgehakt. Der Köder hält vermittelst dieses Querstäbchens die gekrümmte Stange nieder, deren äußerste Spitze den Deckel der Reuse in dem Momente vor die Reuse selbst zieht, wenn die Krümmung durch das Querhölzchen freigegeben ist. Das thut nun der Fisch selbst. Wenn er wie auf Fig. 247 auf die Reuse zu und in dieselbe hineingeschlüpft ist, wenn er sich dann, freudig überrascht durch die Lockspeise, dem Köder nähert, den Köder hinterschnappt und durch eine leise

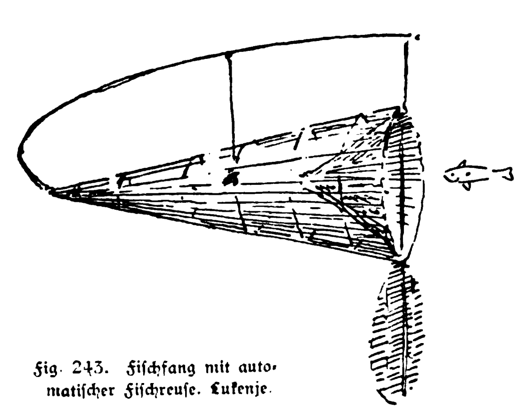


Fig. 243. Fischfang mit automatischer Fischreuse. Lukenje.

Bewegung das Querhölzchen aus dem Flechtwerk des Korbes gelöst hat, dann schnellt der gekrümmte Stab in die Höhe. Fischlein hat wohl seinen Köder, aber der Deckel der Reuse ist geschlossen (Fig. 244).

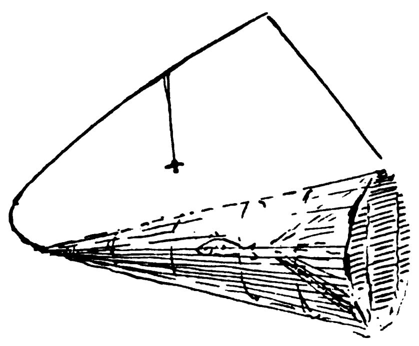


Fig. 244. Fischfang mit automatischer Fischreuse. Die Reuse ist geschlossen. Lukenje. Nach Skizze.

Diese natürliche Erfindungskunst hat aber noch weit einfachere und in ihrer Art geradezu großartige kleine automatische Fischfallen erfunden. Da ist z. B. Fig. 245, eine Holzschale, welche anscheinend ganz harmlos auf dem Kongo dahintreibt. Auch das ist eine listige Fischfalle, welche dem Fischer weiter keine Arbeit bereitet, als daß er etwa dann und wann nachsieht, daß sie sich nicht allzu weit entferne oder ob sie sich umgekehrt hat. In der Umkehrung liegt bei dieser Holzschale der Witz. Und das kommt so: Über die Schale hin ist fest und stramm eine Schnur gespannt. In der Mitte ist an dieselbe eine leichte

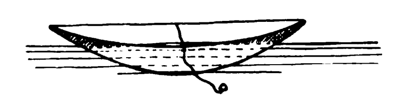


Fig. 245.
Automatische Fischfalle. Kongo. Zum Fange bereit. Nach Skizze.

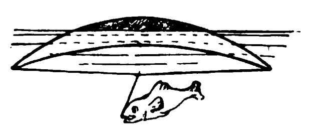


Fig. 246.
Automatische Fischfalle. Kongo. Nach dem Fang. Nach Skizze.

Schnur gebunden, welche über den Rand der Schale hinaus im freien Wasser tänzelt und an ihrem Ende den Fischen einen Köder offeriert. Der Fisch kommt, er schnappt den Köder auf, schluckt ihn hinter. Er will in die Tiefe schießen. Der Ruck hat zur Folge, daß die Schale sich umkehrt. Sie bleibt aber

als Schwimmer, nunmehr mit dem Boden aus dem Wasser ragend, ein Merkmal, wo der Fisch sich aufhält. Der Fisch ist gefangen (siehe Fig. 246).

In ähnlicher Weise hat der Mensch Fallen ersonnen, welche den Landtieren gelten. Auch hier ergeben sich einfache Methoden ganz von selbst. Die einfache Schlinge, welche sich zuzieht und welche bei uns noch beim Krametsvogelfang angewendet wird, ist sehr verbreitet. Es ist auch eine automatische Falle. Vor der Besprechung einiger weiterer selbstthätiger Tierfallen möchte

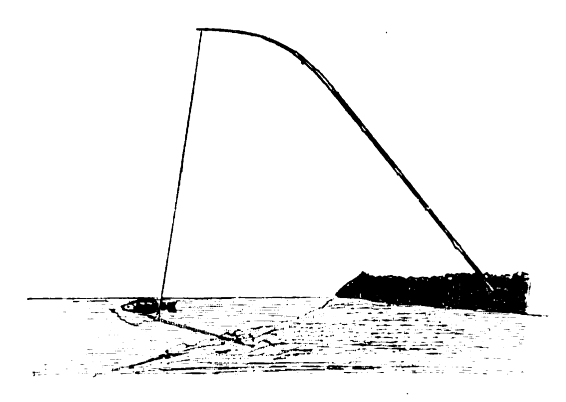


Fig. 247. Automatische Fischfalle der Battak. Nach Brenner.

ich aber noch auf einige sehr nahe liegende und uns nicht bekannte Fangvorrichtungen hinweisen.

Eine sehr einträgliche Netzjagd, mittels welcher man wilden Enten nachstellt, ist nach Netto eine japanische Erfindung der Neuzeit. Von einem mit Buschwerk und Bambus umgebenen See (siehe Fig. 249a) laufen verschiedene Gräben (b) aus, die in ihrer Richtung gebrochen sind, so daß man vom See aus nicht wahrnehmen kann, was am Ende der Gräben vorgeht. Das letzte Stück des Grabens ist mit einem erhöhten Damm versehen, um den neben dem Graben aufgestellten Jäger bis zum letzten Moment den Blicken der Enten im Graben zu verbergen. Am

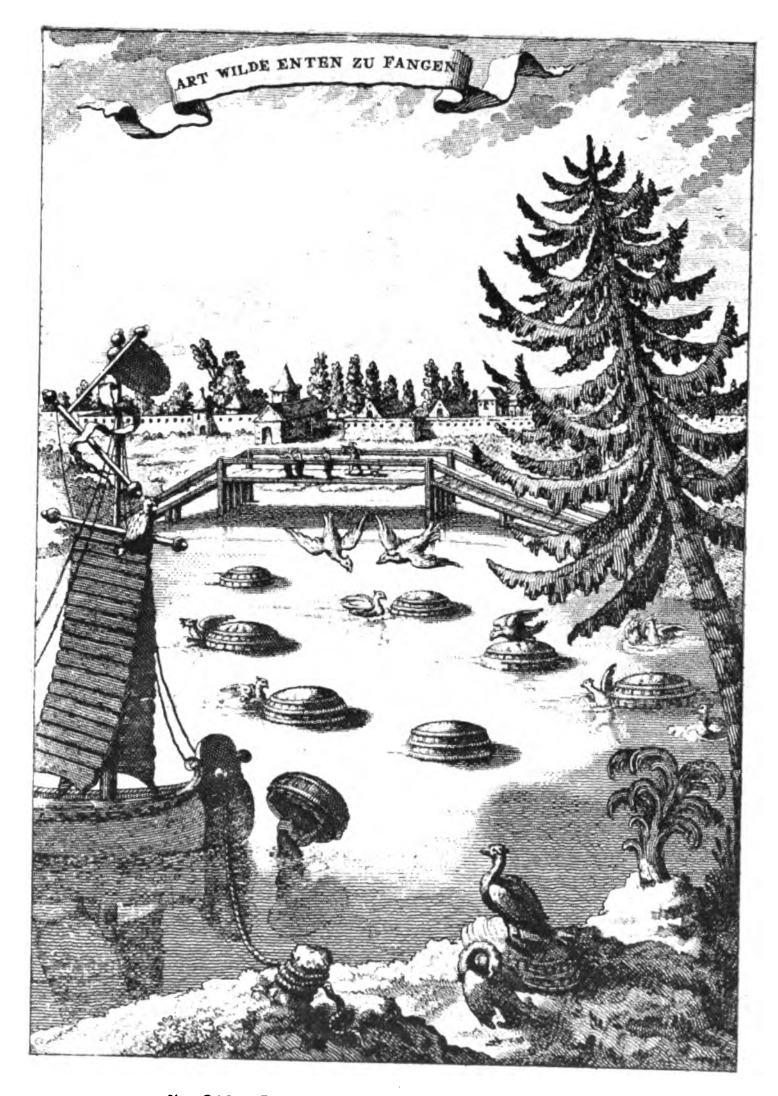


Fig. 248. Chinesen, Vögel fangend. Nach altem Kupfer.

Kopfpunkt des Grabens befindet sich ein Verschlag mit einer feinen Beobachtungsöffnung, und eine ähnliche Einrichtung ist an einem Punkte des Seeufers getroffen, von dem aus man die ganze Wasserfläche beobachten kann, um zu sehen, ob überhaupt



Fig. 249a. Japanisches Entenfangen mit dem Netz. Nach Netto.

Enten auf dem See sind. Ist dies der Fall, so streut man etwas Weizen in die Gräben nahe dem Kopfpunkte (c). Einige zahme Enten, die den See bevölkern, kommen sehr bald heran, um das Futter zu vertilgen und die wilden folgen ihnen langsam nach, wie man durch das Guckloch beobachten kann. Jetzt stellen sich die Jäger mit ihren an Bambusstangen befestigten Netzen zu zweit oder dritt an jeder Seite der Gräben hinter dem Damm auf — die Netze natürlich so haltend, daß sie den Enten verborgen bleiben —, und einer, der am nächsten dem See steht, taucht dann plötzlich sein Netz ins Wasser des Grabens. Die Enten steigen infolgedessen auf und zwar in der Richtung vom See weg und werden nun leicht mit den Netzen aus der Luft geholt (siehe Fig. 249b).

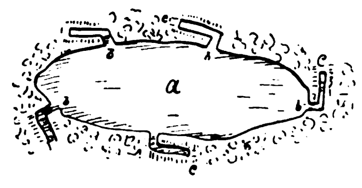


Fig. 219b.
Zu voriger Illustration gehörige Kartenskizze.

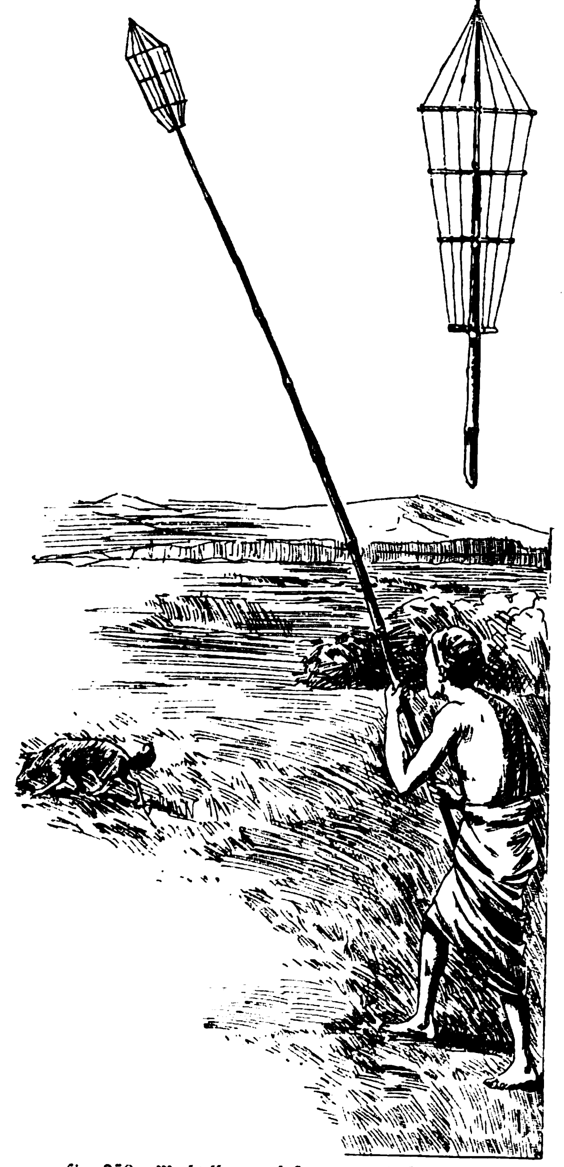


Fig 250. Wachtelfang auf Sumatra. Nach Brenner.

Die ganze Affaire geht so geräuschlos vor sich, daß die schnatternde Gesellschaft auf dem See gar nicht merkt, was sich wenige Schritte von ihr entfernt abspielt. — Für den Fall, daß eine Ente entrinnt, soll eigentlich ein Jagdfalke in Bereitschaft gehalten werden, um sie zu fassen, doch ist dies insofern bedenklich, als leicht der ganze Flug vom See vertrieben wird, wenn er

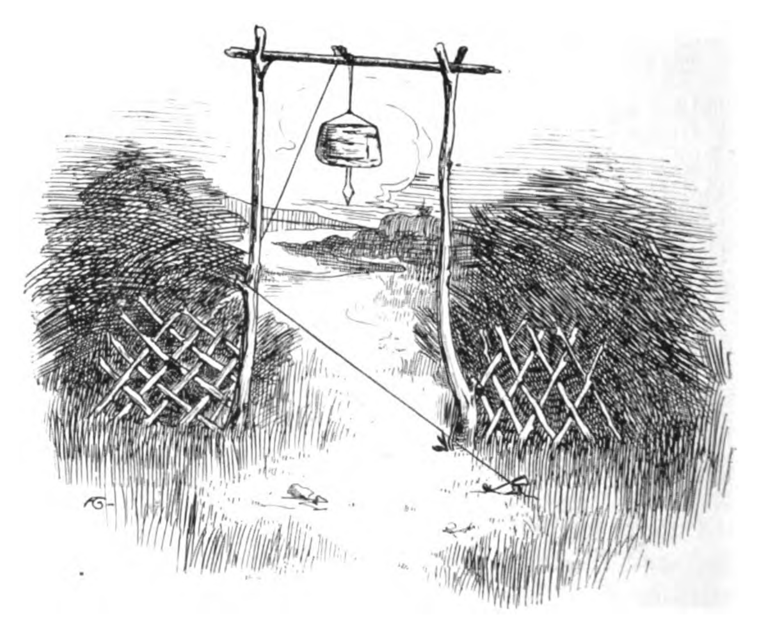


Fig. 251. Innerafrikanischer Elefantenfallblock. Nach Skizze.

den Falken bemerkt. Eine Telegraphenleitung, die von den einzelnen Grabenenden nach einer Jagdhütte führt, um die dort harrenden Luftschiffer zu alarmieren, sobald Enten im Graben sind, erleichtert das Verfahren. — Man sieht, wir stehen auf ganz modernem Boden. Aber die Thatsache, daß auch auf Sumatra in ähnlicher Weise die von Hunden aufgejagten Wachteln mit käfigartigen Netzen an langen Bambusstangen niedergeschlagen werden, beweist uns, daß das Prinzip dieser

Jagdform nicht so ganz neu ist, wie Netto es denken mag (siehe Fig. 250).

Von automatischen Jagdwaffen will ich hier zwei erwähnen: den Fallblock und den Selbstschuß. Eine andere Sorte von

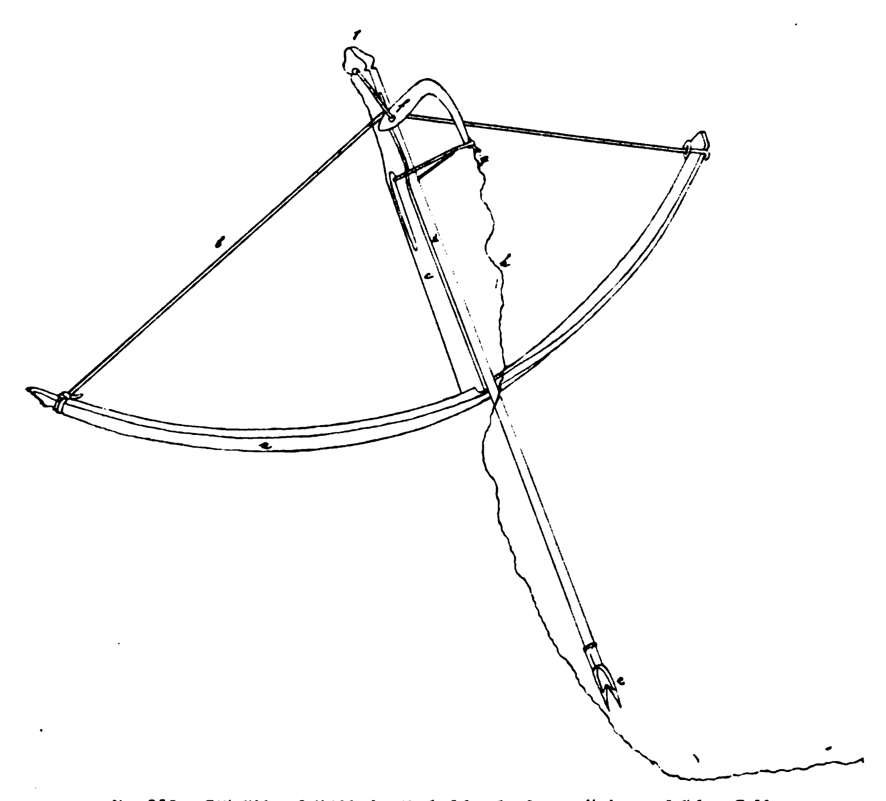


Fig. 252. Giljakischer Selbstschuß. Nach Schrenk. In ca. 1/10 der natürlichen Größe.

Jagdfallen, welche durch ein Brett repräsentiert werden, das im erwünschten Augenblicke von dem beutegierigen Tier beim Sprunge auf den Köder gelöst wird und den Räuber erschlägt, werden wohl die meisten meiner Leser kennen. Findet es bei uns doch als Ratten- und Mausefalle eine weite Verbreitung.

Einer großen Beliebtheit erfreut sich in Afrika der Fallblock. Er findet besonders bei der Jagd auf Elefanten, Nilpferde und andere Urwalddickhäuter Anwendung. Die Anlage ist eine sehr einfache. Der Pfad, auf welchem die Tiere zur Tränke zu gehen pflegen, wird nach Möglichkeit abgesperrt, so daß nur der notwendigste Raum für das Passieren des Wildes bleibt. Quer über diese Thüröffnung (siehe Fig. 251) wird eine Schnur gelegt, welche den Weg versperrt und welche der abendliche Gast wegzuräumen genötigt ist, wenn er diesen Weg weiter

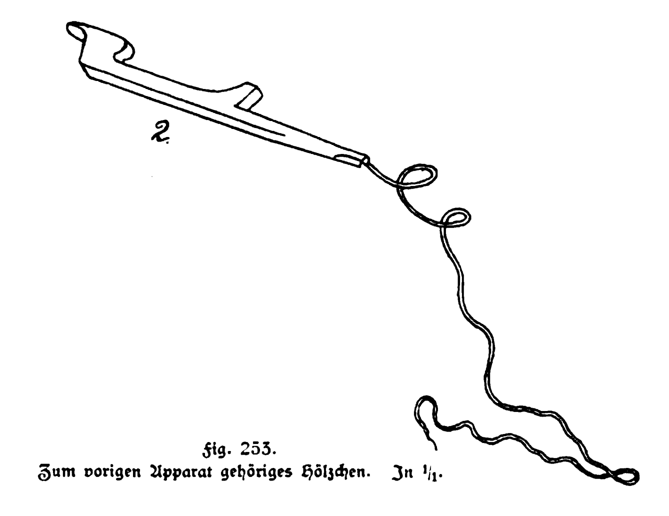


Fig. 253.
Zum vorigen Apparat gehöriges Hölzchen. In $^1/_1$.

verfolgen will. Damit ist ihm aber auch das Ende bereitet. Der Strick läuft nämlich nicht nur über den Weg, sondern auch über einen Querbalken, welcher die Thüröffnung nach oben begrenzt. Während das untere Ende leicht im Boden befestigt ist, ist das obere Ende über den Querbalken der Thür geworfen, und hält dasselbe an seinem Ende einen Block, der auf diese Weise wie ein Damoklesschwert über jedem hängt, der die Thüre passieren will. Schiebt nun der Elefant oder das Nilpferd den Strick fort, so löst sich das Ende am Boden; der Fallblock, welcher nach unten in eine Lanzenspitze endet, wird dadurch

frei und saust mit furchtbarer Wucht dem Tiere in Kopf oder Rücken.

Den Selbstschuß, welcher im nördlichen Asien eine besonders ausgeprägte Rolle spielt, möchte ich an dem Beispiele der Giljaken vorführen. Es ist dies ein Bogen, der beim geringsten Anstoß von selbst einen Pfeil entsendet und folgende Beschaffenheit hat: Ein einfacher, hölzerner Bogen, wie bei der gleich zu besprechenden Klemmfalle (siehe Fig. 255), ist in seiner Mitte an ein Querholz (Fig. 252c) befestigt, auf welchen der abzusendende Pfeil (d) zu liegen kommt. Vermittelst einer im oberen Teil desselben angebrachten Ringschnur und eines ebenfalls an demselben befestigten, rechtwinklig gebogenen, aus einem Aststück geschnittenen Stöckchens (f) wird der Bogen gespannt und durch das letztere zugleich das obere Ende des vor der gespannten Sehne liegenden Pfeiles so stark gegen seine Unterlage angedrückt, daß er auch bei geneigter Stellung des ganzen Apparates nicht von derselben abgleiten kann. Endlich wird, wenn der Bogen gespannt ist, am oberen Ende des Spannstöckchens zwischen dasselbe und die Ringschnur ein kleines, mit einer langen und möglichst feinen Schnur versehenes Hölzchen (auf Fig. 252g und 253) mit seinem oberen, flach zugespitzten und geglätteten Ende eingeschoben. Es genügt nun ein kleiner Ruck an der Schnur dieses Hölzchens, um es abspringen zu lassen, worauf auch die Ringschnur vom Spannstöckchen abgleitet und infolgedessen der Pfeil abgeschossen wird.

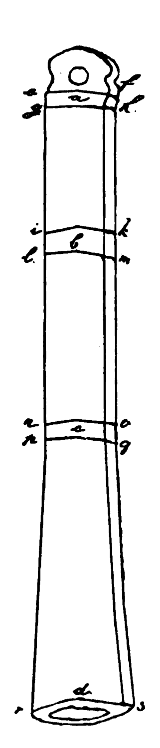


Fig. 254. Zum vorigen Apparat gehöriger Zielstock 1/3.

Der Bogenselbstschuß wird auf einem Baumstamme oder auf einem eigens zu diesem Zwecke in den Schnee gesteckten Pfahl in einer mehr oder minder geneigten Lage aufgestellt und die oben erwähnte dünne Schnur in gespanntem Zustande quer über

die Stelle, wo sich eine Tierfährte befindet oder wo man erwarten darf, daß ein Tier des Weges daherkommen wird, gezogen. Die Hauptsache ist dabei, ihm die richtige Neigung zu geben, damit der Pfeil nicht über das Tier weg oder vor oder unter demselben in den Boden schieße. Die Neigung ist natür-

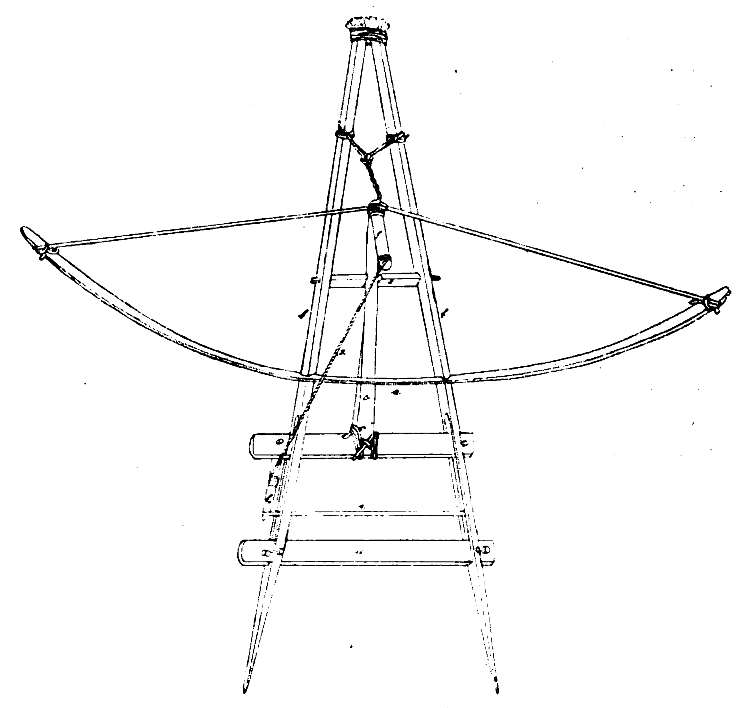


Fig. 255. Klemmfalle der Giljaken. In ca. 1/8.

lich verschieden, je nachdem, von welcher Art das erwartete Tier ist und je nach der Entfernung, in welcher der Selbstschuß von seinem mutmaßlichen Wege aufgestellt wird. Für eine jede Tierart muß daher beim Aufstellen des Selbstschusses und Richten des Pfeiles besonders gezielt werden, und dazu dient den Giljaken ein durch die Erfahrung richtig erkannter Zielstock (Fig. 254).

Dieser Stock wird beim Aufstellen des Selbstschusses auf den Punkt gestellt, wo das Tier erlegt werden soll, und der Pfeil, je nach der erwarteten Tierart, gegen einen auf demselben markierten Querstreifen gerichtet. Für Füchse auf die Höhe a, also zwischen e-f und g-h; für Hasen auf b, zwischen i-k und l-m; für Zobel auf c, zwischen n-o und p-q.

Die vordem erwähnte, in Fig. 255 abgebildete Klemmfalle der Giljaken hat folgende Beschaffenheit: Ein einfacher hölzerner Bogen (a) ist in entsprechende seitliche Einschnitte zweier gabelförmig zusammengestellter, oben miteinander verbundener Stäbe (b) gesetzt. Diese sind oberhalb des in einiger Entfernung von ihren unteren zugespitzten Enden sie verbindenden Querbrettchens (d) mit länglichen Ausschnitten versehen, in welchem der untere, aus einem eben solchen Querbrettchen bestehende Pfeil des oben mit der Bogensehne in Verbindung stehenden Holzstückes (c) steckt und sich je nach der Spannung des Bogens auf und ab bewegen läßt. Dieses Holzstück (c) wird von den Giljaken merkwürdigerweise nur Ku, d. h. Pfeil, genannt. Ein kleineres, an die Seitenstäbe wie an die Bogensehne befestigtes Stöckchen (f) dient dazu, den Bogen zu spannen, und ein anderes (h), das mit f durch das Schnürchen g verbunden ist, hat den Zweck, ihn im gespannten Zustande zu erhalten, was jedoch nur so lange möglich ist, als es sich selbst mit seinem unteren Ende an ein dünnes, in die Ausschnitte der Seitenstäbchen zwischen c und d gelegtes Stöckchen (i) stützt. Der geringste Druck auf i genügt, das Stöckchen h abspringen zu lassen, worauf die gespannte Bogensehne losschnellt und c nach d zu herunter schießt, alles dazwischen Befindliche einklemmend. Wir sehen also, daß c seinen Namen „Pfeil" nicht ganz umsonst verdient, wenn es auch richtig ist, daß dieser Pfeil nicht tötet, überhaupt keine Spitze hat, sondern nur die Eigenschaft besitzt, das Tier festzuklemmen. Um dieses Instrument aufzustellen, machen die Giljaken zuvor in einem Baumstamm unmittelbar über dem Schnee eine Höhlung, in welche sie etwas Jukola oder Seehundsspeck als Köder legen, und stecken darauf die Falle so vor der-

selben in den Schnee, daß das Tier nicht anders als über das Tritthölzchen i zum Köder gelangen kann und somit unfehlbar geklemmt werden muß.

Eine ähnliche Otterfalle der Aino bringe ich in Fig. 256 (auseinandergelegt) und 257 (aufgestellt) zur Darstellung. Ich überlasse es den Lesern, sich die Verwendung derselben an der Hand der vorhergehenden Beschreibung klar zu machen.

Die hier vorgetragenen Aufzählungen kommen vielleicht manchem meiner verehrten Leser wenig interessant und etwas

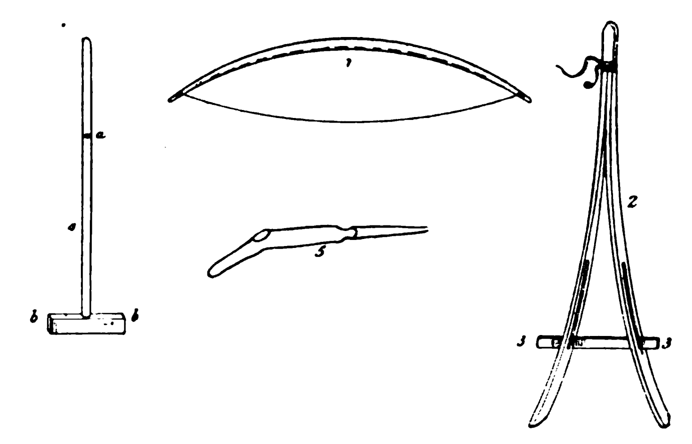


Fig. 256. Eine Otterfalle der Aino. In Teile gelegt. Nach Batchelor.

langweilig vor. Sachte, sachte! Ich stelle es jedem anheim, hinaus zu gehen ins Freie oder sich einzuschließen in seine Studierstube. Ich garantiere, daß es leichter ist, eine philosophische Abhandlung über gute und schlechte Eigenschaften, über Geschichte, Litteratur, Mathematik zu schreiben, als eine solche Jagdfalle zu erfinden. Es sind gerade diese verschiedenartigen Instrumente, mit denen der Mensch sich zum Herrscher und Bändiger der Tierwelt gemacht hat, mit die größten Leistungen der Menschheit überhaupt. Und wenn es auch wahr ist, daß jenen ständig die Erfahrung zur Seite stand, — nachmachen können wir es ihnen

ja doch nicht, und jene ersten Schritte der Menschheit waren die schwersten, — just wie beim Kinde.

Und noch eins! Die Fallen sind nicht alle so im Nichts verschwunden. Noch heute ist eines dieser Instrumente gleichzeitig eine der verbreitetsten Waffen der Naturvölker. Ich meine den Bogen. Der Bogen ist eine solche Jagdwaffe einst gewesen.

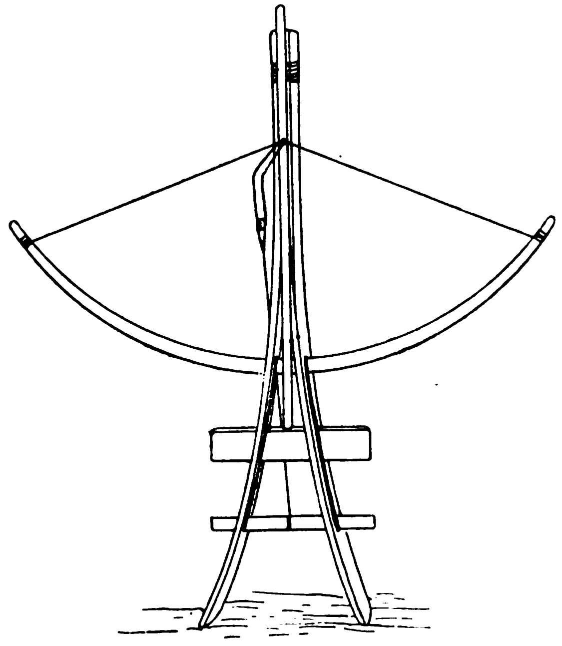


Fig. 257. Eine Otterfalle der Aino. Aufgestellt. Nach Batchelor.

Ob der Bogen ehemals als Waffe des Menschen oder ob er als automatische, selbstthätige Tierfalle entstanden ist, das ist schwer zu entscheiden. Ich glaube allerdings das letztere. Ist dies aber der Fall, dann haben die automatischen Jagdfallen eine hochbedeutende Rolle in der Waffengeschichte der Menschheit gespielt. (Siehe Kap. 26 meiner Weltgeschichte des Krieges.)

Kapitel VI.

Tier und Mensch; die beiden Gegensätze.

Im Laufe alles Vorhergehenden habe ich mich bemüht, die Bedeutung des Tierlebens auch für die reifere Menschheit meinen Lesern verständlich zu machen. Ich habe dabei das Verfahren eingeschlagen, welches vielleicht eine höhere Anforderung stellt, dafür aber auch mehr zu bieten vermag Ich habe mich bemüht, Übergänge zu zeigen. Gegensätze zu malen ist einfacher, aber es entspricht etwas Derartiges nicht mehr den Tendenzen und dem Können unserer Wissenschaft. Es kommt ja allerdings noch vor, daß der eine oder andere Reisende glaubt, die Wissenschaft erschöpfend zu behandeln, indem er mehr in geschwollenen Redensarten und hochtrabenden Stichworten manipuliert, als wirkliche Erkentnisse zeitigt. Diese große Klasse der Halbgelehrtenwelt spielt aber für die Anschauung der Wissenschaft keine Rolle mehr. Für uns ist es schon klar, daß man es überhaupt vergessen wird, Völker isoliert und einzeln zu betrachten. Es wird die Zeit kommen, da man die Menschheit nur als vollendetes Ganze und jedes Volk höchstens als ein Glied des Ganzen betrachten wird. Alle jenen harmlosen Spielereien — wie sie heute ja noch ziemlich zahlreich vorkommen —, die schönen Redensarten von lokalen und zeitlich bedingten Erfindungen, von zeitlicher Begrenzung des Völkerlebens in Naturvölkertum und Kulturvölkertum und ähnliches mehr, — alle diese Spielereien werden von der Tagesordnung verschwinden. Die Zeit ist nicht mehr

fern, daß die Welt über alle unsere wunderlich kleinliche Anschauung in diesem Sinne lächeln wird. Es ist höchstens noch eine Generation vonnöten.

Den Übergang von dem Niederen in das Höhere so verfolgen zu können, ist eine erhebende Sache. Der Kulturmensch steht nicht mehr ähnlich dem deus ex machina da. Er ist eingereiht in das Gesamtbild der Entwicklung. Er steht vor uns — ich meine gerade in diesem Buche — als der Herrscher, der Sieger über die Tierwelt. Dieser Herrscher aber ist hervorgegangen aus seinesgleichen. Er ist in diesem Sinne — und man mag ihn sehr oft so mit Recht bezeichnen — ein Parvenü.

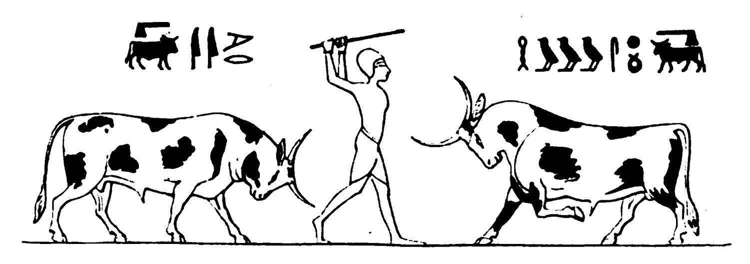


Fig. 258. Stierkampf bei den alten Ägyptern. Nach Wilkinson.

Bekanntlich zeichnet sich der Parvenü dadurch aus, daß er sich seiner Herkunft schämt und sie mit allerhand schönen Titeln zu übertünchen und in Vergessenheit zu bringen sucht. Die große Anzahl der Menschen, die heutzutage noch mit Händen und Beinen strampeln, nach rechts und links ausschlagen, „mordio" und „wehe" schreien, wenn man das berühmte Kapitel aus der Deszendentallehre erwähnt, das sind alles die Vertreter des menschlichen „Parvenütums".

Diese Leute gehen uns nichts an. Wir gehören zu denen, die in der Leistung der Vollendung, in der Schaffung eines vollendeten Zustandes, in der Schöpfung selbst mehr erblicken als in dem Abstammen vom Vollendeten, im Erbe des Reichtums, des Reichtums an geistiger oder materieller Kultur.

Der Mensch hat sich durchgerungen. Wie schwer dies Durchringen ward, das haben wir vielleicht gerade in diesem Bande sehr deutlich wahrnehmen können, denn der Mensch trägt in seiner Kultur bis heute noch die letzten Spuren dieses Ringens, trägt die letzten Klammern seiner vom Tiere abstammenden, zum Tiere immer wieder hinziehenden Existenz auch heute noch fort. Wollt ihr solche Klammer sehen, die Mensch und Tier noch bis in die höchsten Formen des Daseins hinein verbinden und zusammenhalten? Gleich, Herr, gleich! Wir werden sofort nach Madrid gehen, werden Zeugnis ablegen. Man braucht deswegen nicht zu weinen, weil der Mensch so lange, so schauerlich lange braucht, das eigentlich Bestialische abzulegen. Man muß sich trösten, — man darf sich vielleicht sogar freuen. Wenigstens eine kleine wissenschaftliche Freude ist es für uns, die letzten Reste eines Urzustandes, die letzten Spuren und Symptome der ungebundensten und tollsten Flegeljahre noch derart in der reiferen Menschheit wahrnehmen zu können.

Ich bin jetzt auch bei den Gegensätzen angelangt. Nur will ich die beiden Gegensätze der Entwicklung in der wahrhaft reiferen Menschheit nachweisen. Die beiden Gegensätze haben schon existiert, als der Mensch noch Tier war. Die beiden Gegensätze werden lebendig bleiben, so lange der Mensch über diese Erde wandert. Keine Religion, kein Staatsbefehl, kein Gebot von Gottes und der Menschen Gnaden kann des Menschen Werdegang derart beeinflussen, daß die Spuren seiner Herkunft verschwänden. Wir stehen vor ehernen Gesetzen des Daseins. Nicht der einzelne Mensch, nein, die ganze Menschheit und Kultur wird immer und ewig wieder zeigen, wes Ursprunges sie ist. Und wenn alle Tiere von der Erde verschwunden sind, wenn meinethalben auch nicht eine einzige Maus mehr da ist, die man in einen Zirkus sperren könnte, auch keine Fliege mehr, der man die Flügel ausreißen könnte, der Kampf des Menschen mit den Tieren um die Oberherrschaft wird doch noch weiter klingen, wird weiter und ferner fortwirken in der Sage, im Märchen, in der Dichtung. Und wenn man nirgends mehr mit einer Bestie

oder mit einem Insekt zu kämpfen vermag, wird man im Liede wenigstens den letzten Vernichtungstriumph, den letzten Jubelschrei ausstoßen, — denn der Mensch war Tier und hat sich in einem so wahnwitzigen Kampfe zur Herrschaft durchgerungen, daß die Menschheit bis zu ihrem Ende das Geschrei, die Wut und die Notschreie aus diesem fürchterlichen Existenzringen, aus diesem Ringen um die Herrschaft hören wird.

Es sind die Gegensätze der reiferen Menschheit. Auf der einen Seite das Gefühl des Triumphes des Herrschers und auf der anderen Seite eine freundliche, — sehr, sehr stille Erinnerung an einstige Genossenschaft. Diese Freundschaft, diese Genossenschaft wird just so wie die Feindschaft bis ans Ende der

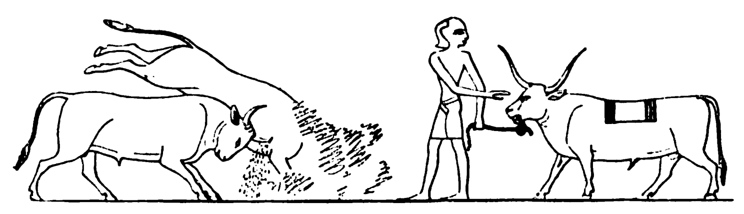


Fig. 259. Stierkampf bei den alten Ägyptern. Nach Wilkinson.

Menschheit nachklingen. Die Erinnerung an das Schwarze, an das Grausige der Vergangenheit würde sogar, wenn es nicht ausgeschlossen wäre, daß sie überhaupt ausstürbe, vor der Erinnerung an die Freundschaft verschwinden. So werden die beiden Gedanken aber stets und immerdar nebeneinander lebendig bleiben.

Die Erinnerung an einstige Zeiten der Genossenschaft, der Gleichartigkeit, die habe ich in den ersten Kapiteln dieses Buches zu würdigen gesucht. Der Mensch wird den Reineke Fuchs nicht vergessen. Er wird ihn ebenso treu im Herzen behalten, wie er alle anderen Kulturgüter der Vergangenheit hochzuschätzen gerade als das Menschenwürdige erkannt hat. Es ist eine wunderliche Überhebung, wenn heute die Menschen einer höheren Kultur immer noch lächelnd auf die Genossen der niederen Kultur herabblicken. Es spricht hieraus immer ein Mangel an

ethischem Feingefühl. Solchen Menschen fehlt stets irgend ein Stück von dem weiten, riesengroßen Begriff der Religion. Fasse mir die Religion auf als eine große Kirche, dann wirst du nicht anders können, als das Portal dir im animalistischen Kleide vorzustellen. Hänge ich diesem Gedanken nach, so bleibt mir das Ideal einer jeden Kirchenthür das romanische Portal, jenes Portal, welches die Evangelisten in Tiergestalt zur Schau trägt. Überhaupt der Heilige, der auf dem Tiere steht, welches ihn repräsentirt, der paßt an diese Stelle.

Man braucht darum nicht von der Religion auszugehen, um die animalistische Weltanschauungsepoche zu verstehen. Die

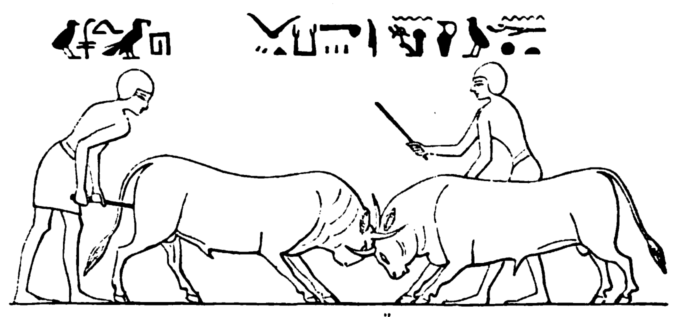


Fig. 260. Stierkampf bei den alten Ägyptern. Nach Wilkinson.

absolute Gleichheit, soll heißen Gleichschätzung von Tier und Mensch hat sich naturgemäß auf religiösem Boden am längsten und nachhaltigsten vor dem Untergange bewahrt. Aber das kommt nur daher, weil die Religion überhaupt eine heilige Bewahranstalt ist, in welcher der Mensch stets seine wertvollsten Dokumente und Traditionen niedergelegt hat. Den Menschen der animalistischen Epoche kennen wir nicht mehr so recht. Da, wo wir ihn vielleicht hätten noch sprechen können, da verstanden wir seine Zunge nicht. Verstehen können wir ihn nur noch, indem wir eben jene Dokumente durchstöbern, uns in eben jene Traditionen vertiefen, welche er in der großen Halle der religiösen Weltanschauung niedergelegt hat.

Wenn der Giljake am Wege hinter einem Baume steht und mit dem Bogen auf sein Wild zielt, wenn er dergestalt in ruhiger klarer Überlegung, zielbewußt und unbeirrt, höchstens einen Gedanken dem köstlichen, winkenden Mahle zuwendend, seinen Pfeil auf irgend ein Wild abdrückt, dann ist das schon der Herrscher der Tierwelt, der Mensch der klugen Gedanken der annähernde Kulturmensch. Wenn derselbe Giljake dann aber dem aufgehängten Bärenfelle den Fisch vorsetzt, ihm freundlich zuredet, ihm vorhält, daß die Kröte ihn getötet habe, — die

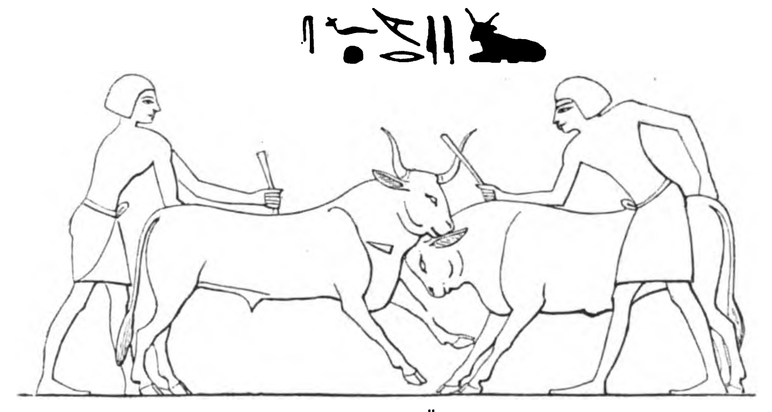


Fig. 261. Stierkampf bei den alten Ägyptern. Nach Wilkinson.

Kröte und nicht er, der Mensch, dann ist genau derselbe Giljake Naturmensch, ganz klar und deutlich erkennbarer Naturmensch.

Du kannst so an einem Beispiele sehen, daß der Mensch die Symptome der niederen und höheren Kulturepoche in einer Person und im Laufe weniger Tage, immer nebeneinander wirkend, repräsentieren kann. Dasselbe kann man nicht nur vom einzelnen Menschen, man kann es auch vom ganzen Volke sagen. Und es ist nicht nur wahrnehmbar bei den Naturvölkern, sondern ebenso bei den Kulturvölkern, — weshalb ich ja eben behaupte, das eine ginge in das andere über, das eine bilde mit dem andern zusammen eine untrennbare Einheit. An diesen Gedanken

anschließend, werde ich im Verfolg der beiden Gegensätze die Symptome stets im einzelnen Menschenleben und im ganzen Völkerdasein zu skizzieren versuchen.

Ich war aber von meiner Tierfreundschaft etwas abgekommen. Die Gleichschätzung mit dem Tiere hat sich in der Volksweisheit bis zu Goethe hinauf in großartigem Sinne immer wieder gezeigt und wird so auch immer wieder auftauchen. Ein großer Geist wie Goethe hat den Reineke Fuchs verstanden. Je weiter die Menschheit entfernt ist von ihrer Herkunft, desto mächtigere Anforderungen stellt das Verständnis für das „Woher" an die, welche den Entwicklungsweg verfolgen wollen. Es werden immer die bedeutendsten Menschen sein, welche die Menschheit, das Volk oder die Völker zu dem Verständnis der Tradition zurückführen deshalb ist mir Goethes Bearbeitung des Reinecke Fuchs, Äsops Fabelsammlung und ähnliches mehr von so außerordentlichem Werte.

Die Tierfreundschaft, ausklingend in der Religion und in der Volksweisheit, habe ich nunmehr zur Genüge behandelt. Um den Gegensatz hier zu schildern, will ich das Zusammenarbeiten von Mensch und Tier als die Blüte und den Gipfelpunkt der Entwicklungsgeschichte des Menschen schildern. Man wird mir natürlich entgegenhalten, daß darin der kulturelle Gipfelpunkt nicht erblickt werden dürfe. Schon recht, es handelt sich nur immer darum, das Ziel des momentanen Weges zu verfolgen. Geht einer dem Entwicklungsgang der Industrie nach, dann wird er sicherlich eine andere Blüte entdecken müssen. Ich nehme es aber als selbstverständlich an, daß die Vegetarianer mich schwer angreifen werden. Ich werde mich bemühen, dies zu ertragen. Thatsache ist es, daß das Interesse für den Pflanzenwuchs später aufgegangen ist, als das Verständnis für die genossenschaftliche Tierwelt. Das deckt sich auch damit, daß das Pflanzenornament in der zweiten großen Kulturepoche der Menschheit kaum vorkommt, während das Tierornament und die Menschendarstellung in derselben fast alle Kunstfertigkeit in Anspruch nimmt. Erst die dritte, die asiatische Kulturepoche,

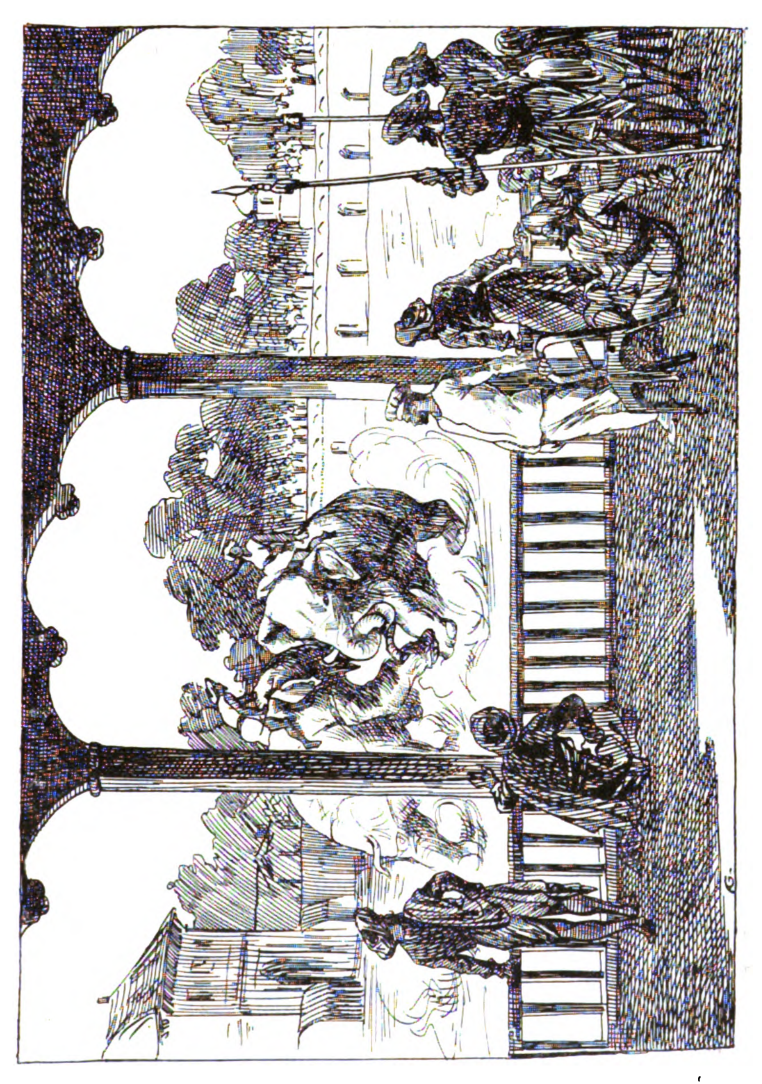


Fig. 262. Elefantenzweikampf in Indien. Nach Schlagintweit.

also unser weiterer Verwandtschaftskreis, hat die Pflanzenwelt weiter in den Vordergrund geschoben. Das Pflanzenornament gehört der Zeit des eigentlichen Ackerbaues erst an. Wenn man nun dazu nimmt, daß der Mensch thatsächlich auf eine Bevorzugung der Pflanzenstoffe direkt hinaus zielt, was ich absolut nicht zu leugnen vermag, so hat er doch bis jetzt immer noch ein größeres Verständnis für die Tier- als für die Pflanzenwelt an den

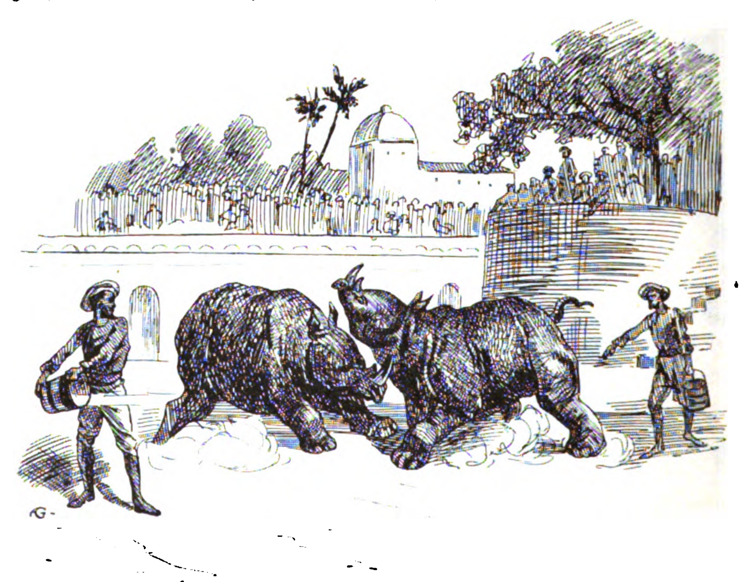


Fig. 263. Nashornzweikampf in Indien. Nach Schlagintweit.

Tag gelegt, und heute noch dokumentiert sich die schlichte wie die höhere Volksweisheit mehr im Verständnis einer „seelenvollen“ Tierwelt, als in einer Begeisterung für die Pflanzennahrung.

1. Die Tierfeindschaft.

In seinem „Grünen Heinrich“ schildert Gottfried Keller, wie er als Kind eine kleine Menagerie von Salamandern, Fröschen u. s. w. besessen und wie er diese Menagerie eines Tages auf-

gelöst habe. Ich kann die Szene nur aus dem Kopf schildern, da das Buch mir nicht zur Hand ist. Der kleine grüne Heinrich hat es aber so gemacht, daß er in dem Garten seiner Mutter ein großes Loch grub, seine Tiere da hineinthat und dann alles totstampfte.

Das ist eine Szene aus dem Kinderleben, welche einen ganz charakteristischen Zug wiedergiebt. Was macht ein Junge zunächst alles mit den Tieren! Flügel ausreißen, Beine abzupfen, anbinden und hüpfen lassen, das alles sind noch Kleinigkeiten. Aber Eidechsen den Bauch aufschlitzen, nachprüfen, ob das Viecherl Eier oder keine Eier im Leibe hat, Frösche an den Beinen aufhängen und mit Pfeilen nach ihnen schießen, — das sind schon solche Streiche, welche als besonders „roh" auffallen. Ich kenne einen Mann, der in der Jugendzeit derartige Streiche mit Vorliebe vollführte, ein Mensch, welcher unzählige Prügel deswegen bekommen hat, sich aber doch von diesem eigentümlichen Sporte nicht trennen konnte. Genau der gleiche Mensch kann heute aus Zartgefühl keine Fliege fangen, kann es nicht sehen, daß ein Junge Schmetterlinge greift, lamentiert über jede abgerissene Blume. Und das ist nicht etwa sentimentale Einbildung, sondern thatsächlich kann derselbe Mann, welcher in der Jugend mit Behagen Eidechsen den Magen aufschnitt, heute eine drohende Übelkeit nicht mehr verhindern, wenn er sieht, wie ein Fisch totgeschlagen wird.

Berührt man ein derartiges Kapitel, so ist es Sitte, auf die allgemeine Roheit der Kinder hinzuweisen, diese Roheit als etwas Abnormes hinzustellen, im besten Falle von späterer Verweichlichung zu reden ꝛc. Das stimmt alles nicht. In Wahrheit verlebt eigentlich jeder einzelne Mensch noch einmal die Geschichte, — wir können sogar sagen: die geistige Kulturgeschichte der ganzen Menschheit. An den Kindern können wir vieles sehen, können wir vieles wiedererkennen, was für die ältesten Epochen der Menschheit charakteristisch gewesen ist.

Hierzu gehört vielleicht gerade die brutale Vernichtungswut, welche sich heute, in Anbetracht, daß es Kinder sind, natürlich

fast nur bei ganz kleinen Tierchen äußern kann. Es kann uns jede Fliege, der ein Kind die Flügel und die Beine ausgerissen hat, daran erinnern, wie der Mensch einst im harten Kampfe um das Dasein und um seine Nahrung den Tieren das Leben abgerungen hat. Es muß eine große Wollust gewesen sein, die den Menschen dann dazu brachte, das Wild zu zerfleischen, als Rache für die Wut des Kampfes und für die gespannte Aufregung das Blut aus dem Leibe zu saugen.

Hat sich derartig eine Reminiscenz in der kindlichen Mordlust erhalten, so sehen wir auf der anderen Seite noch in jedem Volksleben eine Epoche, in welcher er mit unglaublichem Behagen die Vernichtung der Tiere als Sport und zum Vergnügen benutzt. Wenn Achilles den Hektor um die Mauern Trojas schleifte, so dürfen wir darin ein Austoben und Nachklingen des Rachgefühles erkennen, welches aus der animalistischen Kulturepoche stammt. Das spielt aber keine Rolle gegenüber den Arenakämpfen, die nicht nur am römischen Hofe sich einer großen Beliebtheit erfreuten. Man könnte da allerhand aufzählen: die südostasiatische Sitte der Hahnenkämpfe, den indischen Brauch der Elefanten- und Nashornkämpfe, Hundehetzen 2c. Das ist aber alles nicht so auffällig wie die Stierkämpfe, welche sich bei allen spanischen Völkern bis heute erhalten haben und immer noch die gleiche Anziehungskraft besitzen, trotzdem sie mehr als einmal verboten wurden. Vorgänger dieser Sitte waren die Gladiatoren, welche mit den wilden Tieren in der Arena vor dem Kaiser ringen mußten. Wie bei den alten Griechen und Römern werden heute noch diese Belustigungen des Publikums in spanischen Ländern in besonderen Amphitheatern von Privatunternehmern oder auch auf öffentliche Kosten abgehalten. — Die Fechter (Toreros), werden hierbei eingeteilt in Picadores, welche zu Pferde, mit der Lanze bewaffnet, den Stier reizen und ermüden, in Banderilleros, welche mit Widerhaken versehene Stäbe in die Schulter des Tieres stoßen, in Capeadores, die ihn mit Bändern und Schärpen scheu machen, und endlich in Espadas, die Matadores, die ihn mit dem Schwerte

durchstechen. Ist das Tier noch nicht tot, so giebt ihm der Cachetero den Gnadenstoß.

Wir gehen nach Spanien, wir folgen dem Theodor Simons zum Stierkampfe nach Madrid. Wir verleben die ganzen Tage mit, sehen das Volk sich um die Anschläge an den Mauern drängen, hören die Billetverkäufer durch die Straßen schreien; wir sind zuletzt froh, wenn wir ein Billet, das eigentlich Mk. 1.50 kostet, für Mk. 8.— ergattern. Und dann wallen wir mit hinaus in die Arena; wir drängen uns durch die Menschenmassen, die von allen Seiten zum Feste herangekommen sind; wir geben uns Mühe, nicht überritten zu werden, und kommen dann ja wohl auch in der glühenden Sommerhitze zu dem riesigen blendenden Krater, genannt Arena.

Da oben sitzen die schönen Damen, kokettieren und lassen sich bewundern. Das Flirten spielt sich in Spanien etwas anders ab als im Banne der nordischen Wintersaison.

Es ist dann natürlich ein großer Tag, dem wir beiwohnen. Frascuelo, einer der berühmten Espadas, ist vom Krankenlager erstanden. Vier kräftige junge Stiere, stammend aus den berühmtesten Züchtungen und geschmückt mit den Farben der lieblichsten Prinzessinnen des spanischen Hofes, werden in der Arena erscheinen.

Ein liebliches süßes Hauchen südlicher Grazie! Wo das Auge in der Arena hinschaut: Grazie, glückliche, strahlende Augen, zierliche Tändelei! Ja, ja, das ist alles so reizend, alles so lustig und so himmlisch und so überaus selig, just, als wäre heute ein Blumenkorso, ein Fest der ersten Baumblüte! Aber holla, mein Lieber, da irren wir uns denn doch! Wo wollt Ihr hin mit solchen Gedanken! Wir befinden uns hier in der reiferen Menschheit, zusammengefaßt von Leo Frobenius, und zwar in einem Kapitel, das die grausigsten Erinnerungstrophäen aus dem halbtierischen Menschenleben oder dem halbmenschlichen Tierleben zur Darstellung bringt. Vegetarische Genüsse kann ich hier noch nicht bieten. Vielmehr wird hier der Mensch zum mordenden Raubtier und das Tier zum sterbenden Helden. Die

Rollen sind getauscht, der Mensch hat sich wieder versenkt in die ursprünglichsten Empfindungen und nur die lockende Schönheitspracht, das zierliche, liebliche, graziöse Dreinschauen des Hofstaates könnte uns einen Moment darüber hinwegtäuschen, daß heute in der Arena zu Madrid wieder ein schauerliches Erinnerungsfest gefeiert wird, welches ein Drama zur Darstellung bringt, in dessen Verlauf Mensch und Tier die Rolle wechseln. Denn das Tier wird zum Helden!

Aber die Menschenwürde ist gewahrt! Denn der Erlös eben des „außergewöhnlichen Stierkampfes" ist „zum Besten des Provinzialhospitals der Residenz". Es ist immer etwas Erhebendes um die Menschenwürde, und in diesem Schauspiele der reiferen Menschheit kann es uns nicht schwer fallen, die Zusammengehörigkeit der zerfetzten Leiber auf der Arena und der siechen Menschen im Hospital in Beziehung zu bringen.

Bevor wir aber unseren Platz einnehmen, noch ein düsterer Blick. Wir betreten den Stall der Arena, jenen Ort, der die tapferen Streitrosse der menschlichen Raubtiere birgt. Ich folge hier wörtlich dem Meister Simons:

182 Pferde zählt heute der Stall der Arena — Todesvorhof möchten wir ihn bezeichnender nennen — in welchen wir eintreten: Tiere, die, dem gewaltsamen Untergange geweiht, sich ablösen und Platz machen, denn gewöhnlich fällt der vierte Teil der Insassen einer einzigen Corrida zum Opfer.

Aus diesem Grunde kann auch die Caballeriza der Plaza kein Prachtbau, kein Muster der Ordnung und Reinlichkeit genannt werden. Myriaden von Fliegen quälen die armen Vierfüßler, welche, ruhelos mit ihrem enthaarten Schweife und mit dem Hinterfuße schlagend, die lästigen Folterer abzuwehren suchen. Kein Stroh bietet eine Lagerstätte, kein Striegel, keine Bürste Linderung. Geächteten gleich, um die sich niemand mehr kümmert, fristen sie ihr kurz gemessenes Dasein mit kargem Futter.

Pferde kann man diese ausgehungerten, elenden Tiere nicht mehr heißen. Schindmähren vielmehr, welche alle Stufen des Pferdedaseins durchgemacht haben, die mit jedem Gebrechen be-



Fig. 264. Der Stall für verwundete Pferde in der Arena. Nach Simons-Wagner.

haftet sind, welches der Veterinärkodex kennt, und nur noch so viel Lebenskraft besitzen, um den Spaniern zur kurzen Aufregung zu dienen, — um sich angesichts des Volkes zerfleischen zu lassen. Man möchte vermuten, daß sie ihr klägliches Schicksal ahnen, so traurig stehen diese Rosinanten auf ihren geknickten Beinen und senken Kopf und Ohren.

Nebenan führt eine Thür zur Infirmerie, zum Hospitale. Wer auch nur einen Tropfen Gefühl für Tierespein, Schmerz und Qual in sich trägt, der gehe an diesem Raume geschlossenen Auges vorüber. Auf dem Pflaster lang ausgestreckt, in Pfützen von Blut und Unrat wälzen sich hier im Schmerz stöhnende, halb tote Geschöpfe, welche schon einmal der Arena Schrecken gefühlt, gekostet haben; einige mit gespaltenem Bauche, andere mit zerrissener Brust, mit zerfleischter Flanke, noch andere mit eklen, brandigen Wunden, an denen Schmeißfliegen zu Tausenden hängen. Zu kräftig noch, um an ihren Wunden zu verenden, sollen sie noch einmal den Sand betreten, sobald oder wenn überhaupt ihr Zustand es ihnen erlaubt, wieder auf vier Füßen stehen zu können.

Welch einen Gegensatz bilden diese bedauernswerten Pferdegestalten zu den jungen, wohlgenährten Büffeln, welche der Trieb gestern aus Andalusien brachte, Stiere, die nie ein Stall beherbergte, welche, in den Pampas der Sierra urwüchsig, von keinem Joch gebeugt, wild wie Wölfe, feurig wie Hirsche aufgewachsen, in ihrer trotzigen Kraft des Daseins Frische im Übermaße bieten. Doch auch sie werden unter der Hand des wohlgeübten, listigen Menschen fallen. Schon stehen sie reihenweise hintereinander in den beiden Torils, den engen, völlig dunklen, in den Kampfplatz mündenden Käfigen und genießen vom Mittag bis zum Abend regungslos, wie es der eng zugemessene Raum gebietet, die kurze Spanne Ruhe, die dem Todesstoße vorangeht.

Doch nun in die Arena! Zunächst ist es da unten noch sehr lebendig, allerhand Neugierige wollen die Opfer betrachten, wollen Bekannte begrüßen und dergleichen mehr. Inzwischen



Fig. 265. Stürzender Picador. Nach Simons-Wagner.

hat sich der Hof eingefunden, es entsteht eine allgemeine Bewegung. Das Haus mit all seinen Insassen ist nun bereit, das aufregende Schauspiel anzusehen und zu genießen.

Es schweigt die mittelmäßige Musik der Musikbande. Ein Priester mit dem Viatikum, sowie ein Chirurg für alle Fälle, die eintreten könnten, ferner Träger aus dem Hospitale mit ihren Bahren haben sich in der Ambulanz des Hauses eingefunden. Der ganze Apparat beweist die Größe der Gefahr, sowie den Ernst der Lage für die Kämpfer.

Das Gesumme legt sich allmählich, und ruhiger wird das hocherregte Publikum.

Noch ist der Kampfplatz mit Unberufenen angefüllt, welche hin- und herlaufen, um die schon hundertmal gesehenen, stets wiederkehrenden Vorbereitungen, Pferde und Kämpfer ganz gewohnheitsmäßig draußen im Vorhofe zu mustern. Eine leichte Handbewegung des Alkalden, und zwei Alguacils zu Pferde, mit Baretts, Sammetmänteln, Krause und Reiterstiefeln altspanisch angethan, auf prächtig aufgezäumten Andalusiern reitend, säubern den Platz, die Menge vor sich hertreibend. Ihr Erscheinen wird von den Anwesenden freudig begrüßt. Man bereitet sich vor, alles nimmt seinen Platz ein, die Menge ist aufs äußerste gespannt.

Fanfaren und Becken tönen in den Raum hinab; das Thor im Südwest öffnet sich; die Parade nimmt ihren Einzug. Alle Augen haben ein Ziel, und in diesem Moment würde die schönste Dame Madrids vergeblich nach einem Blicke ihres Verehrers haschen.

In prächtigen Kapriolen bäumen sich die Pferde der anführenden Alguacils, welche mit ihren Federbaretts in der Rechten die Gesellschaft begrüßen und den Zug der Kämpfer langsam zur Loge der Stadtobrigkeit begleiten. Sie erinnern an die alten Kampfvögte der römischen Arena, welche die Gladiatorenbande zur Schlachtbank führten, und an den grausigen Zuruf: „Ave, Caesar, morituri te salutant!“ Doch nicht wie jene Armen, in schlichtem Harnisch und in Beinschienen, präsen-



Fig. 266. Überspringen der Tablas. Nach Simons-Wagner.

tieren sich unsere modernen Bestiarii; — hier ist Glanz, hier Gold und Seide, sowie blickbethörender Flimmer mit Grandezza gepaart, die bestechende Zugabe; die grausame Schlächterei hat sich gleich einer Metze in ein prächtiges, die Augen bethörendes Gewand gehüllt, sie erscheint geschminkt, verbrämt und aufgeputzt wie jene. Kaum merkt man in den Seidenstrümpfen und Schnallenschuhen der Toreros den Pferdefuß, welcher satanisch das Publikum im Banne hält. „Ave, Caesar" schreit hier die Kämpferschar nicht nach oben; die Zuschauermenge ruft es nach unten, ruft es ihrem Lieblinge zu, dem Frascuelo, dem glücklichsten der Espadas, welcher zwischen seinen beiden Genossen und dem Meister des Stierkampfes: Francisco Ariona Reyes und Manuel Hermosilla, langsam und gemessenen Schrittes und vornehm wie ein Cäsar grüßend, in seinen gelben, mit Stickereien übersäten Prunkmantel gehüllt, gravitätisch in erster Reihe einherschreitet.

„Viva, Frascuelo, viva!"

Das Jauchzen der erregten Menge will kein Ende nehmen. Hüte, Handschuhe, Orangen, Fächer fliegen ihm von allen Seiten zu. Sein Empfang gleicht dem eines Triumphators, eines Eroberers, eines Helden, der sich um den Staat besondere Verdienste erworben hat. Mit leichter Handbewegung dankt Frascuelo den Bänken, den Logen, den schönen Damen, welche dem Tageslöwen zuwinken, — mit Ehrfurcht verneigt er sich vor dem Hofe und dem Alkalden.

„Frascuelo" bleibt heute die Parole des Hauses. Schwarze Seidenquasten und Trobbeln heben sich vorteilhaft von dem hellblauen Atlasgrunde seines Kamisols und seiner Kniehose ab. Unterwams und Hemd zieren reiche Schnuren und Bordüren, Stickerei und Spitzen. Eine himmelblaue Schärpe umwindet seine Hüften in reichen Falten, Seidenstrümpfe und Schnallenschuhe vollenden das kokette Kostüm des Andalusiers.

In zweiter Linie der Parade erscheint der vierte Espada.

Trotz der Gefahren, denen insbesondere Picadores und Espadas ausgesetzt sind, welche nicht wie die Capeadores, Mantel-

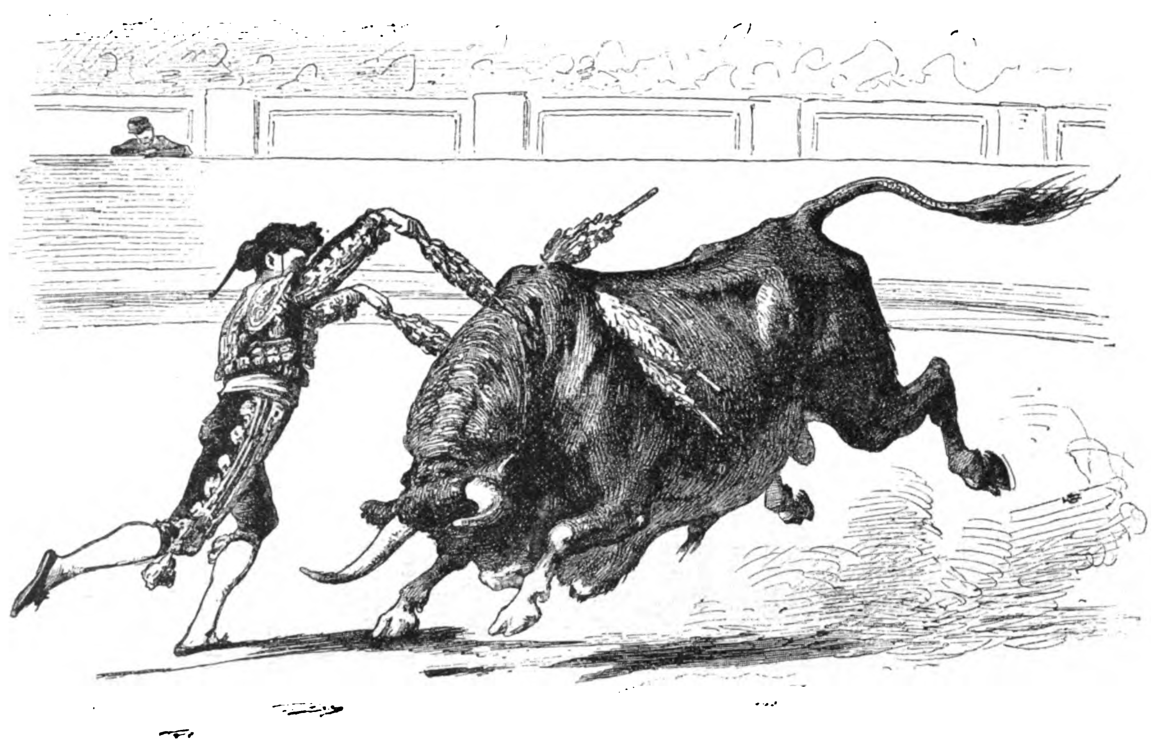


Fig. 267. Das Setzen der Banderillen. Nach Simons-Wagner.

werfer, über die Schranken fliehen, sondern vielmehr den furchtbaren Gegner herausfordern und mit der Lanze oder dem Degen in der Faust bekämpfen, entstehen, leichtere Verletzungen ausgenommen, selten Unglücksfälle. Im Durchschnitt ist immer nur ein namhafter Fall alle zehn Jahre zu verzeichnen. Die ungemeine Gewandtheit, Übung und Geschicklichkeit der Toreros, ihre Bekanntschaft ferner mit allen Unarten und Tücken des gehörnten Gegners, sowie der Umstand, daß das Tier eher die Farbe als den Menschen anspringt, helfen in fast allen, auch in den verzweifeltsten Fällen. Für einen guten Beobachter ist es nicht schwer, zu erkennen, daß das Vorspiel mit den Farben, ferner das der Banderilleros, sowie Hitze, Durst und Erregung das Tier vor dem Todesstoß stark ermatten. Seine letzten Anstrengungen können nur dem Erkennen der Todesgefahr und der Notwehr zugeschrieben werden.

Hinter den Espadas präsentieren sich in der langsam einherschreitenden Parade die Banderilleros, dann die Capeadores in ihrem glitzernden Kostüm.

Hoch zu Roß folgen ihnen die Picadores, mit der Lanze in der Rechten, ausnehmend kräftige Männer, wie sie dieser schwere Dienst verlangt. Sie schließen mit ihren Helfern, den Chulos, diesen interessanten Kämpferaufzug, dem zur Belebung der Scene noch zwei Maultiergespanne nachtraben, welche dazu bestimmt sind, später die Tierkadaver aus der Arena zu schleifen.

Ein Schlüssel an goldener Schnur, aus dem Palco des Alkalden von schöner Hand dem diensttthuenden Alguacil in den Sand hinabgeworfen, soll nun nach der Parade den Toril, den Stall des ersten Stieres, öffnen. Gesperrt sind die Schranken. Die Quadrille zerstreut sich im Raume. Die Picadores stellen sich mit ihren Pferden der Königsloge gegenüber auf und die Seidenmäntel um den Arm geschlungen, stehen die Capeadores im ganzen Platz verteilt. Kein Auge im ganzen Zirkus hat in diesem fast feierlichen Momente eine andere Richtung als die



Fig. 268. Alte spanische Methode, den Stier zu Pferde zu erstechen. Diese und die folgenden Illustrationen nach Kupferstichen von Goya.

nach dem Toril. Kein Laut, kein Schrei, kein Ruf läßt sich vernehmen. Es herrscht erwartungsvolle Ruhe. Da öffnet ein rotgekleideter Pförtner des Stalles Thor.

In seiner ganzen Majestät, im Bewußtsein seiner Kraft, geschmückt mit Schleife und Kokarde, die ihm am linken Schulterfelle baumeln, im blendenden Glanze einer spanischen Junisonne, tritt in kurzem Trabe Careto, der wilde Stier der Pampas von Aleas, in die Schranken, stutzt, bleibt am Eingange des Kampfplatzes stehen und mustert befrembet das Haus.

Kaum erblickt ihn die erwartungsvolle Menge, so steigt die Begeisterung für ihn auch gleich aufs höchste, denn im Zuschauerraume bricht sich beim Anblicke dieses prächtigen, gehörnten Vierfüßlers ein Freudenschrei Bahn, welcher das Mark durchdringt und mächtig packend aller Anwesenden Blut erregt. Careto, der braune Andalusier, Careto, der Held des Tages, welcher nie in seiner Wildnis ein Menschenantlitz sah, der aus seiner Friede atmenden Prärie plötzlich in diese mehr als unangenehme Umgebung und Szenerie hineingestoßen, aus der Nacht des Torils in den blendenden Glanz der Sonne tritt, wenn auch nicht Furcht, doch großes Unbehagen fühlt, — Careto stutzt. Ein kleines Kind wäre in diesem Augenblicke fast im stande, ihn geduldig und fromm zum Stalle zurückzuführen, so übermächtig wirkt auf das junge Tier augenscheinlich das Toben, der betäubende Lärm, das Schreien und Pfeifen.

Careto steht und dreht den Kopf nach rechts, nach links, nach unten und oben und scharrt den Boden mit den Hinterfüßen auf. Sein Schweif pendelt, seine Ohren lauern, die Nüstern sind gebläht, das Maul spinnt zähe Speichelfäden und das Haar seines sonst so glatten Felles sträubt sich aufwärts. Seine Augen funkeln dabei unheimlich; sie schießen wilde Blicke. Ein kurzes, dumpfes Brüllen entfährt in abgestoßenen Sätzen seiner Kehle, er senkt fast mechanisch und unwillkürlich sein Haupt zum Stoßen, um dem unbekannten Gegner die Spitze seines Gehörns zu bieten.

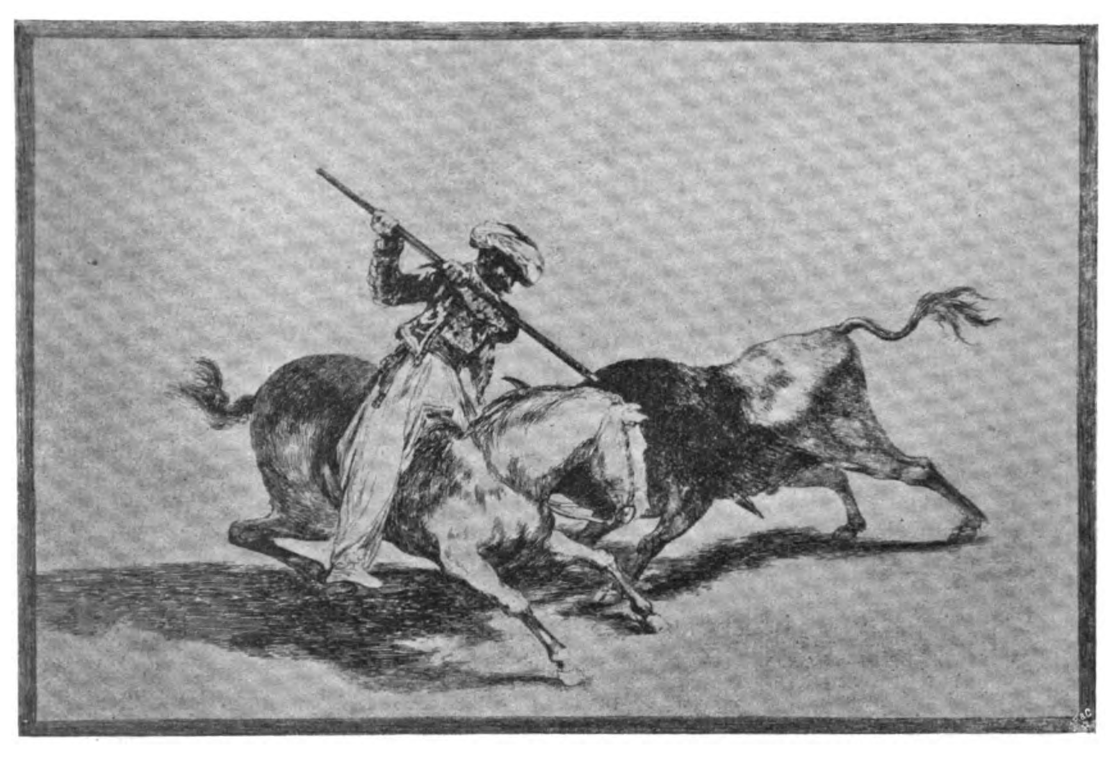


Fig. 269. Der tapfere Maure Gazul, der erste, welcher den Stier nach allen Regeln mit der Lanze angriff.

Jetzt scheint sein Blut stärker aufzuwallen. Der Schweif erhebt sich hoch nach oben, und in einem gewaltigen Satze, seine ganze Wildheit und Riesenkraft zusammenfassend, stürzt er grimmig auf den ersten Menschen los, welcher im kecken Anlaufe ihm den rot- und weißfarbigen, faltenreichen, seidenen Mantel ins Gesicht schleudert. Der Capeador jedoch, gelenkig wie eine Eidechse, weicht dem ungestümen Tiere in kurzen Seitenwendungen aus und schleift das Tuch auf dem Boden nach, welchem der Stier gesenkten Hauptes in Wut nachspringt.

Wiederum steht das Tier, wie zum Kampfe herausfordernd, majestätisch mit gesenktem Horne und schielt nach dem zweiten Angreifer, welcher von der anderen Seite kühn die Falten seines Mantels vor seinen Augen ausbreitet. Zwei Sprünge macht der Stier nach seinem Feinde hin. Doch dieser, des Gegners Unbehilflichkeit im Wenden benutzend, umkreist und neckt ihn unablässig mit den verhaßten Farben.

Prächtig sind die Sprünge und Bewegungen des mächtigen Büffels. Kraft und Übermut bekunden sich in jeder Muskelbewegung. Nicht ungraziös, wie man wähnen sollte, noch plump sind Haltung und Gang. Jeder Schritt, jeder Stoß bekundet Energie und Furchtlosigkeit, verbunden mit Gewalt. — Doch was vermögen diese gegen die List des geübten Mannes, der sich immer wieder dem mächtigen Feinde keck entgegenstellt und in flinken Wendungen sich dessen Wut zu entziehen weiß!

Bald stellen ihn Capeadores von allen Seiten. Es flattern die Tücher gleich großen Schmetterlingen von rechts und links ihm entgegen und kaum weiß das immer wilder werdende, bis auf das äußerste gereizte Tier, nach welcher Seite hin es seine Stöße, welche nur den leeren Raum treffen, wenden soll. Verfolgt es den einen seiner Peiniger, gleich lenkt ein anderer es mit wohlgezieltem Wurfe von der Bahn ab, und in schönem graziösem Spiele fliegen die Farben, welche seine Sehnerven so empfindlich zu berühren scheinen.

Dieses Vorspiel läßt die blasierten Spanier auf den Bänken meist kalt, denn noch keinen Tropfen Blut hat der Sand auf-



Fig. 270. Banderillensetzen.

gesogen. Die Capeadores kämpfen nur mit Seide, statt mit Waffen.

Der Stier ist endlich seiner vielen Peiniger müde. Seine Wut konzentriert sich auf einen und hart verfolgt er plötzlich jenen glitzernden jungen Burschen, welcher sein Tuch über den Boden nach sich schleift und der Brüstung zueilt. Schon ist das Tier dem jungen Manne hart auf der Ferse. Noch ein Sprung, und fast schon berührt das Horn seinen Körper, doch ein Satz auf die Tablas, eine gewandte Volte über die Bretter, der Bursche ist gerettet. Krachend bohrt sich des Büffels Horn statt ins Fleisch ins Holz ein. Er prallt zurück, und Schaum und Geifer entquillen seinen Nüstern. Wild sucht sein Auge nach dem Manne, welcher sich seiner Wut so schnell und plötzlich entzogen hat. Zornig blickend, das Haupt geneigt, sendet er mit seinem Horne Stoß auf Stoß gegen die roten Planken, welche ihn von seinem Feinde trennen. An der Holzbrüstung läuft er auf und ab, eine Öffnung zum Durchbrechen suchend, doch umsonst, immer wieder umwedeln sein Gesicht die farbigen Seidentücher, die er mit zornigem Fuß abzuwehren, zu vernichten sucht. Gegen andere Mantelwerfer wendet er nun seine Wut, die, zu hart von ihm bedrängt, hier die Schranken überspringen, um an einer anderen Stelle gleich wieder in den Kampfplatz einzutreten und ihr gefährliches Spiel wieder von neuem zu beginnen.

Etwas ermüdet läßt der Stier mit der Verfolgung nach. Schnell ist sein Atem, und weißer Schaum bedeckt sein Fell in großen Flocken. Sonnenbrand, Staub und Hitze erschweren ihm die Arbeit und unwillig, sowie auf das höchste erregt, sucht er die Mitte des Planes zu erreichen.

Doch die Hetze erleidet keine Unterbrechung. Andere, ernstere Kämpfer sind im Anzuge: Picadores verlangt das Volk mit Ungestüm.

Ein Wink des Alkalden und kühn stellt sich Francisco Calderon mit seinem Pferde dem Stier auf doppelte Lanzenlänge entgegen, ihm seines Schaftes Spitze bietend. Der Stier stutzt

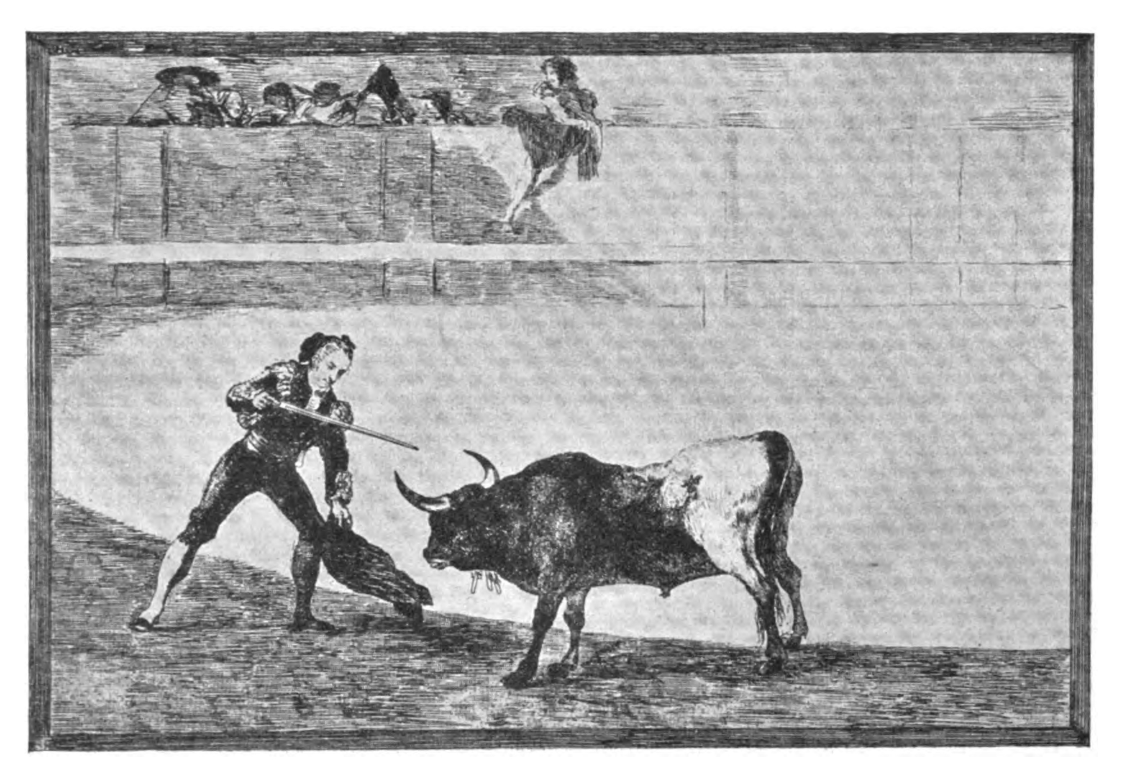


Fig. 271. Petro Romero, einen Stier tötend,

beim Anblick dieses neuen, mächtigeren Feindes, tritt dann einige Schritte zurück, um einen Anlauf nehmen zu können, — doch er zögert. Große Aufregung herrscht unter den Zuschauern. Das erste Blut wird alsbald fließen; die Aufmerksamkeit steigert sich mit Zunahme der Gefahr und fast lautlos verfolgt das Haus die Kampfesszene, welche sich nun abspielt.

Geblendet ist das Auge des armen, hilflosen Pferdes, welches seinen fürchterlichen Gegner dennoch zu ahnen scheint, denn große Mühe hat Calderon, der Picador, dem Stiere die Front zu bieten.

Dieser neigt sein Gehörn. — Jetzt springt er an. Ein allgemeiner Schrei der Zuschauer reizt ihn noch mehr. Doch bevor er mit seinem Gehörn des Rosses Flanke erreicht hat, sitzt ein fester Lanzenstich in seiner rechten Schulter, und abgedrängt setzt er am ersten Picador vorbei, der, durch den entsetzlichen Anprall fast aus dem Sattel gehoben, einen Moment strauchelnd, sein Pferd schnell zur Seite biegt.

Dröhnender Applaus belohnt das Reiterstück, denn das Publikum ist gerecht gegen Menschen wie gegen Tiere.

Ein zweiter Picador, der Riese Juan Trigo, wirft nun schnell seinen Schimmel dem wütenden Stiere entgegen. Doch ehe er noch von seiner Lanze Gebrauch machen kann, sitzt das rechte Horn des Wiederkäuers bis an die Wurzel in der Brust des Rosses, uud ein dicker Blutstrom entquillt sofort der klaffenden Wunde. Das Pferd bäumt sich im Schmerz hoch auf, es wiehert seinen letzten Seufzer, und sich mit dem Reiter überstürzend, verendet es nach einigen krampfhaften Zuckungen auf dem Platze.

Dem Picador helfen seine Knechte sofort wieder auf die Beine, und vom Sturz betäubt, verläßt er, sich auf zwei Chulus stützend, den Kampfplatz, seinen Gaul in einer Blutlache tot auf dem Platze lassend.

Der Anblick des ersten Blutes erregt im Publikum einen Sinnestaumel, der sich von Bank zu Bank fortpflanzt, und schließlich mit lautem Geschrei, Pfeifen und Tücher-, sowie Hüte-

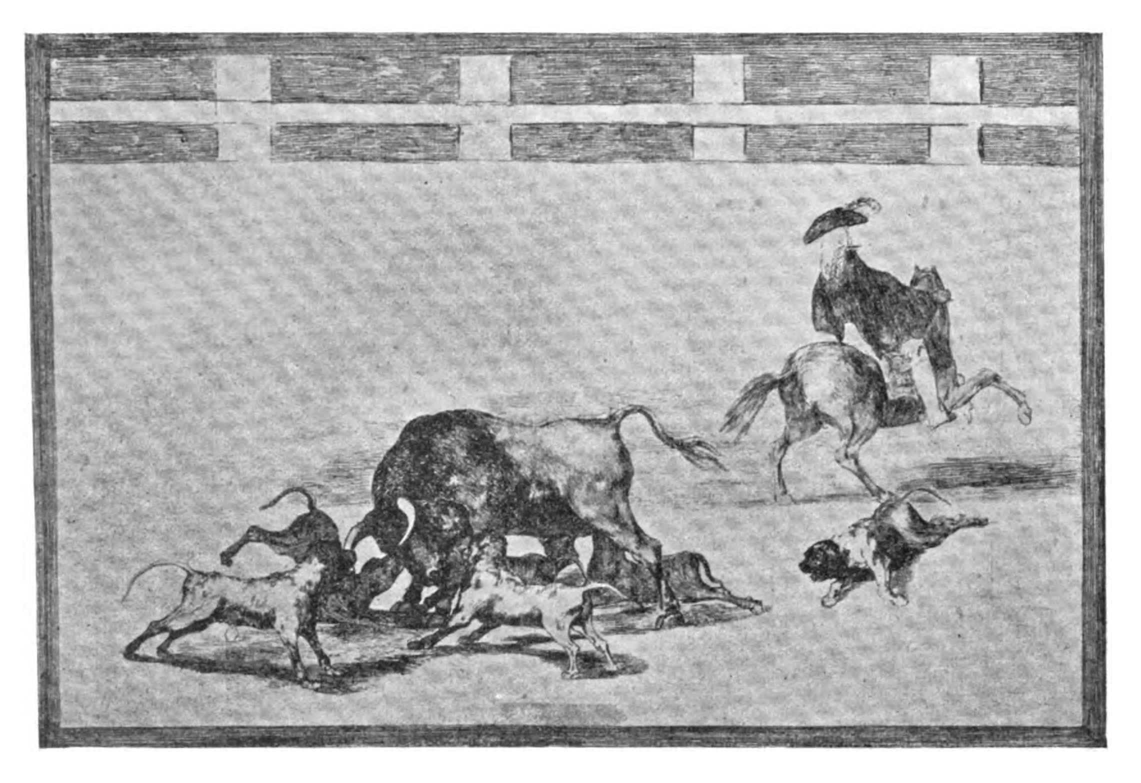


Fig. 272. Hunde auf einen Stier losgelassen.

schwenken kund giebt und Luft macht. Doch nur für einen Augenblick, denn schon steht ein dritter Picador dem vor Anstrengung zitternden Tiere gegenüber. Aus dem Stich unten an seiner rechten Schulter rieselt rotes Blut am dunkeln Felle herab, und blutige Zickzacklinien im Sande bezeichnen den Weg des gehörnten Kämpfers.

Plötzlich kracht die hölzerne Planke drüben, es erzittert das Gebälk, welches den Kampfplatz umfaßt. Ein Knäul von Menschen und Tieren leitet aller Blicke auf sich und auf die grauenhafte Szene, welche sich nun zum dritten Male zwischen Stier und Picador, diesmal dem tapferen Chuchi, dem Liebling der Sportswelt, abspielt. Man springt auf die Sitze, um besser sehen zu können. Das Geschrei, das Rudern mit Stöcken und mit den Armen bekundet die Wichtigkeit, die Gefahr des Augenblicks. Aus dem Gewühl ragt des Picadors Oberkörper auf gebäumtem Rosse hoch empor, während unter ihm der wilde Andalusier mit seinem Gehörn mächtig arbeitet.

Noch entzieht sich der Ausgang des Kampfes den angestrengten Blicken, denn der Körper des Stieres deckt die ganze Szene. Doch im nächsten Augenblick sinkt der Reiter im Bogen abwärts, über des Pferdes Rücken. Von allen Seiten eilen Toreros herbei, um den Picador der augenscheinlichen Gefahr zu entziehen, eben da sein Roß, mit zerrissenem Bauche und heraushängendem Gekröse dem Gewirr sich entwinden, die Flucht zu ergreifen sucht. Nach wenigen Schritten stürzt das arme gequälte Tier zu Boden, um nochmals im letzten Todeszucken sich zu erheben und endlich ganz zusammenbrechend im Sande zu verenden.

Der Stier in seiner Wut hat sich dem betäubt am Boden liegenden Reiter zugewandt. Die Gefahr ist für den Picador, den sein steifer Anzug ganz unbehilflich macht, groß, doch schnell springen zwei tollkühne Capeadores hinzu, und den Stier mit beiden Händen beim Schweife fassend und zu einer Volte zwingend, befreien sie unter brausendem Zurufe und Zujauchzen des Publikums ihren hart bedrängten und gefährdeten Kameraden,

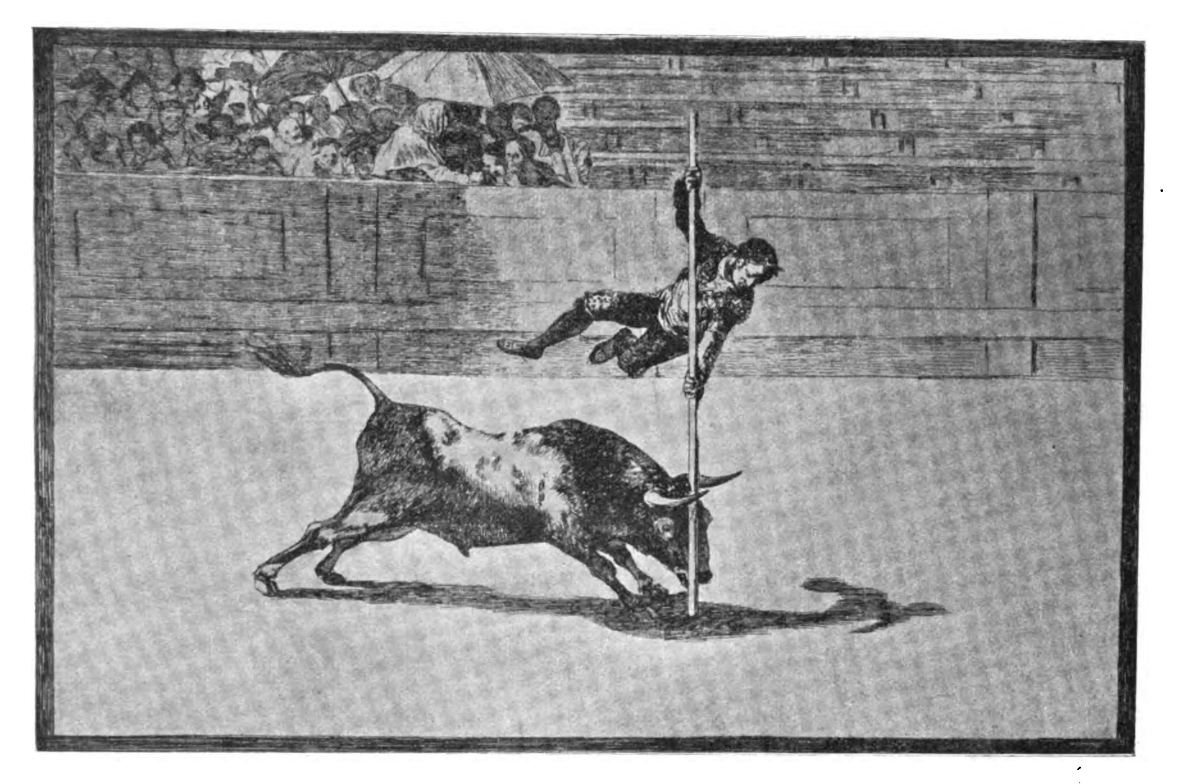


Fig. 273. Die Kühnheit Juanito Apinanis.

den seine Knechte, indem sie ihn schnell über die Barriere hinwegheben, nun in Sicherheit bringen.

Zwei tote Pferde liegen erst im Sande, das ist zu wenig für aufgeregte Spanier. Man rast, man schreit nach neuer Augenweide. Die Loge des Alkalden wird mit Zurufen bestürmt; Stöcke, Schirme, Hüte, Fächer helfen mit, den Alkaden für ein Picadorenpaar freigiebig zu stimmen. Bitten, schöne Worte und zuletzt Beschimpfungen des Vorsitzenden erreichen ihren Zweck. Er winkt das Zeichen hinüber und neue Reiter, die Sobresalientes der Picadores, stellen sich zur Fortsetzung des Kampfes. Der Wut des Stieres fallen wiederum zwei Pferde zum Opfer, deren Kadaver das rasende Tier zuletzt mit seinen Hörnern in Stücke zerreißt und mit den Hufen zu fast unförmlichen Massen verarbeitet. Ströme von eigenem und fremdem Blute rieseln dem Büffel von Fell und Horn herab, doch seine Ausdauer, seine Kraft ist noch nicht erschöpft. Noch immer, wenn auch zerfetzt und blutig, hängt die Kokarde mit den Bändern der Prinzessin von Asturien, der Schwester des Königs, an des Stieres linker Schulter. Es folgt nun das Wettspiel und die Ehre des Tages. Man nähert sich kühn, doch zugleich behutsam dem Stiere, um die Trophäe ohne Waffe, mit der Hand zu erobern. Man spielt mit dem rasenden Tiere wie mit einer Ziege, umkreist, neckt und überlistet es. Doch jeden Versuch, ihm auch nur auf Armeslänge nahe zu kommen, beantwortet es mit einem Satze und furchtbaren Stößen.

Der Sohn der Pampas scheint nicht geneigt zu sein, das kostbare Kleinod ohne Kampf zu lassen. Einem schmucken Torero gelingt es endlich, den Stier in schnellem Laufe streifend, die Schleife mit der Hand vom Felle abzureißen und sich mit Mühe und Not durch einen Sprung über die Barriere dem Verfolger zu entziehen. Beifall von allen Seiten belohnt diese kühne That.

Unterthänigst legt der junge Ritter die blutigen Bänder seiner hohen Dame zu Füßen. Ein holdes Lächeln, eine zierliche Fächerbewegung und ein Etui mit Schmuck, für welchen

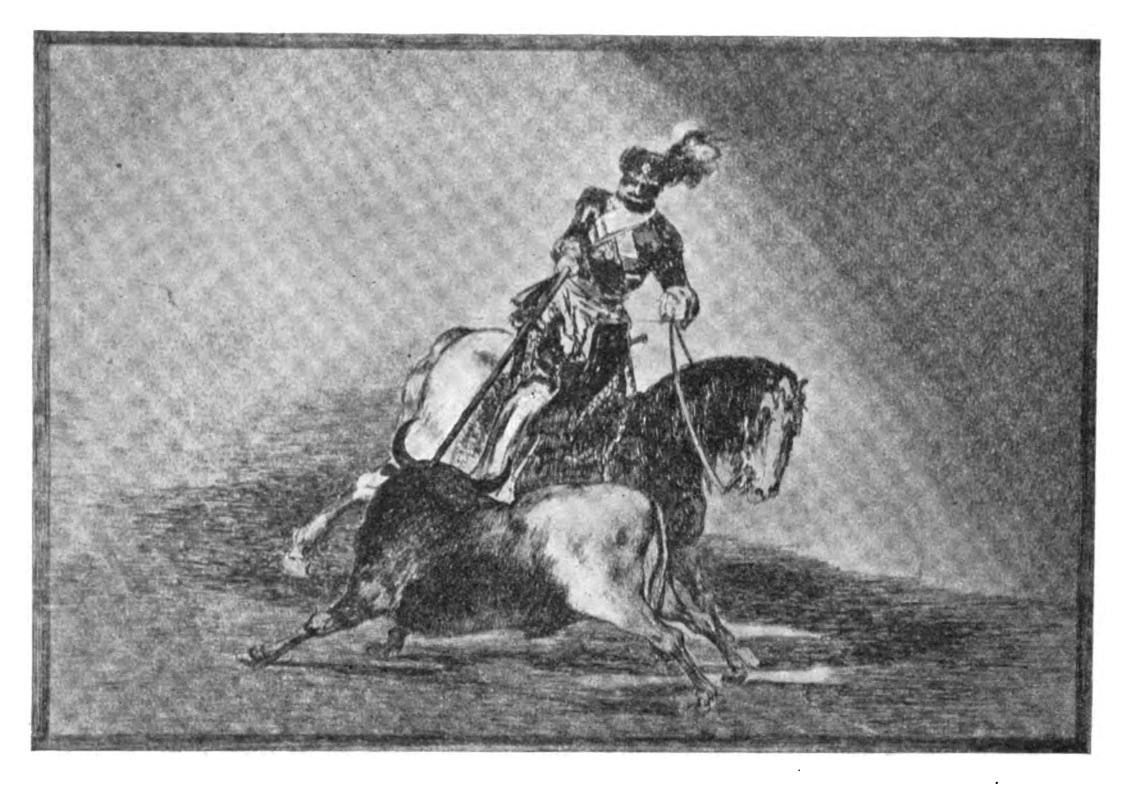


Fig. 274. Karl V. in Valadolid, einen Stier niederstechend.

die Stierkämpfer sehr empfänglich sind, belohnen den jungen Mann, den seine Kameraden still beneiden.

Stärker bluten die Wunden des jungen Stieres, die Schulterschwarte hängt spannenlang am Fell herab, und tief furchende, blutige Striemen zeigen den Weg der Lanzenspitzen an der rechten Schulter an. Das arme Tier streckt die Nüstern in die Luft und stößt ein klägliches Schmerzgebrüll aus. Seine Beine zittern, krampfhaft wedelt der Schweif um die Lenden, Nase und Mund bluten heftig.

Doch das unumstößliche Programm fordert weitere Quälereien.

Über die Barrieren setzen mit des Alkalden Erlaubnis drei Banderilleros, Männer, die dem Stiere die Pfeile in die Schulter setzen, tollkühne Wagehälse, deren Leben an einer nicht vorhergesehenen Bewegung ihres Gegners, an einem Faden hängt, denn der Stier kämpft jetzt in dem Bewußtsein der Todesgefahr. Er spielt nicht mehr wie im Anfange, sondern er verteidigt sich in Raserei uud bestialischer Wildheit. Seine Zunge ist verbissen und blutet; seine Augen stehen aus ihren Höhlen heraus, heftig schnaufend scharrt er mit seinen Hufen im Sande. Wehe dem Menschen, den sein Gehörn erfaßt.

In jeder Faust ein langes Eisen mit Widerhaken, mit Federschmuck, mit Schleifen, Bändern, Blumen geziert, erscheinen die neuen Gladiadoren. Sie reizen den unbeweglich im Plane stehenden Stier mit Worten und Zeichen, ihre Pfeile hoch erhoben vor sich haltend. Der Stier wird endlich ihrer ansichtig und will sich auf sie stürzen. Doch die Männer kommen ihm schnell zuvor. Sie laufen ihrem fürchterlichen Gegner kühn entgegen, und ehe das Tier sie erfaßt, sitzen ihm links und rechts die verzierten Eisen in beiden Schultern. Sie fliehen, — ihnen nach der wütende Büffel. Der am meisten Bedrängte erreicht mit Mühe und Not die Tablas, überspringt sie auch mit größter Leichtigkeit und fällt jenseits im Gange nieder. Wie ein Löwe seiner Beute setzt jedoch der Stier, von Schmerz und Wut außer sich, gleichfalls über die mannshohe Einfriedigung dem jungen Manne

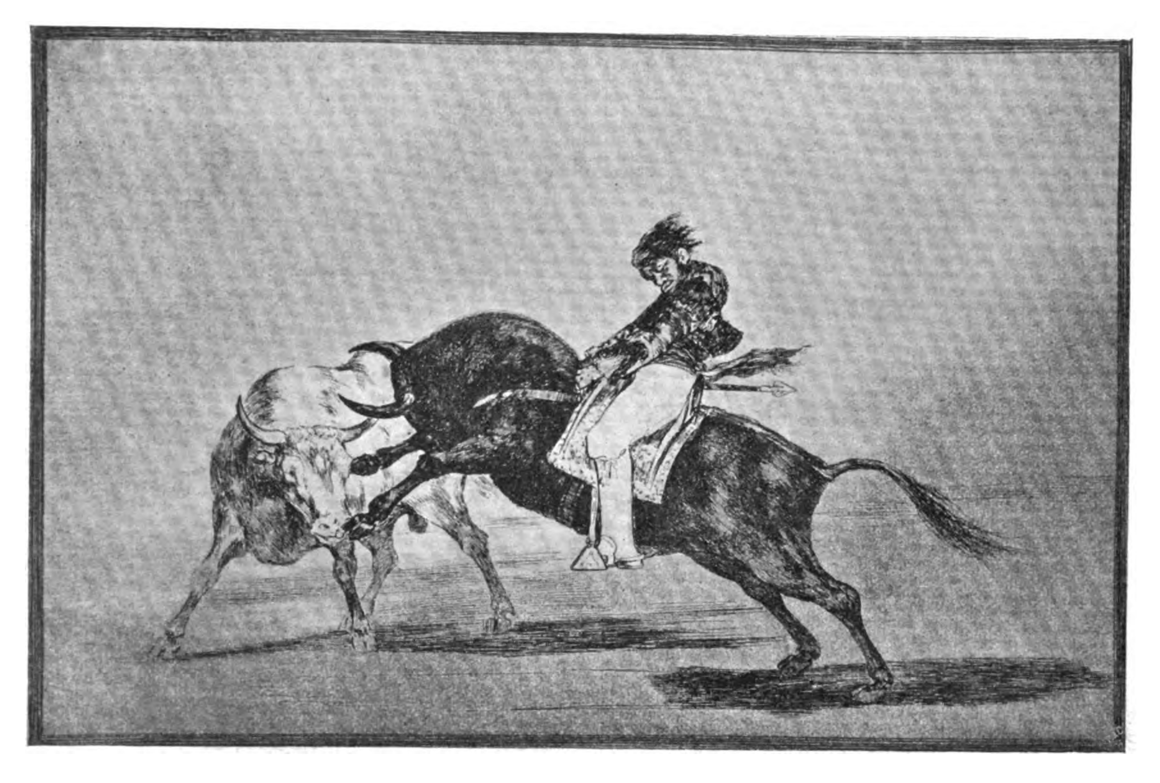


Fig. 275. Mariano Coballos, ein Indianer beim Stiergefecht.

nach. Der laute Schrei der Menge läßt den Banderillero die Größe der Gefahr schnell erkennen, und begünstigt durch den engen Raum, der das Tier in seinen Bewegungen hemmt, voltigiert er in den Kampfplatz zurück, bevor noch der Stier ihn mit seinem Horne erreichen kann.

Die Zuschauer, von ihrer Angst um den Banderillero befreit, brechen in Händeklatschen aus, und mit Stöcken, Schirmen und Fußtritten von der Barrera, den zunächst liegenden Sitzreihen aus, wird dem Stier der Rückweg durch eins der schnell geöffneten Thore gewiesen.

Wie ein riesiger Blumenkranz hängen und baumeln die sechs bunten Eisen um den Hals des Vierfüßlers, und bei jeder Kopfbewegung schmerzend, sind sie wohl dazu angethan, die Wut desselben zu erhöhen.

Eine halbe Stunde währt schon des Stieres Pein und Marter, der ungleiche Kampf zwischen Urkraft und List, zwischen Selbstverteidigung und Berechnung. Der Stier sehnt sich augenscheinlich nach seinem Stalle zurück und sucht nach einem Ausgang aus dem für ihn verhängnisvollen Platze. — Doch ein Geschrei der Menge in tausendfachem Wiederhalle zieht ihn von neuem nach der Mitte des Planes hin, aus dem kein Ausweg vor dem Tode möglich ist.

Wem gilt das Schreien, wohin zeigen die Finger?

Frascuelo, der glänzende Espada, hat vor der Loge des Ayuntamintento seinen Degen und sein rotes Tuch mit Grazie dankend in Empfang genommen. Mit diesen einfachen Waffen tritt er in die Arena ein, Mantel und Kopfbedeckung seinem Diener überlassend. Er geht langsam und doch kühn dahin, zum schrecklichen Spiele um Tod und Leben. Eine dünne Stahlklinge von toledanischer Arbeit, biegsam und scharf wie ein Dolch, kann er dem Ur bieten, weiter nichts. Kein Harnisch, kein Panzerhemd schützt seine Brust vor Stößen, vor Spießung mit dem Horne. Seide nur umhüllt die elastischen Formen des Körpers, bunter Flimmer statt der Eisenschienen die starken Arme. In Seidenstrümpfen und Schnallenschuhen, wie bei einer Parade,

tritt er dem Tiere entgegen, welches mit seiner Stirne Mauern zu zerbrechen imstande wäre und blickt ihm mit seinen stechenden Augen keck ins Angesicht.

Man spricht von Löwen, Panthern und Tigerkatzen, die des Menschen Auge zu bannen vermag, die dessen Blick nicht ertragen können und vor demselben furchtsam und erschreckt zurückfahren, ihm feige auszuweichen suchen. Nicht minder scheint der Stier verblüfft, verlegen, jetzt, da Frascuelo fast Stirn an Stirn vor ihm steht, ja selbst ohne Waffen ihn einige Schritte weichen macht. Es scheint, als ob das Tier das Bewußtsein seiner Kraft vor diesem Manne auf Augenblicke verloren. Wie Mauern stehen nun Stier und Mensch einander unbeweglich gegenüber. Ein Zucken, eine unbedeutende Bewegung vielleicht, und einer von beiden ist verloren. Der Vorteil scheint auf der Seite des rohen, urwüchsigen, gewaltigen Stieres; den Menschen jedoch unterstützt und schützt die List, die kalte Überlegung.

Still, fast atemlos verhält sich die Zuschauermenge. Tausende von Augen hält die kritische Situation gefesselt, gespannt. Die Haupterregung konzentriert sich in dieser letzten furchtbaren Szene, in welcher dem vergötterten Frascuelo die höchste Gefahr droht. Welch ein Ereignis wäre imstande, eines Spaniers Auge von diesem Schauspiel abzuleiten?

Sein scharlachrotes Tuch breitet der Espada nun ruhig aus, ohne sein Auge von dem des Tieres abzuwenden und hält es ihm plötzlich vor. Die verhaßte Farbe reizt den Stier gewaltig. Er hält nicht mehr Stand — den Kopf fast bis zu Boden neigend, springt er dieselbe an und dicht an der Brust des Mannes vorbei, der sich kaum vom Fleck bewegt, stößt er ins Tuch, ins Leere. Und nun beginnt das Spiel, die Neckerei, das Locken nach rechts und nach links, das Drehen im Kreise, denn immer der fatalen Farbe nach geht der Stier, indem er unablässig mit dem Horn das Tuch und nur das Tuch bearbeitet, bis es stückweise der Hand des Espada entfällt.

„Muorte, muorte!!“ — tönt es endlich von allen Bänken.

„Tod, Tod!!“ — das Volk will Blut sehen.

Langsam und mit Bedacht erhebt nun Frascuelo seinen Degen und hält ihn in der Höhe des Genickes seines Opfers zwischen den Hörnern des Tieres mit fester Hand horizontal hin. Nicht zittern darf er, noch zucken. Die Spitze des Degens muß den richtigen Fleck zwischen den Halswirbeln treffen, der nicht viel größer als eine Silbermünze ist. Ein Stich daneben tötet nicht, sondern erhöht für ihn nur hundertfältig die Gefahr.

Die Spannung im Zuschauerraum steigt bis aufs höchste. Eine Sekunde nur, ein Atemzug noch, und es fällt der Stoß, der Genickfang.

Ein Ruck des Stieres, ein Angstschrei, ein Blitzen des Degens in der Hand Frascuelos, ein Stoß folgen sich mit Gedankenschnelle. Der Stich sitzt jedoch nicht, er hat nur den Knochenwirbel getroffen. Die Klinge biegt sich und springt elastisch weit in den Plan ab.

Entsetzlicher Moment!

Der Stier schüttelt sich und brüllt in Wut. Frascuelo ist entwaffnet. Er springt einige Schritte zur Seite, denn er hat von niemand Hilfe zu erwarten, so sagen es die Gesetze des Stierkampfes.

Das rote Scharlachtuch wird ihm jedoch zum zweitenmal zum treuen Helfer in der Not. Dasselbe wieder und wieder dem wildanspringenden Tiere vorhaltend, weiß er es zu der Stelle hinzuleiten, wo sein Toledodegen im Sande liegt. Schon bückt er sich, um seine Waffe wieder aufzunehmen, doch mit Raserei anspringend, als errate er seine Absicht, vereitelt der Stier seine Bemühung. Wohl dreimal muß Frascuelo das Wagnis des Degensuchens wiederholen. Da endlich fühlt er die Waffe wieder in seiner Rechten, und zum zweiten Male die Klinge erhebend, senkt er die totbringende Spitze mit kurzer, fast unmerklicher Handbewegung seinem Opfer diesmal zwischen die Halswirbel ein.

Der Stier sinkt, wie vom Blitz getroffen, auf die Knie nieder, brüllt seinen dumpfen, letzten Schmerzenslaut, schwankt

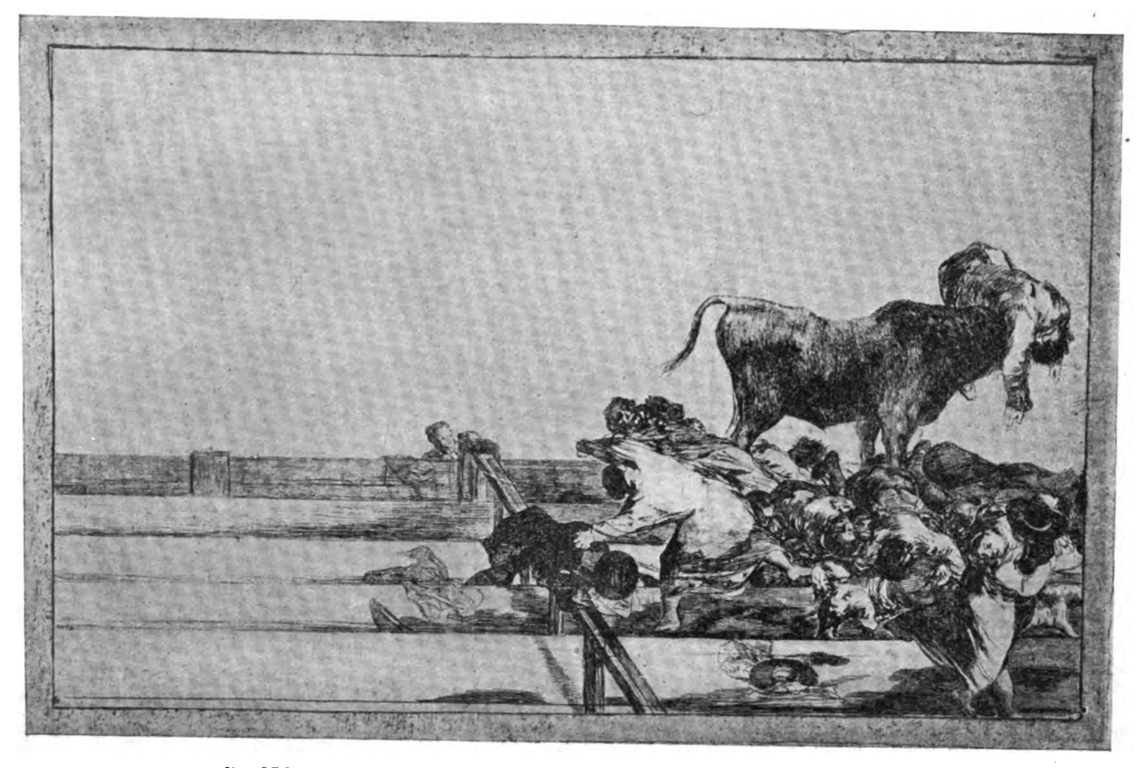


Fig. 276. Ein Unglück beim Stierkampf, das mit dem Tode des Alcalden geendet hat.

noch einmal mit dem Haupte nach rechts und links und sinkt dann sterbend zu den Füßen des Siegers langsam nieder.

Frascuelo hat ihm den Lebensnerv durchschnitten. Applaus, Bravos, Ströme des Beifalls ergießen sich von den Stufen des Amphitheaters auf den Tageshelden nieder, der mit seinem blutigen Degen dankend unter Trompetenklängen den Kampfplatz verläßt.

Unter den heiteren Weisen des Orchesters schleifen dann lustig galoppierende Maultierdreigespanne die vielen Tierkadaver in den Vorhof hinaus, und ein Morator vertilgt durch Ausstreuen von Sand die Blutspuren. Zu neuen Kampfesszenen rüsten sich Zuschauer und Toreros!

Bald wiederholt sich das Spiel mit frischen Kämpfern.

Ich habe wenig hinzuzufügen. Ich halte es auch nicht für nötig, die Parallelerscheinungen bei andern Völkern aufzuführen. So grauenvoll deutlich, wie die vorliegende Thatsache, kann keine Kritik reden. Wir müssen uns darauf beschränken, die Entwicklung zu verstehen und diese Entwicklung ist es ja auch, welche uns hier nur fesseln kann. Der Stierkampf in Spanien ist eine ethnologische Thatsache der reiferen Menschheit, deren Urgeschichte bis in die früheste Menschheit hineinreicht. Die Freude am Blute, das Jauchzen über das zusammenbrechende Leben, das Feiern der Tapferkeit der Toreros, das ist der Nachklang aus der Heldenzeit, und diese Heldenzeit selbst ist wieder weiter nichts, als eine Feierung der Triumphatoren des Daseinkampfes, nur ist sie in soziale und ethische Formen gebracht.

Das Bild selbst!

Ich habe in dem vorhergehenden Kapitel in Fig. 211 ein Gemälde wiedergegeben, welches uns den Büffel zeigt, wie er, umgeben von den Prairiewölfen, langsam seine Kraft einbüßt und verkommt. Das Bild des Bisons, des Repräsentanten gewaltiger Körperkraft, könnte hier ebenso gut abgebildet werden. Die fürchterliche Erfindungskunst, welche die Spanier an den

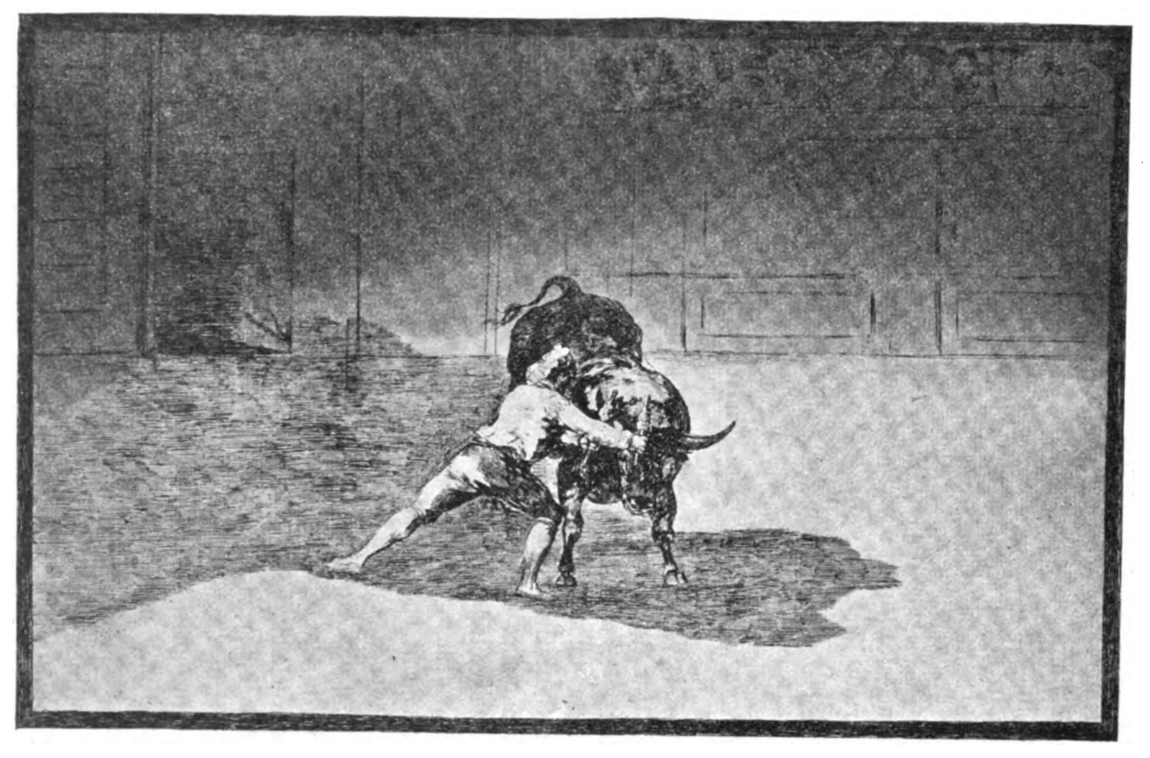


Fig. 277. Wie Martincho die Banderillen setzte.

Tag gelegt haben, erinnert nur allzu sehr an die Künste eines Mückenschwarmes, der ein in die Sümpfe geratenes großes Tier im Schlafe ums Leben bringt. Wie Wölfe und Hyänen stürzen sich in der Arena die Menschen auf den Koloß. Nur ihre Pfiffigkeit, die Schläue und raffiniert ausgedachten Schelmenstreiche verleihen ihnen den Sieg.

Es ist ein etwas grau gemaltes Spiegelbild des ursprünglichen Daseinskampfes der Menschheit, des Wettringens um Raum, Nahrung und Herrschaft. Es ist ein Spiegelbild, aufgefangen im Glase der reiferen Menschheit.

2. Die Tierfreundschaft.

Die Feindschaft, welche sich austobt, führt öfter denn einmal zur Freundschaft. Außerdem ist der Begriff der Tierwelt nicht als summarische Einheit aufzufassen. Es hat unter den Tieren immer Freunde und Feinde gegeben. Es ist darum wohl berechtigt, sowohl von einer Feindschaft, wie von einer Freundschaft zu reden, die auch heute noch im Herzen der Menschen nachklingt. Es wäre aber eine unberechtigte Forderung, wollte einer die Tiere selbst bezeichnen, auf welche sich diese Feindschaft oder Freundschaft bezieht. Die Wut, die uns heutzutage packt, wenn nächtlicherweile eine Mücke bald das rechte Ohr, bald die linke Seite, bald die Nase brummend bedroht und so am Schlafe hindert, diese Wut hat die Urmenschheit auch gekannt. Sie hat sich aber bei den ältesten Menschen sicher weniger gegen „die Mücke“ gerichtet, als etwa gegen ein kleines Wölflein oder dergleichen, das nächtlicher Weile immer wieder heulend und störend an das Lagerfeuer heranschlich. Wir schlagen heute nach unserer Mücke; der Mensch warf einst einen Holzkloß oder einen Stein hinter dem Wölflein her.

Just ebenso ist es mit der Tierfreundschaft. Von einem Seidenspitz hat der Urmensch natürlich nichts gewußt. Ob seine Liebe sich gerade auf einen Mops bezog, möchte ich doch sehr

bezweifeln. Nein, die ersten Freunde des Menschen haben ganz anders dreingeschaut und das möchte ich hier zeigen.

Wir können nämlich in der Menschheit zurückblicken so weit wir wollen. Einen Freund hat jeder Mann gehabt. Vielleicht wundert man sich darüber, daß ich den männlichen Freund so betone. Es scheint mir aber fast thatsächlich so, als ob gerade die Männer der niederen Welt mehr derartige tierische Koseobjekte besessen hätten als die Frauen. Ich will hier auch sogleich eine Angabe festlegen, welche die ursprünglichste Freundschaft mit den Tieren nach der Kulturgeschichte hin begrenzt. Je kleiner nämlich und je beweglicher im Herumziehen die Genossenschaft ist, desto deutlicher treten die Spuren der ursprünglichsten Tierfreundschaft auf. Ich will hierfür einige Beispiele geben:

Auf der Insel Sumatra zieht ein kleines Volk familienweise und unstet umher, die Kubus. Von ihnen wird gesagt, daß sie bisweilen einige Vögel in Gefangenschaft hielten und gewöhnlich von einem mittelgroßen Hunde begleitet würden. Die Vögel, die mehrfach als Genossen der Kubus erwähnt werden, haben absolut keinen speziellen Nutzen, sie dienen lediglich einer primitiven Geselligkeit.

Von den Indianern Brasiliens ist viel derartiges erzählt worden. Bei den Coroados am Xipoto fanden Spix und Martius mancherlei Papageien, einige Arten von Waldhühnern; Schildkröten schienen sogar mit zur Familie gerechnet zu werden. Die Indianer trennten sich sehr schwer von diesen kleinen Genossen. An einer anderen Stelle werden ganze Serien von Tieren erwähnt, welche sich in den Zelten wie Freunde und Genossen benahmen. „Oft findet man in den Hütten des Indianers ebenso viele gezähmte Affen als Menschen. Die kleineren Arten sind gleichsam die Schoßhündchen der Indianerinnen, bei denen sie auch während kühler Nächte, wie kleine Kätzchen schnurrend, Zuflucht suchen.“

Auf ozeanischen Inseln begegnet uns ähnliches. Die Vorliebe der Naurukanaken für Fregattvögel und eine Schnepfen-

art, die, in Mengen gezähmt, bei den Häusern auf eigens dazu errichteten Gerüsten gehalten werden, mag hier besonders betont werden. Eine Hütte ohne diese Vögel hat Senfft auf dieser ganzen Insel nicht bemerkt, sie gehören noch mehr zu jedem Haushalte, als bei uns der Kanarienvogel oder das Rotkehlchen.

Unsere Fig. 278 mag daran erinnern, daß diese Vorliebe für Vögel in unserem Dompfaffenkäfig und in der Vorliebe für einen Papagei oder Kanarienvogel, der dann und wann auch sogar einmal bei geschlossenem Fenster dem Käfig entlassen wird und fröhlich im Zimmer umher flattert, hie und da den Rein-



Fig. 278. Chinesen mit Vögeln spazieren gehend. Nach Hesse-Wartegg.

lichkeitssinn der Hausfrau auf die Probe stellend, nicht gipfelt. In mancher chinesischen Stadt kann man an warmen Sommerabenden die Welt des Gelehrtentumes, der Litteratur, Kaufleute und Stutzer auf den Wällen promenieren sehen mit den Augen herumflanierend oder auch in ein Buch vertieft, in der Hand oder auf der Schulter aber einen kleinen Käfig, in welchem ein Singvogel oder eine Wachtel herumhüpft. Es ist richtig, wenn ein Reisender sagt, das, was das Schoßhündchen bei uns sei, seien die Vögel bei den Chinesen.

Damit haben wir mehr oder weniger Tiere erwähnt, welche der Mensch eingefangen hat. Wir dürfen nicht vergessen, daß

es auch solche giebt, welche sich dem Menschen aufdrängten. Und giebt es auch nicht viele, so ist doch ein klassisches Tier zu nennen: der Hund. Die Freundschaft des Menschen mit dem Hunde hat wohl der Hund selbst angebändelt. Als ein frecher kleiner Räuber zog er hinter den Menschen her, an den Lagerplätzen liegen gelassene Knochen aufsuchend und auch sonst häßliche Abfälle aufstöbernd. Der Hund war kein Kostverächter. Zu feige, um großen Widerstand zu leisten, ward er kein besonders ernstlicher Feind des Menschen. Immer näher kam er an das Lagerfeuer, ein gutmütiger Geselle warf ihm einen Knochen hin. Die Freundschaft war eingefädelt.

Man mag vielleicht entgegnen, daß der Mensch den Hund zu Jagdzwecken zu sich herangezogen habe. Damit würden wir aber dazu kommen, den ursprünglichen Menschen eine große, zweckbewußt durchgeführte Handlung zuzuschreiben, welche als eine Erziehungsthat in Wirklichkeit nicht denkbar ist. Gerade beim Hunde, glaube ich, liegt der Fall so, wie ich ihn eben geschildert habe, während bei anderen Tieren die Verhältnisse einen andern Weg gegangen sind.

Um dies zu erhärten, brauche ich z. B. nur einen Bericht wiederzugeben über die Art, wie die Hunde in den Indianerdörfern sich benehmen, eine Art, die unserem Berichterstatter gar traurig erschien, denn er stimmt ein Lied des Jammers an, klagend, wie ihn die Hunde verfolgt hätten:

Die Wilden haben deren stets eine große Menge, welche ihnen unaufhörlich folgen und ungemein ergeben sind. Sie schmeicheln nicht sehr, weil man sie nicht liebkost; sie sind aber kühn und sehr gut zur Jagd. Man richtet sie beizeiten zu den verschiedenen Jagden ab. Die Sorge für ihr Fressen beschäftigt ihre Herren niemals. Sie leben nur von dem, was sie finden können; sie sind auch beständig mager und haben so wenig Haare, daß ihre Blöße sie die Kälte sehr empfinden läßt. Wenn sie nicht an das Feuer kommen können, wo sie nicht alle Raum haben würden, wenn auch niemand in der Hütte wäre, so legen sie sich auf das erste Bette, welches sie antreffen, und

man wacht oftmals des Nachts davon auf, daß man von einem Haufen Hunde fast ganz erstickt ist. Man bemüht sich vergebens, sie wegzujagen, sie kommen sogleich wieder. Ihre Unverschämtheit fängt am Tage wieder an. Sie sehen keine Speise zum Vorschein kommen, wovon sie nicht ihr Teil haben wollen. Ein armer Missionar, welcher halb beim Feuer liegt und wider den Rauch kämpft, der ihm kaum erlaubt, sein Brevier zu lesen, ist den Anfällen einer Menge Hunde ausgesetzt, welche vor ihm hin und wieder laufen und nach einem Stück Fleisch rennen, welches sie erblickt haben. Reicht man ihnen etwas zu essen, so hat er Mühe, sich wider diejenigen zu verteidigen, die ihn von vorn angreifen, und wenn er seine Portion in Sicherheit zu haben meint, so kommt einer von hinten, der ihm die Hälfte davon wegschnappt oder es in die Asche fallen läßt.

Ich glaube, hieraus spricht ein gewichtiges Stück Entwicklungsgeschichte. Ich schließe wenigstens hieraus, daß die Feuer-Hütten- und Dorfgenossenschaft mit den Hunden sich auf die Weise eingefunden hat, daß der Mensch dem Hunde erlaubte, dem Feuer immer näher zu kommen.

Wie gesagt, war es wohl bei anderen Tieren ganz anders. Auch hier aber haben wir einige Anhaltspunkte. In Fig. 119 ist eine japanische Zeichnung abgebildet, welche darstellt, wie ein Ainoweib einen jungen Bären nährt. Und gelegentlich der Schilderung amerikanischer Büffeljagden nach Catlin haben wir gesehen, wie die jungen Kälber mit nach Hause genommen werden, auf welche Weise die Indianer ihr Vertrauen zu gewinnen wissen. Damit ist wohl der Weg der Tierfreundschaft nach einer anderen Richtung geboten. Wir hören auch, daß die Indianer junge Vögel aus dem Neste, junge Affen von der Mutter wegfangen, um sie mit nach Hause zu nehmen und hier aufzufüttern.

Einen ausgesprochenen Zweck hat diese erste Zähmung und Anfreundung nicht gehabt, denn es sind zumeist unbrauchbare und wenig nützliche Tiere, welche so in der Gefangenschaft aufgezogen werden. Diese Tiere werden auch zunächst nicht ge-

schlachtet, werden nicht gegessen, ihre Milch wird nicht genossen, ihre Eier werden nicht angerührt, — es sind absolut platonische Freunde, diese ersten Tiere.

Erst sehr in zweiter Linie mag eine thatsächliche Verwendung der Tiere stattgefunden haben, eine Ausnutzung zur Jagd, bei der Arbeit, zum Ziehen ꝛc., in der Viehzucht. Auf der Jagd hat der Mensch die Tiere nicht so kennen gelernt, daß er sich hätte klar darüber werden können, wobei, in welcher Richtung, zu welchem Zwecke man das eine oder andere der Tiere ausnutzen könne. Die Tierfreundschaft muß der Tierzucht vorangegangen sein. Und das ergiebt sich aus sehr vielen einzelnen Zügen. Wenn z. B. noch heute eine große Völkermenge wohl eine umfangreiche Rinderzucht betreibt, niemals aber Milch trinkt, so beweist das, daß das Tier sicherlich nicht des Zweckes halber zuerst gezüchtet wurde, denn sonst würde der Mensch sich bemüht haben, die Ausnutzung möglichst weit und umfassend zu gestalten, er würde sicherlich auch die Milchfrage in den Vordergrund gestellt haben. Ich nehme also an, daß der Mensch zuerst aus reiner Freude an der Kameradschaft, an der Hausgenossenschaft diese Tiere als Junge eingefangen, sie aufgepäppelt, großgezogen und dann immer näher kennen gelernt hat. Bei der Anbahnung der ersten Ausnutzung mag mancherlei Zufall resp. nebensächliche Erscheinung den Menschen zu allerhand Entdeckungen geführt



Fig. 279. Chinesische Jagd auf Fische mit Hilfe von Vögeln. Nach Colquhoun.

haben. Der primitive Tierzüchter mag manchmal verblüfft dagestanden haben, wenn sein Zögling plötzlich, dem Instinkte nachgebend, irgend eine räuberische That vollführte, wenn er z. B. aufstieg in die Lüfte, einen Reiher zu töten, wenn er in das Wasser stieß, einen Fisch heraufzuholen, wenn er in die Bäume kletterte und die Früchte herabwarf, wenn er davonsprang und mit einem Hasen wiederkehrte. Diese Beute: Reiher, Fisch, Frucht, Hase waren zunächst sicherlich nicht für den Herrn bestimmt; sie galten vielmehr einem eigenen Frühstück. So dachte das Tier, ganz anders der Herr. Oho, meinte dieser, das könnte man ja ausnutzen! Dann mag der Herr die Beute mit dem Tiere geteilt haben. Ich werde im folgenden eine ganze Reihe von Beispielen bringen, die ich auf derartig primitive Züchtungsversuche, hervorgegangen aus rein platonischer Tierfreundschaft, zurückführe.

Schon die alten chinesischen Berichte haben die verschiedensten Arten des Fischfanges geschildert. Eine ganz hervorragende Stellung nahm jedenfalls der Fischfang mittels Raben ein. Alte Nachrichten sagen: Außer daß die Fischer bei großen Fischereien Netze und bei kleinen Angeln gebrauchen, bedienen sie sich auch in verschiedenen Provinzen einer Art von Raben, die sie dazu ebenso wie die Hunde zur Hasenjagd abrichten. Mit aufgehender Sonne sieht man auf den Flüssen eine Menge Boote, an deren Vorderteilen verschiedene solcher Vögel sitzen. Wenn man ihnen zum Zeichen das Wasser mit einem Ruder schlägt, so fliegen sie in den Fluß, einer hier, der andere da, tauchen unter und führen die Fische, in der Mitte angefaßt, in die Höhe, worauf sie solche in die Barke bringen. Der Fischer nimmt den Vogel, hält ihm seinen Kopf niederwärts und streicht ihm alsdann den Hals mit der Hand, damit er die kleinen Fische, die er verschlungen hatte, wieder von sich giebt. Ein Ring, am unteren Teile des Halses, hatte verhindert, daß solche nicht weiter hinabgingen. Nachdem das Fischen vorbei ist, nehmen sie diesen Ring ab und geben dem Vogel zu fressen. Ist der Fisch für einen Vogel zu groß, dann stehen sie einander bei; einer faßt den Kopf, der andere

den Schwanz, und so bringen sie ihn in ihres Herren Boot. — An anderer Stelle wird gesagt: Ist der Fisch für den Vogel zu groß, daß er ihn nicht heraufbringen kann, so macht er ein Geräusch im Wasser, damit ihm der Schiffer zu Hilfe komme. Wenn sie für ihren Eigentümer genug gefischt haben, so wird ihnen der Ring abgenommen, und sie haben Erlaubnis, nun für sich zu fischen. Im Falle sie keine Lust haben, unterzutauchen,

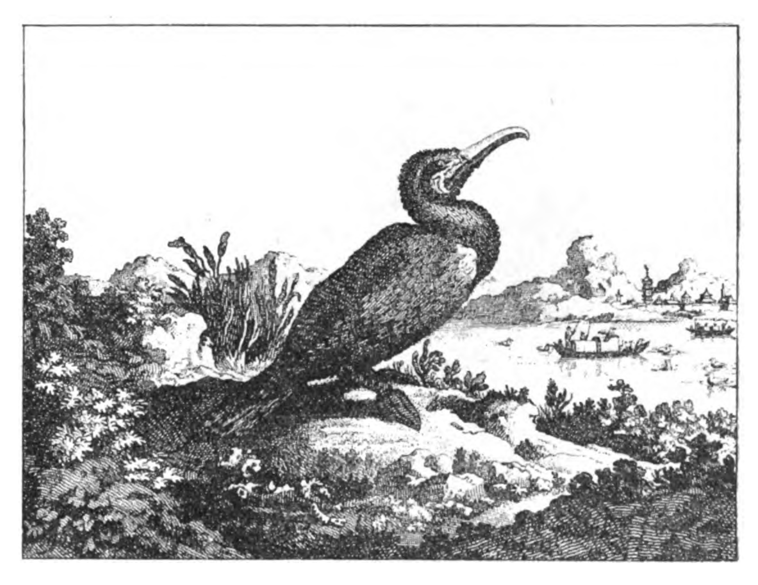


Fig. 280. Chinesischer Fischereivogel. Nach altem Kupfer.

werden sie durch Schläge dazu gebracht. Die Fischer bezahlen dem Kaiser für den Gebrauch dieser Vögel, welche bei den Chinesen sehr viel gelten, eine jährliche Steuer. Einer von denen, die wohl abgerichtet sind, wird oftmals für 50 Tael Silber verkauft, welches an 150 Gulden beträgt. Die Holländer wollten ein paar von einem alten Fischer kaufen, von dem sie einige Karpfen bekamen. Er wollte sie ihnen aber nicht verkaufen, weil sie zur Unterstützung seiner Familie dienten. Er konnte

ihnen nicht sagen, woher diese Vögel kämen, oder wo sie abgerichtet würden, und meldete ihnen nur, daß sie ihm von seinen Vorfahren gelassen worden und sehr selten brüteten.

Colquhoun schreibt von seinen Erfahrungen mit den Vögeln:

Die Fischer waren äußerst höflich und zuvorkommend und erklärten sich auf unsere Bitte sofort bereit, uns das Verfahren beim Fischen mit den Vögeln zu zeigen. Auf Befehl des Vor-



Fig. 281. Falkner in Turkestan. Nach Photographie.

mannes löste jeder zwei der Vögel von der Kette, die nun sämtlich paarweise unaufgefordert sich auf den Rand eines der Kanoes setzten, wo sie ein lautes Geschrei, eine Art Krächzen hören ließen, das Hunger anzudeuten schien. Es war ein freßgieriger Schrei, wenn man so sagen darf; vielleicht veranlaßte sie teilweise aber auch ein starker Bindfaden, der ihnen um den Hals gebunden war, um sie am Verschlucken der Fische zu verhindern, das Gekrächze auszustoßen. In wenigen Minuten waren alle

30 Fischer in den Kanoes, welche in höchst primitiver Weise aus drei dünnen Planken, die mit Rohr zusammengefügt und vorn und hinten mit einem Querstück versehen, hergestellt waren. Jeder Fischer hatte zwei Vögel bei sich. Auf ein gegebenes Zeichen stießen sie ab und begannen gegen den Strom aufzuarbeiten, wobei sie einen langen Bambusstock als Riemen benutzten und ihre Bewegungen mit lautem Schreien begleiteten.

Dann springen die Flußraben ins Wasser, während die Fischer Netze über Bord werfen, mit denen sie den Fluß absperren. Die Vögel tauchen mittlerweile unter, holen die Beute

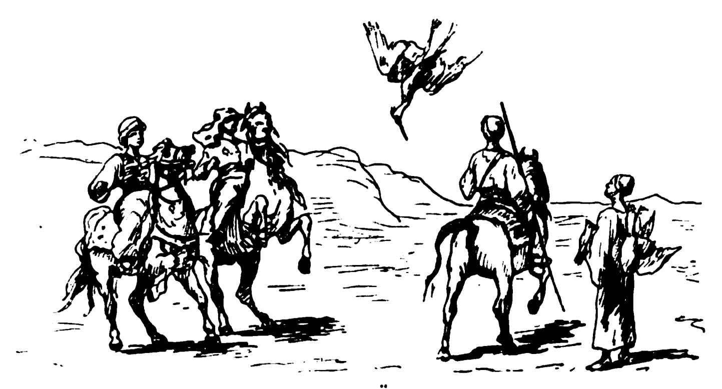


Fig. 282. Reiherbeize in Ägypten. Nach Ebers.

herauf und bringen sie den Fischern. Leider wurden bei dem Zuge, dem wir zusahen und der etwa zehn Minuten dauerte, keine Fische gefangen, wahrscheinlich, weil, wie die Leute erzählten, es nicht die richtige Tageszeit — es war 8 Uhr morgens — war. In einzelnen Gegenden Chinas sollen die Vögel so klug und so vorzüglich abgerichtet sein, daß sie ohne den Halsring losgelassen werden und doch die Fische abliefern. Sie scheinen die Stimme ihres Herrn zu kennen und kehren auf dessen Ruf sofort zurück. Fängt einer derselben einen Fisch, der für ihn allein zu schwer ist, so soll ein zweiter ihm zu Hilfe kommen. Nach jedem Fange erhalten sie zur Belohnung etwas

Futter, entweder einen Fisch oder ein Stück Bohnenkuchen. (Siehe Fig. 279 und 280.)

Ein Beispiel dieser Art genügt. Ich brauche nicht mit gleicher Ausführlichkeit auf die Reiherbeizen, die Verwendung von Falken und Steinadlern zur Jagd hinzuweisen. Wir werden hier genau dieselbe Erscheinung haben. Ursprünglich aus Nestküken aufgezogen, waren die Tiere erst nur Hausgenossen. Eines Tages leitete der Instinkt sie zu der Jagdart ihres Schlages, und des Menschen zweite Thätigkeit beruhte nur darin, solche Jagdform für sich auszunutzen. Dabei ergab es sich von selbst, daß die Jagdvögel nicht nur selbst jagten. Auch der Lockvogel ward so ohne weiteres entdeckt. Der Mensch kann mit Leichtigkeit gesehen haben, wie eine gefangene Taube z. B., auf einer Stange vor dem Hause sitzend, alsbald verschiedene wilde Genossinnen auf die in der Nähe stehenden Bäume lockte. Der Mensch griff zum Bogen, nutzte die Gelegenheit, schoß die herangelockten Tiere nieder. Er setzte darauf den Vogel in den Busch, verbarg sich selbst zwischen den Zweigen, wieder lockte die Taube ihre Genossinnen, — eine neue Jagdform, welche in der Südsee z. B. sehr verbreitet ist, war erobert.

Der Ausnutzung der Tierwelt ging also in ersten Zeiten ausgedehntere und eingehendere Bekanntschaft und Freundschaft voraus. Das ist bei uns heute noch ebenso. Ich erinnere nur an die Katzen und an die Brieftauben. Die Katze vertritt das zweite Stadium, jene Form, in welcher das Tier nur zum Freunde geworden ist, sich selbst überlassen ist und einen behaglichen Lebenswandel führt. Wenn wir Mäuse haben, schaffen wir uns eine Katze an, der Katze brauchen wir nur wenig Essen zu geben, und sie jagt die Mäuslein. Angenommen nun, wir wären ausgeprägte Liebhaber von Mäusebraten, dann würden wir den letzten Teil der Zucht wohl auch durchzuführen vermögen, wir würden es der Katze beibringen, die Mäuse zu apportieren und abzuliefern. Nach altem Schema wäre damit eine neue Jagd, ein neuer Braten eingeführt. In dem Momente, wo ich dieses schreibe, packt mich ein großes Interesse für

den Fall. Wahrhaftig, Mäusebraten muß ganz gut schmecken. Die Tiere nähren sich sehr redlich von Brot und sauberem Speck, dann und wann vielleicht vom Tapetenkleister, aber so schlimm ist die Nahrung auch nicht, — wahrhaftig, man sollte die Mäusespeise einführen, sie scheinen mir appetitlicher als Froschschenkel.



Fig. 283. Die Katze als Jagdtier bei der Vogeljagd. Altes Ägypten. Nach Wilkinson.

Man sieht, es ist dies ein sehr leicht zu verstehender Entwicklungsgang, der nur da hinauszielt, das auszunutzen und anzuwenden zu verstehen, was die Natur in der Tierwelt auf dem Präsentierteller bietet. Der Ägypter, der eine Katze zum Vogeljagen benutzte (siehe Fig. 283), Affen zum Ernten und Früchtesammeln (siehe Fig. 284), hat der tierischen Hausgenossenschaft noch näher gestanden als wir und konnte somit auch manches Experiment ausführen, welches sich den vorherbeschriebenen Ver-

suchen und Unternehmungen direkt anschloß. Wenn der indische Fürst Leoparden auf der Jagd benutzte, so will das alles auch nicht viel mehr heißen. Sicher ist jedenfalls, daß die ersten Epochen der reiferen Menschheit eine große Menge von Experimenten dieser Art gezeitigt haben, von denen viele allerdings nur eine vorübergehende Bedeutung gehabt haben. Erhalten hat sich das Allerwenigste. Dies Wenige aber ist immer weiter ausgebildet worden, immer verfeinert worden; die Zucht wurde vervollständigt, die Psychologie des Tieres wurde auf praktischem

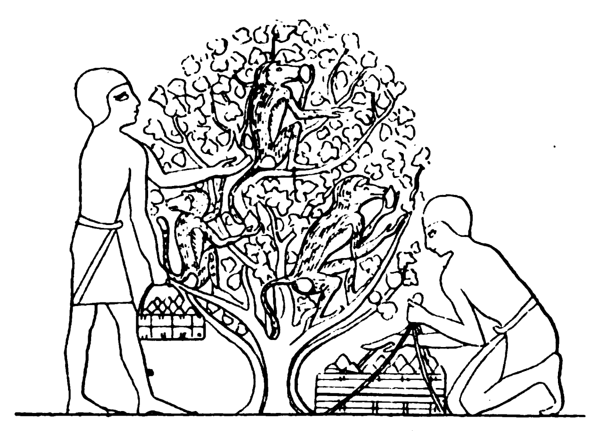


Fig. 284. Affen helfen bei der Feigenernte. Altes Ägypten. Nach Erman.

und theoretischem Wege studiert, Probleme der Rassenmischung drängten sich auf; so wurde aus der urwüchsigen Ausnutzung eine Kunst.

Mag diese Kunst auch noch so hoch entwickelt werden, sie reicht zurück bis in die frühesten Zeiten der Menschheit. Sie wird fortgeführt werden bis zum Aussterben des letzten Tieres.

Und immer wird die ursprüngliche Regung wieder durchdringen. Der Jäger, welcher gar einsam mit wenig menschlichen Hausgenossen und mehreren Hunden, dazu wohl einem gefangenen Fuchse, einigen Vögeln und dergleichen lebt, der wird

uns immer wieder erfreuen und erfrischen, wenn er in gutherzigem Jägerlatein allerhand aus dem Leben von der Klugheit der Tiere zu erzählen weiß. Wir mögen oft lachen; es ist sehr viel Wahres daran. Dieses Leben mit der Tierwelt hat außerdem eine Folge, die wir den einzelnen Ständen und gerade dem Jäger oftmals anzumerken vermögen. Jeder, der einige wirkliche, echte Jäger — ich meine natürlich nicht Sonntagsjäger — kennt, wolle sich einmal die Frage vorlegen, ob diese Leute nicht eine ganze Reihe von Charaktereigentümlichkeiten haben, deren Entwicklung vielleicht auf den ständigen Verkehr mit der Tierwelt zurückgeführt werden kann.

Und doch liegt die höchste Kunst noch nicht beim dressierten Hunde.

Nicht nur die jägerischen Eigenschaften der Tiere hat der Mensch auszunutzen verstanden. Er hat auch andere Eigenschaften erkannt und zu verwenden gewußt. Wir kommen an eines der wichtigsten Kapitel der Kulturgeschichte, die Entwicklungsgeschichte der menschlichen Fahrwerkzeuge. Ehe der Mensch die Tiere zum Fahrdienste, also zum Ziehen benutzte, war die Transportform eine recht kümmerliche. Auf dem Wasser hatte man es ja ziemlich weit gebracht (siehe das entsprechende Kapitel über die Entwicklungsgeschichte der Schiffahrt im dritten Buche meiner Weltgeschichte des Krieges), auf dem Lande kannte man aber wenig mehr als den Transport auf den Schultern, resp. auf der Tragbahre (siehe Fig. 285). Jedenfalls ist so viel sicher, daß der Mensch direkt oder indirekt Transporteur resp. Träger war (siehe auch Fig. 296 und 297). Mit der Ausnutzung der Tierwelt änderte sich dieses von Grund auf. Die Tierwelt hat den Menschen zur Erfindung des Schlittens und des Wagens gedrängt.



Fig. 285. Frau aus Palästina, ein Kind auf den Schultern tragend. Nach Mason.

Wie der Schlitten erfunden wurde?

Ich glaube, die Sache war sehr einfach. Man hatte viel-

leicht einen Hund an ein Brett festgebunden, damit er nicht entwischen könne. Der Hund zog an, schleifte im Schnee das Brett mit. Der Mensch sprang schnell auf das Brett, um es so zu beschweren und festzuhalten. Und heisa! von dannen sauste die erste Schlittenfahrt, der nur noch der Zügel fehlte. Die große Entdeckung war gemacht. Es bedurfte nur geringer Umformungen.

Wir können es nicht beweisen, aber es ist anzunehmen, daß die Hunde die ersten Zugtiere in diesem Sinne waren. Ich habe aber diesen Fall nicht genügend untersucht; auch das Renntier könnte in Frage kommen. Von anderen Tieren glaube ich das nicht, da sie nicht eigentlich Hausfreunde und gleichzeitig ihrem natürlichen angeborenen Schrittmaße zufolge als Schlittenzugtier geeignet waren. Es ist übrigens, da ich mich bei den Tieren aufhalte und die Beziehung des Menschen zu den Tieren in diesem Werke das Grundthema bildet, nicht meine Sache, mich auf die Entwickelungsgeschichte des Schlittens oder des Wagens einzulassen. Jedenfalls ist der Gedanke sehr naheliegend, daß, nachdem einmal der Schlitten auf winterlichen Eisgegenden erfunden war, der Wagen resp. das Walzenrad in sommerlichen Gegenden nicht zu spät folgte. Daß der Begriff des Schlittens oder das wesentliche Hilfsmittel des Tieres der Menschheit nicht unbekannt war, geht aus der Art und Weise hervor, in welcher die alten Assyrer, Ägypter und wohl auch die alten amerikanischen Kulturvölker ihre großen Steinblöcke „schleiften". Daß das Walzenrad nicht unbekannt war, geht



Fig. 286. Ein Vornehmer auf den Schultern seines Sklaven. Lunda. Nach Pogge.

aus der Methode hervor, in welcher die alten Schiffbauer primitivster Sorte ihre Boote auf Rollen aus dem Wasser aufs Land und vom Lande in das Wasser zurückrollen ließen.

In welcher Reihenfolge nun die verschiedenen Tiere das Ziehen lernten und ausführen mußten, kommt hier verhältnismäßig wenig in Betracht. Es steht fest, daß von den vielen Tieren (Hund, Kamel, Renntier, Ochse, Esel, Pferd, Elefant 2c.), welche den Zugstrang der Schlitten und Wagen gezogen haben, nur sehr wenige in dieser Arbeitsleistung sich bewährt und erhalten haben. Der Elefant mit seiner Riesenarbeitskraft ist



Fig. 287. Koreanischer Vornehmer auf der Tragbahre. Nach Zeichnung.

durch die geringe Menge seiner Vertreter und seiner klimatischen Bedürfnisse begrenzt. Der Hund hat sich mehr vor dem Schlitten als eigentlich vor dem Wagen bewährt; das Kamel hat einen nicht gerade sehr angenehmen Tritt, und der Ochse ist einerseits zu plump und schwer, anderseits entweder zu langsam oder zu schnell. Bleibt als wichtigstes Zugtier das Pferd übrig. Und das Pferd übernahm noch eine weitere Thätigkeit; es ließ sich ausbilden zum wichtigsten Reittiere des Menschen.

Die verschiedenen Tiere haben ihre verschiedenste Bedeutung angenommen, an jedem einzelnen hat der Mensch eine besondere Stärke herauszufinden gewußt, oder man kann es auch so sagen:

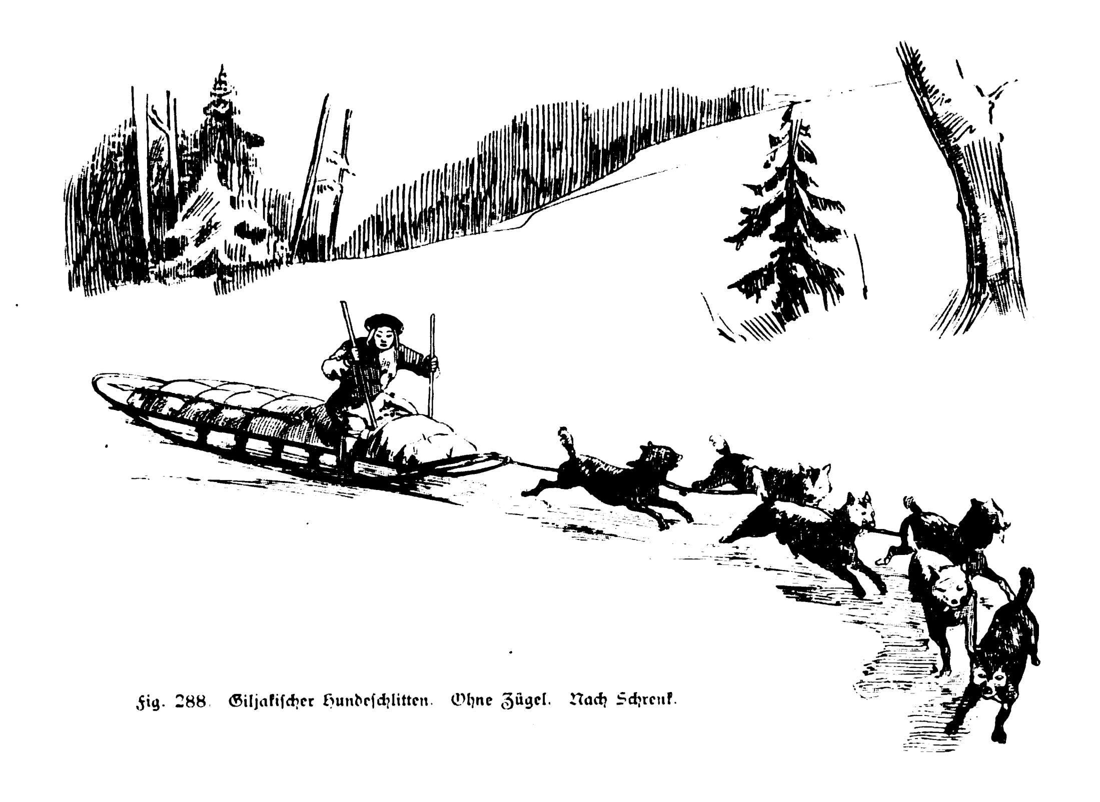


Fig. 288. Giljakischer Hundeschlitten. Ohne Zügel. Nach Schrenk.

jedes einzelne wußte dem Menschen eine besondere und eigenartige Kulturförderung aufzudrängen. Gelehrte, die, wie z. B. Heinrich Schurz, mehr das Geniale und Schöpferische, das Emporschnellende der menschlichen Kultur betonen, sagen, der Mensch habe es den Tieren abgelauscht, habe den Fortschritt den Tieren aufgezwungen. Ich dagegen werde immer mehr dazu neigen, das Triebartige der menschlichen Kultur zu betonen. Ich bezweifle es und werde es fürs erste immer bestreiten, daß es überhaupt möglich wäre, die Natur zu beobachten mit dem ausgesprochenen Zwecke, eine Förderung zu entdecken. Das ist sowohl für die Naturvölker wie fast sogar für uns unmöglich.

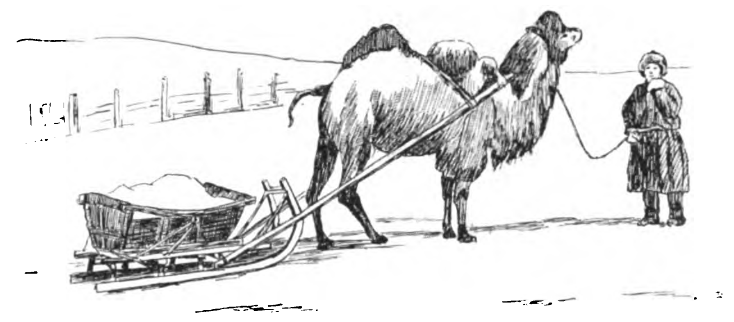


Fig. 289. Eisschlitten der Burjäten. Am Amur. Nach Photographie.

Wolle mal einer etwas erfinden und erfinde er es! Was der Mensch nicht beobachtet hat, das kann er nicht nachmachen, nicht erzielen. — Deshalb sage ich, die Tiere haben sich dem Menschen aufgedrängt. An anderen Orten spreche ich davon, daß die Natur, sei es das Pflanzenleben, sei es eine physikalische Eigenschaft, sei es was es für eine Naturerscheinung geben mag, dem Menschen sein Wesen lehrte. Sicher ist für mich, daß zuerst immer die Erfahrung war, die Erfahrung und die Beobachtung.

Ich stehe auf dem Standpunkte, zu behaupten, daß das einzige, was den ursprünglichen Menschen vor allen anderen Geschöpfen dieser Erde auszeichnete, ein schnelles und scharfes

Erfassen der Ausnutzungsfähigkeit gewesen ist, eine Fähigkeit, die ihn überall so bald erkennen ließ, in welcher Richtung eine von der Natur gegebene Thatsache oder Erscheinung ausnutzungsfähig sei. Der Mensch hat in diesem Falle eine außerordentliche Ähnlichkeit mit seinem Vetter, dem Affen. Eine bekannte Eigenschaft, deretwegen man ähnlich funktionierenden Menschenkindern das schöne Beiwort Affe beilegt, hat sicherlich dem ursprünglichen Menschen nicht gefehlt. Nur daß bei den Menschen das Talent sich mit klarem Bewußtsein der Nützlichkeit gepaart und entwickelt hat, während beim Tier, insbesondere beim Affen, langsam die Nachbildungskraft zur automatischen, geistlosen Thätigkeit herabsank. Die Nachahmungskunst des Affen ist aus derselben Quelle hervorgegangen wie die Schöpfungskraft des Menschen, nur daß wir beim ersteren eine traurige

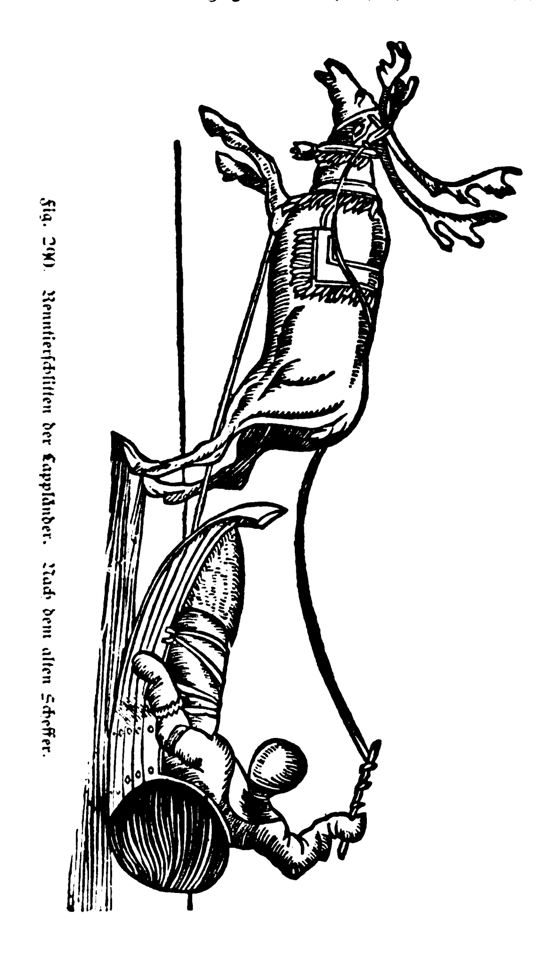


Fig. 290. Renntierschlitten der Lappländer. Nach dem alten Scheffer.

Verkümmerung, beim letzteren eine großartige Entwickelung beobachten können.



Fig. 291. Ochsenschlitten auf Madeira. Nach Photographie.



Fig. 292. Persischer Reisewagen; Baku. Nach Photographie.

Eine solche Meditation gehört wohl in ein Buch, welches das Verhältnis zwischen Mensch und Tier und die Entwickelung des Menschen bis in seine reiferen Epochen verfolgen soll.

Diese natürliche Betrachtung wird immer mehr Wert behalten als pompöse Konstruktionen, wie sie pietistische Menschen heute noch gerne ausführen. Wir können stolz sein, können uns über jede neue Erkenntnis freuen, wenn wir auch vielleicht zunächst nicht immer das Grandiose und Größere in der neuen Erkenntnis zu verstehen vermögen. Es wird mir ein Stolz sein, und ich werde es immer mit vollstem Ernste und größter Energie betonen, daß ich glaube: je tiefer wir die Quelle des Menschentums legen, desto großartiger muß sich das Bild seiner Schöpfung gestalten. Unser Streben muß

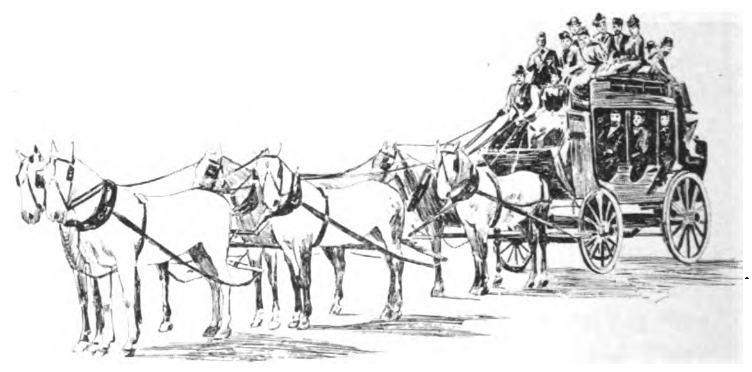


Fig. 293. Mailcoatch. Nach Photographie.

dahin gehen, die kulturelle Entwickelung des Menschen vom Tiere bis zu uns hinauf zu verstehen. Und es wird mir immer wieder Freude bereiten, in Anbetracht des Ernstes und der Schwierigkeit der Aufgabe, mich in der Mußestunde wieder einmal recht herzlich auslachen zu können, wenn etwa die Kölnische Volkszeitung und Genossen in tiefer Erregung der Welt wieder kund thun, daß Leo Frobenius, wie sie sich so scherzhaft ausdrücken, „für die Affentheorie Lanzen gebrochen" habe.

Lassen wir uns dadurch aber nicht von unserem Wege abbringen, und leben wir der Überzeugung weiter, daß die Wissenschaft auch ohne Erlaubnis der Kölnischen Volkszeitung sich

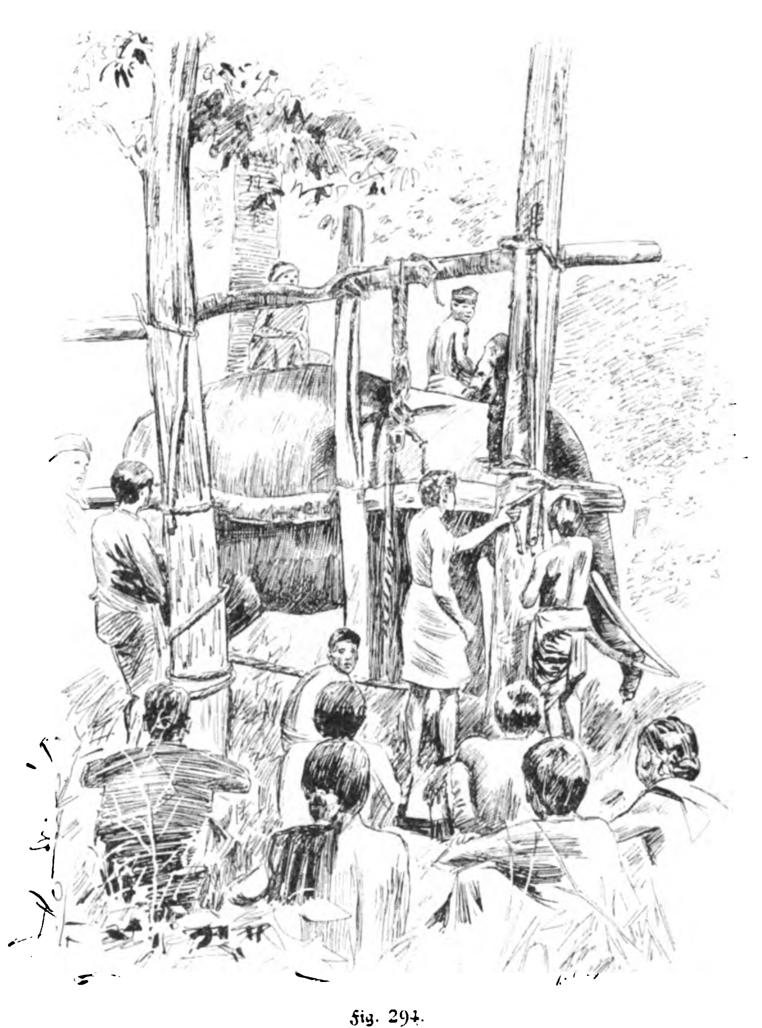


Fig. 294.
Indischer Elefant neu eingefangen zum Zähneabschneiden gefesselt. Nach Photographie.

weiter entwickeln wird. Jeder Mensch, der ein Stück von der wahren Religion im Leibe hat, gleichgültig ob er Jude oder



Fig. 295. Indische Elefanten bei der Arbeit. Nach Photographie.



Fig. 296. Indischer Elefant, Baumstämme ziehend. Nach Ferraro.

Christ, Protestant oder Katholik ist, wird religiös bleiben können, unbeschadet der Affentheorie. Wir wissen heutzutage so

vieles von menschlichen Schwächen, welche sich in allen Arten aller Religionsgeschichten abgespielt haben, daß wir wohl sagen können, eine weitere Erkenntnis kann eher fördern als schaden. Wer an Gott glaubt, der kann höchstens an Ehrfurcht, Dankbarkeit, Hoffenskraft gewinnen, wenn er sieht, daß die gnädige Erhöhung des Menschen aus noch viel tieferen Stadien ihn hinaufzog, als man bis dahin geglaubt hat.

Und nun kommen wir zu der größten Leistung, welche tierische Kraft im Dienste des Menschen vollbracht hat. Viehzucht und Ackerbau, die beiden gewaltigen Stützen unserer Kultur, erheben sich als mächtige Leistungen, man möchte sagen als ewige gewaltige Faktoren aus der Freundschaft, der Bekanntschaft, der Tändelei mit dem Tierleben. Man hat früher so oftmals Stufen der Entwickelung in bestimmten Reihenfolgen aufstellen wollen: Jägerleben, Nomadentum, Ackerbau. Das hat sich längst als irrtümlich erwiesen, allein deswegen schon, weil ohne Viehzucht eigentlich kein Ackerbau und ohne Ackerbau keine Viehzucht möglich ist. Das will ich hier auch mit wenigen Worten besprechen.



Fig. 297. Indionesier mit dem Pflanzstock. Nach Jacobsen.

Die erste Stufe der Menschheit repräsentierte jedenfalls Jäger und Sammler. Man hat Larven und Käfer und Eier und Beeren und Früchte und Wurzeln gesammelt. Besonders den Frauen fiel solches zu. Der Mann ging auf die Jagd. Vom Sammeln der Wurzeln und Früchte kam man sehr leicht zum Anpflanzen. In ausgezeichneter Weise zeigt sich uns der

Übergang vom Sammler zum Pflanzer bei einem Volke, welches zwischen Lomami und Tschuapa im Innern Afrikas wohnt, bei den Botua. Ein Bekannter schrieb mir hierüber vor mehreren Jahren:

Die Botua achten beim Jagen und Umherziehen auf eine bestimmte Pflanze, deren Wurzel sie gerne essen. Sie ziehen sie deshalb, wo sie sie finden, aus dem Boden und bringen sie mit



Fig. 298. Südamerikaner, die Erde bearbeitend. Nach Photographie.

in das Lager. Die Frauen graben sie alsdann wieder ein, zumal wenn genug zu essen vorhanden ist, bis Nahrungsmangel eintritt oder bis ein anderer Wanderplatz aufgesucht wird. Dann gräbt man im Boden die Wurzel wieder aus. Meist hat sie dann aber schon wieder Wurzel gefaßt und einen neuen Sprossen getrieben. Die Art der Wurzel war den Negern, welche eingehend hierüber berichteten, unbekannt. Nur die eigentlichen Zwerge kennen sie. Es sind oft die Männer, meistens aber die Frauen,

welche die Wurzeln nach Hause bringen. Es sind aber immer die Frauen, welche sie wieder anpflanzen. Meist sagen die Männer, wenn sie sie auf der Jagd angetroffen haben, den Frauen, wo sie die Wurzeln finden würden. Die Frauen holen sie dann. Das Eingraben hat lediglich den ausgesprochenen Zweck, die Wurzeln frisch zu erhalten. Das Anwachsen ist nur eine Folge.

Wir haben hier ein ziemlich genaues Beispiel, wie man sich den ersten Anbau von Pflanzen vorstellen kann. Das Beispiel ist auch insofern hochinterssant, als es uns zeigt, wie der Mensch zunächst nicht aus dem Samen, sondern aus der Wurzel gezogen hat. Der erste Anbau war also ein Wurzelanbau.



Fig. 299. Südamerikanisches Pflanzerwerkzeug. Nach spanischem Holzschnitt.

Sehr schwierig ist nun der erste Samenanbau zu verstehen. Ich möchte zunächst hierfür die Tierwelt verantwortlich machen. Für diese Annahme ist mir genau das Gleiche ausschlaggebend, was auch Hahn und andere Gelehrte zu einer Trennung der ursprünglichen Anpflanzungsweise veranlaßt hat. Nach jener Zeit der ersten „Aufbewahrungen im Boden“, wie wir sie eben bei den Botua kennen gelernt haben, folgte die Zeit eines regelmäßigen Anbaues; zum Hackbaue wurde nur die Hacke verwendet. Die Botua verwendeten den Grabstock (siehe Fig. 297—302). Erst in der dritten Epoche der Körner- oder Samenzüchtung tritt der Pflug auf, und dieser Pflug ist nicht anders zu verstehen als in Verbindung mit der Viehzucht. Immer sind es Tiere, welche den ersten Pflug ziehen. (Siehe Fig. 303.) Wenn dann und wann einmal eine Frau hilft, dann kann das noch nicht ausschlaggebend sein. (Siehe Fig. 304.)

Wie haben wir uns nun die Entstehung des Pfluges zu denken?



Fig. 300. Papua, die Erde mit Stöcken bearbeitend. Nach Haddon.

Sind die Menschen die ersten Samenesser oder sind es die Tiere?

Die großen Fragen stehen immer noch offen. Es kann auch nicht meine Sache sein, gerade an dieser Stelle hier eine neue Theorie, betreffend die Entstehungsgeschichte des Ackerbaues, zu entwerfen. Ich möchte nur auf einige hauptsächliche Thätigkeiten der Tiere bei dieser Entwickelungsarbeit hinweisen. Für mich ist die erste Frage, wie die erste Saatrinne entstanden ist. Der erste Pflug zeichnet sich vor einer zweiten Form dadurch aus, daß er nicht die Aufgabe hat, die Erde zu lockern, sondern eine Rinne zu ziehen, eine

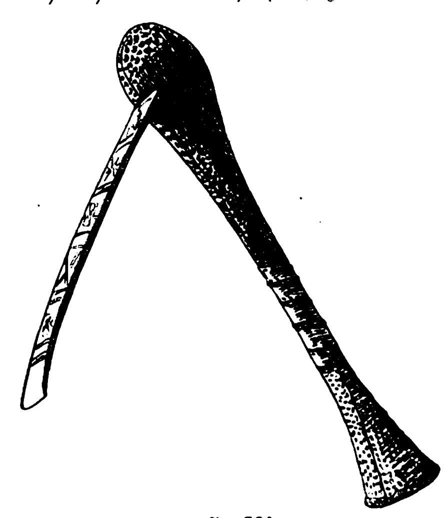


Fig. 301.
Erdhacke als Häuptlingszeichen bei den Bassonge Innerafrikas. Der Stiel mit Kupfer beschlagen, die Klinge tauschiert. Im Besitze des Verfassers.

Furche. Mit der Ackerfurche muß der Ackerbau angefangen haben.

Die erste Furche sehe ich in dem Gleise, welches ein ziehendes Tier im Boden gerissen hat. Ob dies erste Instrument ein vom



Fig. 302. Plantagenarbeit im Bismarckarchipel. Nach Hesse-Wartegg.



Fig. 303.
Moderner ägyptischer Pflug. Ausnahmsweise neben dem Ochsen ein Kamel. Nach Ebers.

Tiere zum Lager gezogener Baumstamm oder ein Schlitten war, — diese beiden Gegenstände scheinen mir hauptsächlich in Betracht zu kommen —, weiß ich nicht. Das ist auch verhältnismäßig nebensächlich. Jedenfalls erscheint mir der Schlitten

wahrscheinlicher, denn er giebt uns gleichzeitig die beste Lösung, wie der Mensch hinter die günstige Verwendung der Furche gekommen sein könne. Nehmen wir nämlich z. B. an, auf dem Schlitten habe sich eine Ladung trockener oder wenigstens reifer Hirse, Weizens oder dergleichen befunden, welche der Asiat nach Hause fuhr, sei es, um Futter für die Haustiere oder auch um eine Streu daraus zu bilden, zum Dachdecken oder endlich aber, um aus den zusammengerafften Bündeln die Samen-



Fig. 304. Chinesischer Bauer mit Esel und Frau pflügend. Nach dem alten Nieuhof.

körner herauszuklopfen und sie zu Brei zu verarbeiten. Die reifen Hirse- oder Weizenkörner fielen vom Schlitten. Nur wo sie im feuchten Grunde der Furche, die zudem nachher leicht wieder zusammenfiel, zu liegen kamen, faßten sie Wurzel, kamen sie zum Keimen. Als der Mensch im nächsten Frühjahr des selbigen Weges kam, sah er allenthalben längs der Furche die Hirse oder den Weizen angebaut. Da hat er sich denn vielleicht gefragt, warum er denn gerade immer so weit laufen müsse bis dahin, wo sich ein natürliches und mit Gras gemischtes Hirsefeld vor-

finde. Hinter seinem Hause hat er daheim den Stier nochmals Furchen ziehen lassen und ist nun hinterher gegangen und hat die Hirse hineingestreut. Dann hat er sein Instrument verbessert, indem er statt des breitspurigen Schlittens die Eisenhacke durch das Erdreich hat gleiten lassen. Der erste Ackerbau war fertig.

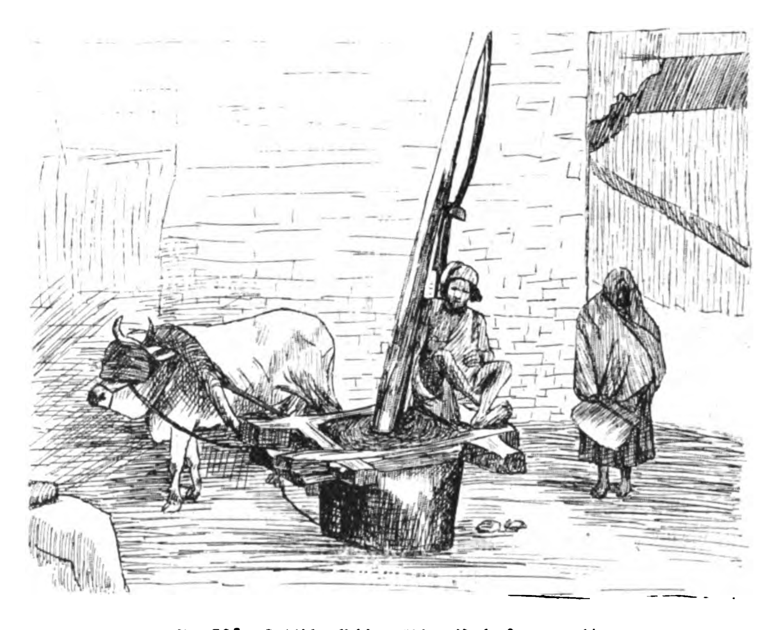


Fig. 305. Indische Ochsenmühle. Nach Photographie.

Man wird mir vielleicht einwenden, daß der Schlitten wohl nur im Winter und auf Schnee benutzt worden wäre, das ist aber sicherlich nicht richtig. Noch heute dient er den Holzschleifern im Gebirge, wir finden ihn angewendet noch auf den Philippinen. Ich verweise außerdem auf unsere Fig. 291. Ich muß annehmen, daß der Schlitten älter ist als der Wagen, daß der Schlitten im Sommerleben Asiens überhaupt erst durch den Wagen verdrängt worden ist, daß der Wagen erst nach der

Verbreitung des Ackerbaues oder Hand in Hand mit demselben gehend seine Entwickelung oder Entstehung oder weitere Verwendung gefunden hat. Also wenn der Schlitten auch im Schnee entstanden ist, geht doch sogar noch aus der heutigen Verbreitung hervor, daß seine Anwendbarkeit sich einstmals weit über die Schneelandschaft hinaus erstreckt hat.

Haben wir auf die vordem geschilderte Weise die Möglichkeit einer Entwickelung des Ackerbaues, des Körnerbaues, gefunden, so müssen wir hier auf die weitere Verwendung der Tiere im Ackerbaue hinweisen. Rinder waren es, welche den ersten Pflug zogen. Rinder haben mit ihren Hufen zuerst die Drescharbeit verrichtet. Ja, hier treffen wir sogar etwas, was wie ein Beweisstück für unsere Annahme der Entstehung des ersten Ackerbaues aussehen könnte. Ich meine nämlich den Dreschschlitten. Um die Körner aus den Halmen zu holen, zieht ein Ochse einen Schlitten über die auf der Tenne ausgebreiteten Korngaben. Ochsen sind es auch, welche den Mahlstein ziehen, welche die erste Mühle ins Leben gerufen haben. (Siehe Fig. 305.)

Nachdem wir uns derart bemüht haben, ein wenn auch noch unklares, so doch immerhin einigermaßen verständliches Bild der Entstehung des Ackerbaues zu gewinnen, wollen wir nunmehr auf die Viehzucht eingehen.

Man wird mir sagen, es wäre doch gerade so gut möglich, daß eine ausgedehnte Viehzucht dem Ackerbau vorangegangen sei, und alles, was ich bisher gesagt habe, beweise noch absolut nicht, daß der Ackerbau und die Viehzucht gleichzeitig entstanden seien.

Zur Beantwortung dieser Frage muß zuerst einmal festgestellt werden, wie man sich die Entwickelung der Viehzucht selbst überhaupt vorstellen kann. Die Annahme, daß die Menschen eines Tages von der Jagd junge Kälber mit heimgebracht hätten (siehe das oben von Catlin bei der Bisonjagd Gesagte), daß sie diese Kälber immer eingesperrt gehalten hätten, bis sie sich vermehrt hätten, diese Ansicht darf ich so ohne

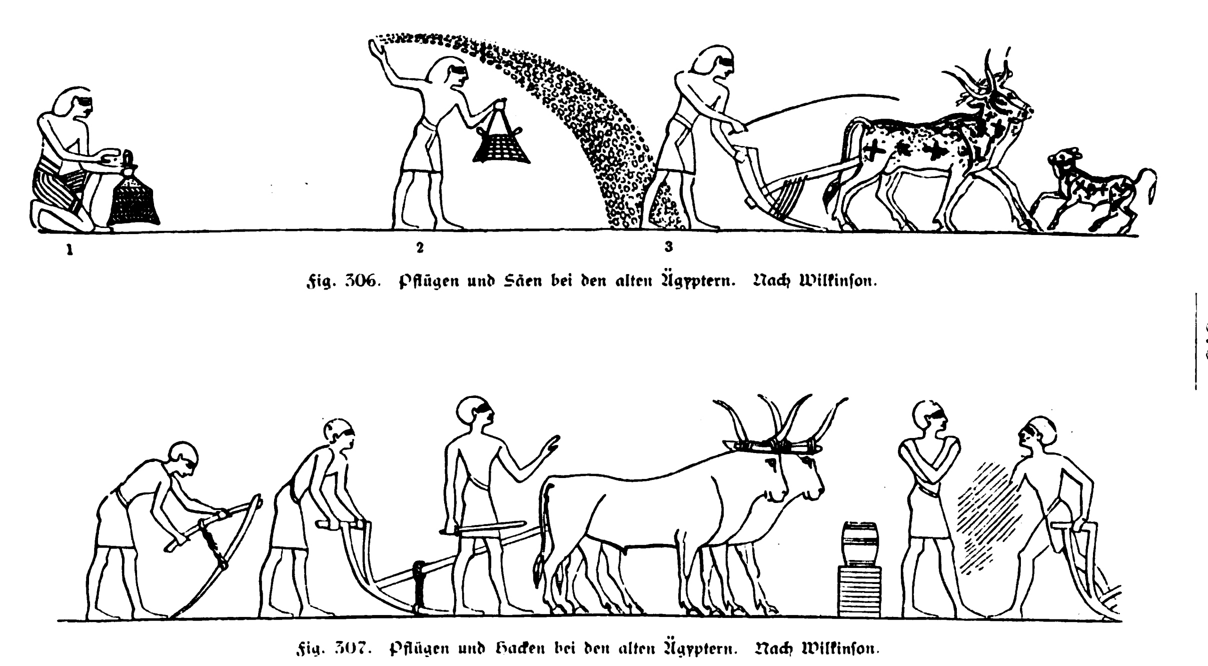


Fig. 306. Pflügen und Säen bei den alten Ägyptern. Nach Wilkinson.

Fig. 307. Pflügen und Hacken bei den alten Ägyptern. Nach Wilkinson.

weiteres mit den letzten Schlußfolgerungen nicht zulassen. Jedes Haustier ist im Dienste des Menschen erst langsam erzogen worden, nicht nur stückweise, nein, durch lange Generationen. Wenn die ersten eingefangenen Kälber sich dem Großwerden näherten, dann wurden sie just wieder so wild, wie ihre durch die Steppen brausenden Eltern. Gar manches Mal wird der heranwachsende Stier wieder in die Steppe entlaufen sein. Nur dadurch, daß er immer wieder eingefangen wurde, der Urgroßvater, der Großvater, der Vater, der Sohn, der Enkel usw. usw.,

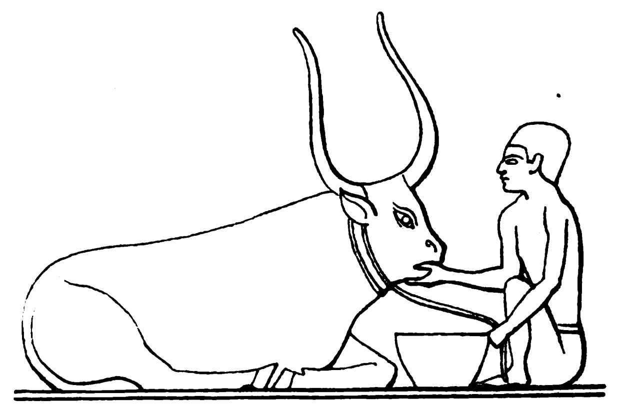


Fig. 308. Hirt mit seinen Tieren. Nach Erman.

dadurch erst wurde ein wenig Raison in die Herde gebracht. Die erste eingefangene und aufgezogene Kuh hat sich sicher nicht vermehrt, ebenso wenig wie der kleine Bär der Aino, den die Ainofrau genährt hat. Die Arbeit von Generationen gehörte zu dieser Erziehung, zu der Erziehung selbst eine regelmäßige Thätigkeit und zur Ausübung dieser gleichmäßigen Thätigkeit die gleichmäßige Lebensweise des Menschen.

Nun war zur Zeit des Hackbaues, in jener Epoche, die dem Ackerbau vorausging, die Beschäftigung des Menschen noch sehr wenig gleichmäßig. Die Arbeit im Garten — die Zeit des Hackbaues kannte nur Gärten und noch keine Felder — wurde

ausschließlich von der Frau verrichtet. Wir sahen schon, daß die Frau die ersten Knollen wieder in die Erde that, wir können hier feststellen, daß aller Hackbau in allen Kontinenten von den Frauen verrichtet wurde. Die Frau repräsentierte die gleichmäßige Arbeit. Inzwischen beschäftigte sich der Mann mit Jagd oder mit irgendwelchen Kunstfertigkeiten, mit Holzschnitzereien ꝛc. oder auch er übte irgend einen geselligen Sport.

Nun ist die ganz einfache Frage, wie in diesem Status die Entstehung der Viehzucht zu erklären sei. Thatsächlich vermag ich keinen Anhaltspunkt zu finden, bevor nicht der Ackerbau eine ganz neue Umgestaltung der Dinge, eine große Revolution, mit sich brachte.

Wir haben die erste regelmäßige Verwendung des Tieres vor dem Schlitten kennen gelernt. Vielleicht ist eine richtige Steigerung: Hundeschlitten, Renntierschlitten, Ochsenschlitten. Es ist der Weg, der uns auch geographisch verständlich wird, nämlich eine gewisse Verschiebung aus der Winterlandschaft in die Sommerlandschaft. Hunde können vor dem Schlitten nur in schnellem Laufe verwendet werden. Der Sommerschlitten bedarf aber eines gemäßigten Zugtieres. Der Schlitten selbst wurde zum Transport benutzt, zur Wanderschaft. Noch heute wandern im Schlitten mit Sack und Pack nordische Völker, im zweirädrigen Wagen die Perser, welche sogar ihre ganze Wohnung in dem Wagen haben können. (Siehe Figur 292.) In gleicher Weise wanderten die Indogermanen, z. B. die alten Deutschen. Dem Wanderwagen ist der Wanderschlitten vorangegangen. Den Wanderschlitten zog der Ochse. Am Schlitten ist somit der Ochse erzogen worden. Bei alledem ist aber nichts von einer Viehzucht. Wie gesagt, ich wenigstens kann zunächst hierfür keinen Anhaltepunkt finden.

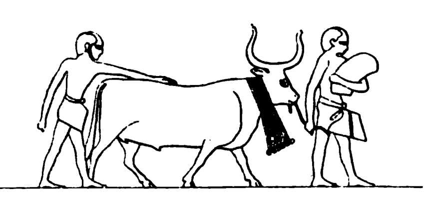


Fig. 309.
Hirten, einen Ochsen herbeiführend. Nach Erman.

Da tritt mit einemmale infolge der Thätigkeit des Ochsen der Ackerbau auf. Da der Schlittenlenker der Mann war, da nur der Mann den Ochsen zu regieren verstand, geht der Ackerbau in die Hand des Mannes über, während die Frau in gewissem Sinne entlastet wird. Der Gartenbau fällt, der Ackerbau steigt. Mit dem Ziehen des Pfluges, dem Schlittenschleifen oder Korntreten auf der Tenne, dem Kornmahlen an den Schleifsteinen (siehe Fig. 305) wird der Ochse weiter erzogen. Die Ackerbauthätigkeit scheint es denn in der That zu sein, welche das ungefüge Tier ganz in den Bann der Kultur zieht. Damit tritt aber die Bedeutung des Ochsen in eine weit höhere Rangstufe ein. Die Fürsorge für ihn wächst, sein Besitz schafft An-

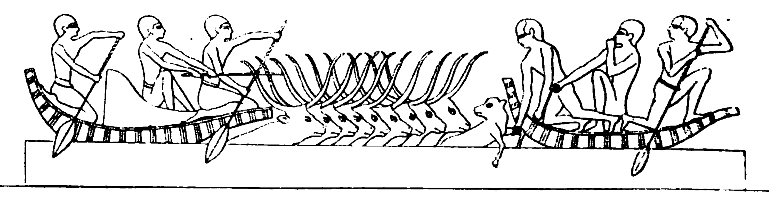


Fig. 310. Eine Rinderherde wird durchs Wasser gebracht. Nach Erman.

sehen und Reichtum. Eine zweckentsprechend durchgeführte Viehzucht beginnt.

Mit dem Ackerbaue ist der Mann aus dem Halbschlafe erweckt worden, in welchem er in der Zeit des Hackbaues, in der Zeit, in der die Frau alle Sorgen und alle Arbeit zu tragen hatte, hingeträumt hat. Seine erwachende Energie, der Zwang zur regelmäßigen Thätigkeit des Pflügens und Säens, Erntens und Mahlens konzentriert sich wieder in der Pflege des Viehes. Und dieselbe Freundschaft zwischen Mann und Tier, die die ersten großen Fortschritte in der Kultur in unserm Sinne gebracht hat, die tritt wieder in Kraft, wird neu belebt. Und in diesem Augenblicke muß die Viehzucht entstanden sein, die Viehzucht, deren Grund und Vorbedingung in der Erziehung der Rinder zur Arbeit liegt und welche sich nun

in der Fortpflanzung im Lager des Menschen äußert. Damit aber ist der große Zug einer neuen Entwickelung geboten.

Ich habe mir gegenüber einen kleinen Eisenwarenhändler und Schmied wohnen. Als Schmied hat er viel zu thun, sein Ladengeschäft will aber nicht recht gehen. Der Mann beklagt sich bitter. Er möchte viel lieber die schwere Arbeit des Schmiedens aufgeben und sich von dem Erlös seines kleinen Handels ernähren können. Das ist immer ein Grundzug der Menschheit gewesen; es ist derselbe Grundzug gewesen, der die immense Ausdehnung der Viehzucht zur Folge hatte. Der Acker-

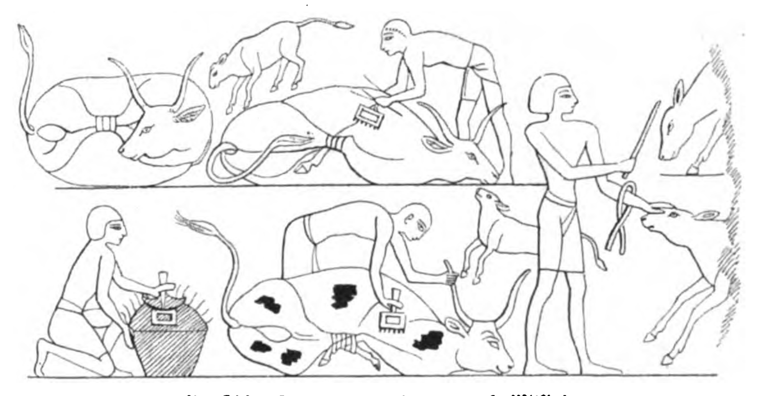


Fig. 311. Stempeln des Viehes. Nach Wilkinson.

bau entspricht der Thätigkeit des Schmiedes, die Viehzucht dem Handel. Die Feldarbeit macht sehr viel Mühe, kostet Schweiß; die Viehzucht ist so schön bequem, das Leben des Hirten ist viel leichter und dazu einträglicher als dasjenige des Ackerbauers. So bleibt denn lange Zeit der Ackerbau auf den Steppen in den Kinderschuhen stecken, während die Viehzucht sich immer weiter ausdehnt, immer weitere Kreise zieht. Der Viehzüchter zieht weit über die Lande, zieht über die Erde, er hat den Ackerbau gekannt, aber hat ihn nicht sonderlich zu entwickeln gewußt, bis ihn eine neue Phase der Kulturgeschichte mit einemmale wieder beim Schopfe packte und ihn nach einer anderen Richtung hin zwang. Hier

reicht das Wort „hindrängen“ nicht, hier fordere ich das Wort „zwingen“.

Dieser Wandel geschah in dem Augenblicke, da der Mensch in die großen breiten fruchtbaren Flußthäler einwanderte. Hier in den Flußthälern lernte er eine neue Macht kennen, die Macht der Pflanzenwelt.

Doch drängen wir alles das, was wir hier sagen möchten, noch für einen Augenblick zurück. Wir haben das Verhältnis von Mensch und Tier bis in die reifere Menschheit hinauf verfolgt, haben die Freundschaft in ihrer Doppelwirkung kennen gelernt; wir wissen jetzt, was der Mensch dieser Freundschaft zu danken hat, und wollen nun zum Schluß zeigen, wie dieselbe

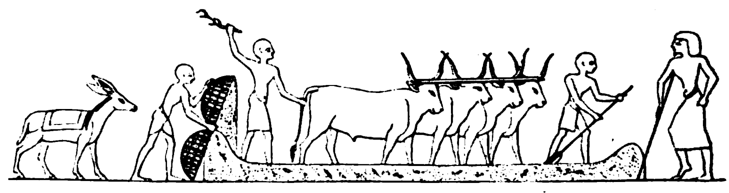


Fig. 312. Rinder treten das Getreide aus. Nach Wilkinson.

fort und fort weiter wirkt, hinauf bis in die höchsten Schichten des Daseins, hinüber bis in unsere Zeiten.

Ich habe oben gesagt, daß diese Nachklänge aus den ersten Zeiten der Tierfreundschaft wirken bis zum Aussterben des letzten Tieres. Ich will jetzt von den Tieren in unserem Leben reden.

Es ist bekanntlich die Theorie aufgestellt worden, mit dem Fortschritte der Technik würde die Abhängigkeit des Menschen von der tierischen Leistungsfähigkeit aufhören, das Tier würde sehr bald unnötig werden. Zuerst ward das gesagt, als der Dampfkessel erfunden wurde; das Wort wurde wiederholt, als das erste Dampfroß über die Chausseen und dann auf den Eisenbahndämmen dahinraste; man hörte es wieder, als Zweirad und Automobil und als die ersten elektrischen Bahnen eingeführt wurden. — Man sagte, man rechne nicht mehr nach Pferdekräften, sondern nach Atmosphärendruck und Volt.

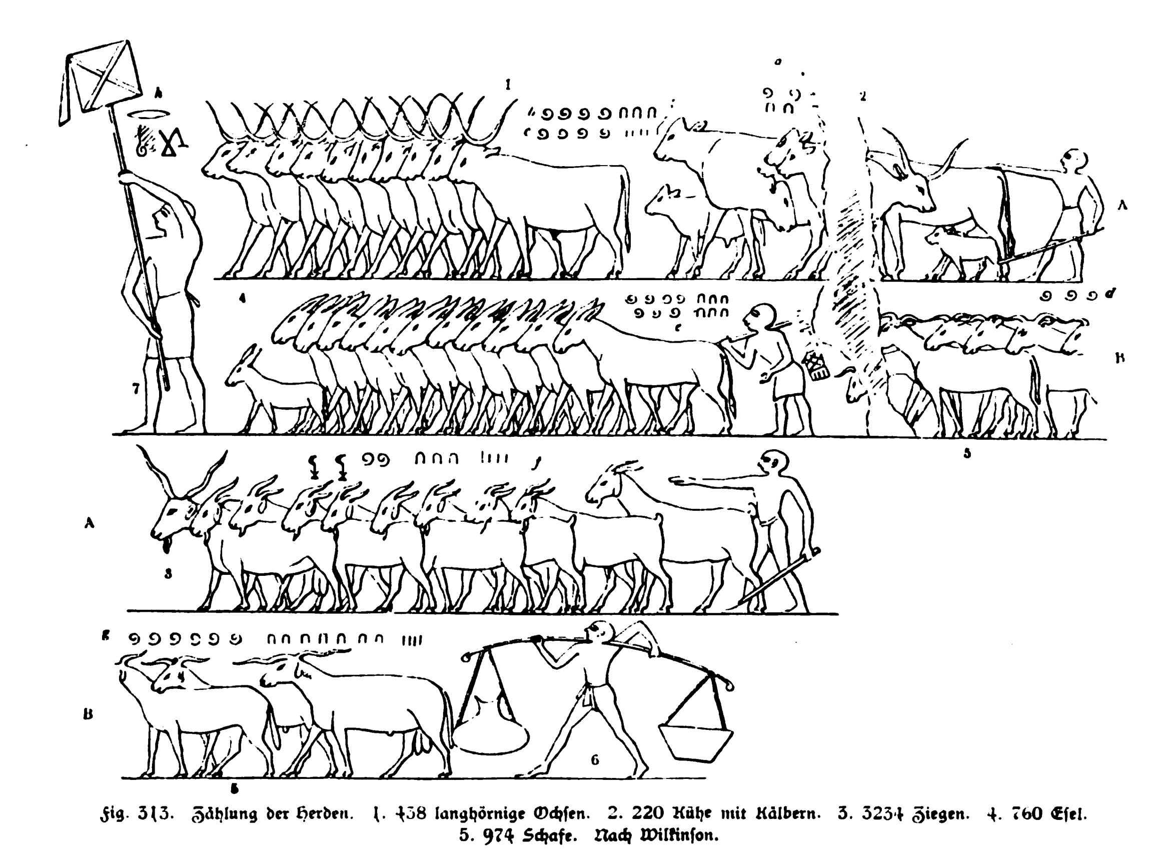


Fig. 313. Zählung der Herden. 1. 438 langhörnige Ochsen. 2. 220 Kühe mit Kälbern. 3. 3234 Ziegen. 4. 760 Esel. 5. 974 Schafe. Nach Wilkinson.

Ja ja, wenn das nur so eine technische Frage wäre, wenn das liebe Tier sich nicht ganz eng in das Menschenleben hineingelebt hätte! Wenn man so ohne weiteres die urältesten Bande der Freundschaft, Tradition und Genossenschaft zerreißen könnte!

Noch immer sind auf jedem Jahrmarkt Menagerien und Buden der Tierbändiger zu sehen. Ja, sie mehren sich sogar. Die Kunst des Tierbändigers wächst; nicht mehr mit Peitschen zwingt man die armen Bestien; mit Kosen und Streicheln, mit freundlichen Worten erzieht Hagenbeck die wilden Söhne der wildesten Erde!

Was heißt das wohl anders, als daß der Mensch den ersten Schritt, den er nach Überwindung der Tierwelt gethan hat, wiederholt? Wie der Schinguindianer Brasiliens den harm-

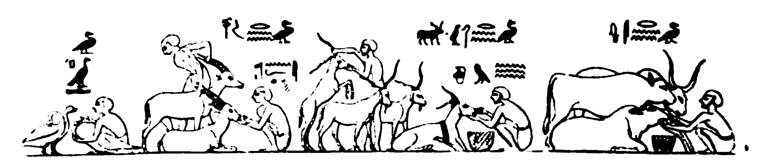


Fig. 314. Hirten, krankes Vieh behandelnd. Nach Wilkinson.

losen Papagei, das Äfflein bändigt, so ziehen wir just noch, wie einst die Cäsaren, die wildesten Bestien heran. Das wird auch immer wieder geschehen, so lange es noch wilde Tiere zu bändigen giebt.

Wenn eine alte Frau einsam und verlassen ihre letzten Wanderungen durch dies Leben thut, dann pflegt sie wohl irgend einen dummen Mops, der gerad solch griesgrämiges Gesicht schneidet wie sie, oder einen flinken Terrier, der sie an die Grazie ihrer eigenen Jugendzeit erinnern mag, oder eine schmeichelhafte Katze, die ihr die Hand leckt und sie liebkost, die ihr die vermißte Liebe der Mitmenschen ersetzen kann, als ihr Teuerstes in ihr Heim aufzunehmen.

Was ist das anders, als die erste Freundschaft, die der einsame Mann mit den Tieren der Wildnis schloß?

Der Hindu verehrt seine ihm göttlich erscheinende Kuh, er mag nicht von ihrem Fleische leben. Den alten Ägyptern erschienen die heiligsten Götter, die Repräsentanten irdischen Segens und irdischer Fruchtbarkeit, in der Gestalt des Stieres und seines Weibes. Athor, die Mutter der Sonne, erschien als



Fig. 315. Athor, die Mutter der Sonne, als Kuh. Nach Wilkinson.



Fig. 316. Osiris-apis oder Sarapis. Nach Wilkinson.

Kuhköpfige. Das waren in der alten Kulturzeit Dankesgefühle gegen die Segnungen des Ackerbaues, Dankesgefühle gegen die, welche die Menschheit in die glücklichsten Wege gedrängt hatten.

Das ist das erste, was wir verlieren werden. Das Tierleben werden immer viele verstehen, göttliche Dankbarkeit haben die Menschen nie lange tragen können. Die Heiligkeit des

Tieres war das letzte, was die Menschen an großen Dingen von den Tieren erhalten haben, es war auch das erste, was sie wieder verloren. Es hat keinen Nutzen, hier etwas zu predigen, so lange die Pietistik den freien Lauf der Wissenschaft hemmen will. Es entspricht auch nicht mehr den reifsten religiösen Instinkten, die Tiere heilig zu halten. Es würde aber etwa dieser

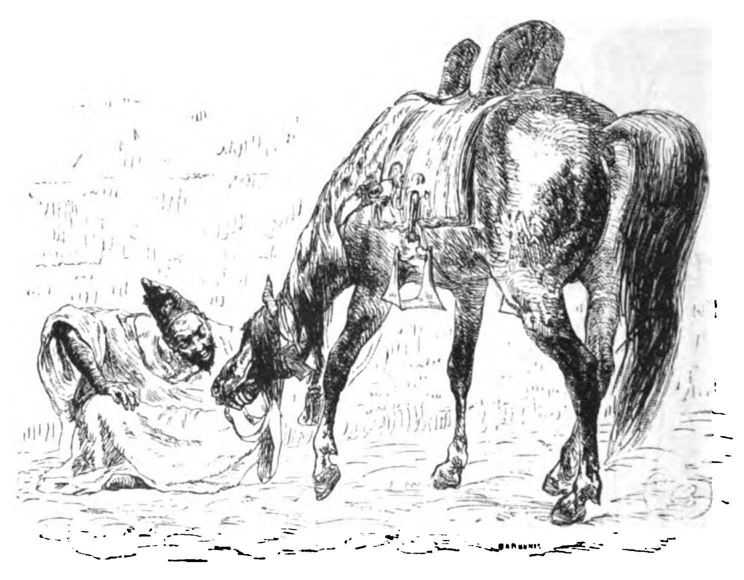


Fig. 317. Maure, sein Pferd liebkosend. Nach Amicis.

Heiligkeit der Tiere entsprechen, wenn man aufhörte, sich zu schämen, vom Tiere abzustammen.

Und noch ein Bild, das wenig angenehm ist. Da ist der Maure, der sein Pferd kost, ihm freundlich zuspricht, daß es dies oder jenes thun möge, der sein Rößlein belohnt, sein Rößlein liebt und mit seinem Rößlein Decke und Nahrung teilt. — Und da ist der Berliner Droschkenkutscher, der die Peitsche über dem Rücken seines arg geschundenen Kleppers schwingt, der es das Tier entgelten läßt, wenn er sich berauscht oder wenn der

Schutzmann ihn aufschrieb. Er zerrt in den Zügeln und schlägt und schlägt!

Holla! Immerzu hineingefahren in die Kultur, brüstet euch, lacht höhnisch über das, was ihr einst gewesen seid, ihr Parvenüs!

Oder aber vergeßt mir nicht das zu achten, was eure Vorfahren Größeres und Mächtigere gethan haben denn ihr, wenn es vielleicht auch nicht gerade ein euer würdig erscheinendes Handwerk gewesen ist. Denkt ihr so, dann steht ihr wahrhaft auf der Höhe unserer Kultur, — dann seid ihr Aristokraten!

Kapitel VII.

Des Menschen Zucht und höchste Würde.

Frage ich nun am Ende dieser langen, langen Geschichte der Beziehungen zwischen Mensch und Tier, was es eigentlich gewesen sei, was den Menschen so großartig herauswachsen ließ aus der Gleichheit, aus der Mache der Tierwelt, dann wird ein religiöses Gemüt mir antworten, das habe der Mensch Gott zu danken. Das ist brav und ehrlich vielleicht gesprochen. An der Antwort soll keine Wissenschaft rütteln. Die Frage kann ich aber noch verlängern, indem ich hinzufüge: Wie hat das der liebe Gott gemacht?

„Wen Gott lieb hat, den züchtigt er" — steht irgendwo in einem Quellwerke der Weisheit. Zucht ist es gewesen, Zucht und Schulung. Die Menschheit ist deswegen zu dem gekommen, was sie heuer ist, weil sie unter allen Lebewesen die härteste Schulzeit passiert hat. Es ist gut, daß der Mensch das, was ihm an Kraft gefehlt hat, durch Zähigkeit zu ersetzen vermochte. Der Weg vom Tiere, vom Flüchtling vor dem gewaltigen Recken der Tierwelt bis zum Herrscher über die Herden der Tiere, wie er dann über die Steppen Asiens gezogen ist, — der Weg war das Schwerste, was wahrscheinlich jemals irdischen Geschöpfen widerfahren ist. Wäre es nicht das Fürchterlichste und Schwerste gewesen, dann ständen wir heute nicht da so mächtig und gewaltig, daß wir die Nacht zum Tage machen können, den Winter zum Sommer, die glühende Hitze zum Eis-

habe, die Trägheit unserer Bewegung bis zur rasenden Geschwindigkeit. Denn die Kraft unserer Hände und Arme ist wohl dieselbe geblieben, wenn sie auch nicht nachgelassen hat. Aber eine Waffe haben wir geschmiedet im Feuer unserer harten Erziehung, eine Feste haben wir gegründet im Ansturme aller natürlichen Feinde, der vermag keine andere der uns einst ebenbürtigen und nicht einmal viele von den organischen Kräften, die uns einst überlegen waren, zu widerstehen. Die Wehr, die



Fig. 318. Chinesisches Kinderleben. Originalzeichnung nach Buch im Besitz von Georg Brandt.

Waffen, unsere Kraft, unsere Größe, unser Stolz, das ist die geistige Kultur.

Ich habe die Nachklänge aus den ersten Epochen des Menschentums in diesem Werke verhältnismäßig eingehend besprochen und betont. Es lag das auf dem Wege der Entwickelung unserer Wissenschaft, unserer Volksbildung, dazu des allgemeinen Interesses an der Sache, und endlich war es vielleicht auch am packendsten, unserer Höhe dadurch einen Maßstab zu verleihen, daß man den Weg in die reifere Menschheit, das langsame

Unterwerfen der Tierwelt, das Unabhängigwerden mit einigen Linien skizzierte. Ich glaube gerade so die großartige Bahn am anschaulichsten darstellen zu können. Ich habe den Weg ausgemalt und will auch jetzt jenes Thor an das Ende zeichnen, durch welches die Menschheit in die reineren Regionen einer neuen Geisteswelt einzog. Was ich hier schildere am Ende des Weges, das ist wie ein großer Triumphbogen, wie eine Ehrenpforte.



Fig. 319. Chinesisches Kinderleben. Originalzeichnung nach Buch im Besitz von Georg Brandt.

In China setzen sie häufig Ehrenpforten, wenn einer ein Examen bestand, wenn irgend einem außergewöhnliche Dinge zu verdanken sind, sei es von der Freundschaft, von der Verwandtschaft, von der Stadt oder vom Staate. Den Cäsaren gründeten sie nach den großen Siegen mächtige Bögen, unter denen die Glorreichen einzogen. Hohe Thore führen in Japan und Indien zu den heiligsten Heiligtümern, und der Pylonenbau eines ägyptischen Tempels führte zu den heiligsten Stätten.

Wenn einer durch ein solches Thor einzieht, hat er eine schwere Lebenszeit, eine große That oder Leistung hinter sich, ein heiliges Gefühl ist ihm aus der Vergangenheit erwachsen. Durch das Thor tritt er ein in das Bereich der Ruhe, in ein Gebiet, in welchem er ausruhen darf. Wehe dem, der wieder aus diesem Ruhegebiet herausgestoßen wird! Ein Erzengel steht am Thore des Paradieses und verhindert mit feurigem Schwerte, daß der Vertriebene etwa zurückkehre. Die Undankbarkeit hat



Fig. 320. Chinesisches Kinderleben. Originalzeichnung nach Buch im Besitz von Georg Brandt.

den Menschen aus dem Paradies vertrieben. Der die Segnungen der Kultur nicht versteht, wird wieder hinausgetrieben aus unserem Paradiese. Ein jeder soll es schätzen lernen, wie heilig der Friede und die Ruhe am Orte des Friedens und der Gnade ist. Es kann aber nur einer dies schätzen, der vor dem Eintritt in das Paradies einst die Schule des härtestens Daseins durchgemacht hat, der den Eintritt in das Paradies verdient hat. Darum ist es ein natürliches Gesetz der menschlichen Zucht, daß jeder Mensch, jedes Volk, jede Rasse die schwere Schule des

Lebens durchmacht, ehe es zu dem höchsten Glücke des Kulturgenusses gelangt.

Von dieser menschlichen Zucht will ich jetzt reden. Ich will es versuchen, sie zu verfolgen in der Betrachtung des Lebens des Individuums, und deshalb schildere ich die Erziehung der mexikanischen Kinder. Ich will dann die Erziehung eines Volkes ausmalen und will versuchen, das Leben einer werdenden Staats-

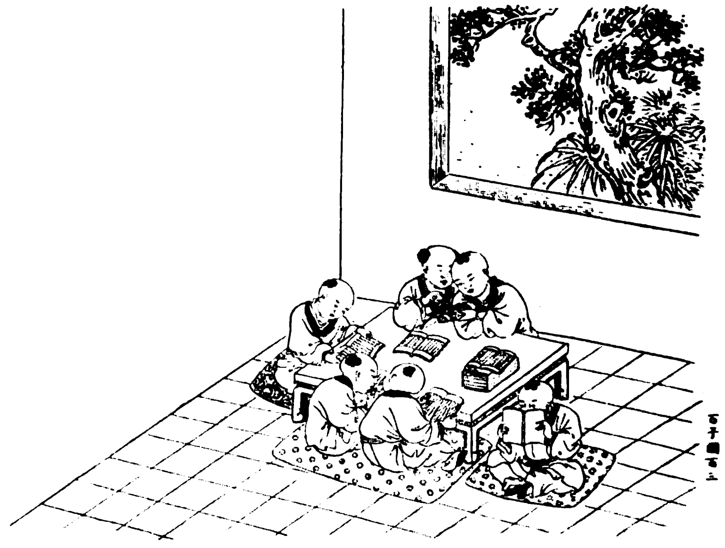


Fig. 321. Chinesisches Kinderleben. Originalzeichnung nach Buch im Besitz von Georg Brandt.

größe zum näheren Verständnis zu bringen. Ich will endlich zum Schluß einen Einblick in das höchste Kulturleben wagen.

Die Menschen sind aus den Steppen in das Flachland hinabgezogen, in die Flußthäler, in schmales und fruchtbares Gelände. Die Zeiten der Wanderschaft sind vorüber. Der Mensch kehrt wieder zurück in den Zustand der Seßhaftigkeit, fester Ansässigkeit, in welchem er sich zu Zeiten des Hackbaues

schon einmal befunden hat. Hier ist ein Wort einzuflechten über die Wanderschaft der Viehzüchter und Nomaden.

Es wäre falsch, wollte man annehmen, daß die Viehzüchter ununterbrochen umhergepilgert seien. Das ist deswegen schon nicht zu glauben und anzunehmen, weil die Viehzüchter ja doch schon im Besitze des Ackerbaues, wenn auch im Besitze eines vielleicht noch recht schwerfälligen und engherzig betriebenen Ackerbaues waren. Das Vieh war die Hauptsache. Im wesent-



Fig. 322. Chinesisches Kinderleben. Originalzeichnung nach Buch im Besitz von Georg Brandt.

lichen war der Mann Hirt, und der Hirt nimmt gar mancherlei von der Eigenschaft seiner Tiere an. Ihn trieb es von Zeit zu Zeit hinaus in die weite Welt, und während der Ackerbau den Menschen immer für eine oder mehrere Ernten und Saaten festhielt, zog das Vieh ihn hinweg in die weite Welt. Also auf eine verhältnismäßig kurze Ansässigkeit folgte immer eine Wanderschaft in neue Gebiete. Völker dieser Kulturform waren z. B. unsere indogermanischen Vorfahren, deren Ackerbau wir

uns nicht allzu großartig vorstelleu dürfen. Daß sie viel zogen und wanderten, wissen wir. Die Wanderschaft ist aber gerade in unseren Stämmen dem Menschen in Fleisch und Blut übergegangen. Vielleicht ist es hiermit in Verbindung zu bringen, wenn gerade im deutschen Volke das Wanderleben des Müllers, des Handwerkers überhaupt, wenn im deutschen Liederschatze die Wanderlieder eine große Rolle gespielt haben und immer noch spielen. Vielleicht sind die letzten Nachklänge dieser ewigen



Fig. 323. Chinesisches Kinderleben. Originalzeichnung nach Buch im Besitz von Georg Brandt.

Wanderschaft in den gerade bei uns so gebräuchlichen Sommerfahrten und vor allem in dem ewigen Umziehen und Wohnungswechsel zu suchen.

Also dieses Leben gab der Mensch auf. Er zog immer gern vom hohen Plateau aus, dann und wann einmal in die lachenden, lieblich winkenden Flußbetten des Südens. Es ist typisch, wie jedes Volk Europas einmal in die lachenden Gefilde Italiens einzudringen suchte. Wir wissen das von uns

selbst. Es geht wie ein tiefes Sehnen durch die Brust gar manches nordischen Menschen, ein Sehnen, das ihn aus den Gefilden der ernsten, wuchtigen, gleichbleibenden Thätigkeit und Arbeit in das Land zieht, da Milch und Honig fließt, in die Länder des ewigen Frühlings, des ewigen Lachens, der ständigen Glückseligkeit.

Sie haben sich immer in diese Thäler gesehnt, und sie sind



Fig. 324. Chinesisches Kinderleben. Originalzeichnung nach Buch im Besitz von Georg Brandt.

auch oft in solche Thäler gekommen. Kaum ist es nötig, daß ich sie aufzähle; ich brauche hier keine Geschichte vorzutragen, ich brauche nur Namen zu nennen: das Nilthal, Mesopotamien, Indus-, Gangesthal, die flußreiche Tiefebene Chinas, die Oasengefilde Mexikos und das Küstendorado Perus.

Jedesmal, wenn die viehtreibenden Menschen in ein solches Thal am Rande des viehzüchtenden Asiens kamen, traten sie in eine neue Lebensepoche ein. Da unten im Süden, da haben

die Pflanzen ganz wunderliche Kräfte. Sie haben Fangarme, die schnellen sie gar eilig aus dem Knospenwerke, wenn etwa ein Wanderer kommt, am Wege sich niederlassend, um eine Stunde im Anblick der Schönheit zu verträumen. Mit diesen Armen umschlingen sie, mit ihnen halten sie den Mann fest, der Stock, den er vor sich in den Boden gesteckt hat, schlägt Wurzeln, treibt Blätter.



Fig. 325. Chinesisches Kinderleben. Originalzeichnung nach Buch im Besitz von Georg Brandt.

Mit der Viehzucht nimmt es da unten bald eine neue Richtung. Zu seiner Nahrung braucht das Rind nicht mehr die großen Flächen der halbvertrockneten Steppe; ein Flecklein der saftigen Wiese spendet mehr Nahrung, giebt mehr Kraft. Und wie der Boden trägt! Die Furchen, die der Mensch vordem nur für die Einlagerung der Samenkörner gezogen hat, erkennt er mit einem Male als Wasserkanäle wieder. Von den Böschungen rieselt das Naß in seine Ackerfurchen herab; und wo das Wasser hindurchgezogen ist, da wächst das Korn mit doppelter Kraft.

Dem Menschen eröffnet sich eine neue Kunst: die Berieselung der Felder. Und es giebt noch mehr Arbeit. Da unten im Thale, da ist nicht so viel Platz, daß die Leute weiter so herumziehen könnten, wie einst in der weiten Steppe, auf dem Hochlande, wo selten einer dem anderen in die Quere kam. Hier unten will alles ganz anders eingeteilt sein. Hier wird eine scharfe Grenze des Besitztumes gezogen. Ein Mensch wird durch den andern festgepflöckt, und die Pflanzen ziehen eine Hecke



Fig. 326. Chinesisches Kinderleben. Originalzeichnung nach Buch im Besitz von Georg Brandt.

darum, und wenn jetzt die Familie sich vermehrt, dann steht der Mensch mit einem Male vor der Aufgabe, das Land zu teilen unter mehrere, das einst gerade den Vater ernährte. Der Begriff der Übervölkerung nähert sich zum ersten Male. Der Mann wird gewahr, daß er mehr herausholen muß aus der schwarzen Krume und dem braunen Schlamm seines Ackers. Da setzt die regelmäßige Arbeit ein. Der Beruf tritt in seine Kraft, die Familienpflicht offenbart sich sehr schnell.

Wenn sich dann das Völklein fest ineinandergeschoben in dem Thale gebettet hat, wenn die Menschen mit dem Ackerkorne festgewachsen sind, wenn die ersten Tempel und steinernen Säulen als Ruhestätten zur ewigen Aufbewahrung der Toten und einer großartigen Überzeugung gen Himmel ragen, wenn aus der Heldenzeit der Vergangenheit die Götter emporwachsen, dann hat es der Mensch gelernt, das Wandern zu vergessen, eine

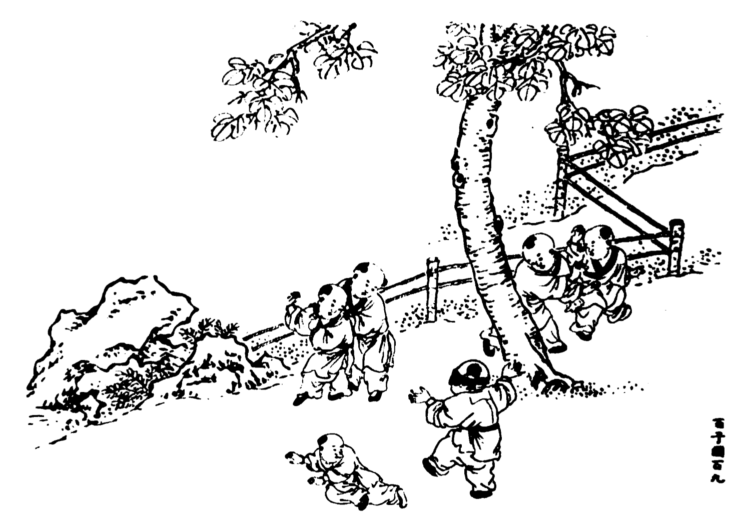


Fig. 327. Chinesisches Kinderleben. Originalzeichnung nach Buch im Besitz von Georg Brandt.

regelmäßige Arbeit zu vollführen, dann ist der Mensch im Paradiese angelangt.

Die harte Schule des Lebens hat er hinter sich, vielleicht schweren Frondienst vor sich, aber das Größere hat er vollendet, und die Durchführung des Größeren hat ihm die Kraft gegeben, die Arbeit fortzuführen und das Menschentum zu erhalten. Im Kampfe mit der Tierwelt, als Jäger und als Nomade, hat er seine Kraft gesammelt, jetzt, als ausgebildeter Ackerbauer, mag er sie verwenden.

Die Erziehung eines altmerikanischen Kindes.

(Nach dem Codex Mendoza bei Kingsborough.)

Der erste mächtige Unterschied im Leben der Viehzüchter und der vollendeten Ackerbauer offenbart sich in der Erziehung der Menschen zur Arbeit. Wir haben gesehen, wie jeder Mann alsbald hart an die Verpflichtungen des ansässigen Menschen und Familienvaters denken muß, und es ist sicher, daß diese Anstrengung der Thatkraft sich alsobald in der Erziehung seiner Kinder wiederspiegelt. Es ist so wie so naheliegend und selbstverständlich, daß dem Kinde des festsitzenden Ackerbauers eine andere Sorgfalt zu teil wird als dem des immer flüggen Nomaden. Der Viehzüchter läßt sein Kind bei der Herde herumlaufen. Seine wichtigste Thätigkeit beruht im scharfen Beobachten der Natur. Das läßt er das Kind von Jugend an lernen. Das kann das Kind auch unter freiem Himmel im Spiele mit dem Schäferhunde, mit den Kälbern und in der Übung mit Bogen und Pfeil.

Ganz anders sind die Kenntnisse, welche das Kind des Ackerbauers einheimsen muß. Der Nomade kannte keine starke und große Tradition. Mit dem Ackerbaue wächst die Tradition aus der Scholle. Diese Tradition soll jedes Volk lernen, welches thatsächlich die Stütze des Nationalgefühles, welches sich vielleicht zuerst mit der Hochhaltung und Verehrung der großen Helden der Vergangenheit ausgebildet hat. Der Ackerbauer hat aber auch thatsächliche Kenntnisse von nöten. Er muß die Monde wissen, die den verschiedenen Arbeiten auf dem Felde günstig strahlen. Er muß gar manche technische Arbeit verrichten lernen. Mit dem Ackerbauer ist vor allem der Beruf verbunden, und zum ausgeprägten Berufe muß der junge Mensch erzogen werden.

Also die Schule wird hart und ernst, das Kind muß lernen, Subordination wird vonnöten. Auf solche Weise verstehen wir die Bilder, welche uns der Codex Mendoza gerettet hat, aus welchem wir die Figuren von vier und einem halben Blatte hier reproduzieren wollen. Fig. 328 repräsentiert das erste Blatt,

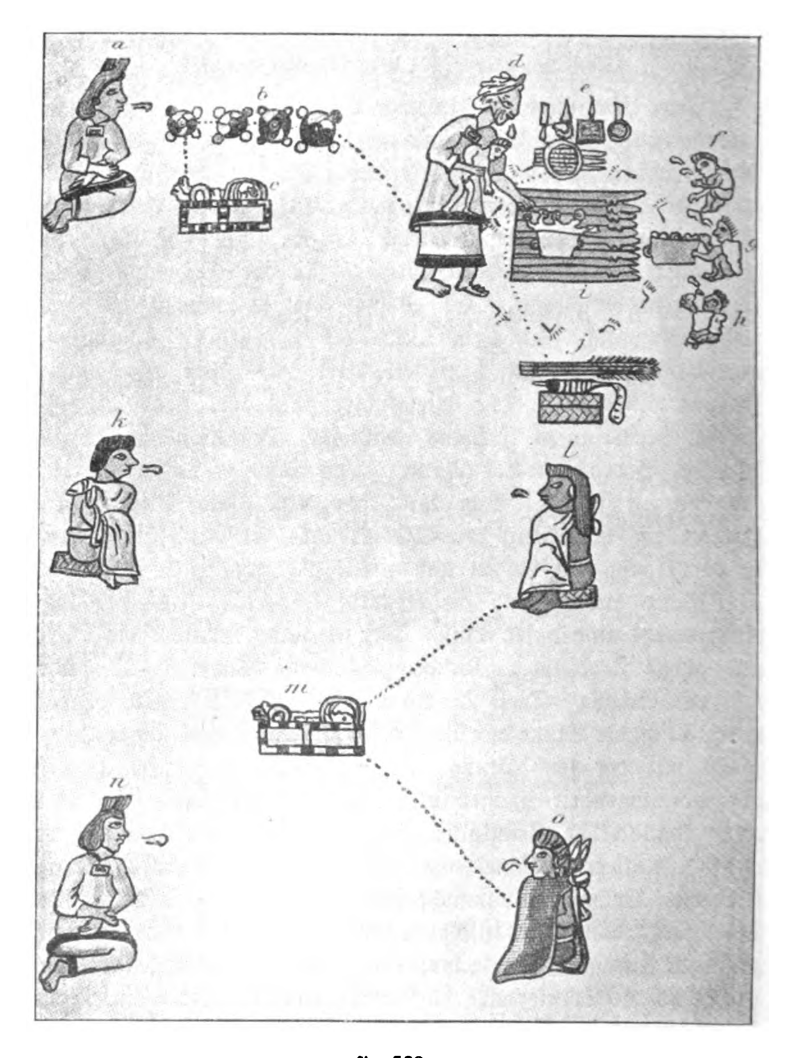


Fig. 328.
Geburt eines Kindes und Einführung in das Leben bei den alten Mexikanern. Dieses und die folgenden Illustrationen nach dem Kodex Mendoza.

329—332 das zweite, 333—336 das dritte, 337—340 das vierte und Fig. 341 die obere Hälfte eines fünften Blattes.

Ich gebe hier die Erläuterungen.

Fig. 328 zeigt die Gewohnheiten der Mexikaner bei der Geburt eines Knaben oder Mägdleins, nämlich die Zeremonie der Namengebung und das Darbringen der Kinder in den Tempel oder die Widmung für den militärischen Beruf.

Sobald die Mutter dem kleinen Erdenbürgerlein das Leben gegeben hatte, ward es in eine Wiege gelegt. Wenn es vier Tage alt war, nahm die Hebamme das Kindlein nackend in ihre Arme und trug es in den Hof, der zu dem Hause der Mutter gehörte; hier war Rohr und Stroh gestreut. Auf dieses wurde ein kleines Wassergeschirr gesetzt, in welchem die Hebamme das Kindlein badete. Es saßen neben dem Stroh drei Knaben, die aßen gerösteten Weizen, gemischt mit gekochten Bohnen. Diese Nahrung ward Yxcue genannt. Ein Vorrat davon ward den Knaben vorgesetzt, damit sie sich sättigen möchten. Nach dem Bade oder der Waschung forderte die Hebamme die Knaben auf, laut den Namen auszusprechen, welchen das soeben hier gebadete Kind erhalten sollte. Und die Knaben sprachen den Namen, welchen die Hebamme wünschte, aus.

Zuerst trugen sie nun das Kind hinaus, um es zu baden. War es ein Knabe, so erhielt er als Symbol in die Hand das Instrument, welches der Vater des Kindes entweder in dem militärischen Beruf oder in seinem Handel gebrauchte, mochte er nun ein Goldschmied, ein Juvelier oder irgend etwas anderes sein. Wenn diese Zeremonie vorbei war, übergab die Hebamme das Kind seiner Mutter. War das Kind ein Mädchen, so war das Zeichen, mit welchem sie es zum Bade trugen, ein Spinnrad und Rocken mit einem kleinen Korbe und einer Handvoll Besen, also lauter Dinge, die dem Kinde Beschäftigung geben sollten, wenn es erst herangewachsen sei.

Nach weiteren Zeremonien und nachdem 20 Tage ins Land gegangen waren, gingen die Eltern des Kindes mit ihm zum Tempel oder Mesquita, der auch Calmecac genannt wurde, und

in Gegenwart von den Alfaquis stellten sie das Kind mit seinem Opfer an Mänteln und Maxtles sowie anderen Vorräten dar. Nachdem dann das Kind von seinen Eltern aufgezogen, und sobald es in das geeignete Alter gekommen war, übergaben sie es dem Obersten des besagten Mesquita, damit es dort erzogen werden solle und dereinst ein Alfaqui werde. Sollte dagegen das Kind den militärischen Beruf übernehmen, so brachten sie es zu jenem Herrn. Dieses Oberhaupt der jungen Männer und Knaben wurde Teachcauh oder Telpuchtlato genannt. Diese Darbringung begleiteten sie mit einem Geschenk von Vorräten und guten Sachen für seine Einweihung. Und wenn dann das Kind das erforderliche Alter erreicht hatte, übergaben sie es besagtem Herrn.

Auf der Tafel bezeichnet a eine kürzlich Mutter gewordene Frau; die vier Rosen b bedeuten vier Tage. Wenn diese vollendet sind, trägt die Hebamme das neugeborene Kind zum Baden. C ist die Wiege mit dem Kinde, d die Hebamme, e sind die Symbole, f g h die drei Knaben, welche das neugeborene Kind benennen. I stellt das Stroh mit dem kleinen Wasserbecken dar, j die Besen, Rocken, Spinnrad und Korb. K ist der Vater des Kindes, l der oberste Alfaqui, m das Kind in der Wiege, worin es die Eltern in das Mesquita bringen, n ist die Mutter des Mädchens, o das Oberhaupt der Knaben und jungen Männer.

Mit den nächsten Abbildungen lernen wir die Art und Weise der Kindererziehung, sowie deren Ernährung kennen.

Fig. 329 zeigt, wie die Eltern ihre dreijährigen Kinder unterwiesen, indem sie ihnen gute Ratschläge gaben. Die Nahrung, welche sie ihnen bei jeder Mahlzeit erlaubten, war eine halbe Rolle.

Die drei Kreise a zeigen die drei Jahre an, b stellt den Vater des Knaben dar, c den Knaben, d die halbe Rolle, e die Mutter des Mädchens, f die halbe Rolle, b das drei Jahre alte Mädchen.

Fig. 330 führt die Eltern vor, wie sie beschäftigt sind, ihre Kinder, sobald sie vier Jahre alt geworden sind, zu unterrichten.

Sie fangen an, ihnen zu befehlen, einige leichte Sachen zu verrichten. Die Menge der Nahrung, welche sie ihnen bei jeder Mahlzeit geben, beträgt schon eine Rolle.

Den Vater des Knaben zeigt h, den vierjährigen Buben i, eine Rolle j, die Mutter des Knaben k, eine Rolle l, das vier Jahre alte Mädchen m.

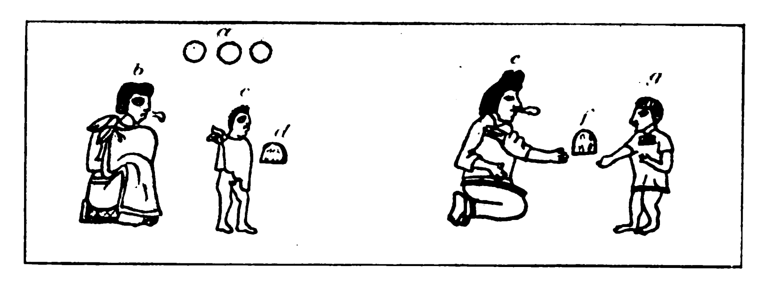


Fig. 329. Unterweisung 3-jähriger mexikanischer Kinder.

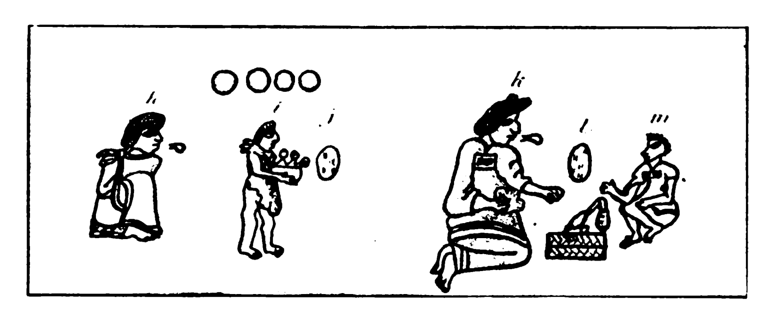


Fig. 330. Unterweisung 4-jähriger mexikanischer Kinder.

Fig. 331 führt uns die Beschäftigung der Eltern vor, soweit sie sich auf die Erziehung der fünfjährigen Kinder bezieht. Sie müssen körperliche Aufgaben verrichten. So haben sie z. B. Holzlasten von leichtem Gewichte zu tragen, leichte Bündel zum Marktplatze oder Tianquez zu schleppen. Die Mädchen dieses Alters bekommen Unterricht, wie sie den Rocken und das Spinnrad halten müssen. Eine Rolle wird ihnen als Nahrung zugestanden.

Auf diesem Bilde zeigt n den Vater des Knaben, o zwei Knaben von fünf Jahren, p eine Rolle, q eine Rolle, r die Mutter des Mädchens, s eine Rolle, t das Mädchen von fünf Jahren.



Fig. 331. Unterweisung 5-jähriger mexikanischer Kinder.

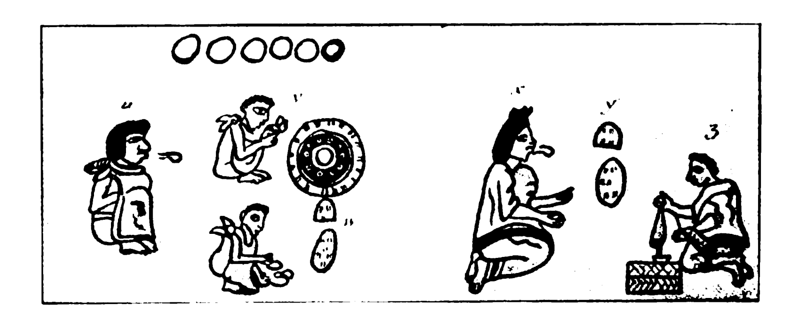


Fig. 332. Unterweisung 6-jähriger mexikanischer Kinder.

Fig. 332 stellt die Eltern dar, wie sie ihre sechsjährigen Söhne in persönlichen Diensten, womit sie ihnen schon zu helfen vermögen, beschäftigen. So müssen sie z. B. auf dem Marktplatze die Maiskörner von dem Boden aufheben, welche dort umherliegen und andere kleine Dinge aufsuchen, welche diejenigen, die den Markt verließen, haben fallen lassen. Währenddessen müssen die Mädchen spinnen und werden zu anderen nütz-

lichen Aufgaben verwendet, damit sie durch eine geregelte und energische Thätigkeit sich eifrig daran gewöhnen, die Faulheit und die daraus entstehenden schlechten Gewohnheiten zu vermeiden. Die Nahrung, welche die sechsjährigen Knaben bei jeder Mahlzeit verzehren dürfen, beträgt jetzt schon ein und eine halbe Rolle.

Der Vater der beiden Knaben erscheint in u, zwei sechsjährige Knaben in v, w ist ein und eine halbe Rolle, x die Mutter des Mädchens, y eine und eine halbe Rolle, z das sechsjährige Mädchen.

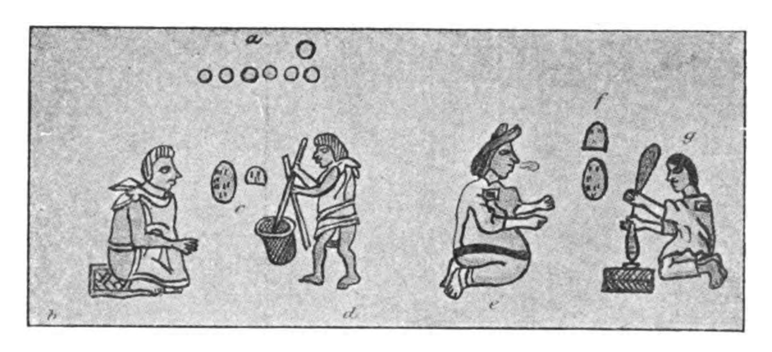


Fig. 333. Unterweisung 7-jähriger mexikanischer Kinder.

Mit Fig. 333 beginnt eine neue Seite im Codex Mendoza. Die erste Abbildungsreihe behandelt die Zeit und die Art und Weise, in welcher die siebenjährigen Kinder unterwiesen werden. Sie erhalten Netze zum Fischen. Mittlerweile beschäftigen die Mütter die Töchter weiter im Spinnen und geben ihnen gute Ratschläge. Die Nahrung dieser Altersklasse ist auch jetzt noch bei jeder Mahlzeit auf ein und eine halbe Rolle beschränkt.

Die sieben Punkte a bedeuten sieben Jahre, b den Vater des Knaben, c ein und eine halbe Rolle, d den siebenjährigen Jungen, der von seinem Vater unterrichtet wird, wie er mit dem Netze, das er in seinen Händen hält, fischen soll; e ist die Mutter des Mädchens, f ein und eine halbe Rolle, g das sieben-

jährige Mädchen, das von seiner Mutter im Spinnen unterrichtet wird.

Fig. 334 erklärt, wie die achtjährigen Söhne von ihrem Vater gezüchtigt werden; der Vater droht mit Aloedornen, mit welchen sie, wenn sie nachlässig und ungehorsam sind, geschlagen werden sollen. Demgemäß weint der Bube. Dasselbe Bild und dieselbe Szene wiederholt sich bei den Mädchen. Auch jetzt beträgt die Nahrung, die den Kindern zugestanden wird, ein und eine halbe Rolle.

Die acht Kreise h bedeuten die acht Jahre, i den Vater des Knaben, j ein und eine halbe Rolle, k den achtjährigen



Fig. 334. Unterweisung 8-jähriger mexikanischer Kinder.

Buben, dem just von seinem Vater gedroht wird, daß er öffentlich mit den Dornen bestraft werden solle, sofern er sich schlecht beträgt, l die Dornen der Aloe, m die Mutter des Mädchens, n ein und eine halbe Rolle, o das achtjährige Mädchen, dem von der Mutter mit den Dornen gedroht wird, welche es treffen sollen, wenn es etwa in ein schlechtes Betragen verfalle, — p Dornen der Aloe.

In Fig. 335 erblicken wir die Ausführung der auf dem vorigen Bilde gedrohten Strafe an den neunjährigen Kindern. Die lieben Kinder sind rebellisch geworden. Da werden dem Buben Beine und Hände gefesselt, Dornen werden ihm in Brust und Rücken gestochen. In gleicher Weise wird für die

Besserung der Fräulein Töchter gesorgt, nur ein wenig zarter, indem ihre Hände mit Dornen geritzt werden. Noch immer ist die Ration der Kinder auf ein und eine halbe Rolle festgesetzt.

Die neun Kreise q zeigen die neun Jahre an, r ein und eine halbe Rolle, s den Vater des Knaben, t einen neunjährigen Buben, der unverbesserlich gefunden wird. Sein Vater schlägt ihn mit den Aloedornen. Die Mutter des Kindes erblicken wir in u, ein und eine halbe Rolle in v, in w das neunjährige Mädchen, das wegen Nachlässigkeit durch einen Dornenstich in die Hand von der Mutter gezüchtigt wird.

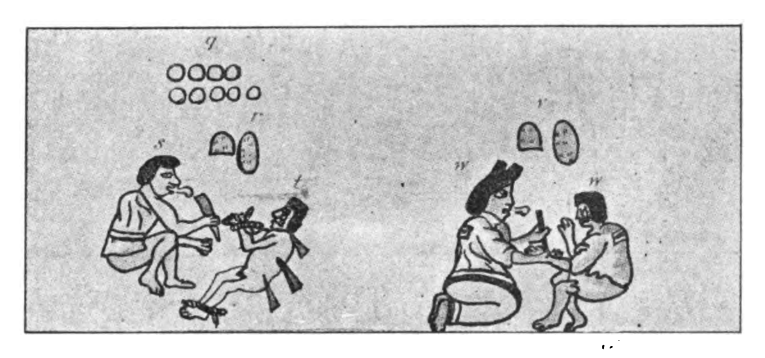


Fig. 335. Unterweisung 9-jähriger mexikanischer Kinder.

Mit der Fig. 336 sind wir in das zehnte Jahr des Kindeslebens gelangt. Es scheint, als ob die Flegeljahre bei den alten Mexikanern sich ebenso energisch oder vielleicht noch kräftiger dokumentiert haben, als bei uns. Denn es wimmelt von Züchtigungsmethoden. In diesem Falle werden die Kinder mit dem auch bei uns sehr beliebten Stock in eine höhere Stufe der Gesittung gebracht. Die Kinder waren widerspenstig. Das müssen sie jetzt büßen. Ration — ein und eine halbe Rolle.

Natürlich sind die zehn Kreise x wieder zehn Jahre, y ein und eine halbe Rolle, z der Vater des Knaben, aa der zehn Jahre alte Knabe, der von seinem Vater mit einem Stock gezüchtigt wird, bb die Mutter des Mädchens, cc ein und eine

halbe Rolle, dd das zehnjährige Mädchen, das von seiner Mutter Schläge bekommt.

Fig. 337 zeigt, daß, wenn ein elfjähriges Kind, zumal ein Bube, mündliche Verweise mißachtet, seine Eltern genötigt sind, ihn den Dampf von Axi durch die Nase einatmen zu lassen. Es

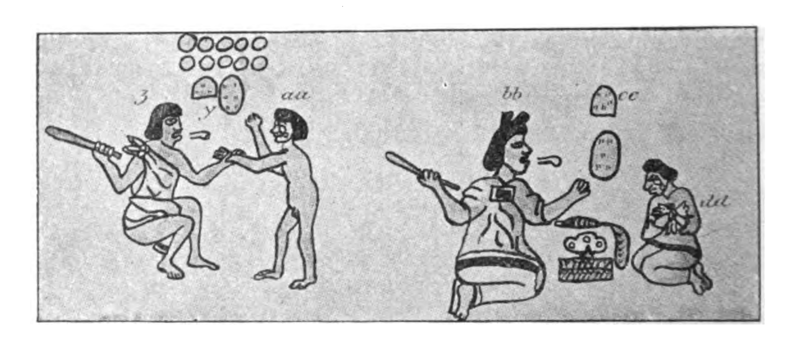


Fig. 336. Unterweisung 10-jähriger mexikanischer Kinder.

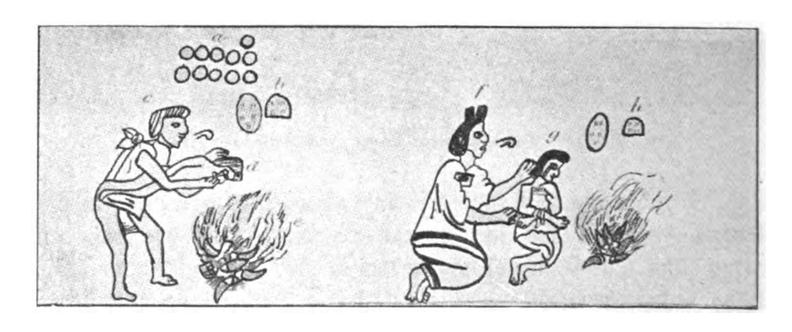


Fig. 337. Unterweisung 11-jähriger mexikanischer Kinder.

ist das eine ernste und grausame Strafe, die er derart erleiden muß; sie dient aber dazu, ihm das schlechte Betragen abzugewöhnen, auf daß er nicht aus der Art schlage, sondern seine Zeit zu nützlichen Sachen gebrauchen lerne. Sie geben auch dem Knaben dieses Alters nur ein und eine halbe Rolle Brotes. Es wird ihnen nur so viel bewilligt, damit sie es lernen, weder

Feinschmecker noch Schlemmer zu werden. Nach gleichen Regeln werden die Mädchen erzogen.

Die elf Kreise a bedeuten 11 Jahre, b ein und eine halbe Rolle, c den Vater des Knaben, der den elfjährigen Knaben d soeben bestraft, indem er ihn zwingt, durch die Nase den Dampf des getrockneten Axi einzuatmen, e den Dampf oder Rauch des Axi, f die Mutter des Mädchens, welche das elfjährige Mädchen g soeben straft, indem sie es zwingt, den Axidampf einzuatmen. In h sehen wir ein und eine halbe Rolle, in i den Axidampf.

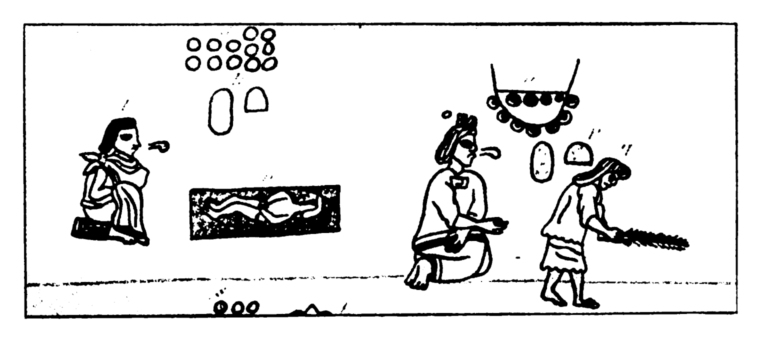


Fig. 338. Unterweisung 12-jähriger mexikanischer Kinder.

Fig. 338 malt eine energische Behandlung des weiteren aus. Sind die Kinder zwölf Jahre alt geworden, und wollen sie sich dem Verweise und Ratschlage der Eltern nicht unterwerfen, dann fällt die Buße in diesem Alter ziemlich hart aus. Der Vater ergreift den Knaben, bindet ihm Hände und Füße zusammen, legt ihn nackt auf irgend einen feuchten, nassen Platz auf den Boden. In dieser Situation muß er einen ganzen Tag bleiben, damit er sich durch diese Strafe bessere und den Zorn des Vaters fürchten lerne. Während dessen zwingt die Mutter die unartige Tochter nächtlich vor Tagesanbruch sich zu erheben und an die Arbeit zu gehen. Sie muß die Straße fegen, das Haus reinigen, muß in einemfort heftig sich beschäftigen. Die Nahrung beträgt ein und einen halben Laib Brot.

Mit den Kreisen j treffen wir wieder die zwölf Jahre. Mit k ein und eine halbe Rolle, mit l den Vater des Knaben, der den zwölfjährigen Buben m während eines ganzen Tages mit gebundenen Händen und Füßen auf nassem Grunde ausgestreckt liegen läßt. Die Zeichnung n drückt die Nacht aus, o die Mutter des Mädchens, p ein und eine halbe Rolle, q das zwölfjährige Mädchen, das während der Nacht fegen muß.

Fig. 339 stellt dar, wie Knaben und Mädchen, die das 13. Jahr erreicht haben, von ihren Eltern beschäftigt werden. Die Knaben holen Holz aus den Bergen und bringen Riedgras und andere Streu in Kanoes zum Gebrauche des Hauses. Während

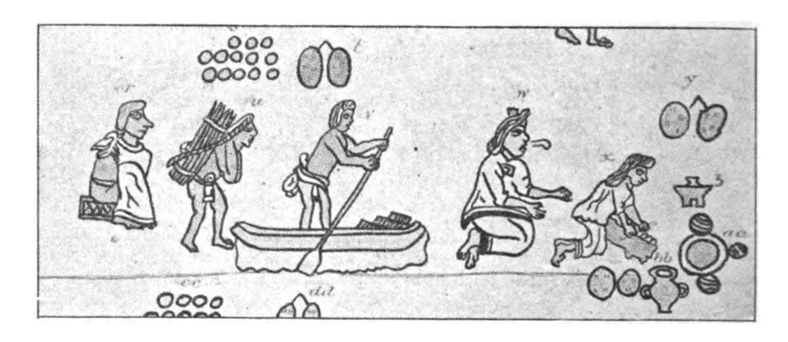


Fig. 339. Unterweisung 13-jähriger mexikanischer Kinder.

die Mädchen Mehl mahlen, Brot backen und sonstige Speisen für ihre Eltern bereiten. Die kleine Gesellschaft erhält nunmehr zwei Laib Brot zu ihrer Mahlzeit.

In r erblicken wir den Vater des Knaben, in den Kreisen s die 13 Jahre, in t zwei Laib Brot, in u einen Knaben, der eine Ladung Riedgras bringt, in v einen solchen, der ein Kano voller Rohrbündel dirigiert. Die Figur w repräsentiert die Mutter des Mädchens, x das 13jährige Mädchen, welches Kuchen bäckt und allerhand Speise und Nahrung zubereitet, in y zwei Kuchen, in z ein Geschirr, in aa den Komali, in bb einen Topf, in dem Vorräte gekocht werden, sowie zwei Kuchen.

Fig. 340 zeigt die Beschäftigung der heranwachsenden jungen Leute im 14. Jahre. Der Knabe fährt im Kanoe hinaus auf das Wasser, um zu fischen und das Mädchen webt ein Kleidungsstück. Nahrung zwei Laib Brot.

Die 14 Kreise cc stellen die 14 Jahre dar, dd zwei Rollen, ee den Vater des Knaben, ff den 14jährigen Jungen, der mit einem Kanoe fischen geht, gg die Mutter des Mädchens, hh zwei Rollen, ii das 14jährige Mädchen, das mit dem Weben beschäftigt ist, jj den Webstuhl mit allem Zubehör.

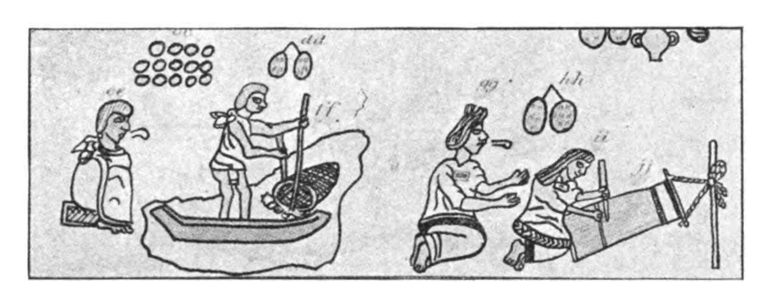


Fig. 340. Unterweisung 14-jähriger mexikanischer Kinder.

Fig. 341 charakterisiert den Endpunkt der männlichen Ausbildung. Während für das Weib nun die Zeit der Ehe kommt, tritt der junge Mann in den Beruf ein. Auf Fig. 345 sind die beiden wichtigsten Wege angedeutet. Sie wandeln hier auf zwei verschiedene Häuser zu. Entweder geht der Jüngling in die Mesquita und hier lernt er, oder er schlägt die andere Karriere ein. Die Wege trennen sich hier. Militär und Zivil geht den eigenen Weg. Auf dieser Abbildung stellt a den 15jährigen Knaben dar, der von seinem Vater zu dem obersten Alfaqui gebracht wird, damit dieser ihn als einen Alfaqui empfange. Der oberste Alfaqui ist b (der Tlamazqui). Die Mesquita, welche Kalmecac genannt wurde, sehen wir in c, d ist der Vater der beiden jungen Menschen, e ein junger Mann von 15 Jahren, der zu dem Lehrer und Erzieher gebracht wird, f der Teachcauh oder Herr, g das Seminar, wo

die jungen Männer erzogen und belehrt werden; es wurde Cuincacali genannt. In h sind die 15 Jahre dargestellt.

Diese Erziehung muß durchaus als ernsthaft bezeichnet werden. Die Kinder wurden sehr energisch erzogen. Gewissermaßen repräsentieren die Strafen, welche ein Kind erleidet, ja die harten Kämpfe, welche die Menschheit selbst durchgemacht hat. Daß der Kodex ein wenig sehr viel Strafen und hinsicht-

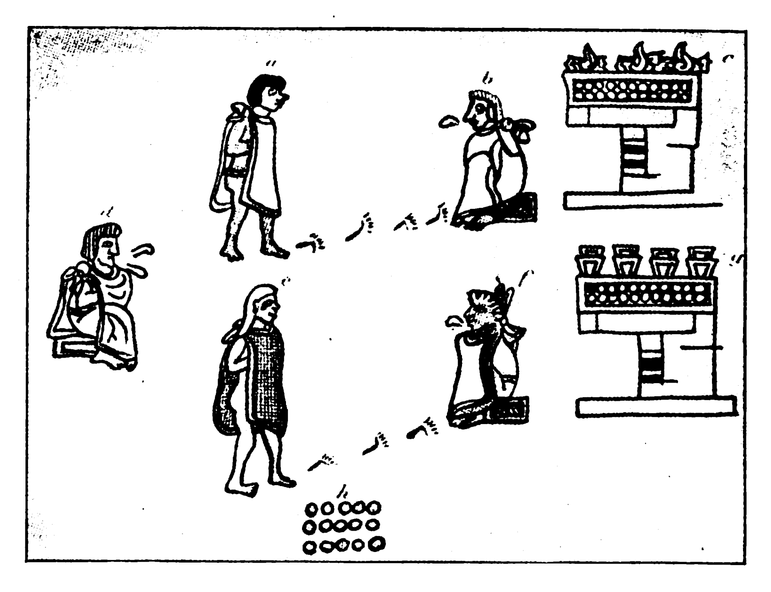


Fig. 341. Eintritt eines 15-jährigen Jünglings in den Beruf.

lich des Lehrstoffes etwas zu wenig bietet, darf uns übrigens nicht auf den Gedanken kommen lassen, daß die mexikanischen Kinder mehr geprügelt worden wären, als sie gelernt hätten. Straff war die Erziehung jedenfalls, denn das Herrschervolk in Mexiko war ein strenger Stamm.

Im neuen Lande, da unten im Thale, in der fruchtbaren Tiefebene, ist eigentlich erst der Staat entstanden. Vordem, in der

Zeit des Animalismus, gab es mehr oder weniger nur Freundschafts- oder Familienverbände, in der Zeit des Manismus und Hackbaues entstanden Dörfer, die Zeit des Nomadismus schuf die Horden; es war eigentlich erst in der Zeit des vollendeten Ackerbaues in der Tiefebene, in der Zeit der solaren Weltanschauung, also im Raume der ersten großartigen Blüte des Menschentums, daß der Staat zu seiner ganzen Entfaltung kam.

Es hatte vordem einen Häuptling gegeben, dazu Stammes- und Familienälteste, aber keinen König. Es hatte vordem auch keine Berufe gegeben, auch keinen Adel und keine Sklaven oder Leibeigene. Jetzt, hier im Tieflande, entwickelte sich das mit einem Schlage zu mächtiger Entfaltung. Die Klügsten, vielleicht die Tapfersten, jedenfalls diejenigen, welche beim Einzuge in das Thal vorausmarschierten und die dort wohnenden primitiveren Stämme, welche noch im Zeitalter des Manismus und Hackbaues begriffen waren, unterwarfen, das waren die ersten Helden. Aus dem Stamme der Eroberer erwuchs der Adel; die früheren unterworfenen Bewohner wurden unfrei. Das Verhältnis von Periöken und Heloten kam zur Entwickelung. Die Unterworfenen mußten dienen, arbeiten, den Ackerbau ausführen.

Sowie nun Adel, Bürgertum, Beruf, Sklaventum, dazu die ständige Unterhaltung einer militärischen Thätigkeit und die ebenfalls zur Entfaltung gelangende Priesterschaft sich herauskrystallisierte, trat die soziale Schichtung in ausgeprägter Form zu Tage. Dazu spielten die sich festigenden Besitzverhältnisse eine ganz hervorragende Rolle. Über dem Ganzen aber thronte immer noch der kriegerische Held, der Nachkomme mächtiger Streiter. Er ward König. Dies Königtum dürfen wir natürlich mit dem heutigen nicht vergleichen. Ein solcher Herrscher stand noch allzu nahe dem Ursprung des Herrschertums überhaupt, als daß etwa angenommen werden könne, seine Position sei eine absolut traditionelle, legislativ oder nach allgemeiner Anerkennung eine erbberechtigte gewesen. Es gilt hier das alte



Fig. 342. Ramses III. mit Gefangenen heimkehrend. Nach Wilkinson.

Herrschertum und das junge streng zu unterscheiden. Den Typus eines nicht sehr festen Königtums kennen wir z. B. aus den Ursprungssagen der römischen Geschichte. Ich darf annehmen, daß dieselben bekannt sind. Dieselben würden etwa in einer Typensammlung des Königtums die erste Stelle einnehmen. Eine

zweite Type finden wir im alten Ägypten. Ich will dieselbe hier kurz und abgeschlossen nach Erman wiedergeben. Hinterher soll aber ein Bild aus dem Leben des chinesischen Kaisers gegeben werden, wobei ich Ruhstrat folge. Dieses Bild repräsentiert das gefestigte Herrschertum, wie es halb noch getragen wird durch die Tradition, wie es aber dadurch, daß es sich dem Volke mehr und mehr entfremdet, eine außerordentlich erhabene aber unzugängliche Rolle spielt. Dieses Herrschertum, das nur noch die Würde repräsentiert, ist die letzte Type, der die Götterdämmerung solchen Staatslebens folgt.

Der ägyptische König.

(Nach Adolf Erman.)

Die Idee des Staates, die uns Modernen aus der geistigen Hinterlassenschaft der Griechen und Römer in Fleisch und Blut übergegangen ist, war den Völkern des alten Morgenlandes ebenso fremd wie sie es noch jetzt den meisten Orientalen ist. Im Orient herrschte und herrscht noch heute vielfach die Anschauung, daß die ganze Staatsmaschine nur um des Herrschers willen arbeitet; die Steuern werden gezahlt, um seinen Schatz zu füllen; zu seinem Ruhme werden die Kriege geführt, und um seiner Ehre willen werden die großen Bauten unternommen. Alles Land und alles Gut ist sein Eigentum, und wenn er auch anderen einen Teil daran läßt, so ist das eigentlich nur geliehener Besitz, den er jeden Augenblick widerrufen kann. Auch die Unterthanen selbst gehören ihm, und er kann mit ihrem Leben schalten wie er will.



Fig. 343. Kleidung des Pharao. Nach Wilkinson.

Natürlich ist das nur die offizielle Anschauung; in der Praxis sehen auch hier die Dinge sehr viel anders aus, als in der Theorie, und der König, der wie ein Gott alles zu lenken scheint, ist meist sehr wenig selbständig. Wenn auch die breite Masse der Bürger, die bei uns das bestimmende Element bildet, in jenen Staaten nicht in Betracht kommt, so fehlt es dafür

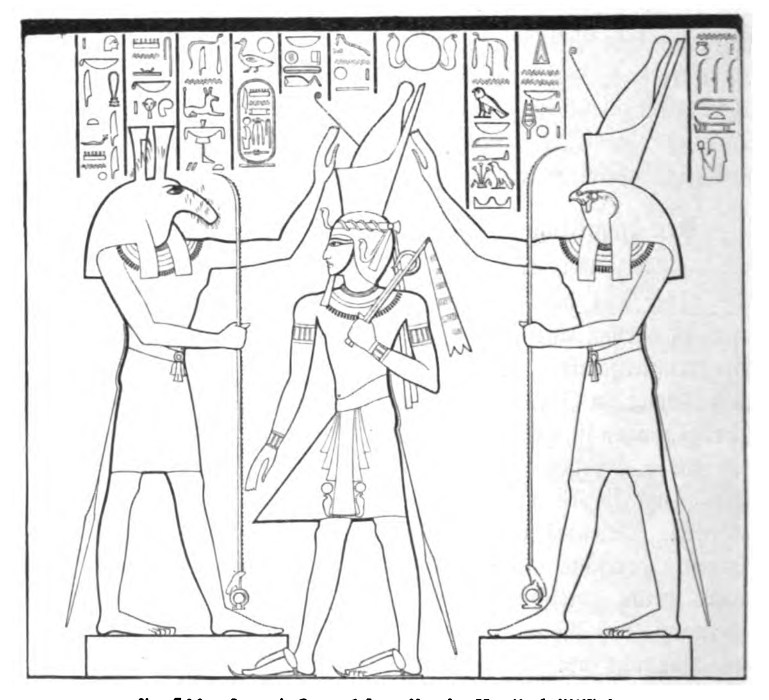


Fig. 344. Set und Horus krönen Ramses II. Nach Wilkinson.

nicht an anderen Faktoren, die auch den scheinbar unumschränktesten Herrscher machtlos machen können.

Neben ihm stehen ja die alten Räte, die schon seinem Vater gedient haben und denen das Heer der Schreiber und Beamten unbedingten Gehorsam zu erweisen gewohnt ist; neben ihm stehen die Generäle mit ihren blindgehorchenden Soldtruppen und die

Priesterschaft mit der unumschränkten Macht über die niederen Klassen. In den einzelnen kleinen Städten sind alte, reichbegüterte Adelsfamilien ansässig, die der Bevölkerung ihrer Heimat näher stehen als der Monarch, der in der fernen Hauptstadt wohnt. Mit keiner dieser Mächte darf es der König verderben, er muß die Empfindlichkeit der Minister schonen, er muß dem Ehrgeiz der Feldherrn ungefährliche Bahnen öffnen, er muß ängstlich darüber wachen, daß seine Beamten nie dem Adel zu nahe treten, und vor allen Dingen: er muß sich mit der Priesterschaft gut zu stellen wissen.

Nur wenn er allen diesen Ansprüchen gerecht zu werden weiß und es doch zugleich versteht, jede dieser Faktoren durch den anderen einzuschränken und lahm zu legen, hat er Aussicht auf eine lange und segensreiche Regierung.

Kann er es nicht, so ist es bald um ihn geschehen, denn neben ihm lauert Zeit seines Lebens sein gefährlichster Feind, die eigene Verwandtschaft. In keinem dieser Herrscherhäuser fehlt es je an einem Bruder oder an einem Oheim, der berechtigtere Ansprüche auf den Thron zu haben glaubt, als der regierende König, noch an Frauen des verstorbenen Herrschers, die es als eine tödliche Kränkung empfinden, daß nicht ihr Sohn, sondern der der verhaßten Nebenbuhlerin die Krone tragen soll. Wohl wissen sie im Leben des Hofes dem Könige gegenüber die Ergebene zu spielen, aber sie harren sehnsüchtig auf den Moment, wo sie die Maske abwerfen können. Jede Verstimmung zwischen dem König und seinen Räten oder Generälen wissen sie durch Intriguen zu vergrößern. Bis dann endlich einer von diesen, der sich zurückgesetzt und beleidigt glaubt zu offener Empörung schreitet. Dann proklamiert er einen der Prätendenten als den wahren, einzig berechtigten König, dem bisher in verbrecherischer Weise der Thron vorenthalten sei und der Krieg beginnt. Und fast immer hat er denselben Verlauf. Die anderen Großen bewundern den kühnen Streich ihres Nebenbuhlers und beeilen sich, ihm nachzuahmen; bald sind so viele Prätendenten aufgestellt, als es Ehrgeizige unter den Großen

des Reiches giebt. Wer bei diesem Kampfe schließlich die Herrschaft erringen wird, ist im Grunde einerlei; sicher wird er seine Regierung mit einem Blutbade unter seinen Gegnern eröffnen und dann selbst seinerseits einen stillen Kampf beginnen gegen die, die ihn auf den Thron gesetzt haben. Wenn er Glück und Energie besitzt, so weiß er sie über kurz oder lang aus dem Weg zu räumen, sonst bleibt er ein willenloses Werkzeug seiner Umgebung. Bei dem ersten Zeichen eigenen Willens, das „der große König der Könige" geben würde, würden ihn seine Großen ermorden lassen, um einen gefügigeren Herrscher auf den Thron zu setzen.

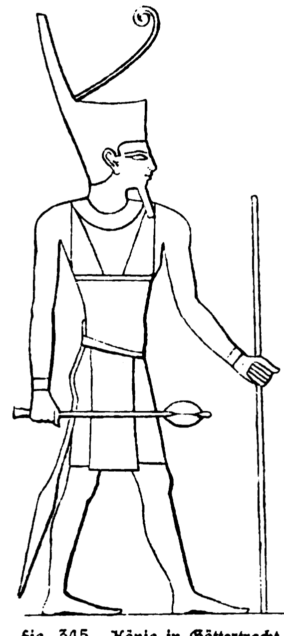


Fig. 345. König in Göttertracht. Nach Erman.

Inzwischen geht im Lande anscheinend alles seinen ruhigen Gang weiter. Wo nicht gerade der Bürgerkrieg tobt, arbeitet der Landmann auf dem Acker und der Schreiber in seiner Kanzlei in orientalischem Gleichmut weiter, als ob nichts geschehen wäre; aber auf die Dauer empfindet es doch auch das Volk im Orient bitter, wenn seine Regierung eine schwankende geworden ist. Die Steuern steigen und werden unregelmäßig eingezogen, um die Gier der Soldaten zu befriedigen; die Beamten werden schamloser in ihren Erpressungen und in ihrer Willkür, und die öffentlichen Bauten, die Kanäle und Dämme geraten in Verfall. Nur der Adel und die Priesterschaft gedeihen unter diesen Verhältnissen; jener wird bei dem Mangel einer Zentralgewalt immer mächtiger und unabhängiger; diese weiß von jedem Prätendenten neue Konzessionen und Geschenke zu erlangen. Lange wird ein künftiger Monarch zu thun haben,

bis er das Land wieder in den alten Zustand versetzen kann, und er wird sich dabei nicht einmal in der Hoffnung wiegen dürfen, daß sein Werk von langer Dauer sein werde, denn mit unerbittlicher Logik verfällt jedes Herrscherhaus des Orients demselben Verhängnis.

Daß die trüben staatlichen Zustände, wie wir sie hier auf Grund der mittelalterlichen orientalischen Geschichte skizziert haben, ebenso auch im alten Ägypten zu allen Zeiten bestanden haben, ist schon von vornherein wahrscheinlich. Wohl klingt es, wenn man die Inschriften liest, als habe in diesem Lande ein wahres Ideal von Reich bestanden, ein Reich, wo ein „guter Gott",



Fig. 346. Ein König opfert Wein vor der Sphinx, dem Symbole königlicher Würde. Nach Erman.

umgeben von „geliebten Freunden" und „weisen Fürsten", väterlich für sein Land sorgte, „angebetet" von seinen Unterthanen, „gefürchtet" von allen feindlichen Völkern, „verehrt" von der Priesterschaft als „der leibliche Sohn des Sonnengottes". Aber wo uns einmal erlaubt ist, näher zuzusehen, da erblicken wir hinter den schönen Worten dieselben heillosen Verhältnisse, die die Geschichte des Orients meist zu einer resultatlosen gemacht haben. Es sind gar mancherlei Kapitel aus der Geschichte des ägyptischen Königreiches erhalten, aus denen man ersehen kann, wie häufig auch hier Perioden wirrer, politischer Zustände gewesen sind. Und doch vermögen wir nur solche Wirren zu erkennen, die lange gewährt haben! Wieviel Thronstreitigkeiten von kurzer Dauer es gegeben hat, läßt sich nur ahnen. Und

auch hier waren die Könige, die sich bekriegten, zum guten Teil nur Puppen in den Händen ehrgeiziger Großer; das zeigt schon die Inschrift eines gewissen Bay, Oberschatzmeisters unter dem ephemeren König Septah der 19. Dynastie. Er rühmt sich ganz ungeniert, daß er „den König auf den Thron seines Vaters festgestellt habe.“

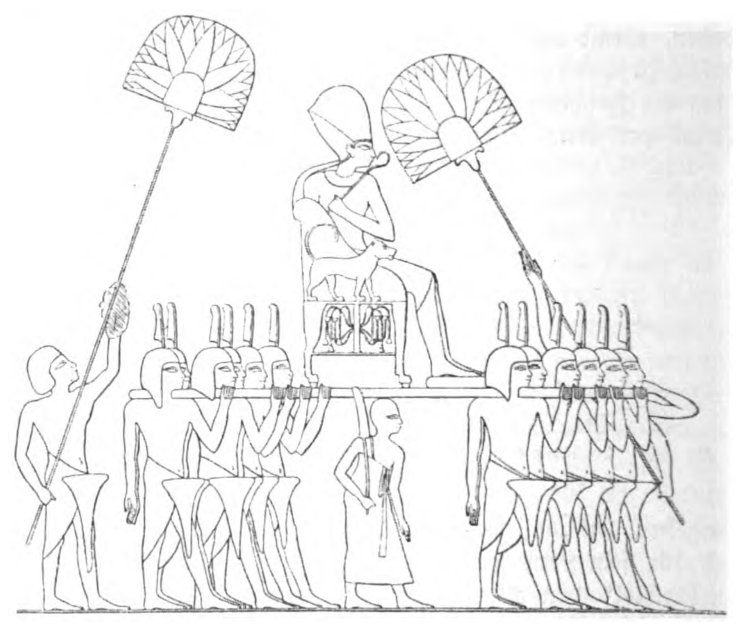


Fig. 347. Ägyptischer König von Soldaten getragen. Nach Erman.

Wie aber auch kräftige Herrscher einer steten Bedrohung von seiten ihrer eigenen Verwandten ausgesetzt gewesen sind, veranschaulicht uns das Protokoll eines Hochverratsprozesses. Gewiß war die Regierung Ramses III. eine glänzende; das Land genoß endlich wieder einmal des Friedens, und die Priesterschaft war durch ungeheuere Geschenke und Tempelbauten gewonnen worden. Die Aspekten seiner Regierung waren also so glänzend wie möglich. Und doch regten sich auch unter ihm

schon wieder die furchtbaren Mächte, die jeder dieser Dynastien ein schnelles Ende bereiten, und es war vielleicht nur ein glücklicher Zufall, daß er ihnen entrann. In seinem eigenen Frauenhause brach eine Verschwörung aus, geleitet von einer vornehmen Dame, Namens Tey, die gewiß zum königlichen Geschlecht gehörte, wenn sie nicht etwa gar seine Mutter oder Stiefmutter war. Welchen Prinzen sie sich zu Prätendenten ausersehen hatte, wissen wir nicht — er wird in dem Papyrus nur mit einem Pseudonym bezeichnet —, aber wie weit die Sache bei ihrer Entdeckung gediehen war, sehen wir daraus, daß die Haremsfrauen bereits an ihre Mütter und Brüder schrieben: „Reize die Leute auf, und errege die feindlich Gesinnten, Feindschaft gegen den König zu beginnen." Eine der Damen schrieb sogar an ihren Bruder, der das Heer in Äthiopien kommandierte, und forderte ihn direkt auf, zu kommen und den König zu bekriegen. Und wenn man sieht, wie viel hohe Beamten an der Verschwörung teil genommen oder doch darum gewußt hatten, so erkennt man so recht die Gefahr, die ein solches morgenländisches Königtum bedroht.

Ich habe absichtlich die Nachtseite dieser Regierungsform vorausgestellt, und ich bitte meine Leser, sich immer gewärtig zu halten, daß hinter all dem Pomp und Glanz, der den ägyptischen König und seinen Hof umgiebt, wahrscheinlich in den meisten Fällen Verhältnisse stecken, die um nichts besser gewesen sein werden, als die oben geschilderten.

In graueste Vorzeit geht die ägyptische Königswürde zurück. Noch heute können wir es dem Ornat des Pharao ansehen, daß er aus einer Zeit stammt, in der die Ägypter nur mit einem Gürtel wie die Neger bekleidet waren, wo es also schon für eine Auszeichnung galt, wenn der König diesen Gürtel vorn mit einem Stück Fell oder Matte vervollständigte und hinten mit einem Löwenschwanze schmückte.

Wie lange es gewährt hat, bis aus einem derartigen Häuptling eines halbwilden Stammes der göttergleiche Pharao wurde, und welche Kämpfe die allmähliche Vereinigung der

einzelnen ägyptischen Gaue zu einem Staate bewirkt haben, das können wir heute nicht mehr erkennen. Nur das eine ist noch

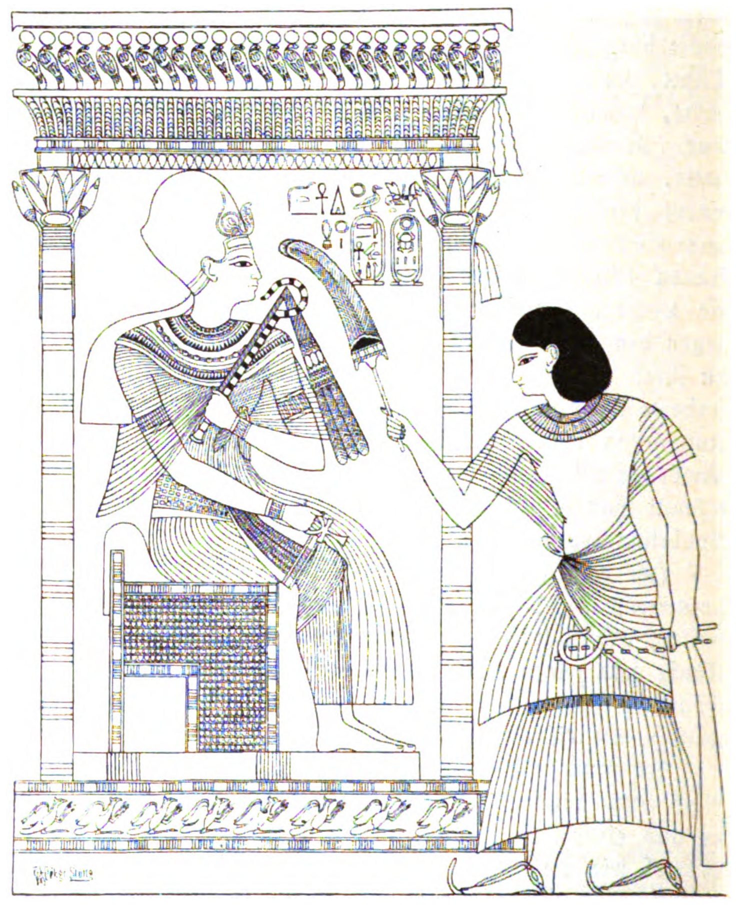


Fig. 348. Ein König der 18. Dynastie gewährt von seinem Throne aus dem Statthalter Äthiopiens Audienz. Nach Erman.

sichtbar, daß dem Einheitsstaate, wie wir ihn im alten Reiche finden, eine lange Periode vorangegangen sein muß, in der Ägypten in zwei Staaten zerfiel, in den „Süden" und das

„Nordland", oder wie sie in dem ägyptischen Kurialstil zusammen heißen, in „die beiden Länder." So mächtige, einander ebenbürtige Staaten müssen beide gewesen sein, daß von dem Einverleiben des einen in den anderen nicht die Rede sein konnte; beide blieben auch nach der Vereinigung selbständige Reiche, die zunächst nur durch jenes zwitterhafte Verhältnis verknüpft waren, das wir Personalunion nennen. Der König Ägyptens konnte sich zwar den „Herren der beiden Länder" oder den „Vereiniger der beiden Länder" und später sogar den „Herrscher Ägyptens" nennen, aber in der offiziellen Titulatur blieb er zu allen Zeiten nur der „König von Oberägypten und König von Unterägypten." Und ebenso verhält es sich mit den Titeln seiner Beamten; auch sie dürfen ursprünglich nur „Vorsteher der beiden Silberhäuser" oder „der beiden Getreidespeicher" heißen, denn jedes Reich hat seine eigenen Kornmagazine und seinen eigenen Schatz. Natürlich läßt sich aber eine solche Personalunion auf die Dauer nicht halten; auch in Ägypten ist sie frühzeitig zur bloßen Fiktion geworden, die man freilich bei der Titulatur des Königs zu allen Zeiten gewahrt hat. Denn die Namen und Titel des Monarchen haben dem Ägypter stets als etwas höchst Wichtiges gegolten. — — — — — — — — — — — — — — — —

Soweit Erman. Dem Bilde von alten Zuständen folge ein Gemälde eines modernen orientalischen Kaiserstaates.

Der chinesische Kaiser.

(Nach Ernst Ruhstrat.)

Über den Kaiser von China ist recht wenig bekannt. Selten bringen die in Ostasien erscheinenden chinesischen und nichtchinesischen Zeitungen etwas, das ihn betrifft. Dieser merkwürdige Zustand, daß der Herrscher eines Reiches von dreihundert Millionen Menschen der Außenwelt so gut wie unbekannt ist und mit ihr fast gar nicht in Berührung kommt, hat keineswegs immer bestanden. Vielmehr reisten noch die ersten Kaiser aus der jetzigen Dynastie, besonders Kang Hi, der von 1661—1722

regierte und ein ebenso thatkräftiger wie bedeutender Herrscher war, viel in ihrem Lande umher und stifteten dadurch manchen Segen. Im ganzen wird man sagen können, daß die Chinesen nur wenige bessere Herrscherhäuser gehabt haben als die Mandschudynastie. Aber diese ist jetzt nicht mehr das, was sie vor 200 Jahren war. Es war ein großes Unglück für China, daß während des kriegerischen Zusammenstoßes des alten Reiches mit England und Frankreich im Jahre 1860 einer der nachgiebigsten Herrscher regierte, die jemals auf dem Drachenthrone gesessen haben, der Kaiser Sien Fung. Als dieser, der seine von den „fremden Barbaren" entweihte Hauptstadt nicht wieder betreten wollte, im August 1861 in Schehol starb, da folgten während der nächsten drei Jahrzehnte zwei unmündige Knaben.

Der erste von ihnen, Tung Tschi, wurde zwar im Jahre 1873 für mündig erklärt und regierte dann dem Namen nach bis zu seinem zwei Jahre später erfolgten Tode; er war aber niemals mehr als ein Schemen. Als er im Sterben lag, gab es im Pekinger Palast eine mächtige Partei, die die beiden Gemahlinnen Sien Fungs nebst ihrem Anhang aus dem Wege räumen und einen Sohn des Prinzen Kung auf den Thron erheben wollte. In ihrer Not wandten sich die Kaiserinnen an Li Hung Tschang dem als Vizekönig der Provinz Tschili der besondere Schutz der Dynastie oblag. Li zögerte keinen Augenblick, sondern brach sofort mit seiner 4000 Mann starken Leibgarde, bestehend aus allen Waffengattungen, in Eilmärschen von Tientsin nach Peking auf, ohne daß sonst irgend jemand etwas davon wußte. Auf seine Truppen konnte er sich unbedingt verlassen, da sie aus seiner Heimatprovinz Anhui stammten. Der etwa 130 Kilometer lange Weg nach der Hauptstadt wurde in 36 Stunden zurückgelegt. Um Mitternacht kam Li an einem der Thore an, das ein Prinz, der ein Anhänger der Kaiserin war, öffnete. In tiefstem Schweigen ging es darauf dem Palaste zu. Die Hufe der Pferde waren mit Zeug umwickelt, und jeder Mann mußte auf Lis Befehl einen Eßstab im Munde halten, wodurch er am Sprechen verhindert war. Mit Leichtigkeit bemächtigte man sich

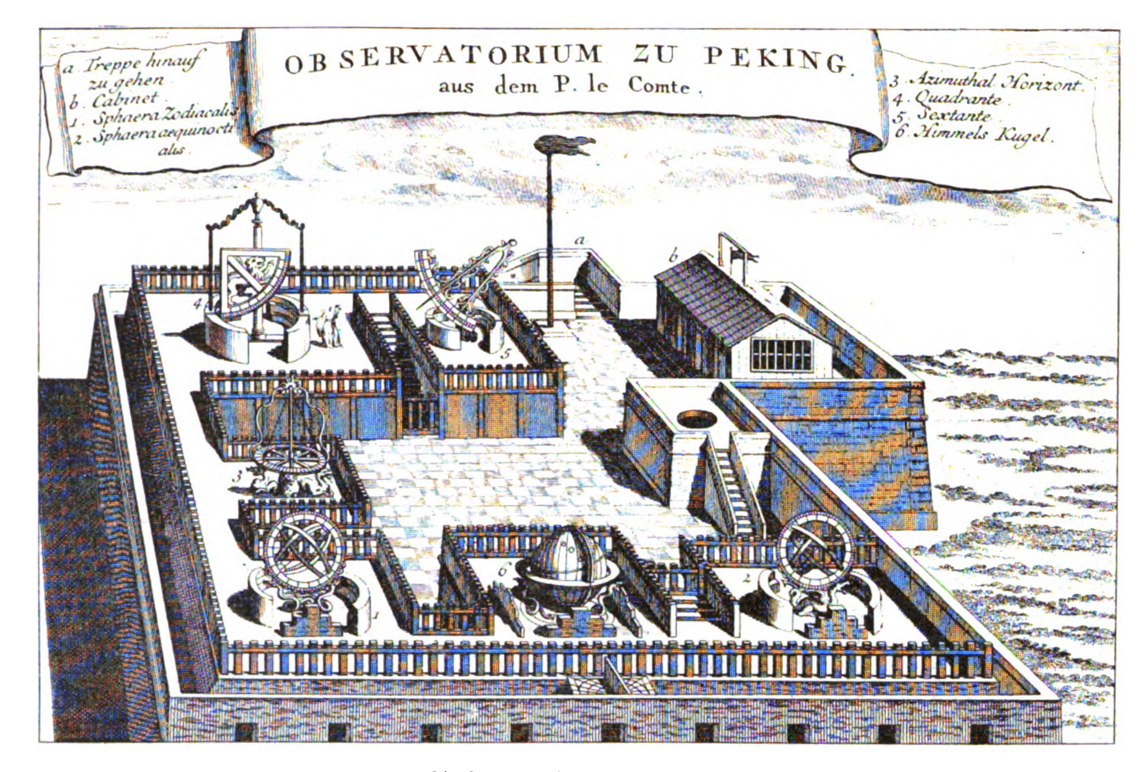


Fig. 349. Die Sternwarte in Peking. Nach altem Kupfer.

der verschiedenen Wachen im kaiserlichen Stadtteil, da die Kaiserinnen Eunuchen geschickt hatten, die als Führer dienten und alle verdächtigten Personen bezeichnen sollten. Nach kurzer Zeit war die kleine Schar im unbestrittenem Besitze des ganzen, sehr ausgedehnten Palastes mit seinen vielen Nebengebäuden und offenen Flächen, ohne daß ein Tropfen Blut vergossen wäre, in orientalischen Ländern eine seltene Mäßigung. Als der Tag anbrach, war das Erstaunen und die Bestürzung derjenigen Verschwörer, die während der Nacht noch nicht festgenommen waren, grenzenlos. Die Rädelsführer mußten ihr Vorhaben in aller Stille mit dem Tode büßen, doch die Mehrzahl traf nur Verbannung.

Am folgenden Tage wurde der vier Jahre alte Sohn des Prinzen Tschun zum Kaiser erklärt. Als alles mit einer für chinesische Verhältnisse erstaunlichen Schnelligkeit geordnet war, ging Li ebenso unauffällig, wie er gekommen war, mit seinen Truppen nach Tientsin zurück. Man hatte diesen Staatsstreich so gut geheim gehalten, daß nur sehr wenig Menschen wußten, wie viel damals davon abhing, ob Li Hung Tschang der Dynastie treu blieb oder nicht.

Die vorstehende Erzählung mag vielleicht nicht in allen Einzelheiten verbürgt sein. Etwas Wahres ist aber sicher daran. Sie stand wiederholt in ostasiatischen Zeitungen, ohne daß Widerspruch dagegen erfolgt wäre; auch kann man sie in Peking von Chinesen hören. Der große Einfluß, den Li Hung Tschang lange Zeit am Pekinger Hofe hatte, ist auf diese Weise leicht zu erklären. Die Kaiserin-Witwe hat ihm seine Treue in einer für sie angstvollen Zeit offenbar niemals vergessen. Der Kaiser selbst scheint sich freilich seit dem unglücklichen Kriege gegen Japan mehr von Li abgewandt zu haben. Doch daran mögen hauptsächlich Lis zahlreiche Neider und Feinde schuld sein.

Während der letzten Jahrzehnte haben also in China keine Kaiser, sondern Regentschaften das Staatsruder geführt. Dies ist kaum vorteilhaft für das Reich gewesen. Es fehlt an einem ganzen Manne von unbeugsamer Willenskraft, der aber zugleich



Fig. 350. Trachten des Kaisers und chinesischer Volksleute. Nach altem Kupfer.

genügenden Weitblick hätte besitzen müssen, sich zu sagen, daß die frühere Abgeschlossenheit des Landes nicht mehr aufrecht zu erhalten wäre. Für die Zukunft wird viel davon abhängen, ob der Kaiser stark genug sein wird, seinem eigenen Willen zu folgen, und ob er sich vor allen Dingen dazu entschließen kann, sich die Zustände in den Provinzen mit eigenen Augen anzusehen und sich nicht lediglich auf die oft sehr lügnerischen Berichte seiner Untergebenen zu verlassen. Was man dem Kaiser zu bieten wagt, dafür sei nach dem „North China Herald" ein besonders starkes Stück erzählt. Vor einiger Zeit stand in der amtlichen „Pekinger Zeitung" eine wichtig aussehende Eingabe an den Thron. Darin berichtet ein hoher Provinzialbeamter über die Unterdrückung einer nicht ungefährlichen Empörung und setzte ausführlich auseinander, was dieses Unternehmen gekostet habe, und welche Mandarinen sich dabei ausgezeichnet hätten. Der Kaiser gab wie gewöhnlich seine Zustimmung zu den vorgeschlagenen Beförderungen. Was würde er wohl sagen, wenn er den „North China Herald" läse! Denn ein Berichterstatter, den diese Zeitung für durchaus zuverlässig erklärt (wahrscheinlich ein Missionar), giebt an, er sei zu derselben Zeit, wo die Empörung stattgefunden haben sollte, in der betreffenden Gegend gewesen. Von irgend welchem Aufruhr habe man aber dort weit und breit nichts gehört. Dagegen habe er in dem chinesischen Gasthause, wo er abgestiegen sei, drei Soldaten getroffen, die ihm erzählten, sie verfolgten einen gefährlichen Räuber, den der Bezirksrichter innerhalb einer gewissen Zeit festnehmen lassen müßte. Dies war die ganze Grundlage für eine lange und aufregende Geschichte in der „Pekinger Zeitung". Nach den Angaben der „Pekinger Zeitung" hat der Kaiser in den letzten Jahren nur aus drei Gründen seinen Palast verlassen: 1. um gelegentlich in einem Tempel zu beten und zu opfern; 2. um die Kaiserin-Wittwe in einem ihrer außerhalb Pekings liegenden Schlösser zu besuchen; 3. einmal in jedem Frühling, um selbst die Pflugschar zu führen. Man wird hoch rechnen, wenn man annimmt, daß sich zur Zeit die Palastthore 10—12 mal im Jahre für die kaiserliche Sänfte

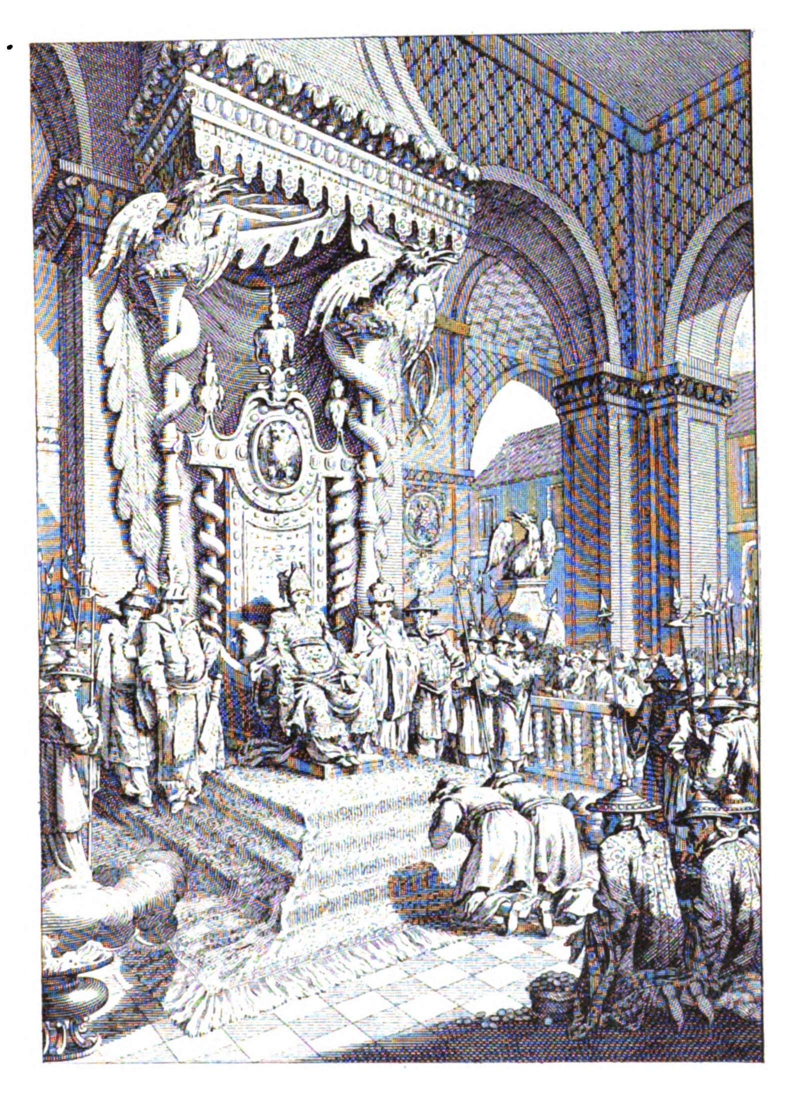


Fig. 351. Huldigungszeremonien vor dem Kaiser Chinas. Nach altem Kupfer.

öffnen. In jedem solchen Falle herrscht das strengste Absperrungssystem. Kein Mensch darf sich dann auf den Straßen oder an den Thüren — Fenster haben chinesische Häuser nicht — sehen lassen, wenn der kaiserliche Zug vorüberwallt, damit den Sohn des Himmels kein Blick aus profanen Augen treffe. Die in Peking wohnenden Ausländer werden bei solchen Anlässen höflich aber dringend ersucht, die betreffenden Straßen dann nicht betreten zu wollen, um nicht mit der kaiserlichen Leibgarde in Streit zu geraten, wie es dann und wann vorgekommen ist.

Trotz aller Vorsichtsmaßregeln wird aber während eines solchen Zuges doch zuweilen „die kaiserliche Ruhe gestört". Als der Monarch die Kaiserin-Witwe in ihrem Palaste von Cho besuchen wollte, kam der Zug an einem stark besuchten Theehause vorüber. Herolde ritten voraus und verkündigten überall mit lauter Stimme, daß jeder Mann alle Thüren schließen und im Hause bleiben müßte, bis der Kaiser vorüber wäre. Nun hatte das genannte Theehaus einen Balkon, der gewöhnlich offen, jetzt aber durch Laden geschlossen war. Das war eine prächtige Gelegenheit für die neugierigen theetrinkenden Müßiggänger, durch den Laden hindurchzulugen, um den Zug zu sehen. Der Balkon konnte aber die herandrängende große Menge von Gaffern nicht tragen. Er gab nach, und ein Klumpen von Menschen purzelte fast unmittelbar vor der kaiserlichen Sänfte auf die Straße. Darauf ungeheures Geschrei der zahllosen Hofdienerschaft. Dann ließ man die Sänfte sobald wie möglich weiter gehen; aber das Unglück war geschehen, die kaiserliche Ruhe war gestört und der Besitzer des Theehauses mußte einer ziemlich strengen Bestrafung entgegensehen.

Ein andermal sprach der Kaiser sein höchstes Mißfallen darüber aus, daß nicht überall in seiner Gegenwart ehrerbietiges Schweigen geherrscht habe, wie es sich doch gehöre. Er erließ deshalb eine Verfügung, worin es hieß: „Als Wir neulich geopfert hatten, hörten Wir bei der Rückkehr in unseren Palast in der Nähe eines zum kaiserlichen Stadtteile führenden Thores ziemlich starkes Stimmengeräusch. Dies beweist, daß das Volk

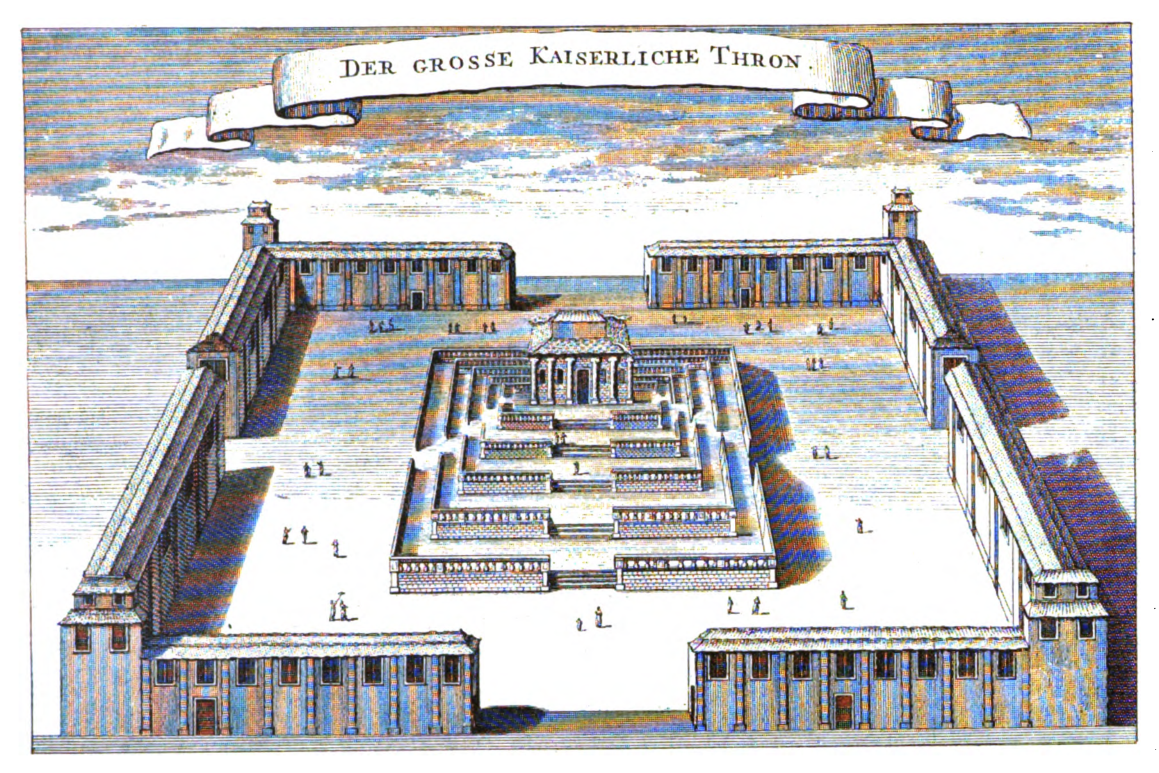


Fig. 352. „Der große Thron". Nach altem Kupfer.

nicht die nötige Achtung vor der Majestät des Herrschers hat, es beweist aber auch, daß unsere Leibgarde ihre Pflicht nicht ordentlich gethan hat. Die Offiziere, die bei dem Thore Dienst hatten, werden daher vom Kriegsministerium bestraft werden. In Zukunft aber sollen alle Offiziere, hohe wie niedere, darauf achten, daß sich ein so unwürdiger Vorgang nicht wiederholt."

Daß es eine gefährliche Sache ist, dem Monarchen, wenn er unterwegs ist, mit einer Bitte zu kommen, ist nach dem Vorstehenden begreiflich. Stellt es sich heraus, daß der Bittende keine völlig ausreichende Veranlassung zu seinem Schritte hatte, dann wird er wegen unbefugter Aufhaltung des kaiserlichen Zuges für den ganzen Rest seines Lebens an die äußersten Grenzen der Mongolei verbannt. Wiederholt berichtete die „Pekinger Zeitung" von solchen Fällen.

Die wichtigsten Opfer, die der Kaiser zu verrichten hat, sind die während der beiden Sommerwenden im Tempel des Himmels. Hierbei kann ihn kein anderes menschliches Wesen vertreten, weil nur er vom Himmel die Macht erhalten hat, auf Erden zu regieren. Ist der Kaiser also krank oder minderjährig, dann müssen diese Opfer ausgesetzt werden. Er ist dem Himmel und der Erde dafür verantwortlich, daß unter den Menschenkindern Ruhe und Zufriedenheit herrscht. Bei Seuchen oder Hungersnot ist es seine Sache, mit dem Himmel ein baldiges Ende der schlimmen Zeit zu vereinbaren. In Nord- und Mittel-China regnet es oft viel zu lange oder lange Zeit gar nicht. Wollen dann die Gebete gewöhnlicher Sterblicher nichts mehr helfen, so muß sich der Kaiser dazu entschließen, selbst den Himmel um eine Änderung des Wetters anzuflehen. Die bevorzugte Stellung des Kaisers zeigt sich auch in der Art und Weise, wie er sein Gebet verrichtet. Während er nämlich von anderen Menschen verlangt, daß sie sich vor ihm niederwerfen, kniet er bei seiner Andacht nur dreimal nieder und macht zugleich neun tiefe Verbeugungen. Dies ist ein Zeichen dafür, daß er den himmlischen Gewalten näher steht, als den sterblichen Menschen. Betet er zum Himmel, so trägt er ein blaues Gewand nach der Farbe

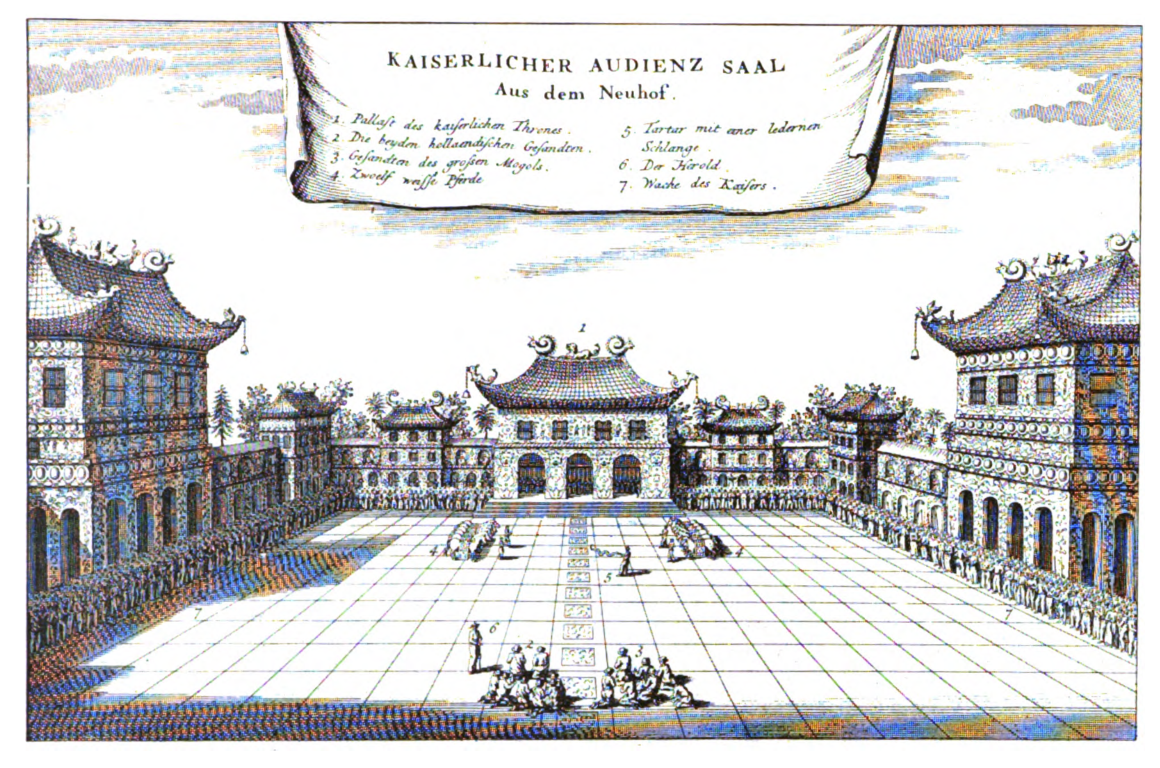


Fig. 353. Kaiserlicher Audienzsaal. Nach altem Kupfer.

des Firmamentes, zur Erde betet er dagegen in gelber, zur Sonne in roter und zum Monde in weißer Kleidung.

Da es durch eines der hübschen Rätsel in Schillers Turandot in Deutschland bekannt geworden ist, daß der Kaiser von China alljährlich einmal selbst den Pflug führt, um dadurch die hohe Wichtigkeit des Ackerbaues zu betonen, so sei hier nach einer chinesischen Zeitung angegeben, wie eine derartige Zeremonie verläuft.

Der Kaiser verläßt bei Tagesanbruch mit einem zahlreichen und glänzenden Gefolge seinen Palast. Der Zug gewährt einen überaus prächtigen Anblick, der noch dadurch erhöht wird, daß auch die Straßen, durch die es geht, aufs schönste ausgeschmückt sind. Vor den Schreinen der den Ackerbau schützenden Götter, bringt Seine Majestät Opfer dar und nimmt dann in einer kaiserlichen Halle das Frühstück ein. Nach dem Frühstück begiebt sich der Herrscher mit seiner Begleitung aufs Feld. Das für den kaiserlichen Palast bestimmte Stück Landes ist durch Pfähle abgegrenzt, von deren Spitzen unzählige Flaggen und Banner von jeder Art und Farbe flattern. An den vier Ecken sind Pavillons errichtet, worin Weizen und andere Halmfrüchte bereit liegen. In der Mitte des Feldes stehen Höflinge mit prächtigen Gewändern mit bunten Flaggen in der Hand, und zur Seite des Weges eine Anzahl ehrwürdiger Landleute mit weißen Haaren, jeder mit einem Gerät für den Ackerbau versehen. Der vor den Pflug gespannte Stier ist mit gelben Tüchern — gelb ist die kaiserliche Farbe — geschmückt und wird von zwei Männern aus der Leibgarde geleitet. Einige Personen des Gefolges führen unterdessen den für sie bestimmten Teil der Zeremonie aus, bearbeiten den Boden mit den verschiedenen Ackergeräten und streuen den Samen aus. Wenn der Kaiser einmal ganz herum gegangen ist, kommen drei Prinzen und nach ihnen neun hohe Höflinge an die Reihe, worauf der Zug in den Palast zurückkehrt. Die ganze Sitte ist uralt. Sie wird von den Chinesen auf den Kaiser Wu Wang zurückgeführt, der sie im Jahre 1112 vor Christus eingeführt haben soll.

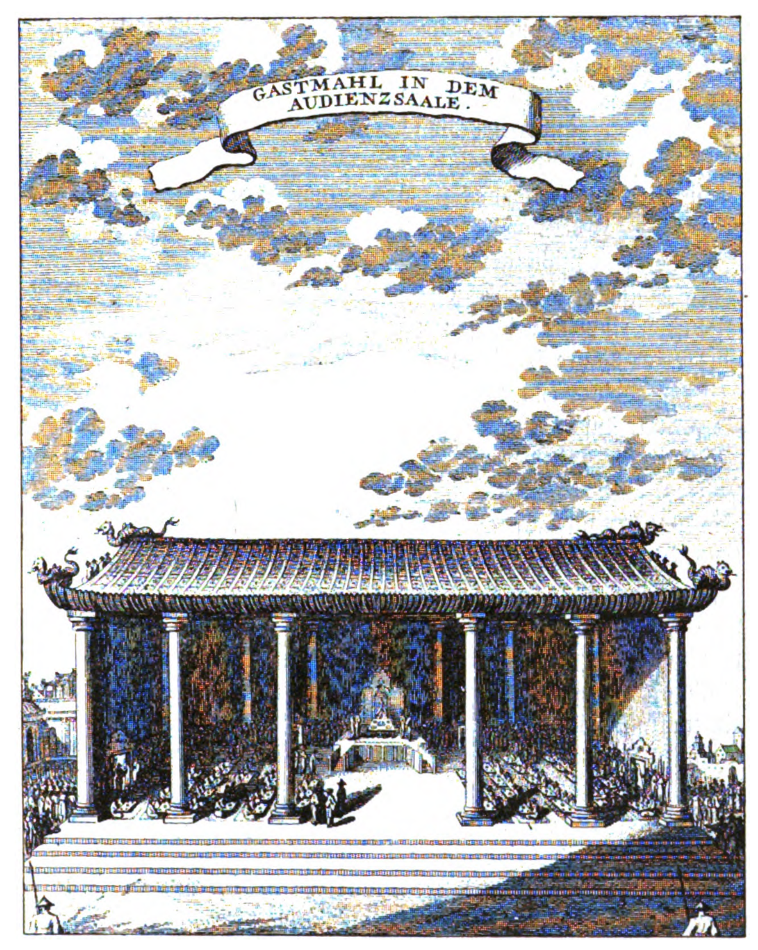


Fig. 354. Gastmahl im kaiserlichen Audienzsaal. Nach altem Kupfer.

Einem gleichfalls sehr alten Gebrauche gemäß hat auch die Kaiserin von China in jedem Frühling eine ähnliche Zeremonie zu beobachten. Sie muß nämlich zu der Zeit, wo die Blätter des Maulbeerbaumes zum Futter für den Seidenwurm reif werden, mit ihren Hofdamen einige dieser Blätter von den

Zweigen pflücken, um hierdurch den Bürgern ein Beispiel fleißiger Arbeit zu geben. Den Tag für diese Zeremonie, bei der große Pracht entwickelt zu werden pflegt, bestimmt alljährlich der Kaiser.

Von Ausländern hatten den Kaiser von China vor dem Besuche des Prinzen Heinrich nur eine Anzahl Diplomaten gesehen und auch diese nur während der kurzen Zeit einer Audienz. Der frühere deutsche Gesandte, Herr von Brandt, sagt, der Herrscher sehe nicht gerade kräftig, aber sehr intelligent aus und er habe sich offenbar lebhaft für das ihm damals neue Schauspiel einer Audienz interessiert. Ein anderer ungenannter Diplomat schrieb im Jahre 1894 an die „North China Daily News“:

„Als die fremden Gesandten kürzlich dem Kaiser von China die Glückwünsche ihrer Staatsoberhäupter zum 60. Geburtstag der Kaiserin-Wittwe überreichten, fiel die Adresse des deutschen Kaisers ganz besonders auf. Da äußerliche Pracht jeder Art großen Eindruck auf alle Orientalen macht, so konnte Deutschland seine guten Beziehungen zu China dadurch nur noch verbessern, daß es eine einfache Adresse zu einem kostbaren Kunstwerk gestaltete. Der kaiserliche Brief war auf Pergamentblätter mundiert, die in Form eines Buches gebunden waren. Die Buchstaben aus Gold und anderen glänzenden Farben machten einen künstlerischen Eindruck. Der Einband bestand aus zwei massiven Platten mit weißem, teilweise mit Gold belegtem Lederüberzug mit dem kaiserlichen Monogramm in der Mitte. Das Ganze lag in einem hübsch geschnitzten Kasten, der mit dem Buchstaben W in Gold und mit einer goldenen Kaiserkrone geschmückt war. Dieses prächtige Kunstwerk erregte die Bewunderung aller Anwesenden, als der deutsche Gesandte es dem Prinzen Tsching überreichte, damit dieser es dem Kaiser gäbe. Es war rührend zu sehen, wie sich das Gesicht des jungen Herrschers für eine kurze Weile erhellte, um gleich darauf, als man das schöne Geschenk auf einen Tisch neben dem Throne legte, wieder den gewöhnlichen Ausdruck unnatürlicher Melancholie anzunehmen. Dieses vorübergehende Lächeln ging allen anwesenden Ausländern zu Herzen; es war, als ob den jungen Fürsten für einen Augen-

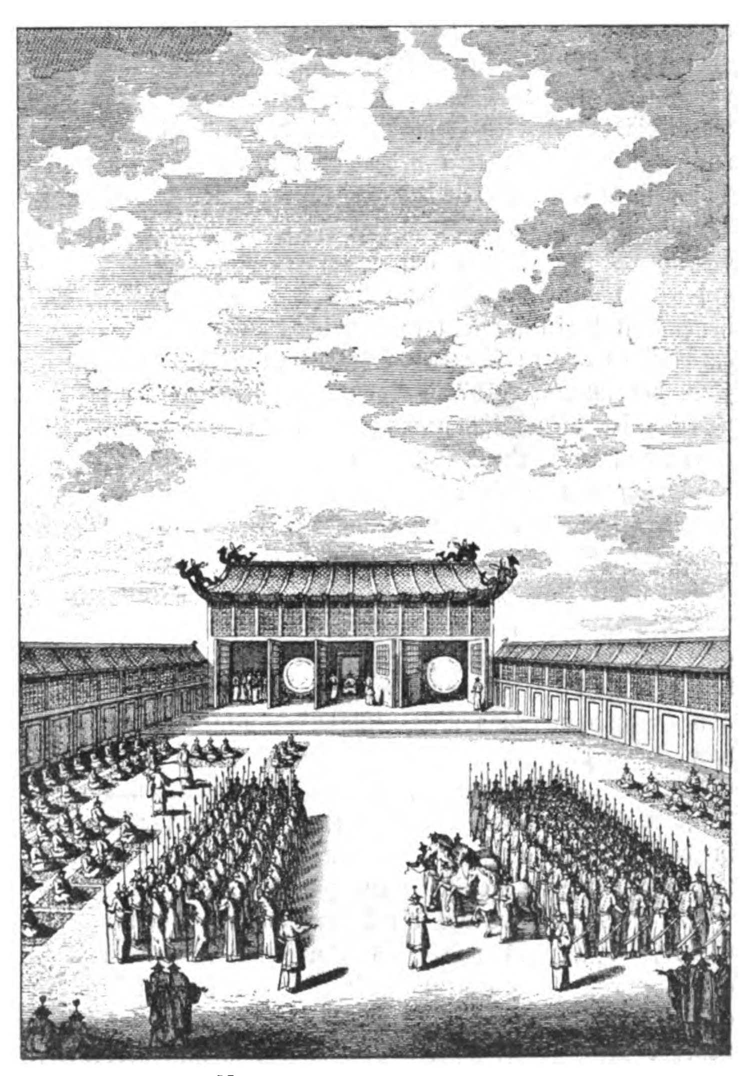


Fig. 355. Audienz zu Congo. Nach altem Kupfer.

blick ein Sonnenstrahl aus einer glücklicheren Welt träfe, als die ist, worin ihm die streng chinesische Etikette zu leben zwingt."

Diese fremde Welt muß dem Kaiser um so geheimnisvoller vorkommen als sie es durchgesetzt hat, daß ihre Gesandten nicht mehr wie in früheren Jahrhunderten den Fußfall vor ihm zu machen brauchen, sondern stehend von ihm empfangen werden. Von seinen Unterthanen dürfen dagegen selbst die höchsten Würdenträger nur knieend zu ihm sprechen. Auch darf in seiner Gegenwart kein Chinese auf einem Stuhl sitzen, sondern nur auf einem niedrigen Divan. Des Kaisers eigentlicher Name ist viel zu heilig für den gewöhnlichen Gebrauch, weshalb er durch einen andern Namen ersetzt werden muß. Während also z. B. der im Jahre 1872 geborene regierende Kaiser in Wirklichkeit Tsai Tien heißt, nennt man ihn Kuang Sü, was „Hochedler Nachfolge" bedeutet. Genau genommen ist es daher etwas wunderlich von „Seiner Majestät dem Kaiser Kuang Sü" zu sprechen; gleichwohl geschieht dies der Bequemlichkeit halber ganz allgemein. Spricht der Kaiser von sich selbst, so sagt er entweder: „Wir" oder „der einzige Mann" oder „der einzige Fürst". Die abgeschmackten, von manchen ausländischen Schriftstellern angewandten Titel, wie „Bruder der Sonne" oder „Bruder des Mondes," „Enkel der Sterne," „König der Könige" und ähnliche sind in China nicht bekannt. Dagegen hat der kaiserliche Palast viele bilderreiche Bezeichnungen, wie: „Stufen von Edelsteinen", „rosige Halle", „himmlische Stufen" und andere. In jeder Provinzialhauptstadt ist eine eigene Halle für den Kaiser, in der sich die höchsten Mandarinen an seinem Geburtstage niederwerfen, als ob er selbst zugegen wäre.

Der Kaiser wird als der Ursprung aller Macht und aller Ehre, jedes Ranges und jedes Vorrechtes in seinem Reiche angesehen; ja die orthodoxe altchinesische Meinung ist sogar, daß es auf Erden überhaupt keine dem Sohne des Himmels gleich stehende Macht gäbe, sondern daß alles ihm untergeordnet sei. Bei einer derartigen Auffassung von der unnahbaren hohen Stellung des chinesischen Kaisers war lange Zeit nicht daran zu

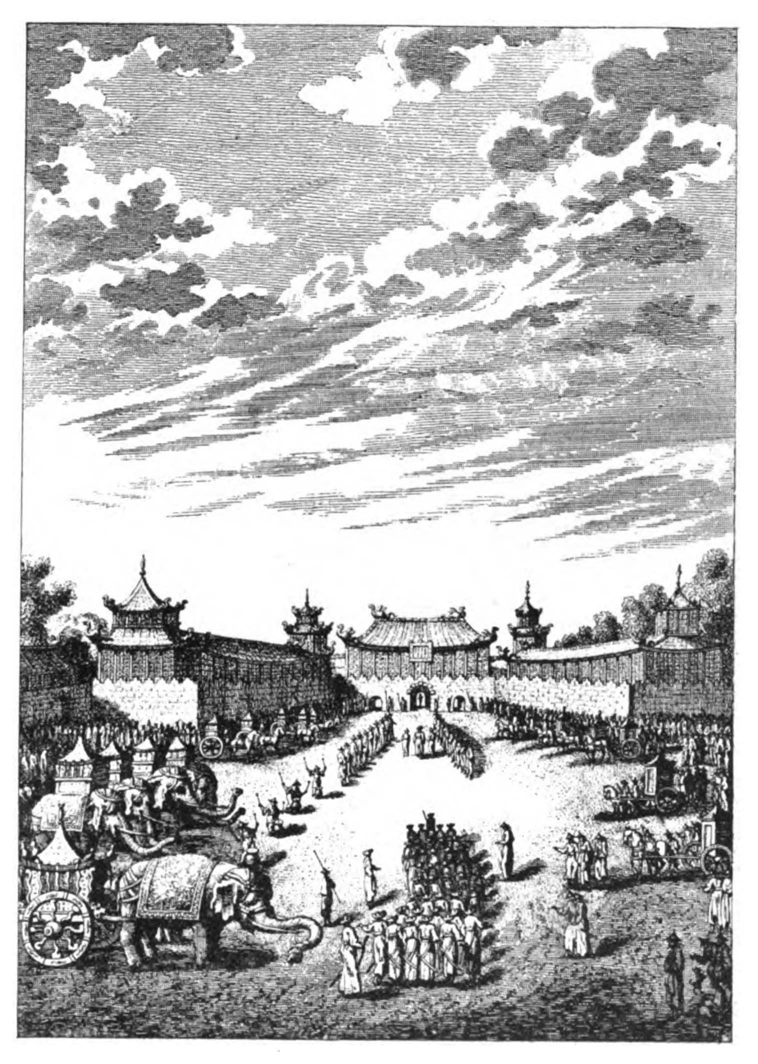


Fig. 356. Ein Gesandter wird zur Audienz geführt. Nach dem alten Nieuhof.

denken, daß die Pekinger Mandarinen die Gleichberechtigung anderer Herrscher auch nur äußerlich zugestehen würden.

Der größte Teil des chinesischen Volkes wird wohl noch lange alle anderen Fürsten der Erde für Vasallen des Sohnes des Himmels halten und die Mandarinen thun nichts, diesen Wahn zu zerstören. Es ist hiermit ganz ähnlich, wie mit der Auffassung der römischen Kurie, die auch niemals von dem Anspruch des Papstes abgegangen ist, der Wächter des Seelen-



Fig. 357. Chinesische Gaukler. Nach dem alten Nieuhof.

heils aller Menschen zu sein. Die absolute Macht des Kaisers von China geht durch seine Gnade auf seine Vertreter in den Provinzen, die Vizekönige und Gouverneure über. Der Kaiser ist zugleich das religiöse Oberhaupt der Nation. Er ist die Quelle alles Gesetzes und aller Gnade; ihm gegenüber giebt es kein Recht und keine Ansprüche irgend welcher Art; alle Macht und alle Einkünfte seines Reiches gehören ihm, und streng genommen ist ganz China sein Eigentum.

Ist diese Theorie nun orientalischer Despotismus in seiner nacktesten Gestalt, so macht sich freilich die Sache in der Praxis

ganz anders. Die öffentliche Meinung wird nämlich in China überall durch Gilden vertreten, die sich blutwenig um hohe Politik kümmern, dafür aber desto schärfer aufpassen wenn es sich um das Mein und Dein ihrer Mitglieder handelt. Diese Gilden sind oft so mächtig, daß sie selbst hohen Mandarinen, also den Vertretern des Kaisers, mit Erfolg widersprechen. Der Mangel eines guten, stehenden Heeres und die Bestechlichkeit fast aller



Fig. 358. Chinesische Bauern. Nach dem alten Nieuhof.

Beamten sind weitere Gründe, weshalb der Despotismus in Wirklichkeit nicht sehr schlimm ist. — — — — —

Seitdem die oberen Zeilen geschrieben sind, hat sich gar manches in China geändert. Den Typus und das Verhältnis zwischen Kaiser und Volk charakterisieren sie aber wohl immer noch richtig.

Der Staat in seiner alten Gestalt ist vollendet. Er trägt noch die Symptome der Entstehung. Es brodelt noch allenthalben in den Berufen. Noch immer treten Usurpatoren auf.

Es ist der letzte Rest des Heldentumes. Der „Held" hatte den Staat gegründet, Heldenkraft hatte ihn zunächst in seine Bahnen gelenkt. Die Tradition des Heldenbegriffes war oft stärker und kräftiger als die der Berechtigung zur Erbfolge.

Vergleichen wir nun dieses alte Staatsgerüst mit dem Baue eines modernen Staates, so fällt uns ein gewichtiger und gewaltiger Unterschied auf. Dort unten in der alten Zeit, in den alten Reichen Ägypten, Babylonien, China, Mexiko, Peru geschah alles für den Kaiser, durch den Kaiser. Das ganze

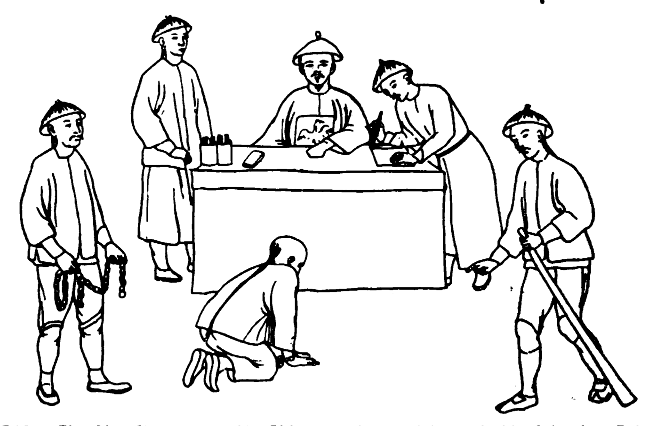


Fig. 359. Ein Angeklagter vor chinesischem Gericht. Dieses und die folgenden sind nach Farbenbildern auf Reispapier gezeichnet.

Volk war ein großes Sklaverei- und Arbeiterhaus. Frei war nur der König. Dagegen ist im neuen Staate der Kaiser und König thatsächlich ein Vertreter der Interessen des Volkes. Wohl repräsentiert der Kaiser das Volk, wohl hängt von seiner Sympathie, seiner Gunst noch immer mächtig viel ab, noch immer führt er das Recht des Willens in anderem Maßstabe aus, wie ein Bürger seines Landes. Aber das ist ein Segen. Die starke Hand des einzelnen weiß, zumal dem Auslande gegenüber, ein anderes Gewicht in die Wagschale des Völkerausgleiches zu werfen, als die Thätigkeit des Volkes. Nehmen wir z. B. ein Volk, daß noch so tüchtig ist, arbeitsam, fleißig, klug, rechtschaffen,

tapfer, und geben wir diesem Volke einen lässigen, schwachen Herrscher, dann wird das Ausland dieses Volk trotzdem nicht sonderlich respektieren. Und wer z. B. in unseren Tagen viel im Auslande reist, der wird die Beobachtung machen, das thatsächlich für unsere Nachbarnationen das Wort „Wilhelm" immer einen ganz besonderen Nachgeschmack hat. Der Herr Nachbar zieht dann wohl die Brauen in die Höhe, hüllt sein Gesicht in ernste Falten und murmelt respektvoll: „Ein sehr energischer Kaiser, ein tapferer Kaiser, ein großer Kaiser!"

Ich glaube, gerade an diesem Beispiele kann man sehen, daß das Staatsoberhaupt immer noch einen mächtigen Wert in der Weltgeschichte hat. Ich brauche daran nicht zu erinnern, daß aus einer Republik ein Mann ein Kaiserreich zu machen versteht, wie etwa Napoleon.



Fig. 360. Der Angeklagte wird ins Gefängnis abgeführt.

Diesem äußeren Merkmale des Staates, dieser äußeren Vertretung gegenüber hat aber die europäische Kultur Verhältnisse geschaffen, die das ganze Bild des Volks- und Staatsbegriffes umgewälzt hat. Und diese Änderungen sind vorgegangen im Innern des Volkes selbst. Was sich im Volke abspielt, dafür ist nicht nur maßgebend die Schule, die Kirche, die Gerichtsbarkeit, die Staatsverfassung, die Wissenschaft, Krieg- und Friedenszeiten, Handel und Gewerbe, hierfür sind stillwirkende Kräfte ausschlaggebend, die tief im Boden wurzeln und die nicht einmal der Wille und die Energie eines orientalischen Despoten zu regieren vermögen.

Jetzt, wo wir nach einem kurzen Rundblicke durch die Keime und die Blüten, durch die Volkserziehung und durch die Herrscherpracht des aufsteigenden Ackerbauvolkes, dem Schlusse zueilend, nach den letzten Wesensbedingungen des Völkerlebens fragen, jetzt gehen wir wieder zur Betrachtung der natürlichen Begriffe zurück. Wir fragen wieder nach der Lebendigkeit, Tragfähigkeit, nach der Eigenart der Kräfte, welche der Mensch zwar angeblich regiert und durch deren Sklaventum er anscheinend das geworden ist, was man als „höheren Kulturmenschen" bezeichnen kann. Und die Antwort auf derartig große Fragen wird uns auch hier wieder dem Verständnis für den Werdegang vergangener und zukünftiger Kulturen entgegenführen.

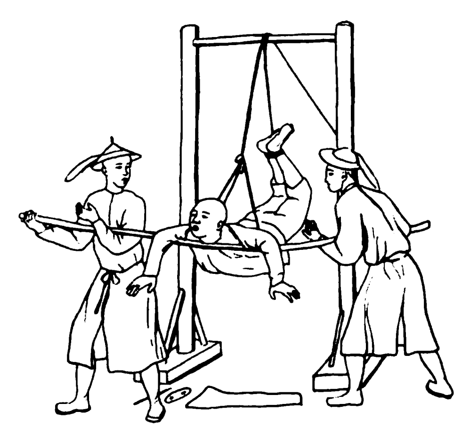


Fig. 361. Folterung, wie solche gegen betrügerische Kaufleute angewendet wird.

Wie das Tier, lebte der erste angehende Kulturmensch, beweglich und immer weit ausschauend auf den Hochebenen. Es ist wahr, er hatte die Tiere unterworfen, er war Viehzüchter und seine Viehzucht bedeutet eine Befreiung. Und doch! Schauen wir nun näher hin! Ist es denn wirklich der freie ungebundene Wille des Menschen, welcher den Aufschwung dieser seiner Kultur lenkt? Oder sind es vielleicht doch mehr die Eigenschaften seiner vierbeinigen Zöglinge, die ihn, den Herren, dirigieren?

Es ist eine wunderliche Sache um das Herrschen auf der Erde, eine Sache, die gerade so etwas Erstaunliches an sich trägt wie das „Besitzen". Ich will das erst an dem Besitzen definieren und dann an dem Herrschen.

A kauft sich ein Buch, dessen Titel ihm zusagt und das seinen Bücherschrank eine Zierde bereitet. Er kauft es und stellt es in den besagten Bücherschrank. Lesen? Nein! Wozu lesen, er besitzt es ja. Jetzt kommt B, ein armer Geselle, der leiht sich das Buch und liest es. Er liest es und liest es wieder. Es geht in seinem Besitz über, — ich meine natürlich in den Besitz des Geistes. Er giebt das Buch an A zurück. A liest es immer noch nicht, A liest es überhaupt nicht.

Wem gehört das Buch, A oder B?

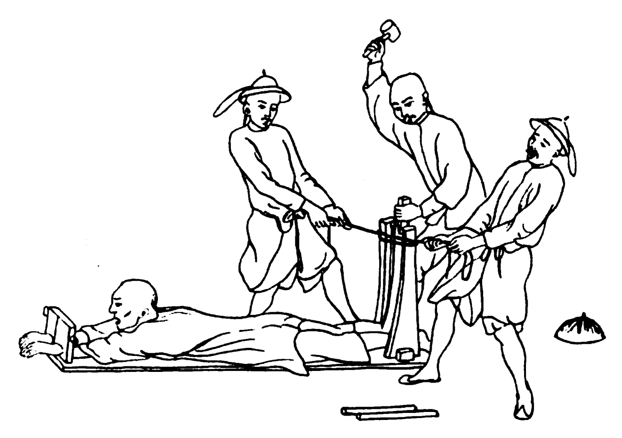


Fig. 362. Folterung des Delinquenten auf der Bank.

Das deutsche Civilrecht sagt, das Buch gehöre selbstverständlich A. Fragt man B, von dem ich annehme, daß er ein anständiger Mensch ist und das Buch nicht gerade stehlen will, so wird der auch antworten, das Buch gehöre natürlich A. Das werden alle Leute sagen. Und dennoch hat sich B das Buch „zu eigen gemacht", trotzdem es im Bücherschranke von A steht.

Nun frage einmal, — angenommen, du hast mich nicht mißverstanden, — wem gehört eine königliche Bibliothek? Ich habe absolut nichts Staatsfeindliches an und in mir, will niemanden solches Besitztum rauben, aber ich stelle fest, daß ich ein könig-

liches Museum und eine königliche Bibliothek als ein Gnadengeschenk des Staates oder des Herrschers für sein Volk ansehe. Denn alle die besitzen diese große Gabe, welche sie zu „genießen" verstehen.

Ganz genau gerade so geht es mit der Königswürde eines Herrschers, ebenso ist es mit dem Gesamtbesitztum der Kultur, mit der Abhängigkeit des einen vom andern.

Beispiele: 1. B hat das Buch gelesen, B denkt in Zukunft im Sinne des Buches. Das Buch repräsentiert gewissermassen den Autor und seine Gedankenwelt, besitzt nun B den Autor oder der Autor B?



Fig. 363. Folterung liederlicher Weibspersonen an den Fingern.

2. Ein roher brutaler Volksstamm strömt aus breiten Gebirgsflächen in ein Thal, das von einem kunstbegabten, schriftkundigen, hochgebildeten Volke bewohnt wird. Die Thalbewohner werden im Kriege vollkommen geschlagen, sie müssen in Zukunft alle Fronarbeit verrichten. Sie werden zu regelrechten Sklaven. Inzwischen spielen sich die neuangekommenen Barbaren als die Herrscher auf, genießen das bis dahin unbekannte Behagen eines Nachmittagschlummers im Lehnstuhle, lassen sich von den Unterworfenen ergötzliche Geschichten erzählen, hören ihre Sagen und Traditionen mit an, gehen in den Tempel, der ihnen eine gewisse abergläubische Scheu abgewinnt und lassen sich von den Unterworfenen in demselben Messen lesen. Die Unterworfenen werden ferner gezwungen, eine Geschichte dieses Krieges, des Ruhmes der Sieger, zu schreiben. Um das nun lesen zu können,

lassen die Barbaren sich im Schreiben und Lesen unterrichten, sie lernen Häuser bauen, den Acker bestellen, lernen alle Wissenschaft und Kunst von dem armen Sklavenvolke, das kurze Zeit darauf jämmerlich ausstirbt. — Wer von den beiden hat nun den andern unterworfen, der Barbar den Thalbewohner oder der Thalbewohner den Barbaren?

3. Der viehzüchtende Nomade möchte im Herbste für den Winter einen festen Lagerplatz gründen. Er möchte gerne nach dem Punkte X ziehen. X liegt in einer berauschend schönen Landschaft. Die Gegend ist wild und romantisch. Sie sagt dem wilden Manne recht zu. Es ist nur ein kleiner Fehler dabei, es fehlt eine Tränke für das Vieh; wohl ist eine kleine Quelle vorhanden, die gutes und schönes und frisches Wasser für den Menschen bietet, dem Vieh mag sie aber nicht genug geben. Bei Y ist nun so eine recht langweilige Stelle. Sie sagt dem Manne gar nicht zu. Sogar das Material für den Bau des Winterlagers ist verhältnismäßig weit und schwierig herbeizuschaffen. Aber für das Vieh ist der Platz wie geschaffen. Die Tränke ist ausgezeichnet. Der Mann muß sich entschließen, bei Y sich anzusiedeln. Wer beherrscht nun den andern, der Mensch das Vieh oder das Vieh den Menschen?



Fig. 364. Dem Delinquenten wird die Ohrenfolterung durch Quetschen zu Teil.

4. Es liebt irgend einer die Wissenschaft. Es ist ein junger Mensch, der eine außerordentliche wissenschaftliche Begabung hat, dem aber die gehörigen Mittel dazu fehlen, sich zum Gelehrten auszubilden. Um sein Brot zu verdienen, muß er einen Beruf ergreifen, der ihn schnell etwas verdienen läßt; er wird Handwerker.

Während der ersten Jahre seiner Thätigkeit als Handwerker benutzt er die Nächte, um sich weiter zu bilden auf dem Gebiete seiner Wissenschaft. Aber die Arbeit des Tages ist schwer, er kommt nicht vorwärts, allmählich übermannt ihn die Müdigkeit. Im Anfange war es ein genialer Mensch, der aller kräftigen Entwickelung im großen Sinne Verständnis entgegenbrachte. Seine Berufsthätigkeit verlangt aber minutiöse pedantische Kleinigkeitskrämerei. Je mehr er die Wissenschaft fallen lassen muß, desto kleinlicher fängt er an zu denken, alles Große geht bei ihm zu Grunde. In seinem Berufe wird er immer pedantischer, im Leben auch. Er stirbt als alter Mann, der seiner Pedanterie wegen verspottet und verlacht wurde.



Fig. 365. Backenstreiche mit dem Leder, wie solche vorzüglich Schiffern zu Teil werden.

Schafft nun der Mensch den Beruf oder der Beruf den Menschen?

Man könnte noch einige hundert derartiger Beispiele anführen, ich könnte darauf hinweisen, daß z. B. alle Schuster am Ende ihres Lebens schwerfällig, die meisten Schneider dagegen leichtfertiger werden. Ich will hier die Antwort auf die Frage nicht geben, sondern ich überlasse es den Lesern, sich im allgemeinen die Konsequenzen derartiger Überlegungen klar zu machen. Nur eins soll hier betont werden, es ist der große Grundsatz, den wir am Ende dieses Buches wohl besonders stark betonen dürfen.

Wenn es mit dem Individuum so ist, wie es sich aus meinen Fragestellungen ergiebt, daß ein beständiger Austausch

zwischen allen Zügen der Natur und dem Menschen, zwischen dem Besitz und dem Besitzer, zwischen dem Herrscher und den Unterthanen u. s. w. besteht, dann ergiebt sich ganz von selbst, daß wir das eine nicht ohne das andere betrachten dürfen.

Nun ist die Wissenschaft und die Anschauung unserer Kultur während verhältnismäßig langer Zeit dabei stehen geblieben, die Triumphe des Menschen zu feiern, den Menschen immer nur als Schöpfer seiner Umgebung und seiner Kultur hinzustellen. Da ist es denn an der Zeit, daß wir das Gegenteil einmal schärfer beleuchten, daß wir einmal deutlich die Abhängigkeit des Menschen von den Faktoren seiner Entwickelung schildern, daß ein Buch wie das vorliegende geschrieben wird, in dem die Entwickelung der reiferen Menschheit in ihrer Abhängigkeit von den leitenden Motoren des irdischen Weltgetriebes geschildert wird.



Fig. 366. Bestrafung mittels Kniequetschen, wie solche auf willkürliche oder falsche Auslegung der Gesetze folgt.

Und von diesem Gesichtspunkte aus wollen wir nun noch einen Blick in das Volksleben werfen. Wir haben das Völkerleben gesehen in seiner Entwickelung unter der Einwirkung des Tierlebens, wir haben die Nomaden und Viehzuchtvölker dann herabsteigen sehen in die breiten Thäler, haben ihre Umwandlung zu Ackerbauern mit erlebt, haben gesehen, wie sie dies, ihr Paradies, gegründet haben und wollen jetzt den Wandlungsprozessen dieses Paradieses noch einige Worte widmen.

War der Mensch als Regent der Viehzucht lebendig und weitschweifend, ein weitschauender Gesell, dem die Erde nur ein weiter Tummelplatz seiner Herden und seiner Züge war, sehen

wir den Menschen so gleichsam als Objekt seiner Tiere, so müssen wir ihn jetzt auch betrachten, wie er festwächst mit der Pflanze, wie er mit der Pflanze gemeinsam emporwächst, Blüten treibt, Kunst und Wissenschaft fördert, wie er aber auch gleich der Pflanze die Perioden des Wachstums und Daseins erfüllt. Die Pflanze sproßt, trägt Blüten und fällt dann zusammen. Sie stirbt und giebt einem neuen Samen Raum.



Fig. 367.
Der Verbrecher im Eisenkragen und am Pfahl.

Also geht es auch dem Ackerbauer im fruchbaren Thale. Er trägt auch reichen Blätterschmuck, zeitlich köstliche Blütenpracht. Aber dann stirbt er auch. Wir haben das bei allen Ackerbauern auf dieser Erde beobachten können. Jedes große Ackerbauvolk auf dieser Erde hat einen Frühling, einen Sommer und dann kommen die herbstlichen Winde. Wenn sie über das Land streichen, dann hat die glühende Sommerhitze die Pflanzen, die Menschen und die Kultur zur Erschlaffung gebracht Die Welt, am Ende des Sommers, sieht gar schön aus, sie vermag aber den mächtigen Stürmen, die über das Land fegen, keinen Widerstand zu bieten.

Diese herbstlichen Stürme kommen jedesmal von den Höhen hernieder. Es sind entweder Nomadenvölker oder Gebirgsstämme die in das Thal herunterziehen, die die Wucht und die Kraft und die Raublust und die Macht eines freien ungebundenen Lebens mitbringen. Es sind die Träger der Vernichtung. Es sind wohl die Barbaren, die über das schwächlich gewordene Ackerbauvolk herfallen, dessen König hinrichten, seinen Schmuck sich anlegen, die mit rohen Reiterstiefeln und Sporen durch die Tempel klirren, die die Unterworfenen zu Sklaven machen. Das

ist der Herbstwind des Völkerlebens am Ende eines blütenreichen Sommers in den Thalgefilden.

Es mag eine rohe knechtische Zeit folgen. Die Barbarenherrschaft entspricht nur allzu sehr dem Winter der Natur. Aber die Kraft ruht ja doch in der Kultur, in der Pflanzenwelt. Wieder knospet es, wieder breiten die Pflanzen ihre Wurzeln und Zweige aus, die Zweige umschlingen den rohen Barbaren. Er hat sich an den Genuß und die Glücksspende des Tieflandes gewöhnt, er hat damit die Köstlichkeit eines andern Lebens genießen gelernt, von neuem äußert der wiederkehrende Frühling seine Kraft. Der Barbar ist nicht mehr Barbar, er hat die Kraft von dem Tieflandvolke übernommen und trägt sie fort, trägt sie in den Sommer zum Blühen, zur Fruchtreife, — erschlaffend sinkt er dem Herbst in die Arme. Neue Kraft gleitet von den Hochthälern, von den Gebirgen, von den Steppen, vom Hochplateau hernieder, eine neue Periode hat sich erfüllt.



Fig. 368. Der Verbrecher am Bambus. Durch den Bambus läuft die Kette.



Fig. 369. Der Verbrecher im Bambuskäfig.

Man kann dies Bild in den Farben eines jeden der alten Kulturländer malen. Es wird immer und immer

gleich und richtig ausfallen. Die Inkas stiegen hernieder als rohes Volk und nahmen die Kultur Unterworfener an. Die Azteken stiegen nieder als ein wilder Barbarenstamm; die Herbstwinde des Hunnenanpralles, der Mongolenwanderung, des Mandschurecken haben China ein ums andere Mal unterworfen. Die meisten alten Kulturvölker haben nach solchem Sommer, Herbste und Winter eine starke Umbildung erfahren. China am wenigsten. Das Riesengebiet Chinas, seine ungeheure Menschenmenge, vermochte kein Herbstwind stark umzubilden. In China hat die eigentliche innere Volkskraft sich wohl langsam aber sicher durch alle Herbstwinde gerettet. Die Folge davon ist aber gewesen, daß der neue Frühling nicht ein derart verändertes Aussehen trug, wie auf anderen ähnlichen Gefilden, — wenn auch die Behauptung unwahr ist, daß China sich nicht weiter umgebildet hätte, sondern vielmehr stehen geblieben wäre. Darum haben wir in China auch das gewissermaßen erstarrte Volk des Zopfes vor uns, eine sich immer gleichbleibende, gewissermaßen perennierende Kultur, von einem verhältnismäßig schwächlichen, stets sommererschöpfenden Volke getragen.

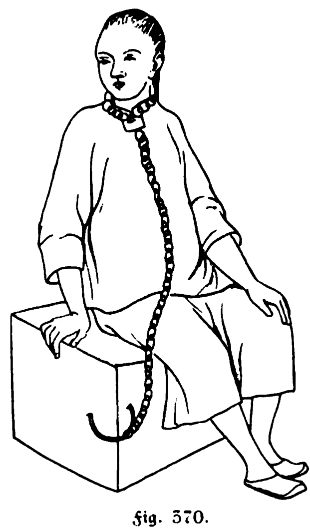
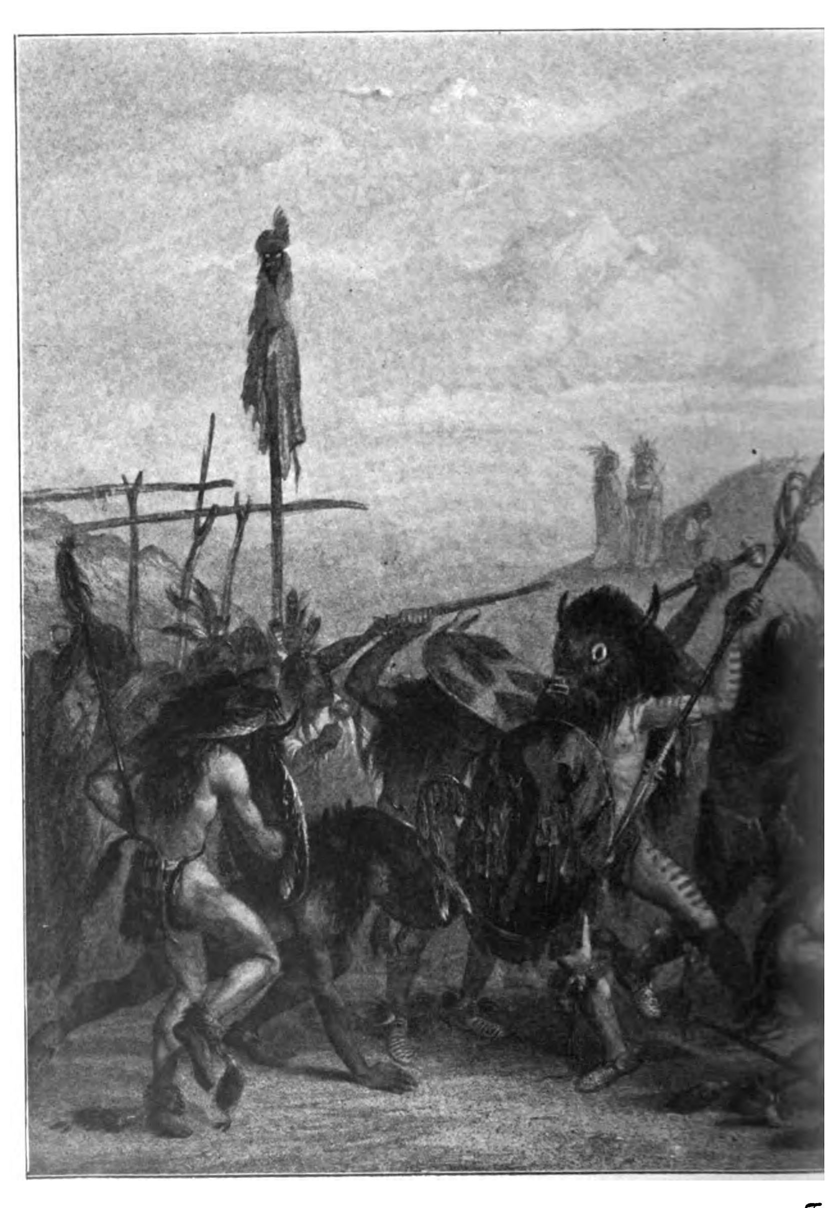


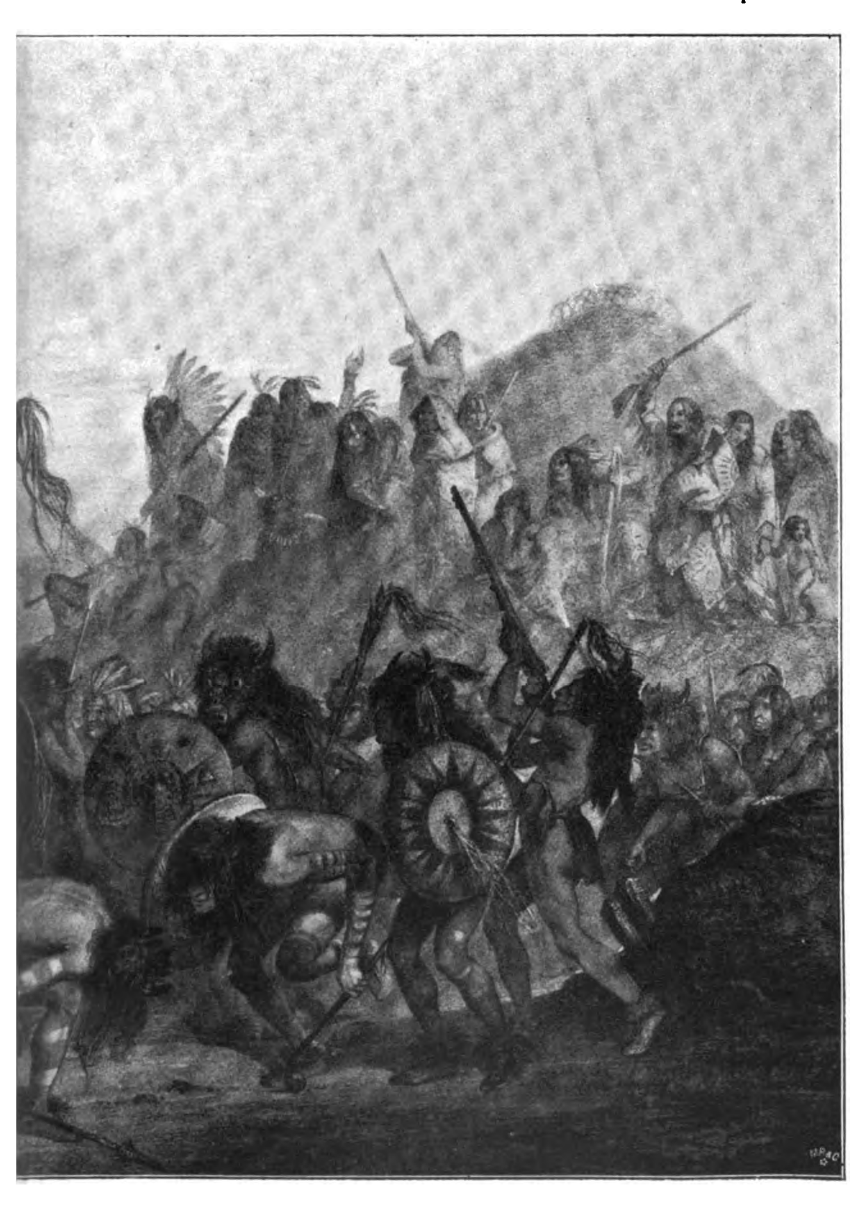
Fig. 370.
Der Verbrecher am Schandblock.

Man kann das bis in die kleinsten Kleinigkeiten zeigen. Ich brauche nur zwei Gegensätze in den Vordergrund zu stellen. Man vergleiche die zehn ersten Abbildungen dieses Werkes mit den letzten Fig. 359—376. Die ersten zeigen das Leben eines aufkeimenden Volkes, die letzten die harten Konturen, das zopfige Schematische des Traditionellen. Ich meine weniger den Inhalt dieser Bilder, obgleich ich auch darauf hinweise, daß die Aus-



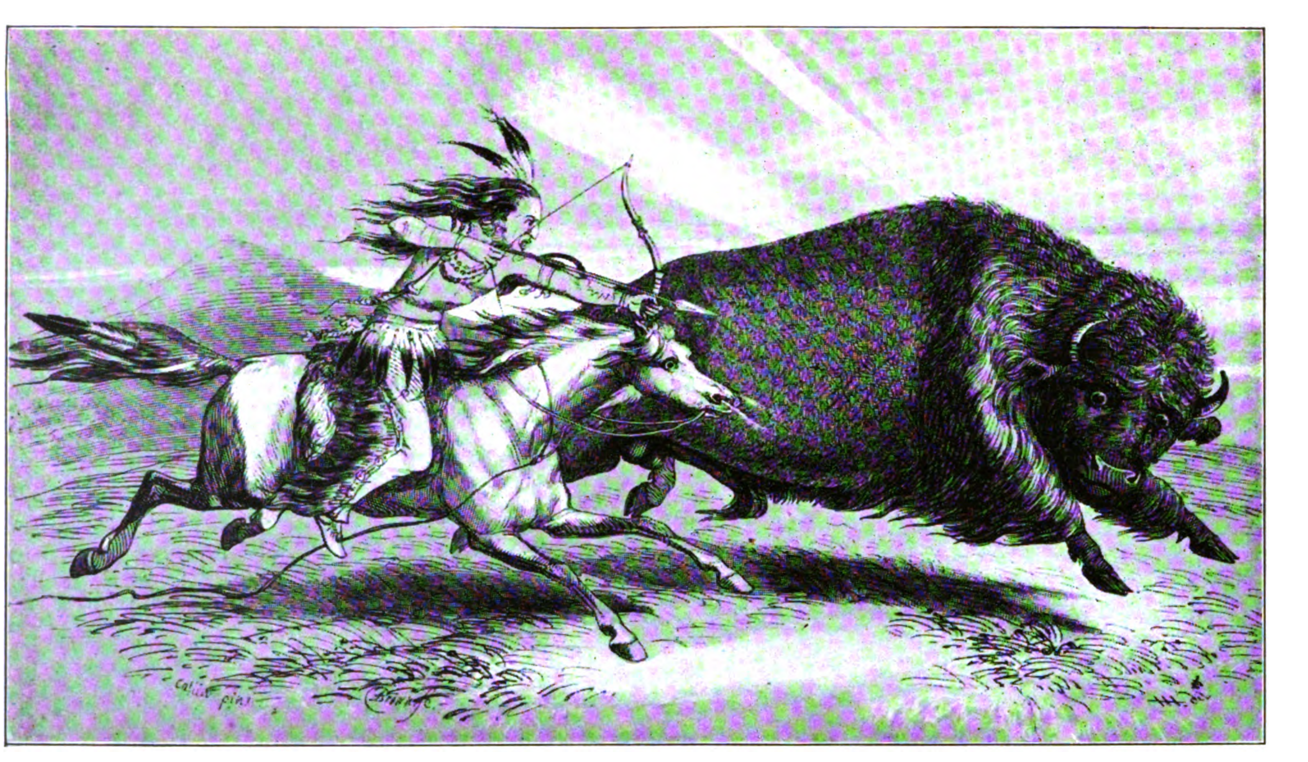
T

Bisontanz der Nordindiane



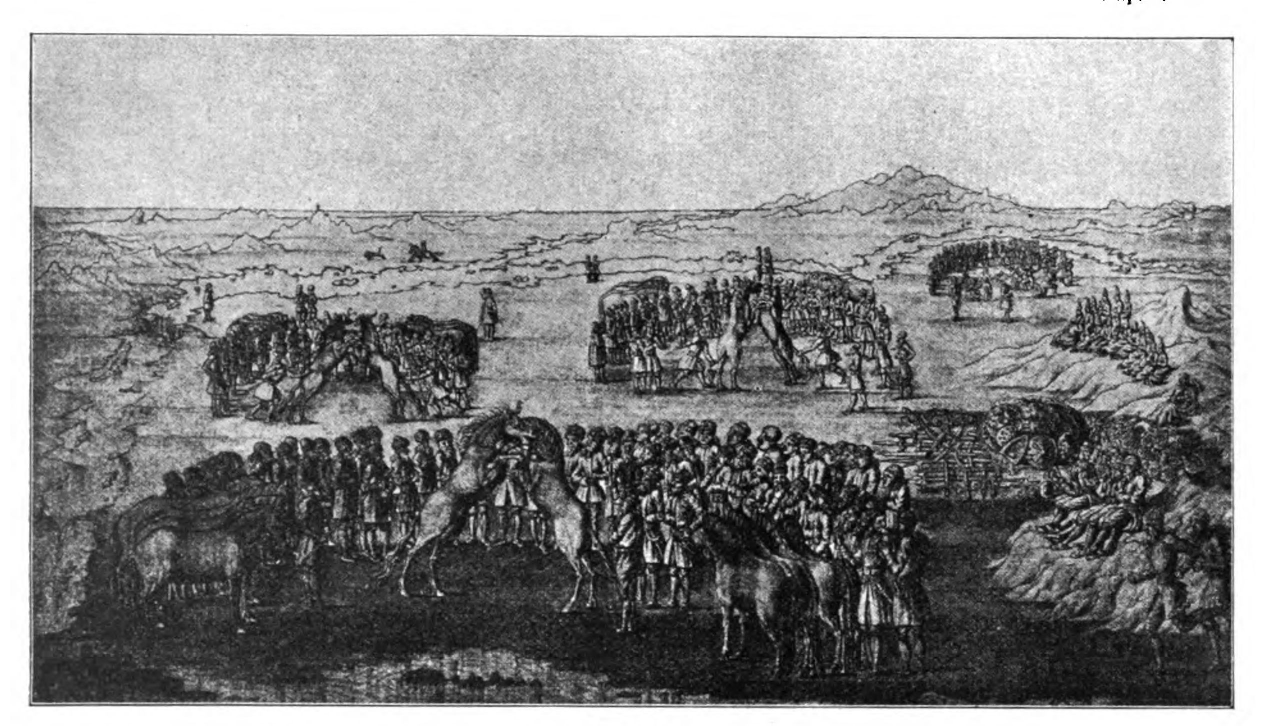
I I.

Nach Max Prinz zu Wied.



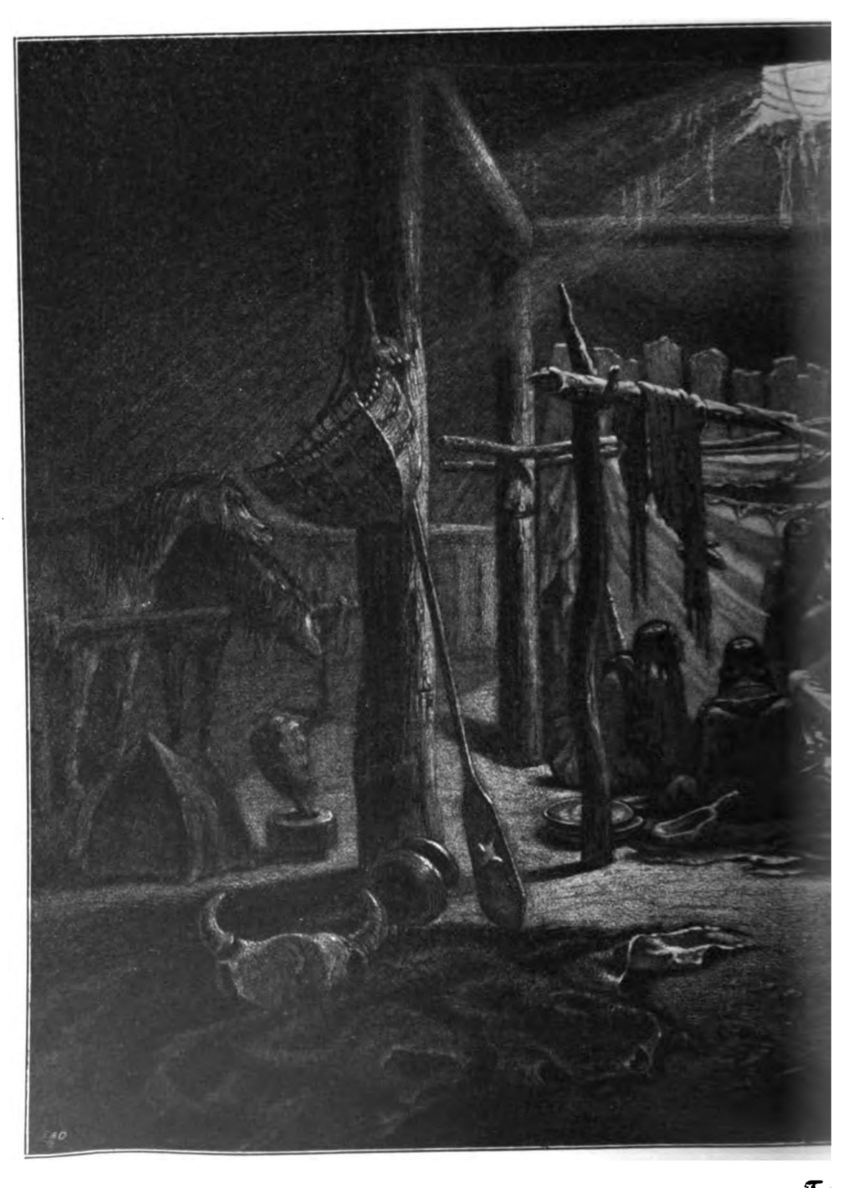
Tafel II.

Indianer, einen Büffel verfolgend. Nach Catlin.



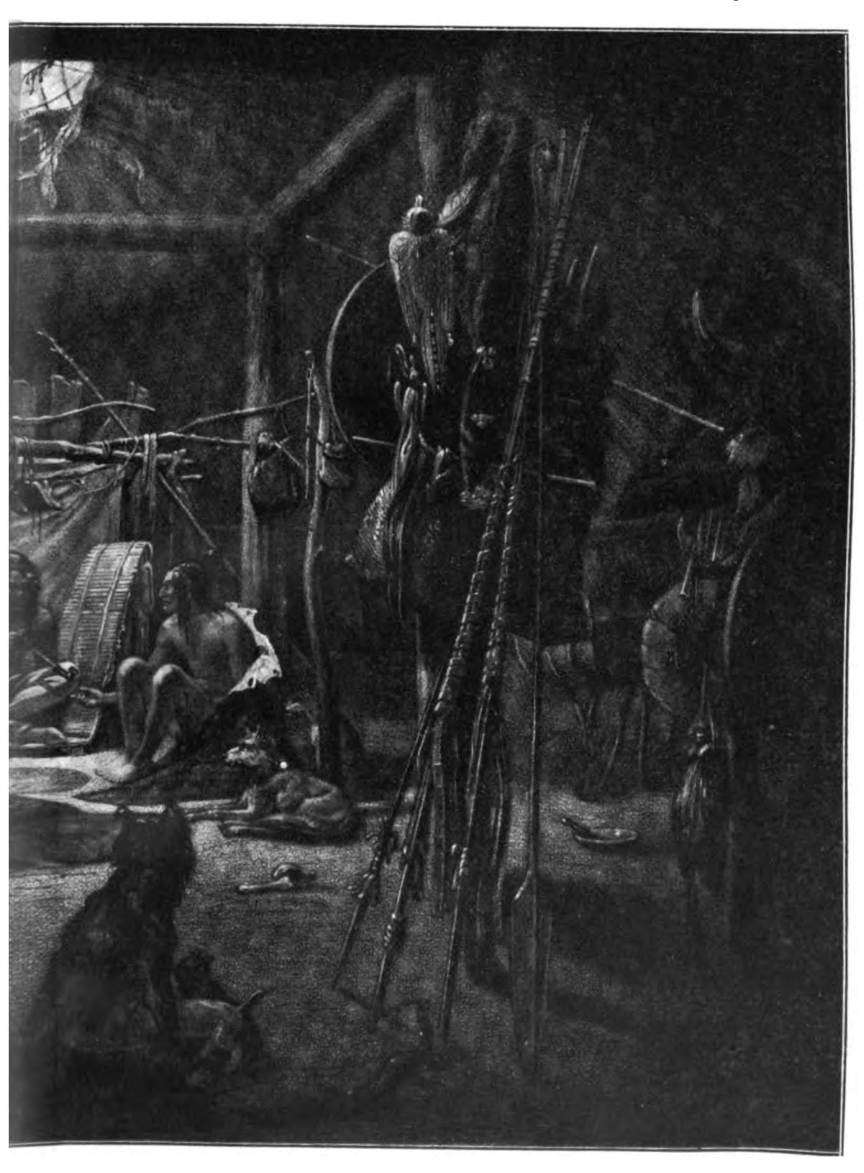
Tafel III.

Pferdekampf auf Island im Mittelalter. Nach einer alten Zeichnung in der Landesbücherei zu Reykjavik, welche Richard Palleske im Globus publiziert hat. — Diese Kämpfe der Hengste führten oftmals bis zum Tode. Der letzte nachweisbare Hengstkampf hat im Jahre 1623 stattgefunden.



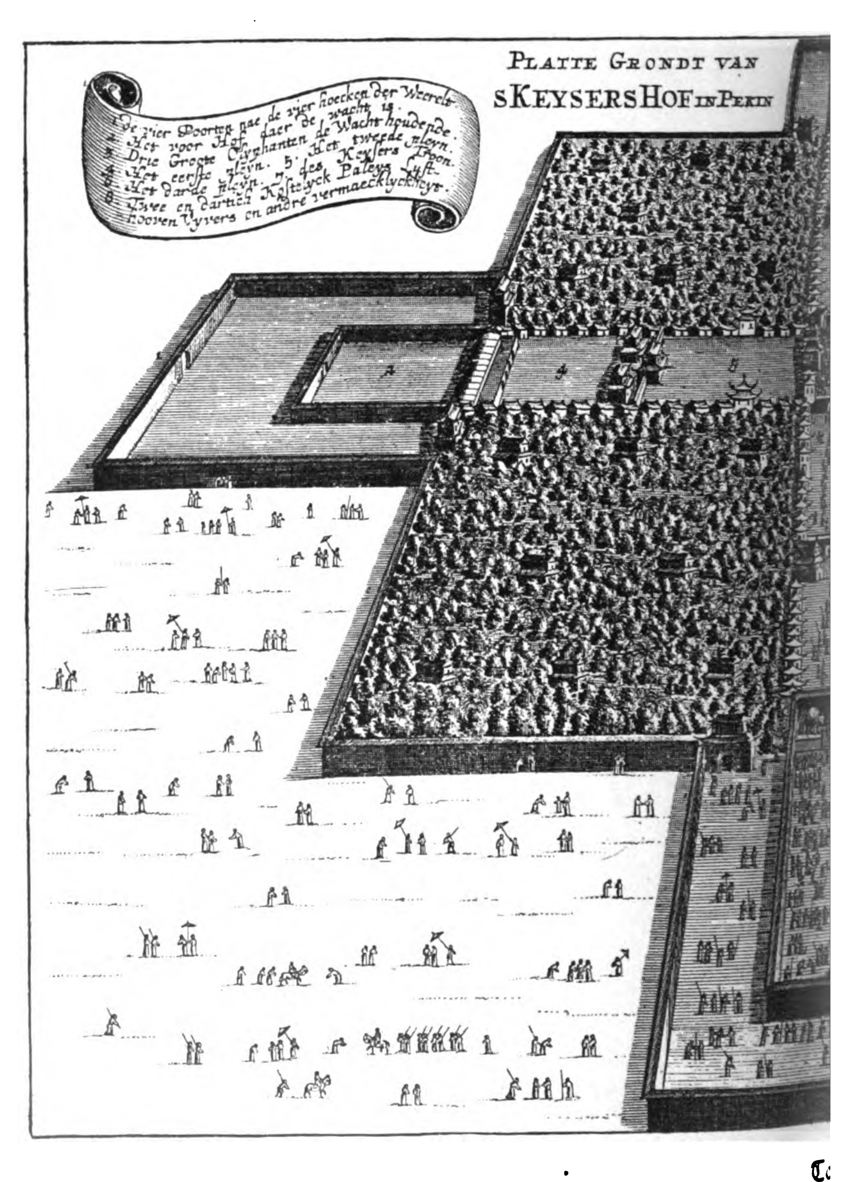
Ta

Die Behausung des patriarchalischen Ind



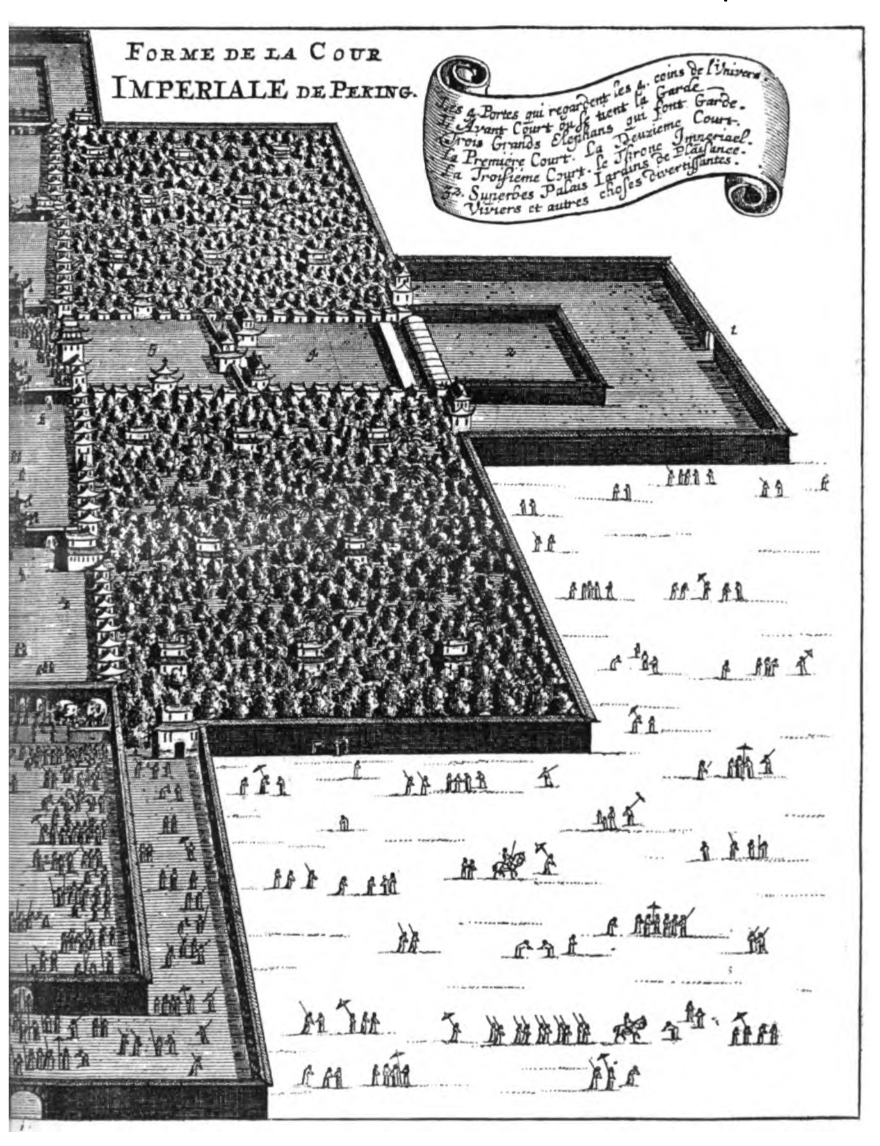
IV.

erhäuptlings. Nach Max Prinz zu Wied.



Ta

Die „Burg“ oder das „Schloß“ des erbliche



i V.

inesischen Kaisers. Nach dem alten Nieuhof.

Verzeichnis der Tafeln und Abbildungen.

Seite

Seite

Die Initialen enthalten sämtlich die Zeichnungen von Trinkgefäßen aus dem Bakuba-Bassangogebiet, welche sich im Besitze des Verfassers befinden.

Hans Unverzagt der Schiffstakler

Von

Eugen Kohlhauer
Korvettenkapitän a. D.

Preis elegant gebunden Mk. 4,—

Hans Unverzagt, der etwas verwöhnte und schwächliche Sohn eines Rheders in Hamburg, wird als Passagier an Bord der Brigg „Pelikan", die südlich um das Kap der guten Hoffnung nach der Südsee geht, geschickt, weil er Seeluft für seine Gesundheit braucht. Der erste Teil der Reise geht glücklich von statten. Aus Langeweile fängt der Muttersohn mit gründlicher Verachtung der „Strippen" und „Rundhölzer" in der Takelage an, sich für die Steuermannskunst zu interessieren und, da er das Gymnasium bis zur Prima besucht hat, so macht ihm die mathematische Grundlage wenig Schwierigkeit. In einfacher, allgemein verständlicher Weise wird ihm erklärt, wie mit Logg und Kompaß das Schiff seinen Weg über die See findet. Durch eine Bö verliert das Schiff in der Südsee seine Takelage. Kapitän und Steuermann gehen mit über Bord, und es bleiben Bootsmann, Zimmermann, Segelmacher und noch sechs Matrosen sowie der junge Passagier übrig, denen es gelingt, das Wrack klar zu machen. Das Schiff geht vor Notsegeln auf eine Insel zu und wird glücklich in einer Bucht zu Anker gebracht. Nachdem die jungen Leute die Insel durchforscht und bis zu den hohen Gebirgen menschenleer gefunden haben, beginnen sie, auf eigene Kraft angewiesen, Masten und Raen zu zimmern und wieder aufzutakeln. Letzteres wird so beschrieben, daß es instruktiv wirkt und den Zusammenhang der Takelage zum Verständnis bringt. Hans Unverzagt selbst greift kräftig mit zu und wird dadurch mit der Takelage gründlich vertraut. Endlich kann das Schiff wieder glücklich unter Segel gehen und wird so weit gebracht, daß es in einem frequenten Hafen einläuft und von dort vom Konsul mit Steuermann und Kapitän besetzt seine Heimfahrt antreten kann. Hans Unverzagt hat das Seemannsleben lieb gewonnen und fährt nachher weiter, um sein Steuermanns-Examen zu machen.

Das Buch hält den Charakter eines belehrenden Unterhaltungsbuches ein. Dadurch, daß bei der Takelung auf die Unterschiede zwischen Kriegs- und Kauffahrteischiff hingewiesen wird, bildet es eine Ergänzung zu dem anderen Werke vom Korvettenkapitän Kohlhauer „Der Marineoffizier" und eignet sich dazu, jungen Leuten Verständnis für das Seewesen beizubringen. Bekanntlich ist die Segelschiffahrt immer noch die Grundlage seemännischen Wissens und wird es auch bleiben. Das zeigt sich auch darin, daß sämtliche Schulschiffe der Kriegsmarine als Segelschiffe ausgerüstet werden.

Das Buch der Berufe

Ein Führer und Berater bei der Berufswahl

giebt von hervorragenden Fachleuten anziehend geschriebene Gesamtdarstellungen der Hauptberufe des Mannes mit Betrachtung der wissenschaftlichen und persönlichen Voraussetzungen, Beleuchtung des richtigen Studien- und Entwicklungsganges und Belehrung über die materiellen und idealen Aussichten.

Das Buch der Berufe will unter dem Motto: „Erkenne dich selbst" allen den jungen Leuten, die vor dem Abgang von der Schule und vor dem Eintritt in das Leben stehen, ein treuer Mentor sein und dieselben durch guten Rat vor Umwegen und dem Schicksal bewahren, den Beruf zu verfehlen.

Bis jetzt erschienen die Bände:

I. Band: **Der Marineoffizier** Von Eugen Kohlhauer, Korvettenkapitän a. D.

II. Band: **Der Elektrotechniker** Von Fritz Süchting, Ingenieur des städt. Elektrizitätswerks Bielefeld.

III. Band: **Der Ingenieur** Von Wilh. Freyer, Ingenieur und Lehrer an der höheren Maschinenbauschule zu Hagen i. W.

IV. Band: **Der Chemiker** Von Dr. Hermann Warnecke, Chemiker der Chem. Fabrik de Haën, List vor Hannover.

V. Band: **Der Offizier** Von Major Faller.

VI. Band: **Der Arzt** Von Dr. med. Georg Korn.

VII. Band: **Der Oberlehrer** Von Prof. Dr. Friedrich Seiler.

Weitere Bände in Vorbereitung

Jeder Band in elegantem Leinenband und reich illustriert

Preis jedes Bandes Mk. 4.—

Herr Professor Otto N. Witt sagt im **Prometheus** über das Buch der Berufe: Die vorstehend angezeigten Bücher sind für Leute geschrieben, für welche schon längst etwas hätte gethan werden sollen, nämlich für die unglücklichen Obertertianer und Sekundaner, welche noch immer nicht wissen, was sie werden sollen. Natürlich können bei dieser Gelegenheit auch die zugehörigen Eltern profitieren, indem sie ebenfalls diese Bücher durchlesen und es dem lieben Sohn leichter machen, zu einem endgültigen Entschluß zu kommen.

Die auffallende und so allein beklagte Erscheinung, daß unsere heranwachsende Jugend von heute absolut nicht weiß, was sie werden soll, hat durchaus nichts Auffallendes. Sie ist die natürliche Konsequenz unseres Unterrichtssystems in den Mittelschulen, welches einzig und allein das Gedächtnis erzieht und so gut wie gar keine Sorge auf das Beobachtungs- und Schlußfolgerungsvermögen der Jugend verwendet. Ehe die Kinder in die Schule kommen, wissen sie ganz genau, was sie werden wollen, in einem bestimmten Alter haben sie samt und sonders die Absicht, Kutscher zu werden, hierauf folgen successive die Perioden der Briefträger, Gärtner und Soldaten. Auch das ist ganz naturgemäß; so lange das Kind sich seiner Veranlagung gemäß entwickeln kann, beobachtet es die Vorgänge um sich her und faßt naturgemäß den Entschluß, dasselbe zu thun, was es die erwachsenen Leute, mit denen es am häufigsten in Berührung kommt, thun sieht. Erst in der Schule werden dem jungen Menschenkinde die Scheuklappen angelegt, es wird zur Abstraktion gezwungen, zum Operieren mit Dingen, die es nicht sehen kann, ehe es noch mit seinen Bestrebungen, sehen zu lernen, fertig geworden ist. Ein großer Teil gewöhnt sich so sehr an die angelegten Scheuklappen, daß er überhaupt gleichgültig gegen alles Beobachten wird und nur noch Interesse für Berufe empfindet, bei denen man überhaupt nicht zu beobachten braucht. In einem andern Teil unserer Kinder läßt sich aber der angeborene Trieb nach einem innigeren Kontakt mit der umgebenden Welt doch nicht ganz ertöten, sie sehnen sich nach etwas, was man nicht deklinieren und konjugieren kann, aber sie können das Ideal, welches ihnen vorschwebt, nicht finden, weil sie keine Zeit gehabt haben, sich um das zu kümmern, was in der Welt um sie vorgeht.

Für solche Naturen ist die Serie von Werken bestimmt, welche zu veröffentlichen die Verlagsbuchhandlung von Gebrüder Jänecke den glücklichen Gedanken gehabt hat. Sie schildern die Thätigkeit verschiedener nützlicher und umfassender Berufe in einer populären, leicht verständlichen Weise und sollen dadurch dem Knaben ein gewisses vorläufiges Urteil verschaffen, welches ihm die endgültige Wahl erleichtert.

Die Ausstattung der drei ersten Bände ist eine sehr gefällige. In gleichartigen originell entworfenen Leinenbänden umfaßt der Inhalt je etwas über 200 Seiten, Druck und Papier sind gut, eine sehr große Anzahl vortrefflicher Abbildungen unterstützen das Verständnis des Vorgetragenen. Die Einteilung des Inhaltes ist den verschiedenartigen Gegenständen entsprechend eine etwas verschiedene, doch wird in sämtlichen Bänden einerseits eine Schilderung dessen gegeben, was von dem Vertreter des betreffenden Berufes verlangt wird, und andererseits eine Darstellung der Ziele, welche zu erreichen er sich vornehmen kann, wenn er den betreffenden Beruf erwählt. Es ist daher namentlich auch auf die Wege Rücksicht genommen, welche einzuschlagen sind, um dem betreffenden Beruf sich zuzuwenden.

Daß die Aufgabe, welche den Verfassern dieser Werke gestellt worden ist, keine leichte war und in sehr verschiedener Weise gelöst werden kann, bedarf wohl kaum der Erwähnung. Jedenfalls aber kann man sagen, daß die Verlagsbuchhandlung sich durch ihr zeitgemäßes Unternehmen ein großes Verdienst erworben hat und daß sie darauf rechnen kann, mit dieser Publikation vielfachen Segen zu stiften.

